Volks-Ausgabe. Preis für jeden Band 20 Sgr.

Geschichte Friedrichs des Großen

von

Thomas Carlyle.

Deutsch von J. Neuberg.



Erster Band.

Berlin, 1863.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

C. ŒUVRES POÉTIQUES. VI VOLUMES.

TOMES X. et XI. Œuvres du Philosophe de Sans-Souci.
TOMES XII. et XIII. Poésies posthumes. 1 Fac-simile.
TOME XIV. Poésies éparses.
TOME XV. Mélanges littéraires.
Tomes X—XV. 1848—1850. 112¾ feuilles.

D. CORRESPONDANCE. XII VOLUMES.

Les tomes XVI—XXV. forment la Correspondance familière, amicale et littéraire, et contiennent 2923 lettres.
TOME XXVI. Correspondances de Frédéric avec sa femme, sa mère et ses trois frères.
TOME XXVII.
Première partie. Correspondances de Frédéric avec ses six soeurs.
Seconde partie. Correspondances de Frédéric avec ses autres parents de sang et avec ses parents par alliance.
Troisième partie. Correspondance allemande de Frédéric avec son père et avec diverses personnes. 2 Fac-simile.
(Ces deux volumes contiennent 1546 lettres, dont 1289 de Frédéric.)
(Toute la Correspondance (tomes XVI—XXVII) contient 4469 lettres, dont 3089 de Frédéric.)
Tomes XVI—XXVII. 1851—1856. 384 feuilles.

E. ŒUVRES MILITAIRES. III VOLUMES.

TOME XXVIII. Huit ouvrages en langue française, parmi eux: Les principes généraux de la guerre, appliqués à la tactique et à la discipline des troupes prussiennes. 9 plans.
TOME XXIX. Huit ouvrages en langue française, parmi eux: Eléments de castramétrie et de tactique.
TOME XXX. Trente-huit instructions militaires, dispositions, règlements et ordres en langue allemande. 14 plans.
Plans relatifs aux Oeuvres militaires. 51 plans in-folio.
Tomes XXVIII., XXIX. et XXX. 1856. 52¼ feuilles et 51 plans.
TABLE chronologique générale des ouvrages de Frédéric le Grand et catalogue raisonné des écrits qui lui sont attribués. 1857. 11 feuilles.

On vend séparément:

ŒUVRES HISTORIQUES, 7 volumes. Prix: 7½ thalers.

Geschichte

Friedrichs II. von Preußen

genannt

Friedrich der Grosse.

Erster Band.

Geschichte
Friedrichs II. von Preußen
genannt
Friedrich der Grosse

von

Thomas Carlyle.

Deutsch von

J. Neuberg,

Uebersetzer der »Beiträge zum Evangelium der Arbeit«, der »Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung« ꝛc. von demselben.

(Deutsche vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.)

Erster Band.

Berlin. 1863.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

Inhalt des ersten Bandes.

Buch I.

Geburt und Abstammung. 1712.

Buch II.

Von Brandenburg und den Hohenzollern. 928—1417.

Buch III.

Die Hohenzollern in Brandenburg. 1412—1713.

Buch IV.

Friedrich's Lehrjahre, erste Stufe. 1713—1723.

Buch V.

Das Doppelheirathsproject, und in welches Element es gerieth. 1723—1726.

Berichtigung.

S. 321, Z. 10. von unten muß es heißen: "siebenundzwanzig" statt "sechzehn".

Erstes Buch.

Geburt und Abstammung.

1712.

Erstes Capitel.

Vorerinnerung: Friedrich's Geschichte aus der Ferne, in der wir stehen.

Vor etwa achtzig Jahren pflegte man auf den Terrassen von Sanssouci gewöhnlich am Nachmittag einen alten Mann eine kurze Weile umherspazieren zu sehen, oder man mochte ihn zu einer früheren Stunde auch wohl sonstwo treffen, zu Pferde oder zu Wagen in rascher Geschäftsweise auf der Landstraße oder in den lichten Gehölzen und den Alleen jener verflochtenen amphibischen Umgegend von Potsdam: einen höchst anziehenden mageren kleinen alten Mann von behender, wenn auch ein wenig gebückter Gestalt, dessen Name unter Fremden König Friedrich der Zweite oder Friedrich der Große von Preußen war und daheim unter dem Volke, das ihn innig liebte und verehrte, Vater Fritz — ein Ausdruck von Vertraulichkeit, welche in diesem Falle mit nichten Geringschätzung erzeugt hatte. [1] Er ist jeder Zoll ein König, wenn auch ohne Königsschmuck; zeigt sich in einer spartanischen Schlichtheit der Tracht: keine Krone außer einem alten dreieckigen Militairhut, — gewöhnlich einem alten oder zu absoluter Weichheit getrampelten und gekneteten, wenn neu; — kein Scepter außer einem gleich Agamemnons, ein im Walde geschnittener Spazierstock, der zugleich zum Reitstock dient (womit er seinem Gaul 'zwischen die Ohren haut' wird gemeldet); — und zum Königsmantel ein gewöhnlicher Soldatenrock, blau mit rothen Aufschlägen, welcher Rock wahrscheinlich alt und sicher vorn reichlich mit Spaniol gepudert ist; übriger Anzug matt, unauffallend in Farbe oder Schnitt, endigend in hohen, über die Kniee gehenden Militairstiefeln, die gebürstet (und hoffentlich mit einem verstohlenen Tropfen Oel weich gehalten) aber nicht geschwärzt oder gewichst werden dürfen: der Rußtopf ist auf's Strengste verboten.

[1] 'Familiarity breeds contempt, Vertraulichkeit erzeugt Geringschätzung' lautet ein englisches Sprichwort. Anmerk. d. Uebers.

Der Mann ist eben so wenig von göttlicher Physiognomie als imponirend in Wuchs oder Costüm: festgeschlossener Mund mit dünnen Lippen, hervorstehende Kinnlade und Nase, zurücktretende Stirn, durchaus nicht von olympischer Höhe; jedoch ist der Kopf lang und ein Paar superlative graue Augen stecken darin. Nicht was man einen schönen Mann nennt, und allem Anschein nach auch nicht was man einen glücklichen nennt. Im Gegentheil trägt das Gesicht Spuren von vielen Leiden, wie man es nennt, von vieler in dieser Welt vollbrachten schweren Arbeit, und scheint auch sonst nichts zu gewärtigen, als daß ihm deren noch mehr bevorstehe. Ruhiger Stoicismus, wohl empfänglich für die Freuden die es giebt, aber keiner gewärtig die der Rede werth, viel unbewußter und ein wenig bewußter Stolz, gemildert durch einen Zug heiterer spottlustiger Laune, sind geschrieben auf dem alten Gesicht, das sein Kinn lebhaft vorstreckt, trotz des ein wenig gebückten Nackens; Schnupfnase etwas in die Höhe geworfen unter dem alten dreieckigen Hut, — wie ein schnüffelnder alter Löwe auf der Lauer; — und solch ein Paar Augen, wie sonst kein Mensch noch Löwe noch Luchs in jenem Jahrhundert sie getragen, nach allem Zeugniß, das wir besitzen. "Diese Augen", sagt Mirabeau, "welche auf Geheiß seiner großen Seele Bezauberung oder Schrecken einflößten (portaient au gré de sa grande âme la séduction ou la terreur)!"[1] Allervortrefflichste mächtige glanzvolle Augen, schnell-strahlend wie die Sterne, fest und unverwandt wie die Sonne, grau sagten wir, hinlänglich groß, nicht glotzig; ihr gewöhnlicher Ausdruck: Wachsamkeit und durchdringender Verstand, Schnellheit-auf Tiefe ruhend, welches eine vortreffliche Combination ist und uns die Idee giebt von einem flammenden äußeren Glanze, der aus einem großen inneren Lichte und Feuermeer im Menschen entspringt. Die Stimme, wenn er mit dir redet, entspricht dieser Physiognomie: hell, melodisch und sonor; alle Töne sind darin, von dem Tone freimüthiger Erkundigung, anmuthiger Geselligkeit, leicht fließender (meist etwas stacheliger) Neckerei, bis hinauf zum entschiedenen Wort des Befehls, hinauf zum vernichtenden Wort des Verweises und der Verdammung: eine Stimme 'die hellste und im Gespräch angenehmste, so ich je gehört', meldet der witzige Doctor Moore.[2] 'Er spricht sehr viel', fährt der Doctor fort, 'jedoch wer ihn 'hört, bedauert, daß er nicht noch viel mehr spricht. Seine

[1] Mirabeau: Histoire Secrète de la Cour de Berlin, lettre 28me (24. Sept. 1786) p. 128 (in der Pariser Auflage, 1821).

[2] Moore: View of Society and Manners in France, Switzerland and Germany (London 1779) II. 246.

'Bemerkungen sind allezeit lebhaft, sehr oft treffend, und wenige 'Menschen besitzen das Talent der Repartie in einer größeren 'Vollkommenheit.'

Gerade vor nunmehr siebzig Jahren [1] kam sein Sprechen und sein Wirken zu Ende in dieser zeitlichen Welt und er verschwand aus aller Augen nach anderen Welten und ließ den Menschen viel zu fragen, was, wie meine Leser und ich nur zu sehr fühlen mögen, noch keineswegs genügend beantwortet. Was freilich sein Reden betrifft, wennschon es den ihm eben beigemessenen Werth hätte und noch darüber, und wennschon Massen davon in Prosa und Vers mit aller Muße von ihm selber zu Papier gebracht, fortwährend gedruckt und lesbar erhalten werden; so ist, was er gesprochen, nun ziemlich ins Leere verschwunden und geht, außer als Bericht oder Urkunde von Dem, was er gethan, die Menschheit kaum mehr etwas an. Aber die Dinge, die er gethan, waren äußerst merkwürdig und können von der Menschheit nicht vergessen werden. In der That tragen sie noch zur heutigen Stunde solche Frucht, daß alle Zeitungen nothgedrungen sind, Kunde davon zu nehmen, mitunter bis zu einem unangenehmen Grade. Redacteure mit vager Unklarheit veranschlagen diesen Mann als den 'Schöpfer der preußischen Monarchie', die seitdem so bedeutend in der Welt geworden, und so beschwerlich für die Redacteursgehirne hier zu Lande und anderswo. Er war allerdings der Erste, der auf alleröffentlichste Weise ihre Schöpfung anmeldete, der aller Welt kund und zu wissen that, daß sie leibhaftig zur Welt gekommen sei, dastehe auf ihren eigenen Füßen und, Dank dem Anstoß, den sie von ihm und Anderen erhalten, wohl noch einen langen Weg gehen werde, welches sie demgemäß auch wirklich gethan und auch noch ferner thun dürfe in einem Grade, wovon sich der britische Redacteur in unserer Zeit wenig träumen läßt, dessen Prophezeiungen über Preußen und Einsicht in preußische Dinge, vergangene, gegenwärtige oder zukünftige, wahrlich noch wenig sagen wollen im Verhältniß zu dem Lärm, den er damit macht! Umsomehr Schade für ihn — und auch für mich mit meinem gegenwärtigen Unternehmen.

Diese Gestalt, die wir mit dem Auge des Geistes in jener Potsdamer Gegend gesehen, sichtbar zum letztenmal vor siebzig Jahren, ist es, von der wir nun zur Stillung aufrichtiger menschlicher Neugierde zu handeln haben. Wir müssen versuchen, uns irgend eine historische Auffassung von diesem Mann und König zu verschaffen, irgend eine Antwort zu finden auf die

[1] A. D. 1856 — 17. August 1786.

Fragen: „Was war er denn? Woher, wieso? Und was hat er vollbracht und gelitten in der Welt?“ — eine Antwort der Art, daß sie sich der aufrichtigen Menschheit als zulässig bewähren möge, besonders aber daß sie der Thatsache (die dunkel zwar, aber wirklich und unabänderlich dasteht) entspreche und so der einstmaligen Zulässigkeit gewiß sei.

Ein Unternehmen, welches sich, je länger man es betrachtet, um so schwieriger — nicht zu sagen unbesiegbar erweist! In welcher Hinsicht es wohl gut wäre, wenn es sich bequem thun ließe, mit dem Leser über einen oder zwei Punkte zu einem vorläufigen Verständniß zu gelangen. Hier, auf losen Blättern fliegend, sind gewisse gelegentliche Aeußerungen, von verschiedenen Daten: diese, da das Thema schwierig ist, will ich blos überschreiben und einschalten, anstatt einer förmlichen Abhandlung, die allzuleicht in eine Wehklage oder in sonst etwas Unangenehmes umschlagen könnte.

1. Friedrich damals und Friedrich jetzt.

Es war dies ein Mann, der unendliche Aufmerksamkeit unter seinen Zeitgenossen erregt, den Zeugen erstaunlicher Thaten, die er in der Welt ausgeführt, sehr bedenklicher Ansichten und Handlungsweisen, die er gegen die Welt und ihre Kritik zu behaupten gewußt. Wie das ein ursprünglicher Mensch allzeit zu thun hat, wieviel mehr erst ein ursprünglicher Herrscher über Menschen. In der That hatte es die Welt sich sauer werden lassen, ihn unterzukriegen, wie sie bewußter oder unbewußter Weise immer mit seines Gleichen thut, und hatte es nach den allerbewußtesten Anstrengungen und, zu einer Zeit, dem krampfhaften Zusammennehmen aller ihrer Kräfte durch sieben Jahre, müssen bleiben lassen. Fürsten und Gewalten, kaiserliche, königliche, czarische, päpstliche, Feinde unzählbar wie der Sand am Meere, waren gegen ihn aufgestanden; nur ein Hülfsgenosse übrig unter den Potentaten der Welt (und dieser Eine nur so lange die Hülfe erwidert wurde); und er führte ihnen sämmtlich einen solchen Tanz auf, daß die Menschheit und sie erstaunt waren.

Kein Wunder, daß er von ihnen der Aufmerksamkeit werth gehalten worden. Jeder ursprüngliche Mensch von einiger Größe ist derselben werth; — ja auf die Länge, wer oder was sonst wäre das? Aber nun, wieviel mehr erst, wenn unser ursprünglicher Mensch ein König über Menschen war; dessen Bewegungen polarisch waren und von Tag zu Tag die der Welt mit sich führten. Der Simson Agonistes, — und wäre sein Leben wie Samuel Johnston's in schmutzigen Dachstuben verlaufen und das Ergebniß desselben nur einige Bischen beschriebenen Papiers, —

der Agonistes und die Art und Weise seines Benehmens in der *Philister*-Mühle; das ist immer ein Schauspiel von wahrhaft epischer und tragischer Natur. Umsomehr wenn unser Simson, königlich oder nicht, noch nicht geblendet oder an's Rad gejocht ist, vielmehr noch wenn er seine Feinde überwältigt nicht durch selbstmörderisches Verfahren, sondern zuletzt, sein wunderwirkendes Kampfzeug schwingend, ausmarschirt und ihre Mühle und sie zerrütteten Zustandes hinter sich läßt, was dieser König Friedrich in aller Wirklichkeit gethan.

Denn er hinterließ die Welt, man darf sagen, gänzlich bankerott, in bodenlose Abgründe der Zerstörung gefallen; er selber noch im zahlungsfähigen Stande und mit festem Boden unter sich, ihn und das Seinige zu tragen. Als er starb, 1786, dröhnte das gewaltige, seitdem französische Revolution genannte Phänomen bereits vernehmbar in den Tiefen der Welt, ringsum von meteorisch electrischem Wetterleuchten am Horizont verkündet. Seltsam genug, einer von Friedrichs letzten Besuchern war Gabriel Honoré *Riquetti*, Graf von Mirabeau. Diese Zwei sahen sich zweimal, auf eine halbe Stunde jedesmal. Der letzte der alten Götter und der erste der neuern Titanen; — ehe Pelion auf Ossa sprang und die faule Erde, endlich Feuer fangend, ihre verderbten mephitischen Elemente in vulkanischem Donner aufgehen ließ. Auch dies ist eine der Eigenthümlichkeiten Friedrichs, daß er bisher der letzte der Könige ist; daß er die französische Revolution einführt und eine Epoche der Weltgeschichte abschließt, das Königs-Handwerk auf immer endigend, glauben Manche, die in tiefer Finsterniß befangen sind über Königthum und über ihn.

Die französische Revolution hat ungefähr ein halbes Jahrhundert lang Friedrich, man kann sagen, gänzlich überschwemmt, aus den Gedächtnissen der Menschen getilgt; und nun, da er wieder zu Tage kommt, erscheint er entstellt unter seltsamen Schlamm-Inkrustirungen, und die Augen der Menschheit blicken von einem sonderbar veränderten, was wir nennen müssen, schiefen und verkehrten Gesichtspunkt aus auf ihn. Das ist eine der Schwierigkeiten in der Behandlung seiner Geschichte, — besonders wenn es sich so trifft, daß man an Beides, die französische Revolution und ihn glaubt; das will sagen an Beides: daß das echte Königthum ewig unentbehrlich ist, und die Zerstörung des Scheinkönigthums (ein fürchterliches Geschäft) gelegentlich.

Beim Ausbruch jener gewaltigen Explosion und Selbsttödtung seines Jahrhunderts sank Friedrich in relative Dunkelheit, verfinstert inmitten jenes allgemeinen Erdbebens, dessen

Staub allein schon die ganze Luft verdüsterte und den Tag in schreckliche Mitternacht kehrte. Schwarze Mitternacht, nur von der Helle lodernder Feuersbrünste unterbrochen, — in welcher für unsere erschrockene Einbildung nicht Menschen, französische oder andere, zu sehen waren, sondern grausige Omen und Gestalten rächender Götter, zürnend einherschreitend. Man muß zugeben, die Figur Napoleons war titanisch, namentlich für das Geschlecht, das ihn schauete, und schauernd erwartete von ihm verschlungen zu werden. Ueberhaupt war in jener französischen Revolution Alles in einem gewaltigen Maßstabe; wenn nicht größer als irgend Etwas in der menschlichen Erfahrung, mindestens grandioser. Dabei ward Alles in Bülletins verkündigt, die an die Viergroschengallerie gerichtet waren; und es befanden sich Kerle auf den Brettern mit Säbeln so breit, Backenbärten so dicht, Kehlen von solcher Stärke, und mit solchen Massen von Menschen und Schießpulver zu ihrer Disposition, wie bis dahin nie erhört worden. Wie sie brüllten, einherschritten und polterten, Jupiters Donner zum Erstaunen nachmachend! Schreckhafte Bramarbas-Gestalten, mit entsetzlichen Backenbärten, endlosen Pulvervorräthen, nicht ohne hinlängliche Ferocität und sogar mit einem gewissen Heroismus, Bühnenheroismus, in ihrem Wesen, im Vergleich mit denen es der Viergroschengallerie und dem erschütterten Theater überhaupt dünkte, als hätte es nie zuvor Generäle und Machthaber gegeben, als wäre Friedrich, Gustav Adolf, Cromwell, Wilhelm der Eroberer fortan nicht mehr der Rede werth.

Dies Alles hat sich jedoch binnen einem halben Jahrhundert beträchtlich geändert. Wie die Bramarbas-Ausstaffirung nach und nach hinweggerissen wird, sieht man die natürliche Größe besser; aus dem Bülletinstyl in den Styl der Thatsache und Geschichte übersetzt, sind Wunder, sogar für die Viergroschengallerie nicht ganz so wunderbar. Es zeigt sich allmälig wieder, daß große Menschen vor der Aera der Bülletins und Agamemnons gelebt haben. Austerlitz und Wagram verschossen mehr Pulver, — Pulver wahrscheinlich im Verhältniß von zehn zu eins oder hundert zu eins, — brachten aber alle beide dem Feinde nicht das Zehntel von der Niederlage bei, wie jene von Roßbach, bewerkstelligt durch strategische Kunst, menschliche Genialität und Herzhaftigkeit und die Einbuße von 478 Mann. Ebenso Leuthen; die Schlacht von Leuthen (wie wenige englische Leser auch davon gehört haben) darf sich ganz gut sehen lassen neben jedem Napoleonischen oder sonstigem Siege. Denn die feindliche Uebermacht war wenig unter drei gegen eins, die Güte der Truppen

war nicht sehr ungleich, und nur der General war von vollendeter Ueberlegenheit und die Niederlage eine Vernichtung. Napoleon freilich, vermöge eines unerhörten Aufwandes von Menschen und Schießpulver, überzog ganz Europa auf eine Weile; aber niemals vertheidigte Napoleon, vermöge wirthschaftlicher Handhabung und weisen Verwendens seiner Leute und seines Pulvers, ein kleines Preußen gegen das gesammte Europa, Jahr aus Jahr ein, sieben Jahre lang, bis Europa es satt war und das Unternehmen aufgab, als ein unausführbares. Ist erst einmal die Bramarbas-Ausstaffirung ganz und gar hinweggerissen und die Viergroschengallerie gänzlich beschwichtigt, so wird es sich herausstellen, daß es große Könige vor Napoleon gegeben, — und auch eine Kriegskunst, begründet auf Wahrhaftigkeit und menschlichen Muth und Einsicht, nicht auf bramarbassischer Rodomontade, grandiosem Rinaldinismus, Revolutionsschwindel und maßlosem Aufwand von Menschen und Schießpulver. 'Es kann einer mit sehr großem Pinsel malen, ohne deshalb ein großer Maler zu sein,' sagt ein satirischer Freund! Dies giebt sich immer mehr kund, indem der Staubwirbelwind und gewaltige Lärm der vergangenen Generation sich nachgerade wieder legt.

2. Das Achtzehnte Jahrhundert.

Eine der großen Schwierigkeiten in einer Geschichte Friedrichs ist fortwährend eben diese: Daß er in einem Jahrhundert lebte, welches keine Geschichte hat und wenig oder keine haben kann, ein Jahrhundert, so reich an angehäuften Falschthümern, — indem der traurige Reichthum, ihm durch Erbschaft zugewachsen, immer Zinseszins tragend und immer mehr zunehmend durch neue Erwerbungen auf den Grund eines so unermeßlichen stehenden Capitals, — reich in dieser schlimmen Art wie kein Jahrhundert zuvor gewesen! das nicht einmal das Bewußtsein mehr hatte, daß es falsch sei, so falsch war es geworden, und war so versunken in falschem Wesen und gesättigt damit bis auf die Knochen, daß — überhaupt das Maß des Dinges voll war und eine französische Revolution ihm ein Ende machen mußte. Viel Wahrhaftigkeit in einem solchen Element zu bewahren, war, besonders für einen König, ohne Zweifel doppelt merkwürdig. Wie aber nun den Mann aus seinem Jahrhundert herauswinden? Wie den Mann, der eine sehenswerthe Realität war, zeigen und doch sein Jahrhundert als eine Hypokrisie, die da würdig ist, verborgen und vergessen zu werden, möglichst auf sich beruhen lassen?

Das Achtzehnte Jahrhundert aufzuerwecken, oder mehr als nothwendig die armseligen und gemeinen Persönlichkeiten und Verhandlungen einer so zu uns stehenden Epoche zur Schau zu stellen, kann meine Absicht nicht sein bei dieser Gelegenheit. Das Achtzehnte Jahrhundert gestaltet sich mir bekanntlich mit nichten als ein liebliches, das in Erinnerung gehalten oder unnöthiger Weise besprochen zu werden braucht. Für mich hat das Achtzehnte Jahrhundert nichts Großes in sich, außer jenem großen allgemeinen Selbstmord, französische Revolution genannt, wodurch es sein übrigens höchst nichtswürdiges Dasein mit wenigstens Einer würdigen Handlung vollendete, — indem es sein uraltes Haus und sich selber in Brand steckte und in Flammen und vulcanischen Ausbrüchen aufging, auf eine wahrhaft merkwürdige und bedeutsame Art. Ein sehr passendes Ende, wie ich mit Dank fühle, für solch' ein Jahrhundert. Ein verschwenderisches, betrügerisch-bankerottes Jahrhundert, endlich völlig insolvent geworden, ohne wirkliches Geld der Leistung in der Tasche, und die Läden sich weigernd Hypokrisien und Scheindinge an Zahlung zu nehmen: — was konnte das arme Jahrhundert thun, als eingestehen: 'Wohlan, es ist an dem. Ich bin ein Schwindler-Jahrhundert und bin es seit lange gewesen, habe den Kniff dazu von meinem Vater und Großvater gelernt, verstehe kaum ein anderes Geschäft als mit falschen Wechseln, und dachte thörichter Weise, es würde dies ewig dauern und immer noch der günstiger gestellten Minorität wenigstens Braten und Mehlspeise bringen. Und siehe da, es hat ein Ende, und ich bin ein entlarvter Schwindler und habe nicht einmal zu essen. Was bleibt mir übrig, als daß ich mir eine Kugel vor den Kopf schieße und wenigstens Eine wahre Handlung verrichte?' — welches das arme Jahrhundert auch that; ihm sei Dank dafür unter den Umständen.

Denn es bedurfte einmal wieder einer göttlichen Offenbarung an die erstarrten frivolen Menschenkinder, wenn sie nicht völlig in den Affenzustand versinken sollten. Und in jener Windsbraut des Universums — die Lichter verlöscht und die zerrissenen Trümmer der Erde und Hölle zum Empyrium hinan geschmettert; schwarze Windsbraut, die sogar Affen ernst und die mehrsten von ihnen verrückt machte, — war, für Menschen, eine Stimme vernehmbar, eine Stimme einmal wieder aus dem Innersten der Dinge, gleichsam sagend: 'Das Lügen ist nicht erlaubt in diesem Universum. Der Lohn des Lügens, seht Ihr, ist der Tod. Lügen bedeutet Verdammniß in diesem Universum, und Beelzebub, wenn auch noch so herausgeschmückt mit Krone

und Infulen, ist nicht Gott!' Dies war eine, in Wahrheit als des Ewigen zu nennende Offenbarung in unserm armen Achtzehnten Jahrhundert, und hat von da an die Beschaffenheit des besagten Jahrhunderts für den Historiker bedeutend geändert.

Wodurch, kurzum, jenes Jahrhundert völlig confiscirt, bankerott geworden, dem Gant überlassen ist; und Trödler sortiren gegenwärtig, in verworrener betrübender Weise, was davon noch werthhabend oder verkäuflich ist. Und es liegt im Grunde zusammengehäuft in unserer Vorstellung als eine unheilvolle schiffbrüchige Nichtigkeit, bei der zu verweilen nicht ersprießlich ist, eine Art dämmernder chaotischer Hintergrund, worauf die Gestalten, die einiges Wahrhafte in sich hatten, — eine kleine und mit der zunehmenden Strenge unserer Forderungen immer kleiner werdende Genossenschaft, — für uns abgebildet stehen. — 'Und dennoch ist es nicht das Jahrhundert unserer eigenen Großväter?' ruft der Leser. Ja doch, Leser; allerdings. Es ist der Boden, dem wir selbst entsprungen, auf dem wir unmittelbar nun fußen und worin wir, Nahrung suchend, zuerst Wurzel schlagen müssen: — und leider in großen Bezirken der praktischen Welt florirt es (was wir besonders unter e s verstehen) noch fortwährend rings um uns her! Es ganz zu vergessen ist noch nicht möglich und wäre auch nicht ersprießlich. Was damit machen und mit seinen vergessenen Narretheien und 'Geschichten', die nur des Vergessens würdig? — Wohlan: so viel desselben als von Natur aus f e s t h a f t e t; was desselben nicht abgelöst werden kann von unserem Helden und seinem Wirken: ungefähr so viel und nicht mehr! Sei das unser Uebereinkommen in Betreff desselben.

3. Englische Voreingenommenheiten.

Mit solchen Ladungen von Büchern und gedruckten Urkunden, die es über Friedrich giebt, hat es stets, selbst für einen Fremden, möglich geschienen, einiges wirkliche Verständniß über ihn zu erlangen; — wiewohl ich praktisch, hier und jetzt, einzugestehen habe, daß es sich über alle Begriffe schwierig zeigt. Leider sind die Bücher nicht kosmisch, sie sind chaotisch, und beweisen sich unerwartet baar an Belehrung für uns. Wenig nützt ein Talent zum Schreiben, wenn nicht vor allem ein Talent dabei ist, einzusehen, loyal zu erkennen, um zu unterscheiden was eigentlich geschrieben werden soll! Bücher, meist dem Chaos entstammt, — denen alles, sogar ein Register abgeht, — sind ein peinlich Ding. Mit Kummer und Ekel durchwanderst du diese Büchervielheit; du weilest in endlosen Regio-

nen des Oberflächlichen, des Nichtssagenden: deinem wirre gemachten Sinne ist es, als wäre Einsicht in das eigentliche Wesen Friedrichs und seiner Dinge nirgendwo zu haben. Die Wahrheit ist, der preußische Dryasdust[1], wenn auch übrigens ein ehrlicher Kerl und keine Arbeit scheuend, übertrifft alle neuere annoch bekannte Dryasduste; ich habe oft schmerzhaft empfunden, als gäbe es in der Natur an Blödigkeit, Düsterkeit, unmethodischer Plattheit nichts ihm vergleichbar. Er schreibt schwere Bücher, denen fast jede Eigenschaft abgeht, und macht nicht einmal ein Register dazu. Er hat aus Friedrichs Geschichte eine weit gespreitete, unorganische, pfadlose Sache gemacht, unheimlich für Dein Gemüth und unfruchtbar wie ein Continent von brandenburgischem Sand! — Genug, er konnte es wohl nicht anders: ich habe gestrebt, ihm zu vergeben. Mag der Leser nun mir vergeben und zuweilen bedenken, was mein Rohstoff war! —

Seltsam genug, Friedrich lebte in der Schreibaera, — in der Frühe jener wunderbaren Aera, die für uns zu einem solchen Mittag geworden, — und sein Lieblingsumgang seine ganze Regierung hindurch war mit der literarischen oder schreibenden Klasse. Und sie haben auch nicht ermangelt über ihn zu schreiben, sie unter Anderen, Langes und Breites; und es ist auffallend, wie wenig eigentliches Licht über irgend welchen Punkt seines Daseins oder seiner Umgebung sie zu verbreiten bewerkstelligt haben. Gar dunkel, zumeist ein bloßes epigrammatisches Gesprudel von sichtbarer Finsterniß, ist das 'Bild', das sie sich von Friedrich und seinem Lande und seinem Jahrhundert gemacht. Leute 'von Genie', wie es scheint? Ach nein, Leute, denen der wahre Blick fehlt, und das loyale Herz zu allererst. So weit meine Beobachtung geht, hat, mit der einzigen Ausnahme Mirabeau's auf eine Stunde, niemand, den man Genie oder begabt mit einer angemessenen Kraft menschlichen Einblickes nennen könnte, eigenpersönlich Friedrich angeschaut. Hätten viele dergleichen Menschen nach einander seine Geschichte und ihn angeschaut, würden wir die letztere jetzt nicht in einem solchen Zustande gefunden haben. Noch völlig chaotisch als eine Geschichte, sogar der Register und mechanischen Vorrichtungen fatal entblößt: Friedrichs eigentliches Wesen, und sein Land, und sein

[1] 'Doctor Jonas Dryasdust,' der 'gelehrte Verfasser der Versuche über das Horn des Königs Ulphus,' ist den Lesern der Waverley-Romane vielleicht erinnerlich. Unserm Verfasser dient er schon lange und beständig zum armen Sündenbock der gelehrten Pedanterei, die dem nach Brod Suchenden meist nur Steine bietet. D. Uebers.

Jahrhundert noch unentziffert, alle drei sehr dunkle Phänomene für den intelligenten Theil der Menschheit.

In Preußen hat man schon lange mit einem gewissen hartnäckigen obschon planlosen Fleiß nach den äußeren Einzelheiten von Friedrichs Lebensgeschichte gegraben, wiewohl, was das Organisiren derselben, Ordnen oder auch nur Mitzettelversehen derselben anbelangt, geschweige was die mindeste Auslegung oder menschliche Schilderung des Mannes und seiner Angelegenheiten betrifft, — danach braucht man sich nicht in Preußen zu erkundigen. In Frankreich, in England ist es noch schlimmer; da herrscht eine ungeheure Unwissenheit sogar über die äußeren Thatsachen und Erscheinungen von Friedrichs Leben, und anstatt der preußischen Nichtauslegung findet man bei diesen leeren Umständen eine große Bereitheit zum Auslegen, wodurch Urtheile und vorgefaßte Meinungen unter uns gang und gäbe sind, besonders über Friedrichs Charakter, die auf großer Unwissenheit beruhen.

Für Engländer sind die Quellen der Kenntniß oder Ueberzeugung über Friedrich, nach meiner Beobachtung, hauptsächlich diese zwei: Erstens, was seinen öffentlichen Charakter betrifft, ist es eine allerwichtige Thatsache, nicht für ihn, aber für England in Betreff seiner gewesen, daß Georg II., als er es für gut befand sich über Hals und Kopf in die deutsche Politik zu stürzen und Maria Theresiens Partei im österreichischen Erbfolgekrieg von 1740—48 zu ergreifen, damit anfangen mußte, sein Parlament und die Zeitungen, die im tiefsten Dunkel über den Gegenstand, zu versichern, daß Friedrich ein Räuber und Bösewicht sei, weil er die andere Partei ergriffen. Welche Versicherung, auf was für Grund fußend, werden wir später einsehen, Georgs Parlament und Zeitungen munter und unbehelligt annahmen. Und sie haben sie immerwährend seitdem zurückgeschallt und reverberirt, sie und die Uebrigen von uns, aufs Aeußerste, bis auf den heutigen Tag, als völlig abgemachte Thatsache und vorläufiges Attribut in Friedrichs Charakter. Räuber und Bösewicht zu gutem Anfang; das war Ein abgemachter Punkt.

Als nachher Georg und Friedrich Verbündete geworden und die großartigen Kampfführungen des siebenjährigen Kriegs stattfanden, kamen Georgs Parlament und Zeitungen über einen zweiten Punkt in Betreff Friedrichs überein: "Einer der größten Soldaten die je gelebt." Dies zweite Attribut räumt der britische Schriftsteller seitdem völlig ein: aber er fügt noch immer die Eigenschaft des Räubers in lockerer Weise hinzu; — und

stellt sich einen königlichen Dick Turpin [1] vor, von der Art, wie er in Revüe-Aufsätzen und in Abhandlungen über den Fortschritt des Menschengeschlechts gangbar ist, und überschreibt es Friedrich; sehr begierig, neues Geplauder der lügenhaften Anecdoten, falscher Kritiken, hungriger französischer Memoiren zu sammeln, die ihn in jener unmöglichen Idee befestigen sollen. Hätte sich bei einigem Ueberblick dies als der Charakter Friedrichs herausgestellt, so giebt es Einen britischen Schriftsteller, dessen Neugierde über ihn ziemlich bald abgestorben wäre; und ebensowenig hätte ihn ein noch so großes unweises Verlangen, dies Gefühl in weniger ernstgemütheten Mitgeschöpfen zu befriedigen, bei Leben erhalten können in jenen gräßlichen historischen Acheronen und stygischen Sümpfen, wo er so lange zu graben und zu fischen gehabt hat, fern vom Licht der Oberwelt! — Ich ersuche alle Leser, sich jene leidige Spreu gänzlich aus dem Sinn zu blasen und nichts über den Gegenstand zu glauben, außer wo ihnen der Beweis vorliegt.

Die zweite englische Quelle hat Bezug auf den Privat-Charakter. Friedrichs Biographie oder Privat-Charakter haben die Engländer wie die Franzosen vornehmlich aus einer schändlichen Schmähschrift von Voltaire geschöpft, die benannt zu werden pflegte Vie Privée du Roi de Prusse (Privatleben des Königs von Preußen): [2] welche Schmähschrift ohne Zweifel von Voltaire in einer Art von Wuth verfaßt worden ist; die er aber nicht herauszugeben beabsichtigt hatte, ja verbrannt und vernichtet zu haben sich nachher einbildete; von der keine Zeile, welche nicht anderweitig bewiesen werden kann, zu Glauben berechtigt ist, und wovon große Theile als wilde Uebertreibungen und Verdrehungen, oder sogar geradezu als Lügen nachgewiesen werden können, — niedergeschrieben in einer der Raserei des John Dennis [3] analogen Stimmung. Dies dient als die Biographie oder der Privat-Charakter Friedrichs, indem es ihn aller Verbrechen, natürlicher und unnatürlicher, bezichtigt, — und in der

[1] Ein berüchtigter englischer Straßenräuber und Räuberromanheld.
D. Uebers.

[2] Zuerst, nach einer gestohlenen Abschrift, gedruckt zu Genf 1784; Voltaires Verfasserschaft (die einige seiner Bewunderer bezweifeln wollten) zuerst nachgewiesen Paris 1788; steht seitdem anerkannt in sämmtlichen Ausgaben seiner Werke (II. 9 — 113 der Ausgabe von Baudouin Frères, 97 Vol., Paris 1825 — 1834) unter dem Titel Mémoires pour servir à la Vie de M. de Voltaire, — stückweise wiederholt in dem Ding, Commentaire Historique genannt, welches ebendaselbst in großer Länge folgt.

[3] 'The Frenzy of John Dennis' ist der Titel einer satirischen Schrift von Pope gegen seinen Zeitgenossen und feindlichen Kritiker dieses Namens. Die 'Raserei' endigt damit, daß der unglückliche Kritiker den Inhalt eines unsauberen Gefäßes an den Kopf empfängt.

That, wenn combinirt mit anderweitig bekannten Thatsachen und schon wenn für sich genau betrachtet, ein durch und durch unstichhaltiges, unglaubbares und unmögliches Bild darbietet, etwa wie dasjenige eines flammenden Teufelskopfes, mit Phosphor auf die finstere Wand des Stockhauses hingemalt, von einem Künstler der (nicht ganz ohne Grund) über Nacht darin eingesperrt war.

Der arme Voltaire schrieb jenes Vie Privée in einem der Raserei des John Dennis wenig nachgebenden Zustande, — wie veranlaßt, werden wir seiner Zeit sehen. Und dies ist die Urkunde, welche englische Leser am sicherlichsten gelesen und so weit wie möglich zu glauben versucht haben. Unser Rath ist: zum Fenster hinaus damit, wer da Friedrich von Preußen kennen möchte; behalte es aber noch eine Weile, wer da Francois Arouet de Voltaire kennen möchte und eine gewisse zahlreiche unglückselige Klasse Sterblicher, zu deren Wortführer in der Welt Voltaire mitunter herabsinken kann! — Ach, gehe wohin du willst, besonders in diesen unehrerbietigen Zeitaltern, so ist der große Todte sicherlich unter unendlichem Koth liegend anzutreffen, endlose Verleumdungen und Dummheiten über ihn zusammengehäuft. Denn die Klasse von der wir reden, die Klasse der ‘im untern Geschoß Saturnalien haltenden Lakaienseelen’, ist zahlreich, ist unzählbar und kann einen ‘stimmreichen Lakaien’, der bei einer solchen Gelegenheit ihren Zwecken dienen will, gut bezahlen!

Friedrich ist mit nichten der vollkommenen Halbgötter Einer und es läßt sich Manches mit gutem Grund gegen ihn sagen. Bis ans Ende ein bedenklicher Heros, mit Vielem in ihm das man gern hinweg, und Vieles ermangelnd das man hinzu wünschen möchte. Aber da ist ein Zug, der frühe in der Untersuchung hervortritt, nämlich daß er in seiner Art eine Realität ist; daß er stets meint, was er spricht; auch seine Handlungen auf was er für die Wahrheit erkennt, begründet und mit einem Wort gar nichts vom Hypocriten oder Scheinmenschen an sich hat; wovon einige Leser zugeben werden, daß es ein äußerst seltenes Phänomen ist.

Wir bemerken daß dieser Mensch gar weit entfernt war zu versuchen, nach Schwindlerart mit den Thatsachen um ihn zu verfahren, daß er besagte Thatsachen ehrlich erkannt hat, wo sie immer zu Tage traten, und auch sehr begierig gewesen ist ihr Dasein zu ergründen, wo sie noch verborgen oder zweifelhaft waren. Denn er hat wohl gewußt, in einem ganz ungewöhnlichen Grade und mit einem Verdienst das um so höher, als es ein unbewußtes ist, wie völlig unerbittlich die Natur der Thatsachen ist, ob anerkannt oder nicht, ob ergründet oder nicht,

wie vergeblich alle List der Diplomatie, Feinheit und Sophisterei, um einen Sterblichen, der **nicht** auf der Dinge Wahrheit fußet, auf die Länge vom Sinken zu retten, vom Sinken zu den Kothgöttern hinab, mit all seinen Diplomatien, Besitzthümern, Ausführungen, und ein namenloses Object zu werden, tief verborgen in den Pfuhlen des Universums. Dies hoffe ich darzuthun, dies welches ich seit lange schon für mich selber mit Freuden in der Physiognomie Friedrichs und seines Lebens wahrgenommen habe, welches in der That die erste eigentliche Sanction und die ganze Zeit über meine Anregung und Aufmunterung, sein Leben und ihn zu erforschen, gewesen ist. Wie dieser Mann, der noch dazu amtlich ein König, sich im achtzehnten Jahrhundert benahm, und bewerkstelligte, **nicht** ein Lügner und Charlatan zu sein, wie sein Jahrhundert es war, verdient ein wenig von Menschen und Königen gesehen zu werden und dürfte schweigend didactische Bedeutungen in sich haben.

Wer es ehrlich mit seinem Dasein hielt, der hat stets Bedeutung für uns, sei er König oder Bauer. Wer damit blos fingirte und grimassirte, einerlei wieviel und mit was für Geräusch und Trompetenstoß er in der Welt gekocht und verzehrt habe, kann nicht lange Bedeutung haben. Manche Menschen **kochen** wirklich ungeheuer (nennen wir es **kochen**, was ein Mensch nur aus Gehorsam für seinen **Hunger**, nur für seine Begierden und Leidenschaften thut), — ganze Continente und Bevölkerungen bratend in den Flammen des Krieges oder anderer Zwietracht; — Zeuge der vorerwähnte Napoleon. Denn der Menschenappetit in diesem Betracht ist gränzenlos, in Wahrheit unendlich, und der Kleinste von uns könnte das ganze Sonnensystem aufessen, wäre uns die Gelegenheit dazu verliehen, und dann weinen, wie Alexander von Macedonien, weil wir nicht mehr Sonnensysteme zu kochen und aufzuessen hätten. Nicht der Umfang der Kocherei des Menschen ist es, was mich viel an ihn fesseln kann, sondern nur der Mensch selber und was er an Stärke hatte, um mit den Kothelementen zu ringen, und was er an Sieg gewann zu seinem Frommen und meinem.

4. Ermunterungen, Entmuthigungen.

Seitdem die französische Revolution sich erschöpft hat oder in Frankreich und anderswo herabgesunken ist zu dem, was wir eben schauen, erwacht wieder eine gewisse Neugier darüber, was eigentlich an Großem oder Mannhaftem jenseit dieses noch getrübten Dunstkreises der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit sich noch entdecken läßt. Eine Neugier, die geschärft wird oder es

sein sollte durch die große alles absorbirende Frage: Wie soll sich jene explodirte Vergangenheit je wieder setzen? Nicht für immer verloren, wie es scheint: die neue Aera hat die alten Aeras nicht vernichtet, die neue Aera könnte das mit nichten bewerkstelligen, — hat das nimmer gewollt, hätte sie ihren eigenen Sinn verstanden (den sie nicht verstand): was sie wollte, war und ist, das Ihre aus denselben heraus zu bekommen, in geläuterter Gestalt die alten Aeras wieder anzupassen, und alles, was wahr und nicht verbrennbar in ihnen gewesen, sich anzueignen: das war der Sinn der armen neuen Aera in der schrecklichen Explosion, die sie mit sich und ihren Besitzthümern anstellte, zu gutem Anfang!

Und die Frage aller Fragen ist nunmehr: Was von jener explodirten Vergangenheit, deren Trümmer und Staub noch immer die Luft verdunkeln, gravitirt nachhaltig zu uns zurück, kann umgeschaffen, umgebildet, wieder angepaßt werden, auf daß es in neuen Gestalten, unter neuen Bedingungen uns abermals bereichere und nähre? Was davon ist, indem es nicht unverbrennbar gewesen, wirklich in Flamme und Gas aufgegangen im gewaltigen Weltbrand, und ist nun gasstoffartig, verfliegend, und es wird ihm keine Gravitation mehr zum Segen gereichen, sondern es wird aufsteigen und auf den wüsten Winden verflattern für immerdar, — nach Ordnung der Natur, trotz allem Fleiß der Kunst? Das ist die allgemeine Frage der heimgesuchten Menschheit gegenwärtig, und die Schlichtung wird allerdings lange dauern.

Einen Punkt können wir beantworten: Nur was an der Vergangenheit Wahres gewesen, wird zu uns zurückkehren. Das ist der einzige Asbest, der alles Feuer überlebt und geläutert daraus hervorkommt; das gehört noch uns, dem Himmel sei Preis, und nur das allein. Die Kunst mag sich mühen wie sie will, dafür oder dagegen, — wie man die närrische Kunst heutzutage vielfach thun sieht, — der Gränzscheidt ist hier. Unter welchem Gesichtspunkt, dürfte nicht Friedrich, wenn er ein wahrer Mensch und König war, mit Recht wieder einige Neugierde erregen, ja eine ganz besondere Neugierde, als die letzte gekrönte Realität, die da gewesen, vor jenem allgemeinen Aus- und Abbruch? Viele leben der Meinung, daß es mit Königen jeder Art, mit Regierungen überhaupt vorbei sei, daß man deren fortan immer weniger benöthigt sein werde, indem die neue Aera gekommen. Welches eine gar wundersame Vorstellung ist; wichtig wenn wahr; vielleicht noch wichtiger gerade jetzt, wenn unwahr! Meine Hoffnungen, in diesem letzten der Könige meinen

Zeitgenossen ein Muster darzubieten, sind, ich muß gestehen, nicht hoch.

Im Ganzen ist es augenscheinlich, die Schwierigkeiten für eine Geschichte Friedrichs sind groß und vielfach, und die traurige Gewißheit drängt sich mir zuletzt auf, daß zur gegenwärtigen Zeit und besonders hier zu Lande kein gutes Buch über den Gegenstand zu schreiben ist; weshalb der Leser sich mit einem geringfügigen oder schlechten begnügen mag; wenig ist ihm bekannt, wie noch viel schlechter es leicht hätte werden können! — Ach, das Ideal der Geschichtschreibung, wie mein Freund Sauerteig [1] weiß, ist sehr hoch, und nicht von einem ernsthaften Manne, sondern nur von einer langen Folge derselben, und von ganzen ernsthaften Generationen von Menschen, kann die Geschichte jemals wieder zu ihrer alten Würde aufgebauet werden. Wir müssen auf Ideale verzichten. Wir müssen uns traurig mit den kümmerlichsten öden Realitäten begnügen; — mit wüsten Continenten von brandenburgischem Sand, wie im gegenwärtigen Falle, bloßen hingeworfenen Bergen von Gerümpel, mit nicht einmal einem Register dazu!

Hat der Leser von Sauerteigs letzter Portion Springwurzeln, einem etwas wunderlichen Abschiedsstück, gehört? 'Alle Geschichte ist ein eingekerkertes Epos, ja ein eingekerkerter 'Psalm und Prophezeiung', sagt Sauerteig dort. Ich wünsche von ganzer Seele, er hätte sie in gegenwärtigem Falle entkerkert! Aber er sagt nur in hochtrabender Sprache, wie großartig sie wäre, wenn entkerkert, — und schleudert, zufällig auf den Gegenstand stoßend, folgende rauhe, prägnante, wenn auch unpraktische Sätze heraus, mit denen ich schließen will:

'Schiller ging, wie es scheint, zu einer Zeit mit dem Ge-'danken um, ein Episches Gedicht auf Friedrich den 'Großen, "auf irgend eine That Friedrichs" sagt Schiller, zu 'schreiben. Glücklicher Weise that es Schiller nicht. Indem er 'den Thatbestand über den Haufen warf, die Wirklichkeit außer 'Acht ließ, und Zeit und Raum das Unterste zu oberst kehrte, 'hätte Schiller mit seiner schönen Begabtheit zweifelsohne ein 'temporäres "episches Gedicht" schreiben können, von der Art, 'wie sie von vielen simpeln Leuten gelesen und bewundert wer-'den. Aber das hätte wenig gefruchtet und nicht lange dauern 'können. Nicht das unwahre imaginäre Bild eines Menschen 'und seines Lebens ist es, was ich von meinem Schiller brauche,

[1] Eine von des Verfassers Figuren, denen er — in der Weise unseres Jean Paul — bei Gelegenheit seine Meinungen und Spekulationen in den Mund legt, nicht ohne eine gewisse Selbstironie. D. Uebers.

'sondern die wirkliche natürliche Abbildung, wahr wie das Ge-'sicht selber, ja **wahrer**, in einem Sinne; welches der Künst-'ler, wenn sich einer findet, zu geben helfen könnte, und der 'Pfuscher niemals kann! Ach, und der Künstler versucht es gar 'nicht einmal, überläßt es ganz und gar dem Pfuscher, indem 'Er sich mit Anderem abgiebt!

'Die Menschen werden sicher endlich wieder entdecken, her-'vortretend aus den düsteren Verwirrungen, in welchen die 'neueren Zeitalter seit lange taumeln und stolpern, daß auch 'für sie, wie für die ältesten Menschen, alle Bilder, die nicht 'glaubbar sind, — müßige Bilder sind und zumeist zur Thür 'hinaus gehören. Das fürwahr, wäre es noch so sehr verges-'sen, ist das Gesetz! Irrthümer genug, Lügen genug schleichen 'sich von selbst in unsere ernsthaftesten Portraitirungen des Wah-'ren: aber daß wir besonnen und mit Vorbedacht zusammen-'raffen sollten, wovon wir wissen daß es nicht wahr ist, und 'das darbringen in der Hoffnung, Gutes damit zu stiften? Ich 'sage euch, dergleichen Praktik war unbekannt in den alten 'ernsthaften Zeiten, und sollte wieder unbekannt werden, außer 'für die thörichten Klassen!' Das ist Sauerteigs seltsame Mei-nung, und zwar nicht erst von gestern her, wie Leser wissen: — und dann kommt er auf 'Homers Iliade', die 'hebräische Bibel', mit 'der furchtbaren hebräischen **Wahrhaftigkeit** in jeder ihrer Zeilen', entdeckt eine beunruhigende 'Verwandtschaft der Dich-tung mit dem Lügen', und fragt, ob irgend Jemand berechnen kann 'den Schaden, der uns armen Neuern zugefügt worden 'von unsern Praktikern der Erdichtung in der Literatur selber, 'nicht zu reden von hehren Bereichen? Die Menschen werden 'nachgerade all dies einsehen', fährt er fort, 'oder aber, mit 'Hintansetzung von all diesem, vorwärts stürzen, sie lassen sich's 'noch wenig träumen, wohin! —

'Aber ich denke, alle wirkliche Poeten, bis zur heutigen 'Stunde, sind Psalmisten und Iliadisten in ihrer Art, und 'haben eine göttliche Ungeduld mit Lügen, eine göttliche Un-'tauglichkeit, unter Lügen zu leben, in sich. Gleichfalls, was 'daraus folgt, daß der höchste producible Shakspeare eigentlich 'der passendste producible Geschichtschreiber ist, — und daß es 'schrecklich ist, den gelehrten Dummkopf dem Amt der Geschicht-'schreibung nachgehen und den Shakspeare und den Göthe es 'vernachlässigen zu sehen. "Ereignisse auslegen"; die universal 'sichtbare, völlig **unzweifelhafte** Offenbarung des Urhebers die-'ses Universums auslegen: wie kann Dryasduſt der Art Dinge 'auslegen, der finstere chaotische Gesell, der den Sinn von nichts

2*

'Cosmischem oder Edlem begreift oder es je begreifen wird?
'Der arme Wicht, man sieht, was für Art Sinn er sich seit
'langer Zeit schon aus der Geschichte des Menschen abgezogen
'und die ganze Welt dazu bekommen hat, es ihm nachzuglau-
'ben. Unglücklicher Dryasdust, dreimal unglückliche Welt, die
'Dryasdusts Leseart der Wege Gottes annimmt! Jedoch was
'war auch Anderes möglich? Diejenigen, die Besseres hätten
'lehren können, waren mit Geigen beschäftigt, was gut bezahlt
'wurde. Und unser Schaden daraus, unser Schaden, — ja
'wenn du noch menschlich und nicht geierartig bist, — übersteigt
'vielleicht sämmtliche Californien, englische Nationalschulden, und
'zeigt sich unberechenbar in Continenten von Goldbarren! —

'Indem ich glaube, daß die Menschheit nicht völlig zu hün-
'discher Vernichtung verdammt ist, glaube ich, daß viel von
'Diesem sich bessern wird. Ich glaube, daß die Welt nicht im-
'mer ihre inspirirte Menschen in bloßem Geigen vergeuden wird,
'daß der Mensch rhythmischer Natur mehr und mehr seinen Be-
'ruf zur Auslegung des Thatsächlichen spüren wird; da nur
'im lebendigen Mittelpunkt von diesem, könnten wir nur erst
'darein gelangen, alle eigentliche Melodie liegt, und daß er wie-
'der einmal, Er, der Geschichtschreiber der Ereignisse werden, —
'dem verwirrten Dryasdust aber endlich das Glück zu Theil
'werden wird, sein Diener zu werden und einige Führung für
'sich zu erhalten, was in der That heilvoll sein wird. Denn
'gegenwärtig kommt mir Dryasdust vor wie ein unglücklicher
'herrenlos gewordener Neger: der Neger zur Selbstführung völ-
'lig untauglich, dennoch aber ohne Herrn, guten oder schlechten,
'und dessen Treiben in solcher Eigenschaft keinen Gott und kei-
'nen Menschen erfreuen kann.

'Geschichte, mit dem treuen Genius oben und der treuen
'Betriebsamkeit unten, wird alsdann wieder geschrieben werden
'können. Geschichte wird alsdann wirklich geschrieben werden,
'— indem die gottgegebene helle Begabtheit sich damit beschäf-
'tigt, die dunkeln Wege Gottes zu beleuchten. Eine Sache,
'deren Verrichtung dreifach drängend Noth thut! Wodurch die
'neueren Nationen wieder um ein kleines weniger gottlos wer-
'den, und wieder ihre "Heldengedichte" (von anderer Art als
'jenes Schillerische) und verschiedene andere Dinge, die ihnen
'gegenwärtig auf noch leidigere Weise abgehen, wieder erhalten
'dürften!' —

So daß dem Anscheine nach, wenn Friedrich einige Jahr-
hunderte lang dauerte, aus seiner Geschichte allmälig doch ein
wirkliches Epos unter den Menschen geschaffen werden wird?

Das will sagen, sie wird (im gesetzten Fall) eine geläuterte melodische Wahrheit und ein gehörig bedeutungsvolles und gehörig schönes Stückchen Glaube für die Menschheit werden; das Wesentliche davon förmlich entwickelt aus all der Spreu, das Bildniß davon factisch dargestellt, und seine eigentlichen Uebereinstimmungen mit den Gesetzen dieses Universums zu Tage gelegt, in Licht und Schatten, der Thatsache Gottes gemäß, wie sie **war**, welches der arme Dryasdust und die Zeitungen niemals zu Gesicht bekommen konnten, sondern immer weit ab davon waren! —

Nun, wenn dem so, — und selbst wenn ihm nicht ganz so, — dann ist es ein Trost, zu bedenken, daß jeder wahre Arbeiter (der Spreu hinweg geblasen &c.), wäre sein Beitrag auch nicht größer als meiner, das gute Resultat um ein paar Handbreiten **näher** gebracht hat. Und somit wollen wir dies Präludium endigen und an unsere Aufgabe gehen, artiger Leser.

Zweites Capitel.

Friedrichs Geburt.

Friedrich von Brandenburg-Hohenzollern, der im Laufe natürlicher Erbfolge Friedrich der Zweite von Preußen geworden und in diesen Zeitaltern als Friedrich der Große bekannt ist, ward geboren im Schloß zu Berlin am 24. Januar 1712 um die Mittagsstunde. Ein winziges Kindlein, jedoch von großer Verheißung oder Möglichkeit, und sämmtlichen souverainen und sonstigen Personen am preußischen Hofe und in den preußischen Landen dreimal und viermal willkommen in jenen kalten Wintertagen. Sein Vater, heißt es, habe ihn beinahe erstickt mit seinen Liebkosungen, so vor Freude außer sich war der gute Mann, oder habe ihn wenigstens an der Gluth des Kaminfeuers sengen lassen, als zum guten Glück eine viel angemessenere weibliche Amme das kleine Geschöpf den rauhen väterlichen Tatzen entriß, — und es rettete, Preußen und der Menschheit zu Nutz und Frommen. Daß es nur dem Himmel gefallen möchte, ihm Lebenskraft zu gewähren, denn schon sind zwei Prinzlein da gewesen, die alle beide todt; dieser Friedrich ist das vierte Kind,

und nur ein kleines Mädchen, die kluge Wilhelmine, von fast zu lebendigem Geist und nicht allzukräftigen Aussehen, ist außer ihm an königlichen Sprößlingen vorhanden. Es wird befürchtet, der hohenzollerische Stamm, der seit drei Jahrhunderten nun so segensreich hier geblüht und in der That die preußische Nation geschaffen hat, möchte aus- oder auf einen Nebenzweig übergehen. Ein Wechsel, der, wie überhaupt jederlei Wechsel in diesem Betreff, bedenklich wäre und von Niemandem gewünscht wird.

Vor fünf Jahren, beim Tode des ersten kleinen Prinzen, waren Muthmaßungen aufgetaucht, dunkle Gerüchte und Winke, daß die Kronprinzessin, die Mutter des verlorenen Kindleins, niemals gesunde Kinder oder gar überhaupt ein Kind mehr haben werde: worauf denn, da nur noch eine anderweite Hülfsquelle übrig war, — ein verwittweter Großvater nämlich, und außer dem Kronprinzen kein anderer Sohn von ihm, — besagter Großvater, kaum erst ein Fünfziger, wirklich die nöthigen Schritte that: sie sind aber gänzlich mißrathen; kein neuer Sohn oder neues Kind, nur neue Kümmernisse, neues Unglück ist für ihn aus dieser dritten Ehe entstanden. Und obzwar die Kronprinzessin wieder einen Prinzen zur Welt brachte, so starb doch auch dieser binnen Jahresfrist; — getödtet, wollen wieder Andere wissen, von dem Geräusch der ihm zu Ehren abgebrannten Freudenschüsse![1] Ja, und auch jenes erste Prinzkindlein, behaupten dieselben Stimmen ferner, sei von dem schweren Anzug, den es bei der Taufe umhatte, zerdrückt worden; namentlich von der kleinen Krone, die es trug und die ein sichtbares schwarzes Maal auf der Stirn des armen weichen Kindes zurückgelassen hatte! Mit einem Wort, es ist ein bedenklicher Umstand, ohne Zweifel eine bedenkliche Aussicht für die preußische Menschheit, und der Eintritt dieses dritten kleinen Prinzen, ein drittes Stichblatt in den hohenzollerischen Karten, ist ein ungewöhnlich anziehendes Ereigniß. Die Freude über ihn, nicht im Berliner Schloß blos, sondern in der Stadt Berlin und in der gesammten preußischen Nation, war groß und allgemein; — noch jetzt nachweisbar in allerlei langweiligen unlesbaren alten Schriften, amtlichen und freiwilligen Aufzeichnungen, die hell aufloderten wie die Freudenfeuer damals und jetzt sehr finster geworden sind und kaum mehr glaubbar, selbst für die Phantasie dieser neuern Zeit.

Der arme alte Großvater Friedrich I. (erster König von

[1] Förster: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen (Potsdam 1834), I. 126 (der Morgenstern, einen Berichterstatter aus der Zeit, anführt). Vergl. aber auch Preuß: Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden (Berlin 1838) S. 379—380.

Preußen), — denn, wie berührt, war er noch bei Leben und nicht einmal sehr bejahrt, obschon nun siech und über die Kräfte beladen mit trüben Erinnerungen, getäuschten Hoffnungen und Verdruß, — gab sich viel mit Wilhelminen ab, wie diese uns erzählt,[1] und ließ sich ganze Tage lang von den Possen und Plaudereien der Kleinen die Zeit vertreiben. Der gütige alte Herr: Er, ohne Zweifel, ward zu ungewohnter Lebendigkeit aufgeheitert beim Anblick dieses unschätzbaren Brüderleins von ihr, durch den er noch einmal in die öde dunkle Zukunft hinausblicken kann, mit einem Aufflackern neuer Hoffnung. Der arme alte Herr: ihm selber ward einst der Rücken halb zerbrochen, indem seine unvorsichtige Amme ihn fallen ließ, und er ist seitdem immer ein wenig gebückt gegangen, an die funfzig und etliche Jahre nun: sehr gegen seinen Willen; denn er wäre so gern schön gewesen und strebte all sein Lebtag mühsam, wenn nicht weise, danach, sein Dasein schön, — zum mindesten es prächtig zu machen, unbekümmert um die Kosten; — und es sieht aus wie verfehlt. Muth, armer Großvater: hier ist eine neue zweite Auflage eines Friedrich, da die erste so unnachhaltig war: Diesen sein Rücken ist noch ungebrochen, seines Lebens Saatfeld noch nicht angefüllt mit Unkraut und Dornen: wer weiß, vielleicht ist Diesem der Himmel günstiger? Der Himmel war Diesem viel günstiger! Ihn hatte der Himmel aus tüchtigerem Zeug geknetet: ein mächtiger Gesell dies und ein seltsamer; verwandt nicht blos mit Schmuckputz und Heraldik, sondern mit den Sphären-Harmonien und den göttlichen und dämonischen Mächten; von schneller weitausgreifender Natur ist Dieser, wie ein Apollon angethan in Sonnen- und Blitzstrahlen (seiner Art), und mit einem Rücken, den die gesammte Welt nicht zu brechen vermocht hat! — Ja, wenn durch seltenste Fügung dies wirklich ein neuer Mensch von Genie wäre, in das blödsichtige faulende Jahrhundert hineingeboren, im erklärten Range eines Königs da, — ein Mensch von Genie, das will heißen, ein Mensch von Ursprünglichkeit und Wahrhaftigkeit, fähig mit eigenen Augen zu schauen und unfähig nicht zu glauben was er schaut, — dann fürwahr! — Aber noch weiß niemand; der arme alte Großvater bekam es niemals zu wissen.

Indem tauften sie den Kleinen mit vielem Pomp und Herrlichkeit. Kaiser Karl und sogar die schweizer Republik waren mit dabei (durch Stellvertreter) als Gevattern, und nicht mit Kanonensalven, Paukenschlag, noch metallener Krone und schwerem

[1] Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine de Prusse, Margrave de Bareith, Soeur de Frédéric-le-Grand (London 1812) I. 5.

Silbertuch blieb das arme weiche Geschöpf verschont, welches er jedoch alles überlebte. Er empfing die Namen Karl Friedrich; Karl etwa, und etwa auch nicht, dem vornehmsten Gevatter, besagtem Kaiser Karl dem Sechsten zu Ehren? Wie dem immer sei, der Karl kam nachgerade oder blieb gleich von vorn herein außer Gebrauch und galt für nichts: er selbst wie seine Umgebung haben ihn niemals gebraucht, und außer hie und da in verschollenen englischen Pamphleten habe ich keine Spur davon gefunden. Friedrich (Friedenreich, ein altgültiger Name im Hohenzollern-Geschlecht), was er selber auf seiner französischen Weise Frédéric und zuletzt sogar (mit wunderlichem Geschmack von Wohlklang) Fédéric schrieb, ist durchaus und war seine alleinige Benennung.

Am Sonntag den 31. Januar 1712, als er genau eine Woche alt war, ist er dergestalt auf den Schauplatz eingeführt und unter seinen Mitgeschöpfen benannt worden. Wir aber müssen nun ein wenig herumschauen und, wie immer möglich, zu sehen suchen, was für ein Schauplatz es eigentlich war.

Drittes Capitel.

Vater und Mutter: Die hannöversche Verwandtschaft.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, Sohn Friedrichs des Ersten und Vater dieses Knäbleins, das dereinst Friedrich II. werden soll, hat als zweiter König von Preußen persönliches Aufsehen in der Welt erregt, ist nicht nur als Friedrichs Vater merkwürdig und wird uns für seine ganze kommende Lebenszeit viel angehen. Er steht eben in seinem vierundzwanzigsten Jahre: ein wohlbeleibter, handfester, blühender, frischer, junger Geselle, der zwar lustig lachen kann, dabei aber von gesetztem ernsthaften Wesen ist und gelegentlich einigermaßen vulkanisch; dem Soldatenthum und Zeitvertreib in freier Luft stark ergeben, da ihm eben sonst wenig zu thun obliegt. Er hat schon als Verweser, gleichsam als Vicekönig fungirt bei gelegenheitlicher Abwesenheit seines Vaters, ist praktisch mit dem Zustand der Geschäfte bekannt und, meint man, gar nicht zufrieden damit. Da ihm aber Stillschweigen über diesen Punkt auferlegt ist, so läßt er sich nicht darüber aus und mischt sich in nichts Politisches. Er giebt sich hauptsächlich mit Exerciren,

Mustern und praktischem Militairdienst ab, wenn er sich hier in Berlin aufhält; sprengt häufig, von seiner Frau und etwa einem Paar Cameraden begleitet, hinaus nach Wusterhausen (drei Meilen südwestlich von Berlin), wo er im bewaldeten Moorland einen Landsitz hat, um da zu jagen und ungenirt zu leben.

Aber seine Hauptsorge ist das Soldatenthum. Vor sechs Jahren, im Sommer 1706,[1] war er, in noch sehr frühem Alter, in den Krieg gezogen, — den großen spanischen Erbfolgekrieg, der damals in den Niederlanden stark wüthete; preußische Truppen fortwährend thätig auf der Marlborough-Eugenischen Seite. Er hatte sich eben verlobt, war noch nicht verheirathet und beliebte die Zwischenzeit in der Art zu Nutze zu machen. Sodann ferner im Frühjahr 1709, nach seiner Verheirathung und nach seines Vaters Wiederverheirathung, als "der Hof mit Ränken erfüllt" und nichts als Schweigen daselbst rathsam war, kam ein gewisser berühmter Freund von ihm, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, von dem wir noch viel hören werden, — der, selbst erst ein Dreißiger, sich schon in besagtem Kriege (zu Hochstädt, bei der Brücke von Casano, in den Linien von Turin und bei sonstigen ruhmreichen Gelegenheiten) mit Lorbeeren bedeckt hatte, nun aber in Verwickelungen mit dem schönen Geschlecht gerathen und zur Zeit ohne Commando, — dieser kam mit Friedrich Wilhelm zu dem Beschluß, daß es wohlgethan wäre, den Krieg als Freiwillige mitzumachen, da es anders doch nicht ging.[2] Ein Kronprinz von Preußen, geziemt es sich nicht für den, das Soldaten-Handwerk über Alles und bei jeder Gelegenheit zu erlernen? Und so befleißigte sich Friedrich Wilhelm desselben auch, diente in dieser Weise unter Marlborough und Eugen als eifriger Lehrling und pflückte Kenntniß da wo sie, wie die 'Seifenblase des Ruhmes' und jedes Andere in solchem Felde, gepflückt werden muß, vom Kanonenschlunde. Friedrich Wilhelm hielt sich, diesmal wie zuvor, zu Marlborough, während Freund Leopold gewöhnlich in Eugens Quartier stand, der seinen Werth seit Hochstädt und schon früher wohl erkannt hatte. Friedrich Wilhelm sah heißen Dienst in diesem Feldzug von 1709; die Belagerung von Tournay und viel Bedeutenderes noch: — war unter Anderem in der feurigen Schlacht von Malplaquet, einer der fürchterlichsten und tödtlichsten Waffenthaten, die je geschehen. Kein

[1] Förster I. 116.

[2] Varnhagen von Ense: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (in Biographische Denkmale, zweite Auflage, Berlin 1845) Seite 185. — Thaten und Leben des weltberühmten Fürstens Leopoldi von Anhalt-Dessau (Leipzig 1742) S. 73. — Förster I. 129.

Mangel an Unerschrockenheit und handfester Soldatentugend in den preußischen Völkern oder im Kronprinzen, am allerwenigsten an jenem schreckenvollen Tage des 11. September 1709, — welchen Jahrtag er seitdem immer und auch fernerhin sein Leben lang feiert: der Gerichtstag von Malplaquet allezeit ein denkwürdiger Tag für ihn.[1] Er wird immer vertrauter mit Leopold und preist gute Soldaterei über alles. Hier in Berlin besitzt er bereits ein eigenes Regiment, große schöne Leute, und ist unabläßig bemüht, es in allen Stücken zu einem vollkommenen Musterregiment heranzubilden.

Im Uebrigen ist hier Vieles aus den Fugen und nichts weniger als nach seinem Sinne. Vor sieben Jahren[2] hat er seine eigene wackere Mutter und ihre Liebe verloren, wovon wir nachher ein Mehreres melden müssen. An ihrer Stelle hat er eine wunderliche trübsinnige bösmüthige Stiefmutter erhalten, mit der nimmermehr zurecht zu kommen war, und die nun in der That verrückt ist und in ihren Gemächern gehalten wird. Hier muß er mit ansehen und darf wenig dazu sagen, wie sein gegrämter tief bekümmerter Vater mühsam auf einer Bühne herumflackert, die meist mit kostspieligen faden Leuten und deren erbärmlichen Ränken und gegenseitigen Bosheiten erfüllt ist; ein Schauplatz der pomphaften Fadheit mehrentheils, und der Kunst, feierlich und mit großer Mühe nichts zu thun. Solche Verschwendung an Arbeit und Mitteln: was läßt sich da anfangen, außer stillschweigen? Letzthin ist Preußen (die östlich weitab außer Augen gelegene Landschaft) von der Pest verwüstet worden, sinkend unter arger Noth und Verzweiflung: der Kronprinz, gegen seine Gewohnheit, brach sein Stillschweigen und drang auf Beisteuer oder Aushülfe für das heimgesuchte Volk; aber da war nichts zu erlangen. Nichts im Schatz, königliche Hoheit: — Preußen muß sich helfen, wie es kann; die sublime Dramaturgie, die wir Sr. Majestät Regierung nennen, kostet so viel! Und Preußen, vom Tode gemähet, liegt seitdem zu gutem Theil verödet. Hierdurch ward der Kronprinz vollends mit Widerwillen erfüllt, und es hat wohl auch wirklich einige Veränderung im Ministerium oder sonst so ein fruchtloses Auskunftsmittel seitens des alten Vaters zur Folge gehabt. Hierauf verschließt der Kronprinz seine Gedanken wieder. Er muß zwischen wirren Strudeln von Hofränken, Ceremonialwesen und peinlichen Alfanzereien steuern, Dinge, die ihm wie nur irgend Einem zuwider sind; denn sein Blick und Sinn gehen nur

[1] Förster I. 138.
[2] 1. Februar 1705.

auf das Praktische, und er ist nach Geist und Leib gewissermaßen vom genus robustum, ja vom genus ferox. Er ist nun sechs Jahre verheirathet, hat, wie wir gesehen, zwei Kinder verloren und jetzt wieder zwei am Leben.

Seine Gemahlin, Sophie Dorothea von Hannover, ist zugleich seine Base. Sie ist Bruderstochter seiner Mutter Sophie Charlotte: der Leser gewöhne sich, die zwei Namen zu unterscheiden. Sophie Charlotte, vormalige Königin von Preußen, war gleichfalls von Hannover gewesen: hatte wohl zuweilen in ihren stillen mütterlichen Gedanken diese Verbindung für ihren Sohn vorausgesehen, als sie noch lebte. Gewiß ist, daß Friedrich Wilhelm in früher Kindheit nach Hannover gebracht wurde: seine Mutter, — eben diese Sophie Charlotte, ihrer Zeit eine vielberühmte Königin und Frau, Tochter der Kurfürstin Sophie und Schwester des Georg, der nachher Georg I. von England geworden, — brachte ihn dahin, Anfangs des Jahres 1693, als er fünf Jahre alt war, und ließ ihn zum Versuch dort zurück, auf daß er, gab sie vor und erwartete wohl auch, daselbst einer feineren Bildung theilhaftig werde. Und allerdings auch, an einem Hof, wo Kurfürstin Sophie oberste Herrin und Kurfürst Ernst "der höflichste Mann von der Welt", würdig des Beinamen "Gentleman",[1] oberster Herr war, — und wo Leibnitz, geringerer Berühmtheiten nicht zu gedenken, florirte, — schien dies eine gegründete Erwartung. Nichtsdestoweniger ist dieser ausgesprochene Zweck des Besuches ohne Erfolg geblieben, obschon die tieferen stillen Absichten dabei wohl nicht ganz unerfüllt bleiben mochten.

Gentleman Ernst war kurz zuvor zum Kurfürsten erhoben worden (Kurfürst anstatt Herzog), — sein Hannover fortan nicht länger ein bloßes souveraines Herzogthum, sondern ein Kurfürstenthum, neues neuntes Kurfürstenthum, Dank Ernst's lebenslangem Bestreben und gutem Glück, — ein Ereigniß, das zur Zeit einen heitern Glanz über Hof und Volk dort verbreitet und Ernst in seinem späten Alter zu einem glücklichern Menschen

[1] 'Ihre Hoheit' (die Kurfürstin Sophie) 'hat den Ruf der lustigen debonnairen Fürstin Deutschlands; eine Dame von außerordentlichen Tugenden 'und Kenntnissen; sie ist der italienischen, französischen, hoch- und niederdeutschen 'und englischen Sprache mächtig, welche sie aufs Vollkommenste spricht. Ihr 'Gemahl' (Kurfürst Ernst) 'hat den Namen des Gentleman Deutschlands, 'ein graziöser und ꝛc. ꝛc.'
W. Carr: Remarks of the governments of the severall Parts of Germanie, Denmark, Sweedland. (Amsterdam, 1688) S. 147. Vergl. auch Ker von Kersland (der noch emphatischer über diesen Punkt ist, saepius).

als je gemacht hat. Gentleman Ernst und Kurfürstin Sophie freuten sich ohne Zweifel über ihren feisten preußischen Enkel, — den robusten, ziemlich muthwilligen fünfjährigen Burschen, — und Alles, was geeignet war, ihre Tochter öfter zu ihnen zu führen (und zwar eine einzige Tochter und eine so begabte), war der heitern alten Kurfürstin und ihrem Leibnitz und ihrem Kreise sicher willkommen; denn Sophie Charlotte war eine lichte Erscheinung und ein Liebling bei den Weisen wie bei den Lebensfrohen.

Onkel Georg hingegen, "Kurprinz Georg Ludwig", der nachmals Georg I. von England geworden ist, dieser, allezeit ein verschlossener, finsterer Mann, von ziemlich mürrischem Aussehen, nicht ohne seine eigenen Gedanken, die aber zumeist unartikulirte Gedanken sind, befand sich gerade damals in einer schweren häuslichen Verwickelung. Onkel Georg, der Kurprinz, hatte nämlich in diesen Monaten die Entdeckung gemacht, daß seine hohe Gemahlin und Base, eine glänzende nicht unbeleidigte Gattin, ihrer Seits zur empörten Beleidigerin geworden, daß sie in ihrem Lebenspfade arge Abwege betreten habe und betrete! Und so ist auch in Hannover nicht Alles lichter Glanz, wenn wir auch ein neunter Kurfürst sind; vielmehr zuckt da mitten im lieblichen Sonnenlicht ein Streif, schwarz wie aus dem Erebus. Kurprinz Georg, denke ich, wiewohl auch er dem Knaben gewogen gewesen sein soll, konnte dem feisten Neffen eben jetzt wenig Aufmerksamkeit widmen!

Wohl war es in diesem Jahre 1693, daß die bekannte Königsmarkische Trauergeschichte in Hannover rasch ihrer Entscheidung entgegen reifte, und das Jahr darauf folgte die Katastrophe. Eine sehr tragische Geschichte, von welcher der eben anwesende Knabe eines Tages mehr erfahren wird. Vielleicht ist es gerade während dieses Besuchs gewesen (bei einem ihrer Besuche soll es sich zugetragen haben), daß Sophie Charlotte Zeuge eines peinlichen Auftritts im Schlosse zu Hannover war: wie es laute Worte gab, da wo leises Liebkosen an der Stelle ist; herbe Worte, gegenseitig beschuldigende, immer höher steigend, endigend, glaubt man, in Dingen oder Androhungen und thätlichen Andeutungen von Dingen (wirkliche Ohrfeige nennen es Einige), — die nimmermehr zu vergeben oder zu vergessen sind! Und am Sonntag, 1. Juli 1694, ist Graf Philipp von Königsmark, Oberst bei den hannovrischen Dragonern, zum letztenmal in dieser Welt gesehen worden. Von jenem Tage an war er plötzlich auf unerforschliche Weise unterirdisch verschwunden; niemals soll das Licht der Sonne oder ein menschliches Auge

jenen schönen Taugenichts wieder erblicken; auf hundert und funfzig Jahre lang soll kein menschliches Geschöpf wissen oder mit der geringsten Gewißheit rathen, was aus ihm geworden ist.

Und kurz nach Königsmarks Verschwinden wird man folgendes traurige Phänomen gewahr: Eine einst sehr glänzende Fürstin (geistreich, hochmüthig, schön, nicht weise oder glücklich) nunmehr hell aufgelodert zu zornigem tragischem Brande, eingesperrt im alten Schlosse Ahlden, in den moorigen Einöden der lüneburger Haide: da zu weilen bis an ihren Tod, — dreißig Jahre lang, wie es sich auswies, — und zu Asche und bitterer Verdunkelung zu vergehen, wie sie kann. Betagte Bauersleute, spät im nächsten Jahrhundert, werden sich erinnern, wie sie dieselbe zuweilen auf der Haide fahren gesehen, — eine schöne Dame, langes schwarzes Haar und der Schimmer von Diamanten darin, — manchmal die Zügel selber führend, aber allezeit von einem Trupp Reiter mit gezogenen Schwertern umgeben.[1] 'Herzogin von Ahlden', das war ihr Titel in ihrem verdunkelten Zustande. Geborene Prinzessin von Zelle, durch Heirath Kurprinzessin von Hannover, wäre auch Königin von England geworden, hätten die Dinge einen anderen Lauf mit ihr genommen. — Ihr Name, wie der einer kleinen Tochter, die sie hatte, ist Sophie Dorothea: sie ist Base und geschiedene Gattin des Kurprinzen Georg, — geschieden und gleichsam lebendig vertilgt in solcher Weise. Sie ist des kleinen Friedrich Wilhelms Schwiegertante, und ihr Töchterlein wird im Verlauf der Zeit seine Frau. Um ihn oder die Seinen hat sie sich wohl wenig gekümmert in ihrer damaligen Stimmung gegenüber der rasch heranrückenden Krisis. In ihren glücklichern unschuldigen Tagen hatte sie zwei Kinder geboren, einen nachmaligen König und eine Königin: Georg II. von England, Sophie Dorothea von Preußen; darf sie nunmehr aber nimmer die ihren nennen, noch jemals wiedersehen.

Das war die Königsmarkische Trauergeschichte zu Hannover, die rasch ihrer Katastrophe entgegen reifte, als Friedrich Wilhelm sich dort aufhielt. Sie ist seitdem immer wie ein dunkles Gerücht und ungewisses schaudervolles Geheimniß unter den Menschen umgegangen: aber in diesen Jahren ist sie durch sonderbares Zusammentreffen (Entwendungen, Auftauchen schriftlicher Urkunden in verschiedenen Ländern und fleißiges Prüfen derselben) endlich zur Gewißheit und hellen Thatsache geworden für Neugierige danach. Thatsache allerdings von abscheulicher Art,

[1] Die Herzogin von Ahlden (Leipzig, 1852) S. 22. Geschieden 28. Dezember 1694, gestorben 13. November 1726, — 60 Jahre alt.

— aber ich muß doch sagen, besser als der Verdacht war: nicht ganz so schlimm im Zustande des Thatbestandes als des Gerüchts. Wohl ist Verbrechen genug dabei, Sünde und Thorheit auf beiden Seiten, auch Todtschlag, aber nicht Mord (wie es sich ergiebt); im Ganzen nichts von Gräßlichkeit oder nichts, das nicht zufällig, unvermeidlich gewesen, — und es kommt dabei eine gewisse Großartigkeit von Decorum seitens jener hannoverischen Prinzen und amtlichen Herren an den Tag, eine Tiefe von Stillschweigen, von feinem Stoicismus, welches mehr Lob verdient, als ihm wohl heutzutage zu Theil wird. Somit genug von der Königsmarkischen Trauergeschichte;[1] die sich gleichzeitig mit Friedrich Wilhelms Aufenthalt zu Hannover zugetragen, im Uebrigen aber ihn und sein Treiben daselbst wenig berührte.

Fortschritte in Bildung und feinem Benehmen hat er, wie schon gesagt, nicht gemacht; er balgte sich im Gegentheil mit seinem jungen Vetter (unserem nachmaligen Georg II.), der zwar doppelt so alt, aber schwächer an Knochen war als er, viel herum, und schlug ihm einmal die Nase blutig, zum nicht geringen Scandal und Schrecken der französisch-protestantischen Edelfrauen und Hofdamen in ihren steifen Seidenzeugen: "Ei,

[1] Eine ansehnliche düstere Masse von Büchern, Schriften, Lucubrationen, sämmtlich falsch und werthlos oder noch schlimmer, hat sich über diesen trüben Gegenstand während der letzten hundert und funfzig Jahre angehäuft, und es will noch immer kein Ende damit nehmen, wie es füglich jetzt dürfte; denn es hat sich nunmehr in der Sache zweierlei ereignet. Erstlich: Im Jahre 1847 fiel einem schwedischen Professor, des Namens Palmblad, beim Herumstöbern nach anderen Dingen in der Universitäts-Bibliothek zu Lund (wo das Königsmarkische Geschlecht zu Hause ist) ein Kasten mit alten Briefen in die Hände, — undatirte, mit bloßen Initialen unterzeichnete und, ehe sie näher erforscht, sehr räthselhaft aussehende Briefe, — welche sich als die wirklichen Autographen der Prinzessin und ihres Königsmark ausgewiesen haben, und natürlich ein fortan unwiderlegbares Licht auf ihr Verhältniß werfen. Sodann hat sich seitdem ein behutsamer exacter alter Herr von diplomatischer Gewöhnung ('Graf von Schulenburg-Osterode zu Dresden' soll es sein) unverdrossen auf den ganzen Bestand der Sache eingelassen, hat sie in allen Stücken geprobt und kleingestoßen, indem er mit erhabener Geduld nicht nur jene schwedischen Autographen, sondern auch die gesammte Masse lügenhafter Schriften, Fingerzeige und Notizen, alt und neu, durchsiebte, und hat dergestalt (freilich in sehr verflochtener langwieriger, aber zum erstenmal nun in authentischer Weise), was an wirklichem Beweise da ist, zu Tage gebracht; in welcher Nachweisung die Thatsachen oder die wesentliche Thatsache endlich unwidersprechlich genug vorliegen. Sein Buch, dickes Pamphlet eher, ist jenes oben angeführte: Die Herzogin von Ahlden (Leipzig, 1852). Den düstern Schubkarren voll der übrigen will ich lieber nicht wieder erwähnen, sondern es dem Grafen Schulenburg überlassen, sie zu erwähnen und zu beschreiben, — was er reichlich thut, so viel sich deren immer bis zu jenem Datum von 1852 angehäuft hatten, zur mehreren oder wenigern Plage der sinnigen Menschheit.

kurfürstliche Hoheit!” Es war dieser ein ungestümer störrischer Bursche von Anfang an gewesen. Schon in allerfrühester Kindheit hatte er einmal, indem die Ammen ihn ankleideten, seine Schuhschnalle in nähere Untersuchung genommen, ließ sich nicht wehren, sie zum Munde zu führen, bis er sie zuletzt hinunter schluckte, und eine Welt kann sie nicht herauf holen! Hierauf lautes Lamentiren der Ammen, und die Mutter ‘eilt schreiend herzu’, arme Mutter: — es ist dasselbe Schuhschnällchen, das noch heute in der berliner Kunstkammer gezeigt wird, mit einem Zettel daran, datirt ‘31. Dezember 1692’; denn es war doch ohne Schaden abgelaufen, und ein paar Gran Rhabarber hatten sie glücklich wieder zu Tage gebracht; fortan eine dreimal merkwürdige Schuhschnalle.[1]

Ein andermal (wird ferner gemeldet, wenn auch mit weniger genauer Ausführlichkeit), als seine Gouvernante, die Dame Montbail, ihm etwas zu thun befohlen, das seinem prinzlichen Gemüth nicht behagte, widersetzte sich das prinzliche Gemüth auf eine seltsame Art: der prinzliche Leib schwang sich nämlich unversehens zu einem Fenster im dritten Stock hinaus, indem nichts als die Hände inwendig blieben; und so an der Fensterschwelle hängend und fest entschlossen, eher dem Gesetz der Schwerkraft als der Frau Montbail zu gehorsamen, zwang er die arme Dame bald zum Nachgeben; worauf man ihn aber auch ihr und den Weibern überhaupt entzog, als offenbar einer derberen Handhabung nunmehr bedürftig. Allezeit ein ungestümer Bursche und gefährlich unter Porzellan. Ihn konnte hannoverische Hofbildung wenig fördern: hätte es doch der Philosoph Leibnitz selber, mit seiner mächtigen schwarzen Perrücke und großen geduldigen Nase, nicht vermocht, Metaphysik einem solchen Jungen beizubringen. Eine erhabene Theodicee (Leibnitzische ‘Rechtfertigung der Wege Gottes’) war nicht ein Gegenstand, wofür dies Individuum irgend ein Bedürfniß hegte oder worauf es je den geringsten Werth legte. “Rechtfertigen? Was für ein unseliger Hund stellt sie denn in Frage? Will Er etwa in’s Tollhaus?” — und in reiferen Jahren hätte sein spanisches Rohr bedrohlich werden dürfen! Denn es war dieser ein eigenartiges Individuum in seiner Zeit, — eine menschliche Seele noch in robuster Gesundheit und ohne Drang, ihre Eingeweide zu Spinneweben zu verspinnen. Es ist nur bekannt, daß er mit Vetter Georg viel gehadert während der Jahresfrist, die er in dem Lande zugebracht.

[1] Förster I. 74. Erman: Mémoires de Sophie Charlotte (Berlin, 1801) S. 130.

Da war aber nebst dem einen Vetter auch ein Bäschen in Hannover, die kleine (nach ihrer Mutter genannte) Sophie Dorothea, nur wenige Monate älter als er; aller Aussage nach ein wirklich hübsches kleines Mädchen, die er viel besser leiden mochte. Sie, denke ich mir, war seine vornehmliche Zuflucht in der Zeit dieses Besuches zu Hannover; mit ihr ward der Grund zu einem innigen Verhältniß gelegt, das nachher zu guter Reife gediehen ist. Einige wollen wissen, es sei bereits unter den Eltern abgemacht gewesen, daß mit der Zeit eine Heirath folgen sollte. Abgemacht konnte es schwerlich sein, denn Wilhelmine erzählt,[1] daß man ihrem Vater bei seiner Verehelichung 'eine Wahl aus Dreien' ließ, und es sind auch außerdem Spuren da, daß auf seiner Seite in der Zwischenzeit Verdunkelungen und Ungewißheit aufgestiegen waren. Abgemacht nicht, wohl aber gehofft und gehegt, wie sich denken läßt: — und jedenfalls hat es wirklich stattgefunden, indem, meldet unsere Markgräfin, 'Papa in die hannoverische Prinzessin verliebt war und sie den übrigen zwei', wie überhaupt jeder Andern, 'bei weitem vorzog'. Verehelicht mit großem Pomp 28. November 1706;[2] — und Sophie Dorothea, dieselbe, die vor zwanzig Jahren sein hübsches Bäschen zu Hannover war, ist Mutter des eben geborenen und getauften Knaben, den kommende Geschlechter Friedrich den Großen nennen sollen.

Sophie Dorothea wird uns von höfischen Zeitgenossen als 'eine der schönsten Prinzessinnen ihrer Zeit' geschildert: Wilhelmine hingegen bezeugt, daß sie niemals im strengen Sinne schön zu nennen war, aber ein angenehmes anziehendes Gesicht gehabt, was am Ende noch besser ist, als strenge Schönheit. Ungewöhnliche Anmuth in Gestalt und Blick, beschreibt Wilhelmine, viel Würde und Gewandtheit in der Gesellschaft, vollendet in allen Künsten des feinen Tons, und daß sie einen zugleich gütigen und königlichen Eindruck bei den Leuten zurückließ. Abbildungen von ihr aus späterer Zeit, als Königin, trifft man häufig in preußischen Gallerieen an; sie ist sitzend dargestellt, wo ich mich ihrer am besten erinnere. Eine ernsthafte, holde, eher corpulente, mütterlich aussehende Dame; etwas Nachdenkliches in den grauen stillen Augen, in der Kopfhaltung und Wendung des Gesichts, wie sie dasitzt und bedächtlich hinblickt auf eine Welt, die sich niemals ihrem Willen recht fügen gewollt. Unstreitig ein schönes, gesundes und liebevolles Gesicht, von hannoverischem Typus, d. h. blond, blühend, ein bischen übermäßig, jedoch von

[1] Mémoires de la Margrave de Bareith I. 8.
[2] Förster I. 117.

der bessern hannoverischen Art, wenig oder nichts von der schlimmern oder mindestens von der schlimmsten. Die Augen, wie gesagt, sind grau und ruhig, fast traurig, Reticenz und Reflexion ausdrückend, langsame Beständigkeit eher als Schnelle von irgend einer Art. Man ist gefaßt, könnte das Bild sprechen, den klagvollen Ton mütterlicher und sonstiger Besorglichkeit zu vernehmen; eines Gemüths, das sich zum Eigensinn und zu gelassener Unveränderlichkeit hinneigt; — loyale Geduld mangelt nicht, aber in noch größerem Maße ist wohl-verborgene und lange und sorgfältig gehegte königliche Ungeduld da. Das ist, was ich in Sophie Dorothea's Portraiten lese, — wobei wohl auch, was ich anderweit von ihr gelesen und gewußt, mit in Erinnerung gekommen. Auch sie wird uns im ersten Theil dieser Geschichte nicht wenig angehen. Als Eines finde ich, daß sie viel von ihrer Physiognomie dem eben geborenen Friedrich mitgetheilt hat: in den Portraiten von ihm als Kronprinz sieht er ihr stark ähnlich; es ist seiner Mutter Antlitz, beseelt von Jugend und frischem Feuer und in's Männliche übersetzt: in seinen späteren Abbildungen läßt sich die Mutter immer weniger erkennen.

Friedrich Wilhelm, nun im sechsten Ehejahr, hat seine Sophie Dorothea — "Fiechen" nennt er sie, noch immer recht lieb, und auch sie hegt forwährend die geziemende Achtung des Weibes für ihren handfesten, rechtschaffenen, wenn schon einigermaßen explosiven Bären. Er quält sie mitunter, heißt es, ein wenig mit Anflügen von Eifersucht, aber es sind nur Anflüge, Ergebnisse zufälliger Stimmungen in ihm, oder mißgedeuteter vorübergehender Aspecten im Hofleben einer jungen und hübschen Frau. In der Regel ist er allerliebst gutmüthig, gütig sogar, für einen Bären, und im Ganzen haben sie ihre Ehegenossenschaft unter günstigen Anzeichen begonnen, und man darf auch, trotz finsterer Stürme, die sich erhoben, sagen, daß sie stets unter solchen verblieben. Sie hat ihm allmälig nicht weniger als vierzehn Kinder geschenkt, deren zehen ihn überlebten und zu voller Reife gediehen: und man muß zugeben, daß ihr eheliches Verhältniß, obgleich ein königliches, stets ein menschliches gewesen ist; die wesentlichen Bedingnisse davon strenge beobachtet auf beiden Seiten; alle darin vorkommenden Irrungen von heilbarer Art, und die Gefühle auf beiden Seiten wahr, wie verdrießlich auch immer. Eine Seltenheit unter königlichen Ehen, und vielleicht einzig in ihrer Art zu jenem Zeitpunkt.

Das junge Paar hat, wie in ihrer dermaligen Stellung natürlich, viele Augen auf sich, und ihr Pfad ist nicht immer

geebnet in dem verworrenen Hofe Friedrichs I. Aber sie halten treu zusammen, scheinen sich in der That von allen öffentlichen Dingen oder privaten Ränken gehörig fern gehalten zu haben, und gehen ihren Weg still abwartend und vielleicht auch Dies und Jenes für die Zukunft beschließend, aber für jetzt nur mäßig behelligt von väterlicher oder sonstiger Kritik. Der Kronprinz exercirt oder jagt mit seinem Grumbkow, Anhalt-Dessau: harmlose Beschäftigungen dies, — wobei man jede beliebige Gedanken im Kopfe führen kann, ohne Anstoß damit zu geben, so lange man sie darin verschlossen hält. Friedrich, der alte Großvater, überlebte die Geburt seines Enkels nur um dreizehn Monate: Friedrich Wilhelm war dann König; Gedanken, so viel er immer wollte, konnten dann zu Thaten werden von Seiten Friedrich Wilhelms.

Viertes Capitel.

Vaters Mutter.

Friedrich Wilhelms Mutter erlebte, wie berührt, die Heirath nicht, die sie in ihrem mütterlichen Herzen geahnt. Sie starb eines fast schnellen Todes im Jahre 1705 [1] zu Hannover, wohin sie auf Besuch gegangen war, kurz nach der Trennung von diesem ihrem einzigen Sohn und Kinde, Friedrich Wilhelm, der damals etwa siebzehn Jahre zählte, und den in die Fremde ziehen zu lassen, um sich zum erstenmal die Welt ein wenig anzusehen, sie sich mit Mühe gezwungen hatte. Ihr Schmerz bei dieser Veranlassung hat etwas Schönes in sich, in einer so lichten und lebenslustigen Frau: verräth die Mutter bis zu einem rührenden Grade stark in ihr. Der ungeschlachte Bursche, in dessen Wesen sie störrische verkehrte Anlagen wahrgenommen, ‘Neigung zum Geiz’ und einen Mangel an prinzlicher Grazie und den mehr glänzenden Eigenschaften in Geist und Manier, hatte ihr viele, mitunter unangenehme Gedanken gemacht. Aber er war doch offenbar Alles, was sie Liebes in der Welt besaß; ein ungeschlachtes Geschöpf, ihr unaussprechlich theuer. Tage lang nach seiner Abreise

[1] Am 1. Februar (Erman S. 241; Förster I. 114): geboren 20. October 1668, verheirathet 28. September 1684, gestorben 1. Februar 1705.

hatte sie sich in der Einsamkeit gehalten, wenig beschäftigt, ihren trüben Gedanken ohne Einhalt nachhängend. Es hat sich unter den Papieren, worauf sie allerlei gekritzelt hatte, ein Blatt gefunden, worauf ein Herz gezeichnet ist mit der Umschrift "PARTI": fort ist mein Herz! — arme Frau, und einem solchen Juwel nach! Aber die Natur ist gar gütig gegen alle Kinder und alle Mütter, die ihr treu sind.

Sophie Charlottens Kummer und Traurigkeit über diesen Abschied waren aber die geheimen Vorboten des Schicksals selbst. Es war leidender Gesundheitszustand und die Melancholie gestörter Nerven mit im Spiele. Den ganzen Herbst über und bis in den Winter hinein hatte sie sich unbestimmt unwohl gefühlt; sie beschloß jedoch Hannover und ihre gute alte Mutter zur gewohnten Zeit zu besuchen. Jener düstere Schmerz über Friedrich Wilhelm war die Vorwarnung einer plötzlichen Erkrankung gewesen, von der sie fünf Monate darauf auf dem Wege nach Hannover überfallen ward und der sie in dieser Stadt erlag. Ihr Tod war aber nicht in dem leichtfertigen Style, wie ihn ihr Enkel Friedrich beschreibt;[1] sie starb ohne Epigramm und, wiewohl mit vollkommen unbefangenem Muthe, mit dem Gegentheil von Leichtsinn.

Hier ist ein specieller Bericht von jenem Ereigniß, aus erster Hand, welchen, da er kurz und zuverlässig ist, es sich wohl verlohnt aus dem Wirrwarr heraus zu fischen und lesbar zu machen, um Vorstellungen besagter Art zu widerlegen und auf Augenblicke eine alte Scene von Dingen zu beleuchten. Die Aufzeichnung, wie es scheint durchaus eine Privatschrift, ist von 'M. de la Bergerie, Pastor der französischen Kirche zu Hannover', ehrbarer Edict-von-Nantes-Herr, der bei der Gelegenheit gerufen wurde, — giebt ein authentisches, momentanes, wenn auch nur mattes und leeres Bild einer für England damals sehr interessanten Oertlichkeit. M. de la Bergerie zeichnet privatim auf:

'In der Nacht vom letzten Januar auf den ersten Februar 1705, 'zwischen eins und zwei in der Frühe, ward ich zur Königin von Preußen 'gerufen, die eben gefährlich krank war.

'So wie ich in das Gemach eintrat, warf ich mich am Fuße ihres 'Bettes nieder und bezeugte in Worten meinen tiefen Schmerz, sie in 'solcher Lage zu sehen. Darauf nahm ich Veranlassung zu bemerken, "sie 'möge nun einsehen, daß Könige und Königinnen sterblich wie andere 'Menschen seien und daß sie erscheinen müsse vor dem Throne der Majestät Gottes, um ihre Thaten zu verantworten, nicht minder als der 'niederste ihrer Unterthanen", worauf ihre Majestät erwiederte: "Ich

[1] Memoires de Brandebourg (Preuß' Herausgabe der Oeuvres, Berlin 1847 et seqq.) I. 112.

'weiß es wohl (Je le sais bien)." — Ich fuhr fort, ihr zu sagen: '"Madame, Ew. Majestät müssen ferner in dieser Stunde erkennen, wie 'eitel und nichtig die Dinge hienieden sind, auf die Sie etwa zu viel 'Werth gelegt, und wie wichtig die himmlischen Dinge sind, die Sie viel-'leicht vernachlässigt und gering geachtet haben." Worauf die Königin 'antwortete: "Wahr (Cela est vrai)!" — "Nichtsdestoweniger Ma-'dame" fuhr ich fort "setzen Ew. Majestät nicht Ihr wirkliches Vertrauen 'in Gott? Flehn Sie ihn nicht in allem Ernst (bien serieusement) 'um Verzeihung an für die Sünden, die Sie begangen? Nehmen Sie 'nicht Ihre Zuflucht (n'a-t-elle pas recours) zu dem Blut und Ver-'dienst Jesu Christi, ohne das es unmöglich für uns ist, vor Gott zu be-'stehen?" Die Königin antwortete: "Oui (Ja)!" — Indem kam ihr 'Bruder, Herzog Ernst August, ins Gemach der Königin', — sein Blick vielleicht auf mich und meine Bewegungen geheftet? — 'Da sie mitein-'ander zu sprechen wünschten, so zog ich mich auf Befehl zurück.'

Dieser Herzog Ernst August, seines Alters damals einund-dreißig, ist der jüngste Bruder der Familie; Schwestern waren weiter keine da als diese Sterbende, die vier Jahre älter ist. Ernst August hat zu dieser Zeit einigen militairischen Anstrich (in den Marlboroughischen Kriegen und dergleichen), wie all sein Geschlecht; schließlich aber erhielt er das Bisthum Osnabrück, jenes absonderliche Erbtheil oder Erbhalbtheil der Familie, und lebte oder vegetirte geräuschlos daselbst. Arme Seele, er ist derselbe Bischof von Osnabrück, nach dessen Haus sich zweiundzwanzig Jahre später Georg I., vom Schlag gerührt, in der Sommer-Mitternacht in athemloser Eile fahren ließ, nur Ein Wunsch nunmehr übrig in ihm: bei seinem Bruder zu sein, — und todt oder sterbend dort anlangte. Das war eine fernere Scene in seinem Leben, welche mitzumachen Ernst August beschieden war. Für jetzt habe ich ihn in Verdacht, daß er nicht viel von der Ausrichtung des M. de la Bergerie mit seinen frommen Gemeinplätzen hält. Weitere Züge aus Ernst Augusts Leben, oder aus dem Schlosse zu Hannover in jener Nacht, — oder wo die alte trauernde Mutter saß, unüberwindlich, wenn auch weinend, in irgend einem der anstoßenden Gemächer, — vermag ich nicht zu geben. M. de la Bergerie fährt mit seiner Erzählung fort:

'Einige Zeit hernach präsentirte ich mich wieder vor dem Bette der 'Königin, um zu sehen, ob sich eine Gelegenheit finden würde, mit ihr 'von ihrem Seelenheil zu reden. Aber Monseigneur der Herzog Ernst 'August sagte mir hierauf, daß es unnöthig, daß die Königin im Frieden 'mit ihrem Gotte sei (etoit bien avec Dieu).' — Welches etwa auch heißen mag, M. de la Bergerie könne nach Hause gehen? Indessen berichtet er ferner:

'Den Tag darauf sagte mir der Prinz, er habe, wie er bemerkte, 'daß ich an das Bett der Königin getreten, sie gefragt, ob sie wünsche, 'daß ich ihr noch mehr zuspreche; aber sie habe erwiedert, es sei gar nicht '(nullement) nothwendig, daß sie bereits alles wisse, was man ihr bei 'einer solchen Gelegenheit sagen könne, daß sie sich es selber gesagt habe, 'daß sie sich es noch sage und daß sie hoffe, sie sei in Frieden mit 'ihrem Gott.

'Zuletzt, als die Königin von einer Ohnmacht ergriffen wurde, von 'der sie auch nicht wieder zurückkam, warf ich mich an der anderen Seite 'des Bettes, dessen Vorhänge offen standen, auf die Kniee, und rief mit 'lauter Stimme Gott an, "daß Er seine Engel um diese große Fürstin 'stellen möge, um sie zu hüten vor den Anfeindungen Satans; daß Er sich 'ihrer Seele erbarmen möge; daß Er sie waschen möge mit dem Blute 'Jesu Christi, ihrem himmlischen Gemahl; und daß Er, nachdem ihre 'Sünden alle vergeben, sie aufnehmen wolle in seine Herrlichkeit." Und 'in dem Augenblick gab sie den Geist auf.'[1] — Alter sechsunddreißig Jahre und etliche Monate. Einzige Tochter der Kurfürstin Sophie, und Vaters Mutter von Friedrich dem Großen.

Sie war zu ihrer Zeit eine höchst ausgezeichnete Frau, und man darf sagen, daß sie etwas von ihrem Ebenbild in der preußischen Nation und deren Culturform zurückgelassen, dessen Spuren bis auf den heutigen Tag erkennbar sind. Charlottenburg (vom trauernden Wittwer so benannt) erglänzte unter ihrem Vorsitz mit einem vielbewunderten französischen Lichte, — französisch dem Wesen nach, Versaillisch, skeptisch-calvinistisch, durch Abglanz und unmittelbar, — den dunklen Norden erleuchtend, und ist in der That niemals wieder so hell gewesen. Das Licht war nicht was man ein inspirirtes nennen kann, lunarisch eher, nicht von der genialen oder sonnenhaften Gattung: aber es war allerdings zur Zeit das beste gangbare, und Sophie Charlotte, ihrer Mutter Tochter in diesen wie in andern Stücken, hatte es sich zu eigen gemacht. Sie steckten tief in der Literatur, diese beiden Frauen, namentlich tief in der französisch-theologischen Polemik, mit starker Neigung zur rationalistischen Seite

Sie hatten einmal auf der Heimreise von Flandern und den Bädern von Aachen in Rotterdam angehalten, um jenen bewunderten Weisen, den Zweifler Bayle, zu sehen. Ihr erhabener Botschafter störte den armen Mann in seiner Dachstube auf den Boompies auf, — als es schon dunkel geworden; aber er hatte Kopfweh an jenem Abend, war schon zu Bett und konnte nicht erscheinen. Er reiste ihnen aber des Tags darauf nach, verließ für eine Weile seinen Papierwirrwarr, seinen historisch-philosophisch-antitheologischen Kram und unterbrach sein endloses Ge-

[1] Erman S. 242.

schreibe ihnen zu Liebe, wollte aber kein Jahrgehalt annehmen und das Ding aufgeben.[1]

Sie waren gescheidte, beobachtsame, intelligente und aufgeweckte Frauen, überzeugt daß es einen Adel für den Menschen gebe, über jenen den der Schneider verleiht, und selbst begierig ihn aufzufinden, hätten sie nur gewußt wie. Eben in diesen Tagen, während der kleine Fritz zu Berlin in seiner Wiege liegt und meistens schläft, ist der weise Leibnitz, ein schwächlicher aber überaus scharfsinniger alter Herr mit hellen Augen und langer Nase, mit gewaltiger schwarzer Perrücke und krummen Beinen, in der Allee bei Hannover zu sehn (der berühmten, etwa eine Stunde langen Lindenallee, die von dem Stadtschloß nach dem Landschloß führt, die aber kaum der Erwartung entspricht, wenn man sie sieht), fahrend oder zu Fuß auf dem Wege nach Herrenhausen, wo der Hof sich aufhält und die alte Kurfürstin, die ihr regelmäßiges Zwiegespräch mit ihm beliebt, um den Tag auszufüllen; nicht sehr erbauliches Zwiegespräch, läßt sich fürchten, aber wieder das beste, das unter den Umständen zu Gebote stand. Hier ist einiger lunarische Abglanz von Versailles, das ein feiner Hof ist; unmittelbare Strahlen sind da von den ältesten geschriebenen Evangelien und von den neuesten, von dem großen ungeschriebenen Evangelium des Universums selbst und von dem eigenen, mehr oder weniger frommen Streben, dies alles richtig zu lesen. Verdammen wir nicht jenes dürftige französische Element von Eklekticismus, Skepticismus, Toleranz, Theodicee und Bayle von den Boompies contra das Collegium von Saumur. Räumen wir vielmehr ein, daß es nützlich, daß es zum mindesten unvermeidlich gewesen; gewähren wir ihm unser Mitleid, unsern Dank und freuen wir uns, darüber hinaus zu sein. Der Skepticismus, der hier eben an den Spitzen des Weltbaums seinen Anfang nimmt und nachgerade durch alle Aeste hinab zu steigen hat mit schrecklichen Ergebnissen für die Menschheit, ist zur Zeit noch angenehm, wie er die Blätter mit schönen herbstlichen Tinten röthet.

Sophie Charlotte theilte diese Neigungen ihrer Mutter und brachte sie mit sich nach Berlin, wo ihnen eine vollere, ausgebreitetere Entwickelung in mancherlei Hinsicht bevorstand. Auch sie sah den Weltweisen Leibnitz öfters bei sich in Berlin; ihrer Fragstellungen an ihn ist kein Ende, begierig Wasser aus einem so tiefen Brunnen zu schöpfen, — und zu oft ist ein nasses Seil mit Spinnweben daran ihr ganzes Erschöpfniß; endloses Seil und der Eimer niemals zu Tage kommend, was sie jedoch geduldig hinnahm, als zur Natur der Sache gehörend. Sie hatte

[1] Erman S. 111, 112. Das Datum ist 1700 (vermuthlich spät im Herbst).

ihre Beausobres und andere geistliche Edict-von-Nantes-Herren, berühmte Berliner Gottesgelehrte, die sie, wenn gerade eine papistische Berühmtheit, jesuitischer Gesandter oder so etwas sich einfand, mit diesen in Disputation brachte auf den Soireen zu Charlottenburg. Sie verstand es vortrefflich, den Vorsitz bei einer solchen Schlacht der Wolkentitanen zu führen und die Blitze sanft und ohne Einschlag abzuleiten. Es ist ein hübscher und sehr charakteristischer Brief von ihr erhalten, der noch immer angenehm zu lesen, wiewohl er von theologischen Dingen handelt, die nunmehr sehr ins Dunkele gerathen sind; gerichtet an Vater Vota, den bekannten Jesuiten, königlichen Beichtvater und Diplomaten, von Warschau, der bei einem solchen Treffen vor Ihrer Majestät sein Bestes geleistet hatte (Datum ist März 1703), — wie es scheint auf einer Reihe von Abenden in der Zwischenzeit seiner diplomatischen Geschäfte, indem ihm die Beausobreschen Kämpen nacheinander, jeden Abend Einer, vorgeführt worden waren. Vota hatte auf dem Heimwege geschrieben und sich ob einigen, bei gewissen Zusammenstößen im Kampfe ihm entfahrenen Feuersprühens entschuldigt: es sei über die rauhe Hanthierung der Kirchenväter seitens der Beausobreschen Herren gewesen; die jedoch persönlich gegen mich, Vota, unter Ew. Majestät feinem Vorsitz, die Höflichkeit selber waren, obschon sie die Väter so unglimpflich tractirten. Mit geschickter Kunst streichelt Ihre Majestät in diesem Briefe Votas Rabengefieder, — und bringt ihm nebenher auf eigene Hand, wie mit unsichtbaren Nadelstichen, eine vortreffliche Dosis Acupunktur in Betreff von Kirchenvätern und ökumenischen Concilien bei. Geben wir einige Auszüge in condensirter Form:

'Wie kann z. B. St. Hieronymus ein Schlüssel zur heiligen Schrift 'sein?' giebt sie anzuhören, indem sie aus Hieronymus dies merkwürdige Geständniß über sein Verfahren beim Abfassen seiner Schriften citirt; 'namentlich, wie er bei dem Buche Commentar über die Galater 'verfuhr, worin er Peter und Paul der Verstellung und sogar der Heu-'chelei beschuldigt. Der große St. Augustinus hatte ihm dies schwere 'Factum zur Last gelegt', sagt Ihre Majestät, die Capitel und Vers giebt,[1] 'und Hieronymus erwiedert: "Ich folgte den Commentarien des Origenes, 'des" — fünf oder sechs unterschiedliche Personen, die sich meistens in späteren Jahren, ehe Hieronymus mit ihnen zu Ende war, als Heretiker herausgestellt haben! — "Und um dir ehrlich die Wahrheit zu gestehen", 'fährt Hieronymus fort, "ich hatte das alles so gelesen, und wie ich 'meinen Kopf mit einer großen Menge von Dingen vollgestopft hatte, 'ließ ich meinen Schreiber kommen und dictirte ihm bald meine eigenen 'Gedanken, bald die Gedanken von Andern, ohne mich jedoch dabei der

[1] 'Epist. 28 a., edit. Paris.' Und Hieronymus Antwort 'Ibid. Epist. 76a.'

'Aufeinanderfolge, noch mitunter der Worte, noch selbst des Sinnes recht 'zu erinnern." Dann ferner an einer andern Stelle (weiter im Buche 'selber)[1] sagt er: "Ich schreibe nicht selbst, ich habe einen Schreiber, 'und dem dictire ich was mir in den Mund kommt. Wie ich mich nun 'ein wenig zu besinnen wünsche, um es besser oder etwas Besseres zu 'sagen, runzelt er die Stirn und sein ganzes Aussehen sagt mir zur 'Genüge, daß er es nicht ausstehen kann, zu warten." — Hier ist ein heiliger alter Herr, auf den für die Erklärung der heiligen Schrift sich zu verlassen nicht sicher ist, denkt Ihre Majestät, spricht es aber nicht aus und überläßt Vater Vota nur seinen eigenen Betrachtungen.

Sodann ferner, zu den Concilien kommend, führt sie den heiligen Gregor von Nazianz gegen ihn auf, der wahrhaft furchtbar in Betreff öcumenischer Kirchenconcilien ist, — und in der That Gedanken über berathende Versammlungen überhaupt in dem modernen constitutionellen Bewußtsein erwecken dürfte. 'Er sagt,[2] kein Concil hat je guten Erfolg 'gehabt, denn es lodern da so viele niedrige menschliche Leidenschaften 'auf, mit Lärm, mit Heftigkeit und Tumult, "eher wie in einer Trink-'stube oder noch schlimmerem Orte", — das sind seine Worte; er für 'sein Theil sei entschlossen, alle dergleichen "Stelldichein der Gänse und 'Kraniche, die sich zusammenrotten, um einander in solcher kläglichen 'Weise zu würgen und zu rupfen" zu meiden. So auch habe St. Theo-'doret nicht viel vom Concil zu Nizza gehalten, außer als eine Art von 'Wunder. "Von Concilien ist nichts Gutes zu erwarten", sagt er, "aus-'genommen wenn es Gott gefällt einzuschreiten und die Maschinerie des 'Teufels zu verderben."

— Mit noch Mehrem der Art, alles fein wie unsichtbare Nadelstiche in Ihrer Majestät Hand.[3] Was kann Vater Vota da sagen? — Der neuere Leser blickt durch diese Spalten in eine seltsame alte Scene hinein, deren Inhalt obsolet geworden, aber nicht der Geist, und es wäre auch schade, wenn er es würde.

Dies waren Sophie Charlottens Reunionen, ganz allerliebst zu ihrer Zeit, denen beizuwohnen, welche Wonne für den irischen Toland, welchem dies Glück etliche mal zu Theil geworden ist. Toland, daheim zu Lande ein bloßer bankerotter Heretiker, der einmal als Secretair bei einer Gesandtschaft (Macclesfields Ge-

[1] 'Commentar über die Galater, Cap. III.'

[2] 'Greg. Nazian. de Vita sua.'

[3] Brief undatirt (datirbar 'Lützelburg, März 1703'), ganz zu finden, nebst allem Dazugehörenden, bei Erman, S. 246—255. Er ist später von Toland übersetzt und hier herausgegeben worden, als ein vorzügliches polemisches Stück, — das heute gänzlich vergessen ist (A Letter against Popery by Sophia Charlotte the late Queen of Prussia: Being etc. etc. London, 1712). Aber das beste Duell von allen war doch wohl jenes zwischen Beausobre und Toland selbst (worüber Beausobre in einem gewissen triumphirenden Tone berichtet bei Erman, S. 203—241, 'October 1701'), von Toland aber nirgend erwähnt wird.

sandtschaft, mit der Meldung beauftragt, daß die englische Krone hannoverwärts gefallen) dahin kam und zweifelsohne nicht wenig froh war, der arme hastige Mensch, zur Zeit wieder für einen Christen und Ehrenmann zu gelten, — ist voll Bewunderung für Hannover und Berlin, und erblickt namentlich in Sophie Charlotten die Krone aller Frauen; so etwas zwischen einer irdischen Königin und himmlischen Egeria, "Serena" nennt er sie und ist in seiner überspannten Art voller Lobpreisung. 'Die schönste Fürstin ihrer Zeit', sagt er, — womit er wohl meint, eine der schönsten: ihre Züge seien ausnehmend regelmäßig und voll Lebendigkeit, reiches dunkles Haar, blaue Augen, herrliche weiße Haut, — 'nicht sehr groß gewachsen und allenfalls zu corpulent', gesteht er an einer anderen Stelle. Und dann, was ihren Geist anbelangt, — an Begabtheit, Anmuth, Bildung, wo fände man ihres Gleichen wieder? 'Ihre Belesenheit geht ins Unendliche und überall ist sie daheim', 'die abstrusesten philosophischen Fragen sind ihr geläufig', sagt der bewundernde Toland: mannichfaltige und in allen Stücken genaue Kenntnisse, die sie wie eine Künstlerin und Königin zu handhaben wisse, denn 'ihr Witz ist unnachahmlich', 'ihre Denkrichtigkeit, Feinheit des Ausdrucks', ihre glückliche Weise der Darstellung und Anwendung sind groß. An auswärtigen Höfen nenne man sie "die republikanische Königin." Eine Sophisterei decke sie mit einem einzigen Blick auf, durchbohre unmittelbar den schwachen Punkt einer Meinung: in meinem ganzen Leben ist mir, Toland, kein schnellerer oder scharfsinnigerer Geist vorgekommen; und dabei ist sie so gütig, so licht und heiter und 'besitzt die Kunst zu vereinen, was der übrigen Welt Gegensätze sind: Munterkeit und Gelehrsamkeit' — sage selbst Munterkeit und gesunden Menschenverstand. In der Musik sei sie ebenfalls tief, spiele täglich auf ihrem Clavier und fantasire und componire sogar mit bedeutender Geschicklichkeit. [1] Tolands Bewunderung, auch abgerechnet die überspannte Natur und Art und Weise des Mannes, ist aufrichtig und groß.

Ohne allen Zweifel eine lichte ätherische Frau, milden Glanzes in jenen nördlichen Gegenden scheinend, äußerst graziös, witzig und geistreich, geschickt im Reden, geschickt im Stillschweigen, — für welche letztere Kunst sich ebenfalls häufig Uebung bei ihr fand.

[1] An account of the Courts of Prussia and Hanover, sent to a Minister of state in Holland: by Mr. Toland (London 1705) S. 32. — Das andere Buch von Toland, das sie betrifft, ist didactischer Natur ('Unsterblichkeit der Seele', 'Ursprung der Abgötterei 2c.'), jedoch ebenfalls fein panegyristisch, offen und versteckt: Letters to Serena ('Serena' ist die Königin), ein dünner 8vo., London 1704.

Sie fühlte keine besondere Verehrung für ihren Gemahl, noch für das Hofgesindel, männlichen oder weiblichen Geschlechts, womit er sich zu umgeben beliebte: sein und deren Thun und Lassen waren mit nichten das ihre, hätte sie es für gut befunden, ihre Gedanken kund zu geben. Friedrich I. war bekanntlich ‘ein kostspieliger Herr’, der viel auf prächtiges Ceremoniell, Etiquette und Feierlichkeiten hielt, wenig ins Werk setzte und dies immer mit einer Fülle von Geräusch und umgeben von einem Staubwirbel von Hofränken und Cabalen, — von denen wir uns am besten fern halten; dazu war er ein wenig verwachsen, äußerst empfindlich, reizbar und leicht aufgebracht, wiewohl von Herzen eigentlich gütig und gefällig. Sophie Charlotte ist es, die einmal schrieb, “Leibnitz sprach mit mir von dem unendlich Kleinen (de l'infiniment petit): mon Dieu, als ob ich nicht allzu bekannt damit wäre!” Außerdem flüstert man, sie habe einmal auf dem Punkt gestanden, den Dauphin Ludwigs des Vierzehnten zu ehelichen; ihre Mutter Sophie und ihre Base, die verwittwete Herzogin von Orleans, gescheidte Weiber beide, hatten sie in dieser heimlichen Absicht als Mädchen nach Paris kommen lassen und die Sache beinahe zu Stande gebracht. Königin von Frankreich hätte es beinahe geheißen und nun heißt es doch nur von Brandenburg, und die Würfel sind nicht zum Glücklichsten für uns gefallen! Sie besaß Friedrich Wilhelm, den ungeschlachten Knaben und sonst wohl nichts an sehr theurem Besitzthum. Ihr erstes Kind, auch ein Knabe, war früh gestorben und ein drittes kam nicht: langweiliges Ceremoniell und das unendlich Kleine waren ihr hauptsächlich beschieden in dieser Welt.

Allein sie verstand es, all dies nicht tragisch, sondern gelind komisch zu nehmen, — ja, mitunter es gar nicht zu nehmen, sondern ruhig liegen zu lassen, — und dergestalt in stattlicher, schonend siegreicher Art damit fertig zu werden, mit zartem weiblichen Takt und auch mit feinem weiblichen Stoicismus, in allen Dingen maßhaltend. Sie ward von ihrem Gemahl sehr geschätzt, sehr geliebt sogar, und tief betrauert von dem armen Manne: das Dorf Lützelburg nahe bei Berlin, wo sie sich einen Wohnsitz erbaut hatte, nannte er liebevoll nach ihrem Tode Charlottenburg, welchen Namen Dorf und Schloß behalten haben. Leibnitz fand sie mit einer fast lästigen Verstandesschärfe begabt, “sie verlangt selbst das Warum des Warum zu wissen”, sagt er. Es ist dies die Art des weiblichen Verstandes, wenn er gut ist; nichts gleicht seiner Schärfe und seine Schnelligkeit ist beinahe übermäßig. Auch Samuel Johnson besaß einmal eine junge Freundin “mit dem feinsten Scharfsinn, der mir je vorgekommen.”

Im Ganzen dürfen wir sie offenbar für eine höhere Frau erklären, diese Sophie Charlotte; denkwürdig nicht allein ihres Enkels halber, obwohl von der Welt nunmehr so ziemlich vergessen, — was sich ja alle Dinge und Personen über kurz oder lang gefallen lassen müssen! Es giebt ein Leben von ihr, in dünnem wässrigen Style und toller Anordnung, von einem gewissen Erman,[1] einem Berliner Franzosen, das sich eines leichten Ueberlesens schon verlohnt; in noch ungebundenerer Form sind eigenthümliche Charakterzüge von ihr bei Pöllnitz[2] zu finden: für unsere Zwecke aber ist hiermit genug und mehr als genug.

Fünftes Capitel.

König Friedrich I.

Das preußische Königthum ist nun in seinem zwölften Jahre, als dieser kleine Friedrich, der bestimmt war, es zu solcher Höhe empor zu heben, zur Welt kam. Der alte Friedrich, der Großvater, hat diese Würde nach langwierigen und mühsamen Unterhandlungen im ersten Jahre des Jahrhunderts zu Wege gebracht; am 16. November 1700 kam sein Gesandter triumphirend von Wien zurück, der Kaiser hat endlich eingewilligt: Wir dürfen eine Königskrone auf unserer Allongeperrücke drauf tragen, das alte Kurfürstenthum Brandenburg soll ein Königreich Preußen werden, und das Geschlecht der Hohenzollern, langsam emporsteigend seit Jahrhunderten, hat die oberste Stufe der Leiter erreicht.

Friedrich, der alte Herr, der jetzt so theilnahmsvoll herabblickt auf seinen kleinen (zum dritten König von Preußen bestimmten) Enkel, — ist kein sehr denkwürdiger Mann; auch er hat jedoch seine Begegnisse gehabt, seine Verluste und Gewinnste: unter welchen letzteren allerdings der Gewinn einer Königskrone für ihn und sein Haus ihm einen Platz, und wäre es auch nur als

[1] Monsieur Erman, Historiographe de Brandebourg: Mémoires pour servir à l'Histoire de Sophie Charlotte, Reine de Prusse, lus dans les Séances etc. (1 Band 8vo., Berlin 1801.)

[2] Carl Ludwig Freiherr von Pöllnitz: Memoiren zur Lebens- und Regierungs-Geschichte der vier letzten Regenten des preußischen Staats (auch französisch erschienen), 2 Bände 12mo., Berlin 1791.

chronologischer Meilenzeiger, in der Geschichte zusichert. Er war der Sohn von jenem Friedrich Wilhelm, den sie den großen Kurfürsten nennen, von dem die Preußen viel zu reden und zu rühmen haben, und dessen tüchtiges mühevolles Schaffen in dieser Welt, gerühmt oder nicht, noch immer sehr lesbar ist in den gegenwärtigen Dingen und Zuständen von Deutschland. Ein Mann von dem zu sprechen wir noch eine Veranlassung finden müssen. Von ihm und einer schönen und vortrefflichen Prinzessin Luise von Oranien, — des holländischen Wilhelm, unseres holländischen Wilhelms Tante, — ist dieser schiefe Königliche Friedrich hergekommen.

Er war aber nicht schief geboren, war vielmehr einst ein schlankes schmuckes Knäblein von etwa sechs Monaten, und noch ein älterer Prinz war zur Zeit drei Jahre alt und ebenfalls voller Hoffnung, da fügte es sich auf einer beschwerlichen Reise nach Königsberg und zurück (muthmaßlich im Winter 1657), einer jener vielen beschwerlichen holperigen Fahrten, die diese treue Kurfürstin mit ihrem Gemahl gemacht hat, daß eine unsorgfältige und unglückliche Amme, die das schmucke kleine Fritzchen zu besorgen hatte, ihres Amtes auf diesen schlimmsten Straßen nicht gut wartete. Die arg stoßende Kutsche gab einen ärgeren Stoß, das Kind fiel rückwärts in ihre Arme,[1] — brach zwar sein Rückgrat nicht völlig, verletzte ihn aber auf Lebenszeit, — und, man kann wohl sagen, zugleich mit dem Rückgrat auch sein Gemüth und seine Geschichte fast in einem entsprechenden Grade. Denn der schwächliche verwachsene Knabe mit scharfem und feinem Empfindungsvermögen und einem unangemessenen Gehäus zur Aufnahme seiner Empfindungen, wuchs auf mit allzu dünnhäutiger Reizbarkeit: — man darf dies wohl als die Summe seiner Unglücksfälle betrachten, und es ist ihm im Ganzen sonst keine schwere Sünde zur Last zu legen.

Der arme Jüngling hatte aber noch andere Lasten zu tragen: seine liebevolle fromme Mutter starb, sein älterer Bruder starb, er sah sich in seinem siebzehnten Jahre als nächsten Erbfolger, — und hatte eine Stiefmutter mit neuen Erbfolgern, falls er den Weg räumen sollte. Wie viel Pein liegt nicht in dieser einen Thatsache, mit den giftigen Ohrenbläsereien, Auslegungen und Verdächtigungen, die ein Hofvolk beiderlei Geschlechts in dem kleinen Berlin daran zu hängen vermag. Hegt nicht die neue Fürstin in ihrem Herzen den geheimen Wunsch Ihres Todes,

[1] Johann Wegführer: Leben der Kurfürstin Luise, geborenen Prinzessin von Nassau-Oranien, Gemahlin Friedrich Wilhelms des Großen (Leipzig 1838), S. 107.

mein Prinz? Hofft vielleicht darauf? Gesundheit ohnehin schwächlich, und mit Hülfe von ein wenig Pharmacie — Himmel!

Allerdings hält man jetzt dafür, daß solcher Argwohn keinen Grund gehabt, außer in dem wüsten Gehirn hof-herrlicher und fräulicher Köpfe, aber auch schon da kann sein Vorhandensein wohl tragisch werden. Man füge hinzu, daß der Große Kurfürst, wie die Hohenzollern insgesammt, von jähzorniger Natur war und im Stande, zu vulkanischen Explosionen aufzulodern, wenn man ihn mitten in seinen ernsthaften Geschäften mit müßigem Spinnewebenzeug behelligte! Gewiß ist, daß es zu einer Zeit zwischen dem jungen Prinzen Friedrich und seiner Stiefmutter zu lauten Worten und gegenseitigen Drohungen gekommen war, so daß er es, nach einem solchen lauten mit "Das sollen Sie mir bereuen, Prinz!" endigenden Wortwechsel, für angemessen hielt, mitten in der Nacht, und nur von seinem Hofmeister oder Secretair und einem Bedienten begleitet, nach Hessen-Cassel zu fliehen zu einer Tante, die sich seiner eifrig annahm in dieser Noth; und deren Tochter, nachdem die Dinge mit Schwierigkeit wieder ins Geleise gebracht waren, seine Frau wurde, aber nicht lange am Leben blieb. Und es ist ferner gewiß, daß derselbe Prinz in der Zeit dieser seiner ersten Ehe, als er eines Tages bei seiner Stiefmutter speiste, nach dem Kaffee plötzlich unwohl wurde, in heftigen Krämpfen sich auf ein anderes Zimmer begab, offenbar in einem beunruhigenden und heimlich in einem höchst beunruhigten Zustande: sein Hofmeister oder Secretair, ein gewisser Dankelmann, war bei ihm, und als der Arzt zögerte und die Anzeichen unverzüglich und dringend waren, zog der Secretair Dankelmann 'aus einem Taschenbuch ein eigenes oder von der Casseler Tante herrührendes Pulver' hervor, ein Brechpulver vermuthlich, und gab es dem armen Prinzen ein, — welcher oft gesagt hat und, mit oder ohne Gedanken an Gift, fortan das Gefühl hegte: Dankelmann habe ihm das Leben gerettet. Er verließ in Folge dieses Abenteuers abermals den Hof unbeurlaubt und erbat sich, in Sicherheit auf dem Lande bleiben zu dürfen, wenn Papa es gütigst belieben wolle.[1]

Da denke man sich nun die Gemüthsverfassung des Großen Kurfürsten bei einem solchen Vorfalle, und was für Art Förderung in seinen schweren unablässigen Arbeiten und seinem mühsamen Schwimmen wie ums Leben diese schönen häuslichen Launen ihm gewähren mußten! Ein dem Kurfürsten lieb und werther verwachsener Jüngling erbricht sich eines Nachmittags und es giebt ein solches Sprengen der Schleusen der Unterwelt,

[1] Pöllnitz: Memoiren I. 191—8.

in und um deine arme Werkstätte her nichts als plötzliche Finsterniß, Schwefelgeruch, gabelzüngiger Schlangen Gezisch hier und Plärren weiblicher Hysterik dorten, — um einen Mann in seiner Arbeit zu fördern! O Leser, laß uns ebensowohl mit dem gekrönten Haupt Mitleid haben, als mit dem behuteten oder selbst hutlosen. Menschliche Geschöpfe wollen nun einmal nicht pünktlich zusammen gehen, ebensowenig wie Uhren, und ist ihre Dissonanz erst recht hoch gestiegen und sie können sich nicht füglich einander todtschlagen, dann hat ein Großer Kurfürst, der dabei den Dritten ausmacht, ein erschreckliches Spiel.

Kurfürstin Dorothea, die Stiefmutter, war selbst eine etwas hart geartete Dame, mit der nicht leicht auszukommen; wiewohl so weit vom Giftmischen entfernt, daß sie selbst dem 'Verdacht davon mit bloßer Verachtung begegnete.' Sie lag viel der praktischen Oekonomie ob, der Schweizerei, Gärtnerwirthschaft und was sonst an gewerblichen oder Geschäfts-Operationen sich eben darbot, und galt für eine sehr strenge Rechnerin in Geldsachen. Sie gründete die Dorotheenstadt, jetzt öfter die Neustadt geheißen, das ansehnlichste Viertel von Berlin, und pflanzte eben zu jener Zeit des fatalen Mittagsmahles, 'um A. D. 1680',[1] die ersten von den berühmten Linden, welche (oder ihre Nachfolger in verkümmertem Zustande) noch jetzt dort wachsen. "Unter den Linden": es ist gegenwärtig der belebteste Theil Berlins, voll mit wirklich schönen Bauten, war aber damals eine an Kurfürstin Dorotheas Schweizerei anstoßende Sandhaide, untaugbar, außer zu Bauplätzen, dachte die Kurfürstin Dorothea. Sie trieb viel Kuhwirthschaft und Gemüsehandel im Großen, — soll sogar unter der Hand an dem Haupt-Bierschank der Residenzstadt betheiligt gewesen sein.[2] Sie war mit nichten beliebt: dem Großen Kurfürsten, der die Zügel mit fester Hand führte, fügte sie sich nicht übel, wiewohl auch in ihm zu Zeiten traurige Erinnerungen und Vergleiche aufstiegen: aber mit einem Stiefsohne von unstäten Nerven, das sah er nachgerade ein, konnte nimmermehr gute Nachbarschaft bestehen. Prinz Friedrich und sein Vater kamen allmälig, stillschweigend oder ausdrücklich, zu einem gewissen Vernehmen über dies mißliche Verhältniß; der Prinz durfte mit einem persönlichen Jahrgeld meist vom Hof entfernt leben, was wohl sechs oder acht Jahre lang, bis an des Großen Kurfürsten Tod, geschehen ist; fortan in einer friedsamen Weise oder zum mindesten ohne offene Explosionen.

[1] Nicolai: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam (Berlin 1786) I. 172.

[2] Horn: Leben Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten von Brandenburg (Berlin 1814).

Seine junge Hessen-Casseler Gemahlin starb plötzlich im Jahre 1683, worauf abermals tolle Gerüchte von Vergiftung entstanden, an die sich Kurfürstin Dorothea, als ihrer unwürdig oder als ihr gleichgültig, nicht kehrte und gewerblichem Betrieb, der Geld einbrachte, nachging. Jene arme junge Gattin hatte sich sterbend vom Prinzen Friedrich das Versprechen geben lassen, daß er nicht wieder heirathen, sondern sich mit einer Tochter, die sie ihm hinterließ, begnügen wolle: ein Versprechen das, falls es ja ernsthaft gegeben worden, sich nicht halten ließ, wie wir gesehen haben. Prinz Friedrich führte ungefähr funfzehn Monate darauf seine Sophie Charlotte heim. Mit der Stiefmutter oder dem Hof bestand bewaffnete Neutralität unter erträglichen Formen und es kam zu keiner ferneren offenen Explosion.

Heimlich aber bestanden fortwährend Mißlichkeiten, und bereits haben solche Mißlichkeiten obgewaltet, daß der arme junge Herr, noch nicht zu seinem Erbe gelangt, muthmaßlich zu Aufwand geneigt, und daneben eine geizige grämliche Stiefmutter, — in die üblichen Schwierigkeiten gerathen war und zu den allzuüblichen Aushülfsmitteln gegriffen hatte. Er hatte nämlich dem österreichischen Hofe ein Ohr geliehen, der ihm Unterstützung angeboten, — etwa wie ein alter Hebräer einem jungen christlichen Herrn, der sich mit Papa überworfen, Unterstützung anbietet, — mit dem Ausbeding einer gewissen Verschreibung: einer Verschreibung, über die Prinz Friedrich, als er zum Verständniß derselben gelangte, nicht wenig erstaunte, wovon wir im Verlauf der Zeit ein Mehres, ja ein Vieles noch hören werden!

Aber auch nach seinem Regierungsantritt (Jahr 1688, als gerade sein holländischer Vetter Wilhelm, von dem bewußten ruhmwerthen und unsterblichen Andenken, die Anker lichtete, den Blick unsern Küsten zugewandt) war das Leben des neuen Kurfürsten mit nichten ein bequemes. Man darf eher sagen, es war mit Verdruß und Uebeln besäet, und zwar leider nicht sowohl mit großen Uebeln, die oft antagonistische Größe der Seele und des Erfolgs hervorrufen, als vielmehr mit endlosen Schwärmen kleiner Uebel, gegen die der Widerstand leicht selber kleinlichen Charakters wird. Forsche nicht nach seiner Geschichte, es ist fast nichts Erinnernswerthes darin für dich (wie ich hoffe), nach noch so vielem Lesen! Der schwatzhafte Pöllnitz und Andere haben zur Fülle über ihn geschrieben, aber es läuft alles wieder von Einem ab, wie Etwas, dem die menschliche Haut widersteht. Er hatte einen Hof 'rempli d'intrigues, voll nie endender Ränke', [1] — über was?

[1] Förster I. 74 (mit Anführung der Mémoires du Comte de Dohna) 2c. 2c.

In Einer Frage nur sind wir ein wenig interessirt: Wie er zum Königthum gekommen? Wieso erwarb seines Gleichen die Königswürde? Man kann antworten: Er war es nicht, der sie erworben, seine Vorgänger waren es, die es allmälig dazu gebracht, — wie das in solchen Fällen sehr gewöhnlich ist. Alles, was er dabei gethan, war, daß er an die Thüren (des Kaisers und der Welt) anklopfte und frug: "Ist es vollbracht nun?" Ist Brandenburg reif dazu, eine Krone zu tragen? Wird es von Nöthen sein, Brandenburg eine Krone zuzuerkennen? Auf welche Frage, nach möglichst lautem Anklopfen, sie sich endlich die Mühe nahmen, zu antworten: "Ja doch, es wird von Nöthen sein." —

Kurfürst Friedrichs Sucht zur Ostentation, — oder, wie man es wohl erklären darf, der hohe Geist eines Hohenzollern, wirkend in schwachen Nerven und einem verdrehten Rückgrat, — hatte seine Sinne frühzeitig auf die Königswürde geheftet, und kein Zweifel, die Erhebung des rivalisirenden Sachsens, dem dieser beneidete Rang (auf sehr unbeneidenswerthe Art in der Person des Kurfürsten August als König von Polen) im Jahre 1697 zu Theil geworden war, wirkte als ein neuer Sporn für seine Thätigkeit. Da war ferner Herzog Ernst von Hannover, sein Schwiegervater, der sich darum bewarb, Kurfürst Ernst zu werden, Hannover zum neunten Kurfürstenthum zu befördern, was wirklich im Jahre 1698 ins Werk gesetzt wurde; geschweige gar die unendlichen Aussichten, die sich in England für Ernst und Hannover aufthaten. Diese meine glücklichen Nachbaren sind sämmtlich im Steigen; dies alles hat der Kaiser meinen glücklichen Nachbarn bewilligt: wohl dürfte er auch mir eine Erhöhung unter ihnen vergönnen!

Kurfürst Friedrich hatte 30,000 Mann vortrefflicher Truppen; Kaiser Leopold, "der kleine Herr in rothen Strümpfen",[1] führte Kriege ohne Ende. Kriege in der Türkei, Kriege in Italien, all die Kriege des holländischen Wilhelm und noch andere außer-

[1] 'Was seine' (des Kaisers Leopold) 'persönliche Erscheinung anbelangt, so ist derselbe sehr klein von Statur, hat eine gute frische Gesichtsfarbe, einen gravitätischen, majestätischen Blick, eine dicke Unterlippe, die seine Vorderzähne sehen läßt (ein beständiges Kennzeichen des Hauses Oesterreich) und einen schwarzen Bart, der den größten Theil seines Kinns bedeckt und den er, wenn er wie jetzt in Trauer ist, ganze sechs Wochen lang nicht barbirt. Seine Kleidung ist nach der spanischen Art und er trägt gewöhnlich scharlachrothe Strümpfe, eine schwarze oder rothe Feder im Hut und einen großen Orden des goldenen Vließes auf dem Mantel. Sein Gang ist sehr langsam, zeigt jedoch dabei die größte Majestät und flößt den tiefsten Respekt ein' ꝛc. (Uebersetzt aus Mr. Savage: Compleat History of Germany (London 1702) S. 553.

dem, auf unserer Seite von Europa, — und hier ist ein spanischer Erbfolgekrieg, ungewiß herankommend, der wohl größer noch, als all die übrigen zusammengenommen, ausschlagen dürfte. Kurfürst Friedrich hatte dem Kaiser in allen diesen Kriegen, auch in höchsteigner Person (ein unerschrockener und hoher, wenn auch allzu dünnhäutiger Herr), sonst durch geschickte Stellvertreter, Dienste, öfters namhafte Dienste geleistet, und fehlte in der Noth niemals auf dem Posten der Schwierigkeit mit seinen rühmlich bekannten preußischen Völkern. Ein loyaler tapferer Kurfürst, dieser, das ist nicht zu leugnen, und auch vermögend namhaften Schaden zu thun, wenn man ihn zu sehr aufbringt! Warum diese Erhöhung ihm nicht gewähren, da sie ja doch uns durchaus nichts kostet, selbst nicht soviel wie eine Elle Band mit einem erzenen Kreuz daran? Kaiser Leopold für sich, sagt man, hatte nichts dagegen, wohl aber etliche seiner Minister, und der kleine Herr in rothen Strümpfen, — viel mit der Jagd beschäftigt unter Anderem, — ließ sie gewähren, auf die Gefahr hin, den Kurfürsten Friedrich aufzubringen. Selbst der holländische Wilhelm, der sich, in Voraussicht des Kommenden, dafür verwendete, hatte noch nichts ausgerichtet.

An sieben Jahre hatten die Unterhandlungen gedauert, ohne Erfolg. Kein Zweifel, der Erbfolgekrieg und Marlborough würden der Sache einen günstigen Ausschlag gegeben haben: inzwischen soll sie zuletzt unversehens, durch eine Art von Zufall, zu Stande gekommen sein. Hier ist die wunderliche mythische Geschichte, wie sie erzählt wird; unrichtig in einigen unwesentlichen Stücken, aber in der eigentlichen absonderlichen Hauptsache wohl begründet. Kurfürst Friedrich soll nämlich, nach Pöllnitz und Anderen, nachdem allerlei anderweite Maßregeln fehlgeschlagen, 100,000 Thaler geschickt haben, um den vornehmsten opponirenden Hofrath damit — zu bestechen, müssen wir es nennen; das Geld ward dargeboten und vom opponirenden Hofrath zurückgewiesen: worauf denn der brandenburgische Gesandte berichtete, daß alle fernere Mühe vergeblich, und sogar eilig und verzweifelnd abreiste, indem er einen Secretair an seiner Stelle zurückließ. Der brandenburgische Hof jedoch, mit nichten verzweifelnd, befiehlt inzwischen: man probire einen Andern damit, — irgend einen sonstigen Hofrath, dessen Namen sie in Ziffern schrieben, welche der ungeschickte Secretair nicht auf einen Hofrath, sondern auf den kaiserlichen Beichtvater und obersten Jesuiten, Pater Wolf, bezog. Zu diesem eilte er folglich mit der Baarschaft, zu diesem mit dem ehrerbietigen kurfürstlichen Ersuchen, der, so heißt es, beides, besonders die 100,000 Thaler, mit

einem Gloria in excelsis entgegen genommen habe, und sofort zum Kaiser ging und ihn überredete.[1] — Hier nun steckt die Unrichtigkeit, behaupten neuere Doctoren der Geschichte; ein nicht weniger als dreifältiger Irrthum. 1) Kurfürst Friedrich war allerdings von seinem Geschäftsträger in Wien in Ziffern berathen worden, eigenhändig zu schreiben an — "Wen meint die Ziffer denn?" fragt Kurfürst Friedrich mit Verlegenheit. Zu Wien hatte man mit der Ziffer den Kaiser gemeint, aber zu Berlin hält man sie für den Pater Wolf; schreibt demgemäß und erhält bereitwillige lebhafte Antwort. 2) War Pater Wolf nicht amtlicher Beichtvater, sondern ein beim Kaiser hoch in Gunst stehender Jesuit und von Geburt ein Edelmann, empfänglich für menschliche Ehrenbezeugungen. 3) Nahm er keine Bestechung, deren überhaupt gar keine geschickt worden; seine Bestechung war vielmehr das Vergnügen, einem hohen Herrn, der sich herab ließ, ihn zu bitten, gefällig zu sein, und möglicherweise die Hoffnung, einen Weg für St. Ignatius und die schwarze Miliz für die Folge anzubahnen. Und so zuletzt, und nicht anders als so, behaupten exacte Doctoren, sei die Sache vom Pater Wolf in's Werk gesetzt worden.[2] Oder mochte nicht auch der wirklich erfolgte Tod des armen Königs Carlos II. zu Madrid, 1. November 1700, auf dessen Erbschaft lauernd die gesammte Welt mit halb-gezogenem Schwerte dastand, dem Pater Wolf wesentlich zu Statten gekommen sein? In's Werk gesetzt ward die Sache nun einmal, das ist sicher; und ehe der November um war, ist Friedrichs Bote mit einem "Ja" zur Antwort und einem am 16. dieses Monats unterschriebenen Vertrag zurückgekehrt.[3]

Zur ungeheuern Freude des Kurfürsten Friedrich und seines Hofes, ja die Nation selber dünkte sich erfreut darüber. Der wonnetrunkene Fürst aber beschloß, sich stracks auf den Weg zu machen, um die Krönung zu vollziehen, ungeachtet es hoher Winter ist und Königsberg (denn Preußen soll unser Titel sein, "König in Preußen", und Königsberg ist die Hauptstadt davon) neunzig Meilen weit entfernt liegt, über verwachsene rauhe Wälder, sumpfige Wildnisse und an vielen Stellen bloße Knüppeldämme. Wir befehlen "dreißig tausend Postpferde", außer den vielen aus unsern eigenen Marställen, zur Bereitschaft an den verschiedenen Anhaltsplätzen; unser Sohn Friedrich Wilhelm,

[1] Pöllnitz, Memoiren. I. 310.

[2] G. A. H. Stenzel: Geschichte des preußischen Staates (Hamburg, 1841) III. 104; Nicolai (Berliner Monatsschrift, Jahrg. 1799).

[3] Pöllnitz (I. 318) giebt den Vertrag (Datum von seinem Herausgeber verbessert II. 589).

der ungeschlachte zwölfjährige Bursche, derb und rührig, jedoch 'leicht erröthend' (was ein Charakterzug bei ihm ist), soll uns begleiten; wieviel mehr erst Sophie Charlotte, unsere erhabene Kurfürstin-Königin, die da sein soll: und am 17. Dezember 1700, im letzten Jahre des Jahrhunderts, brechen wir auf, in '1800 Wagen': ein Aufzug, desgleichen noch niemals diese winterlichen Wildnisse durchschnitten. Friedrich Wilhelm fuhr in der dritten Wagenabtheilung (denn 1800 Wagen konnten nicht wohl auf einmal ziehen); unsere edle Sophie Charlotte in der zweiten; ein Markgraf von Brandenburg-Schwedt, oberster Markgraf, unser ältester Stiefbruder, Dorothea's ältester Sohn, saß auf dem Bock, mit correcten Insignien angethan, als Kutscherbild. So strenge halten wir es mit der Etiquette; ist ja die Etiquette eben in ihrer Apotheose, und zwar nach solchen Bemühungen. Sechs- oder siebenjährige Bemühungen seitens des Kurfürsten Friedrich, und sechs- oder siebenhundertjährige seitens seiner Vorfahren.

Die Pracht des Friedrichszuges nach Königsberg und durch dasselbe oder in demselben zur Krönung und seines Krönungs-Ceremoniells allda: welche Feder kann sie beschreiben, welche Feder braucht sie zu beschreiben! Folianten mit Kupferstichen sind darüber abgefaßt worden, und sind noch nicht alle zu Pappschachteln verarbeitet oder zu Fidibussen geschnitzt.[1] 'Die Diamantknöpfe an Sr. Majestät Rock' (kümmel- und salzfarben oder purpurn, ich entsinne mich's nicht) 'kosteten das Stück 10,000 Thaler'; man schließe von diesem Einen Zug, was für ein kostspieliger Herr er ist! Die Straßen waren mit Tuch behängt, mit Tuch belegt, Draperien und Tuch ohne Ende; der überladenen Einbildung will es vorkommen, als wäre so viel scharlach- und sonst hellfarbiges Tuch dagewesen, daß man die arktische Zone damit hätte eindachen können; nebst Illuminationen, Kanonensalven, weinspendenden Brunnen. Friedrich hatte zwei Bischöfe für die Gelegenheit extemporirt, zwei seiner natürlichen geistlichen Superintendenten zu Quasibischöfen nach dem anglicanischen Model — welches allezeit bei ihm beliebt und sein frommer Wunsch gewesen — umgeschaffen: sie blieben aber nur abgeschnittene Zweige, diese zwei, und schlugen, — ihre Sprech- und Salbungsfunction einmal verrichtet — keine Wurzel im Lande. Er selber setzte sich die Krone auf's Haupt: "Bin am Ende doch König hier aus eigener Machtvollkommenheit!" und blickte, wie man sich vorstellen kann, so königlich wie ihm nur

[1] Das britische Museum, dem viele nothwendige Bücher über diesen Gegenstand fehlen, bietet den schuldigen Krönungsfolianten mit seinen Stichen, Tapezier-Catalogen und amtlichen Reden über nichts, der menschlichen Wißbegier dar.

möglich; seine gütigen Augen auf Momente beinahe wildleuchtend, und die Heiterkeit des Stolzes mit etwas von Schauer sich mischend.

Unter all diesen Sublimitäten das Einzige, was für das menschliche Gedächtniß überbleibt, steht nicht in diesen Folianten, soll aber nichtsdestoweniger eine Thatsache sein: nämlich der Kurfürstin, nunmehrigen Königin Charlotte ganz absonderliches Benehmen bei der Gelegenheit. Denn sie frug wenig nach Krone oder Putzherrlichkeiten irgend einer Art, sondern hatte von jeher über das unendlich Kleine nachgedacht; und über diesen Kniebeugungen, diesem Aufstehen und Niedersetzen, Drehen, Wenden und allseitigem Grimassiren, und der endlosen dröhnenden Beredsamkeit von himmelanrufenden Bischöfen war ihre Langweile nicht böslaunig oder äußerlich anstößig, aber innig und überschwänglich. Bei einer Wendung der Feierlichkeit, während der Bischof und jener Kanzler in leerem solennem Vortrag ein Langes und Breites so daher dröhnten, hat man augenscheinlich bemerkt, wie Sophie Charlotte ihre Tabatière, — denn sie huldigte diesem modischen Laster, — verstohlen aus der Tasche zog und sich mit einer delicaten Prise Schnupftaback erquickte, geriebenen Taback, tabac rapé, von Sterblichen schlechthin Rapé genannt. Es erleidet keinen Zweifel, und der neue König selber hatte sie beobachtet, und schleuderte ihr unmittelbar einen recht fulminanten Seitenblick zu, der die Sache nicht zu ändern vermochte und sich bloß in der Luft verlor. Eine denkwürdige kleine Handlung und beinahe symbolisch bei der ersten preußischen Krönung. "Nun ja, wir sind Könige, und sind den Sternen so nahe gekommen, nicht näher; und ihr ruft die Götter in so schrecklich langgedehnter Weise an; und ich — du Himmel, habe ich doch wenigstens meine Dose bei mir!" Du müde geduldige Heldin, bekannt mit dem unendlich Kleinen! Diese symbolische Prise Schnupftaback duftet aber durch die ganze preußische Geschichte hindurch. Ein Duft der schlichten Wahrhaftigkeit mitten unter allen königlichen oder sonstigen Ostentationen; unerbittlicher, ruhiger Protest gegen Salbaderei, mit so unbefangener Einfalt ausgerichtet: Sophie Charlottens symbolische Prise Schnupftaback. Man hat sie allezeit für eine ein wenig republikanische Königin gehalten.

Dergestalt ist das brandenburgische Kurfürstenthum ein Königreich Preußen geworden. Von Brandenburg, was es gewesen ist, und was Preußen gewesen ist; und von den Hohenzollern und was sie gewesen sind, und wieso sie auf diese Höhe gelangt, darf wohl für die Ununterrichteten in diesen Dingen einiges Eingehende hier nicht unterlassen bleiben.

Zweites Buch.

Von Brandenburg und den Hohenzollern.

928—1417.

v. C. 327.

Erstes Capitel.

Brannibor: Heinrich der Vogler.

Die brandenburgischen Lande, bis sie zu der nun da herrschenden hohenzollerischen Familie in Beziehung kamen, haben keine Geschichte, die sich der Menschheit als denkwürdig erwiesen. Es ist wohl viel unter dem Titel geschrieben worden; aber man weiß mit nichten viel, und unter diesem wiederum ist befremdend wenig Wissens- oder Erinnernswerthes.

Pytheas, der weiland marseillische Reise-Commissarius, vor mehr als 2000 Jahren nach neuen Handelswegen sich umthuend, sah das Land in aller Wirklichkeit dort liegen, segelte daran vorbei, mitunter ans Land steigend, und stattete der marseillischen 'Handelskammer', oder was der Art immer damals sein mochte, Bericht ab; — Bericht nunmehr verloren, bis auf wenige unklare und unbedeutende Bruchstücke.[1] Das war 'um das Jahr 327 v. C.', während Alexander von Macedonien Indien zu erobern geschäftig war. Kein Zweifel, Pytheas, das erste schreibende oder civilisirte Wesen, das je Deutschland geschaut, hat mit seinen griechischen Augen auf jene alten baltischen Küsten, das nördliche Grenzland des dermaligen preußischen Königreichs, geblickt und gelegentlich darauf gelandet, versuchend zu sprechen und sich zu erkundigen, und hat der Menschheit darüber berichtet, wir wissen nicht was; welches uns die Thatsache vergegenwärtigt, daß das Land vorhanden war, und beinahe weiter nichts: Ein Land von Seen und Wäldern, sumpfigen Dickichten, sandigen Wildnissen, bewohnt von Bären, Ottern, Auerochsen, Wölfen, wilden Schweinen und gewissen zottigen Deutschen von suevischer Art, so gut wie sprachlos für Pytheas. Darauf erlöscht alle unmittelbare Kunde davon auf mehr als dreihundert Jahre. Wir können blos hoffen, daß die Dickichte ein wenig gelichtet, und die

[1] Mémoires de l'Académie des Inscriptions, t. XIX. 46, XXXVII. 439 etc.

wilden Thiere erlegt wurden, daß die Deutschen an Zahl zunahmen und daß ihre zottige Rauheit sich um etwas verminderte. Letztere, hochgewachsene Suevi Semnones, Menschen von blondem ernsten Aussehen (oculi truces coerulei) und kräftigem Knochenbau, waren bekannt als kriegsgewaltige Leute:[1] dem Drusus Germanicus, vermuthet man, sei die Lust nach ihrer näheren Bekanntschaft vergangen: 'ein riesenhaftes Weib weissagte ihm über die Elbe hinüber', daß es nicht geheuer wäre; worauf sich Drusus damit beschied, auf seiner eigenen geheueren Seite der Elbe eine Siegessäule aufzustellen und zu *sagen*, sie wären besiegt.

Als im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die deutschen Völkerschaften auf Anstoß gewisser 'von der chinesischen Grenze vertriebenen Hunnen', oder aus sonstigen triftigen Gründen, anfingen allgemein südwärts zu strömen, um sich der reichen römischen Welt zu bemächtigen, und noch ferner zwei Jahrhunderte lang in solcher Strömung fortfuhren, waren die uralten deutschen Grenzen überhaupt, und namentlich jene nördlichen baltischen Lande im Vergleich leer geblieben: so daß einwandernde neue Völker aus dem Osten, sämmtlich slavischen Ursprungs, leicht allda Fuß faßten und die Uebermacht gewannen. In den nördlichen Gegenden waren diese einwandernden Slaven von der vandalischen oder wendischen Art: sie breiteten sich westlich bis hin nach Hamburg und der Nordsee aus, südlich ebenfalls weit hinaus über die Elbe in einigen Gegenden, während andere Slavenstämme in andern Gegenden gleich rührig waren; mit was für Schwierigkeiten im Auseinandersetzen der neuen Grenzen und daraus entspringenden unerschöpflichen Quellen des Haders, das ist noch jetzt sichtbar für Jedermann, obschon kein Geschichtschreiber dabei war, um ein Wörtlein davon zu melden. 'Sämmtlich slavischen Ursprungs'; aber wer weiß von wievielerlei Arten: Wenden hier im Norden, die Lausitz hindurch und bis nach Thüringen hinauf; nicht zu reden von Polacken, böhmischen Czechen, Hunnen, Bulgaren und andern dunkeln Nomenclaturen auf der östlichen Grenze. Fünfhundert Jahre des heftigen unaufgezeichneten Schlagens, abstrusen Haders mit ihren neuen Nachbaren über das Auseinandersetzen der Marken. Viele Ortsnamen in Deutschland, die auf itz endigen (Meuselwitz, Mollwitz), oder den ausdrücklichen Beinamen *Windisch* (wendisch) führen, deuten noch jetzt auf jene uralten mißlichen Zustände; so auch das Wort *Sclave*, in unseren sämmtlichen westlichen Sprachen einen gefangenen Slaven bezeichnend. Welch langtöniges Echo des

[1] Tacitus: De Moribus Germanorum, c. 45.

600.
Hasses und der Erbitterung liegt nicht in diesem bischen Wort-Ableitung!

Diese Dinge sind gewesen; sie haben aber keine Geschichte: warum sollten sie auch? Genug daß in jenen baltischen Regionen zur Zeit (Jahr 600 und bis lange nach Karl dem Großen hinaus) Slaven an der Stelle von Sueven oder von holsteinischen Sachsen und Angeln sich befinden; daß es nun zottige Wenden sind, denen die Aufgabe überkommen, die Dickichte zu zähmen und die Ottern und Wölfe zu überwältigen; Wenden, in letzter Zeit im Zustande der Abnahme, vielfältig Schläge erleidend von Karl dem Großen und Anderen; aber noch immer nicht zum Lande hinaus geschlagen. Und so dauert es fort, Jahrhundert auf Jahrhundert; Wenden, Wölfe, wilde Schweine, alle gleich stumm für uns; stumm, oder nur mit einer einzigen gewaltigen, unaussprechlichen Mähre (wie es scheint, tragischen Inhalts) ertönend, wie die Stimme ihrer Urwälder, ihrer uralten baltischen Gewässer: — vielleicht erbaulicher für uns so. Hier endlich ist ein bestimmtes Datum und Ereigniß.

'A. D. 928 nahm Heinrich der Vogler, über das gefrorene 'Moorland ziehend, BRANNIBOR, eine Hauptfestung der 'Wenden';[1] — erste Meldung in menschlicher Sprache des Ortes, der nunmehr Brandenburg heißt: Bor oder 'Burg der Brennen' (wenn es jemals ja einen Stamm der Brennen gegeben hat, — da Brennus, hier wie anderswo, ein Name für König oder Führer ist); 'Burg der Wälder' sagen Andere, — die eben so wenig wissen; vermuthlich zu jener Zeit ein Ort von Lehmhütten, mit Graben, Erdmauer und Pfahlwerk umgeben; sicherlich 'eine Hauptfestung der Wenden', — die wohl nicht wenig erstaunt sein mochten beim Anblick Heinrichs in jener frostigen Winterfrühe. Dies ist der große alte Heinrich, 'der Vogler' genannt, weil die Boten ihn bei seinem Vogelheerde im Harzer Oberland antrafen, als sie gekommen waren, ihm kund zu thun, daß die deutsche Nation, durch ihre zu Fritzlar tagenden Fürsten und Autoritäten, ihn zu ihrem König gemacht hätte, und daß ihm hinfort eine schreckliche Arbeit beschieden sei, die er über sich nahm und auch leistete, — dieser Zug nach Brannibor nur ein geringes Item derselben, — mit echter Mannhaftigkeit all sein Lebtag das Chaos im Lande bekämpfend, keine Ruhe für ihn fortan bis an den Tod. Der Anfang deutscher Könige; der erste, oder wesentlich erste, Oberherr des gemeinsamen Deutsch-

[1] Köhler: Reichs-Historie (Frankfurt und Leipzig 1737) S. 63. Michaelis: Kur- und Fürstlichen Häuser in Deutschland (Lemgo 1759, 1760, 1785) I. 255.

928.

lands, — nachdem die sämmtliche Nachkommenschaft Karls des Großen bis zum letzten Bastard ausgestorben und nur Anarchie, italienische oder sonstige, als andere Wahl übrig war.

'Ein sehr hoher König', sagt Jemand, dessen Notizbücher mir vorliegen, 'eine echt edle menschliche Figur, noch immer sichtbar in klaren 'Umrissen in der grauen Morgendämmerung der neueren Geschichte. Der 'Vater von allem was seitdem Gutes in Deutschland gewesen. Er unter- 'warf seine Herzöge, Schwaben, Bayern und andere, bei denen die 'Erblichkeit und Neigung zum Ungehorsam überhand genommen. Er 'gewann Lothringen zurück, schloß Waffenstillstand mit den Ungarn, die 'eben über die Maßen einbrüchig waren, schlug sie sodann, indem er sich 'inzwischen in Stand gesetzt, gewaltig aufs Haupt, in zwei Schlachten, — 'eine gegen jede Hälfte, denn das einbrüchige Ungethüm hatte sich zur 'ergiebigeren Plünderung in zwei Heerhaufen getheilt; zu Sondershausen 'bekamen sie die ersten Schläge, zu Merseburg die zweiten, Jahr 933, — 'wodurch sie beträchtlich gewitzigt wurden. Noch einmal geschlagen, von 'Heinrichs Sohn, und sie kehrten niemals wieder. Die Wenden schlug er 'vorher, "Brannibor über dem gefrorenen Moorland" vor fünf Jahren; 'schlug slavische Meißner, böhmische Czechen und nahm Prag; Wenden 'abermals, mit gewaltigem Blutbad; sodann die Dänen, und machte '"König Worm zinspflichtig" (König Gorm den Harten, unseres 'K'nuts oder Canuts Urgroßvater, Jahr 901); — zuletzt die ein- 'brüchigen Ungarn, wie gemeldet. Diesen hatte er, als sie den bisherigen 'Tribut abforderten, der Waffenstillstand aber nun abgelaufen war, einen 'räudigen Hund geschickt: Hier ist euer Tribut ihr Herren, wohl be- 'komm die Mahlzeit!

'Er führt "das Bild des heiligen Michael im Panier", gegen Her- 'kommen. Er schafft, oder schafft wieder, Markgrafen, seinen Herzögen 'untergeben, — und nicht zu sehr erblich. Wer seine Markgrafen 'waren? Die dunkele Geschichte führt deren sechs an der Zahl auf,[1] 'nämlich:

'1. Schleswig, um ein Auge auf die scandinavischen Länder und 'nordischen Seekönige zu haben. Diese Markgrafschaft hat nicht lange 'gedauert unter dem Namen. Ist vermuthlich nachher Stade-und-'Ditmarsch geworden.

'2. Soltwedel, — das mit der Zeit zur Markgrafschaft Bran-'denburg wird. Soltwedel, jetzt Salzwedel genannt, eine uralte noch 'jetzt bestehende Stadt, zwölf Meilen westlich und nördlich von Branden-

[1] Köhler: Reichs-Historie, S. 66. Dies ist mit nichten Köhlers Hauptwerk; aber auch dies ist gut und leistet in solider triftiger Weise, was es unternimmt. Mir scheint er bei weitem das beste historische Genie, das die Deutschen noch hervorgebracht haben, wie wenig ich ihn auch in ihren Literaturgeschichten und Catalogen genannt finde. Ein Mann von reichlicher Gelehrsamkeit und dabei von kräftigem, heiterem, menschlichem Sinn und menschlicher Rechtschaffenheit, dem zu begegnen dreimal erquickend ist, in jenen geisterhaften, meist von unheimlichen Creaturen bevölkerten Einöden.

'burg, unweit südlich von der Elbe gelegen, war zur Zeit noch der Sitz 'dieses zweiten Markgrafen, und zu Brandenburg sitzt einstweilen nur sein, 'oder eines Anderen, Statthalter.

'3. Meißen, ein Land damals noch voller Wenden.

'4. Lausitz, gleichfalls ein stark wendisches Land. Dauerte nicht 'lange als Markgrafschaft; fiel zu Meißen, fiel zu Brandenburg, Böhmen, 'Oestreich, und erlitt vielen Wechsel. Ist nun (seit der Zeit des dreißig-'jährigen Krieges) meist wieder sächsisch.

'5. „Oestreich" (östliches Reich); um die Ungarn in Acht zu haben 'und ihre werthvollen Ansprüche auf Tribut.

'6. Antwerpen ("Hand-Werfte" so zu sagen), gegen die Fran-'zosen; welches Amt bald einging.

'Das waren Heinrichs sechs Markgrafschaften (nach der Aufzählung 'meiner besten Autorität), und dergestalt hatte er Miliz-Hauptleute rings 'um seine Grenzen aufgestellt, gegen das invasionslüsterne slavische Element.

'Er befestigte Städte; alle Städte müssen ummauert und bewehrt, — 'müssen Burgen sein, und die Einwohner wehrhafte Bürger. Ueberall 'muß der neunte Mann als Wehrmann in die Stadt; die übrigen acht 'auf dem platten Lande müssen ihn nähren und unterhalten: Heer-'geräthe vererbt sich auf den Erstgeborenen eines Kriegsmannes, der 'gedient hat, wie bei uns. "Alle Räuber werden zu Kriegsknechten ge-'macht" (es wäre denn, sie zögen den Galgen vor), und Waffenschau 'und Uebung wird fleißig gehalten. Hier ist ein Mann dazu, um einigen 'Eindruck auf die Anarchie und ihre Wenden und Hunnen zu machen. 'Seine Standarte war, wie wir gesehen, der heilige Michael, — dessen 'Schwert von sehr hoher Stelle herrührt! Ein gottesfürchtiger Mann, '— stiftete die Abtei Quedlinburg und sonst Vieles der Art: Quedlin-'burg war vornehmlich das Werk seiner gleichfalls frommen Gemahlin 'Mechtildis, deren Leben bei Leibnitz[1] zu finden, in einem nicht son-'derlich lesbaren Buche. — Im Ganzen ein gar tapferer König und '"Vogelsteller." Gestorben A. D. 936 (zu Memmleben, einem Kloster 'an der Unstrut, unweit Schulpforte), Alter sechzig Jahre; hatte nur 'siebzehn Jahre regiert und doch so viel gewirkt; liegt begraben in der 'Stiftskirche zu Quedlinburg: — hat er ein Grabmal? Es ist mir keine 'Lebensgeschichte von ihm bekannt, außer Gundlings, die ein sehr ver-'worrenes Stück ist, und hauptsächlich Vergessenheit erheischt. — Heil, 'wackerer Heinrich: über die neun dunkelen Jahrhunderte hinüber grüßen 'wir dich, noch immer sichtbar als ein tapferer Sohn des Kosmos und 'Sohn des Himmels, uns zum Heil gesandt; als ein Mann der mit 'grimmem Ernst "Gott diente" zu seiner Zeit, und dessen Werke daher 'Frucht tragen zu unserer Zeit und für alle Zeiten!'

So weit meine rohen Notizbücher, die für jetzt wieder zu-gemacht werden müssen, um nicht des Lesers Geduld zu miß-brauchen oder ihn von seinem Wege abzuführen.

[1] Leibnitz: Scriptores Rerum Brunswicensium etc. (Hannover 1707) I. 196.

928.

Diese Einrichtung mit den Markgrafen war eine natürliche Erfindung bei den damaligen Zuständen; sie kam nicht zuerst unter Heinrich auf, ward aber von ihm sehr vervollkommnet und er zuerst sah ihre Wichtigkeit ein. An jeder Grenze hatte er seinen Grafen (Graf, halten Einige, bedeute blos der Graue, d. h. der Alte oder Senior, der handfesteste, weiseste, stahlgraue Mann, der zu treffen war) auf der Mark sitzen, um da zu wachen und zu hüten: der Posten der Schwierigkeit, der Gefahr und natürlich auch der Ehre, nichts weniger als eine Sinecurastelle; welchem Posten, wie jedem andern, immer eine Tendenz inne wohnte, erblich zu werden, wenn dem Geschlechte fähige Männer nicht ausgingen. Davon stammen die unzähligen Markgrafen, Marchesen, und was dem mehr ist, der neueren Zeiten: Titel die nunmehr chimärisch und mehr oder weniger lügenhaft geworden, wie die meisten unserer Titel es ja sind, — wie so manche Burgen die sich zu Burgflecken und sogar zu 'Rittergütern' mit wehrhaften Rittern von der bekannten Art verwandelt haben: traurig zu beobachten. Norroy[1] ist einst nicht gänzlich Pappdeckel gewesen! Im Innern seines gewaltigen Wirbelwindes von staubigen Heraldiken und phantasmischen, nun lügenhaft gewordenen Nomenclaturen lag zuerst stets eine ernste menschliche Thatsache. Heinrich der Vogler ist so glücklich gewesen, die Thatsache ohne Beimischung von Lügenhaftem zu besitzen: wir sind im traurigen Gegenfall; ein Gegenfall der zwar noch nicht ganz vollendet, aber täglich es wird, — und mit zu den traurigsten und seltsamsten gehört, die je gewesen, wenn wir es recht bedächten! — Gehen wir jedoch mit unserem Geschäft vorwärts.

Markgrafschaften gab es fortan immer, — sechs zu Heinrichs Zeit: — aber Zahl, Ort, Einrichtung derselben, das alles wechselte mit den Umständen draußen und drinnen, hauptsächlich je nach dem Zurückweichen oder Wiedervordrängen der umgebenden feindlichen Völker, und war mannigfaltigen Veränderungen unterworfen. Die Seemauer die du aufführst, und was für Schleusen du dareinsetzest, muß sich nach dem Stand der äußeren See richten. Markgraf von Schleswig wird Markgraf von Ditmarsch und Stade, zurückweichend über die Elbe, wenn das nordische Seeräuberthum übermächtig wird. Antwerpen geht ein; so auch Meißen nachgerade; Lausitz und Salzwedel gehen, drei Jahrhunderte nach diesen, in Brandenburg auf, das lange blos ein untergeordneter, von den Statthaltern des Einen oder Andern von Jenen verwalteter Posten gewesen

[1] Der englische Wappenherald. D. Uebers.

928.

ist. Ein Markgraf der seine Wenden und Hünnen mit Erfolg zurückdrängte, gewann natürlich Raum, sich auszubreiten, und konnte sehr groß werden und Grenzveränderungen verursachen: zu was ist Oestreich nicht heran gewachsen, und Brandenburg; ebenso Meißen, welches zum neuen Sachsen geworden ist, ein Staat der vordem größer war als jetzt.

In alten Büchern finden sich Verzeichnisse der ursprünglichen Markgrafen von Brandenburg, von Heinrichs Zeit an abwärts; zweierlei: 'Markrafen vom Witekindischen Geschlecht', und von noch einem anderen:[1] aber sie sind völlig ungewiß, eine schattenhafte intermittirende Markgrafenreihe, die Witekindische wie die Nicht-Witekindische, und scheinen eigentlich ein paar Jahrhunderte lang nichts weiter gewesen zu sein, als untergeordnete, meist zu Lausitz oder Salzwedel gehörende Stellvertreter, von denen wir daher hier nicht zu reden brauchen, sondern die ersten zweihundert Jahre in ihrem natürlichen grauen Zustande lassen müssen, — der vielleicht dem Leser hinlänglich denkbar ist.

In dieser Art aber ist jedenfalls Brandenburg (Bor oder Burg der Brennen, was immer diese sein mögen) der Christenheit entdeckt und dem festen Lande articulirter Geschichte beigefügt worden; eine meldenswerthe That, vollbracht durch Heinrich den Vogler im Jahre der Gnade 928, — da (unter andern bemerkenswerthen Dingen in dieser Welt) unseres Knuts Urgroßvater, Gormo Durus, 'Heinrichs Zinspflichtiger', noch König in Dänemark, und Harald Blauzahn noch ein junger Geselle dortselbst, mit Zähnen von natürlicher Farbe, und Swen mit dem Gabelbart (Tvaeskaeg, Doppelbart) noch ungeboren war; und da die Mönche von Ely jenen Gesang[2] noch (um etwa

[1] Hübner: Genealogische Tabellen (Leipzig 1725—1728) I. 172, 173. Ein Buch von seltener Vortrefflichkeit in seiner Art.

[2] In dem uralten, von vor der normannischen Eroberung herdatirenden 'Book of Ely' ist, ohne alle Anmerkung oder Erklärung, folgende Strophe aufbewahrt, die, wenn wir wollen, uns ein Bild giebt von dem Marschlande, völlig überschwemmt (wie es das halbe Jahr über immer gewesen ist, bis man es ausgetrocknet, sechs Jahrhunderte später), mit dem Dom von Ely in der Entfernung aufsteigend wie eine Insel, und die Musik seiner Nonen und Vespern sanft und weithin über die Einöde erschallend, vor achthundert Jahren und drüber.

Merie sungen ðe Muneches binnen Ely	Lieblich sangen die Mönche in Ely
ða Cnut ching rew ðerby	Als König Knut ruderte dortbei:
Roweð cnites near ðe lant	Rudert Knechte nahe dem Land,
And here we ðes Muneches saeng.	Und horchen wir dieser Mönche Gesang.

Vergl. Benthams History of Ely (Cambridge 1771) S. 94.

997.

hundert Jahre) nicht angestimmt, noch die Fluthwellen sich geweigert hatten, diesem Knut zu Liebe zurück zu weichen in unserem englischen Theile seines Reichs.

Daß Heinrich auf gehörige Obhut für Brannibor bedacht war, folgte von selbst. Der oder jener Markgraf mußte Brannibor in Obacht nehmen, — der von der Lausitz östlich z. B., oder jener von Salzwedel westlich: — daß Brannibor selbst mit der Zeit sich als der passende Sitz bewähren und seine eigenen Markgrafen haben werde, davon hat Heinrich so wenig Ahnung, als überhaupt von dem, was Brandenburg in den folgenden neun Jahrhunderten noch werden dürfte. Genug, Brandenburg ist über das gefrorne Moorland drüben eingenommen und hat seinen Grenzwächter und eine Besatzung des neunten Mannes erhalten: Brandenburg, wie andere Dinge, wird werden was es kann.

Heinrichs Sohn und Nachfolger, wenn nicht er selber, wird für den Stifter des Doms und Bisthums von Brandenburg gehalten, — indem seine Geistlichkeit und er allezeit gar sehnlich die Bekehrung der Wenden und Hunnen wünschten, was in der That auch das Eine war, wie es noch immer ist, das dergleichen rauhen Heiden noththut.

Zweites Capitel.

Preußen: Der heilige Adalbert.

Hundert Meilen und drüber östlich von Brandenburg liegt ein, damals wie jetzt Preußen genanntes, von Heiden bewohntes Land, wo ebenfalls Bekehrungsversuche vor sich gehen, obschon bisher ohne Erfolg, wohin wir nun einen Blick werfen müssen.

Es ist ein mooriges Flachland, voll Seen und Wälder wie Brandenburg, in grasreiche Strecken sich ausbreitend und in buschige Wildnisse, die von Bienen wimmeln; Sumpf in Fülle ist da, aber auch alluvischer Koth in Fülle, Sand desgleichen, jedoch lange nicht in dem Maße wie in Brandenburg: ganze Striche von Preußen sind von üppigem Graswuchs, fruchterzeugend, für den Pflug taugend, und der Boden überhaupt wird für fruchtbar geschätzt, ungeachtet seiner nördlichen Lage. Ein

997.
Theil jener großen Ebene, die sich mit unmerklicher Senkung, in ununterbrochener weiter Ausdehnung, vom schlesischen Gebirge bis zu den Bernsteinküsten des baltischen Meeres hinab zieht; Preußen bildet den seewärts gelegenen alluvischen Theil hiervon — und erstreckt sich, Ost und West, auf den beiden Seiten der Weichsel, von den Gegenden des Oberstroms bis zum Hauptarm der Memel. An Rußland stoßend, Vor-Rußland, soll sein Name bedeuten: Vor-Russia; oder aber, — meinen Andere, es sei nur ein gewisser unbedeutender Fluß jener Gegend, der Fluß Reußen, der seine 'Vor'-Gränze gebildet habe, und nicht jenes große Land oder irgend ein Theil desselben, welches heut zu Tage hervorstechend sein nächster Nachbar ist. Wer kann es wissen?

Zu Heinrich des Voglers Zeit, und noch lange hernach, war Preußen ein heftig heidnisches Land; die Eingeborenen ein Gemisch von rauhen serbischen Wenden, Letten, schwedischen Gothen, oder Dryasdust weiß nicht was; — wohl zu vermuthen, daß hie und da Häuflein schwedischer Gothen, namentlich an den Küsten, von uralter Zeit her ausgestreut waren. Dryasdust weiß blos, daß diese Preußen ein starkknochiges, hitziges Hirten- und Fischervolk waren, mit denen nicht gut anzubinden war, besonders in Sachen der Religion. Uebrigens durch alle Jahrhunderte hindurch berühmt wegen des Bernsteins, den sie zu fischen und ins ferne Ausland zu verkaufen pflegten.

Bernstein, erklärt die Wissenschaft, sei eine Art versteinerten Harzes, destillirt von Tannen, die vor Adams Lebzeit abgestorben waren, und wird nun in stürmischem Wetter an jenen fernen Küsten ausgeworfen und dort von dem amphibischen Volk aufgefischt, — auch aus den Sandhügeln an der Küste mittelst eingetriebener Grubenschachte ausgegraben — und nach den entlegensten Weltgegenden, nach Arabien und weiter noch, von uralter Zeit her, verkauft. Zweifelsohne hatte Pytheas sein Augenmerk auf das kostbare Erzeugniß, als er sich an eine Besichtigung jenes Gebietes wagte, — das noch immer die große Bernsteinmutter unserer Welt ist. Mit ihrer Bernsteinfischerei, mit dem Ertrag der Viehzucht und reichlichem Ueberfluß an Fleisch und Leder, fristeten diese heidnischen Preußen, von ungewisser vermischter Abkunft, ein kräftiges Dasein; sie stellen sich uns dar als ein unarticulirtes, schwer auftretendes hitziges Volk. Ihre Kenntniß vom Christenthum war gering, ihr Widerwille gegen jedwede Kunde davon groß.

Da Polen und die Nachbarn im Süden bereits Christen, ja sogar die böhmischen Czechen meist bekehrt waren, so nährte

997.

man beständig fromme Wünsche, wie sich wohl denken läßt, in Betreff Preußens: aber kein Versuch bisher, falls Versuche gemacht wurden, hatte gefruchtet. Wagt sich irgend ein kühner Missionar in ihr Land um zu predigen, sein Empfang ist der schlimmste, oder man begegnet ihm vielleicht gleich an der Grenze mit Drohungen und Verbot zu predigen; außer Kummer und verlorener Mühe ist bisher nichts zu erlangen gewesen. Schon hinzugehen war gefährlich, — und was durfte man vermuthen auszurichten? Versuche, läßt sich annehmen, sind selten; jedoch da das fromme Wünschen beständig und allgemein ist, können auch Versuche niemals ganz aufhören. Nach Heinrich des Voglers Einnahme von Brandenburg zähle siebzig Jahre und wir finden Heinrichs Urenkel als erwählten Kaiser herrschen, — Otto III., letzter der unmittelbaren 'Sächsischen Kaiser', Otto, Wunder der Welt, — und neben Ottos großen Thaten, die einst mirabilia mundi genannt worden und jetzt so erloschen sind, gehet eine kleine That vor sich, ein neuer Versuch in Preußen zu predigen, der, umgekehrt, noch immer bemerkenswerth ist.

Um das Jahr 997 oder 996 faßte Adalbert, Bischof von Prag, ein eifervoller, äußerst frommer, aber augenscheinlich leicht erzürnter und in Zwist gerathender Mann, nach vielen schmerzhaften Erfahrungen von der hartnäckigen unregierbaren Natur der verderbten Menschheit, den Entschluß, seine dem Namen nach christliche Heerde ganz und gar aufzugeben, den Staub von seinen Füßen über Prag zu schütteln und sich der Bekehrung jener preußischen Heiden zu widmen, die, über der Grenze, in solchem Unwesen, ausdrücklich dem Teufel dienstpflichtig, und Stöcke und Steine anbetend lebten. In diesem Unternehmen ward er von den benachbarten Potentaten aufgemuntert, besonders von dem Herzog von Polen, dem solche nächste Nachbaren aus jederlei Grund ein Dorn im Auge waren.

Und so ging Adalbert mit Sack und Stab, von zwei Mönchen begleitet, in das gefährliche Land: nicht in Furcht, Er, ein frommer herzhafter Mann, nahe an den Funfzigen, mit grau werdendem Haar, und Antlitz zerrüttet von den zahllosen Mühsalen und Aergernissen der vergangenen Zeit. Er predigte eifrig, fast ungestüm, — obschon, ich sollte denken, vornehmlich mit seinen Augen und Geberden, da er der Landessprache nicht mächtig war. Zu Danzig, unter den Heiden von schwedisch-gothischer Art, hatte er einigen Erfolg oder Zulauf von Hörern; sonst nirgends, soviel gemeldet wird. In der Pillauer Gegend z. B., wo er zunächst landete, schlug ein amphibischer heidnischer Lümmel ihn mit dem Ruder hart über die Schultern, schmetterte den

997.

armen Prediger zu Boden, das Gesicht zu unterst, und machte seiner heilsamen Rede ein plötzliches Ende für jenes Mal. Jedoch drang er vorwärts, unbekümmert um die Folgen, allen willigen oder unwilligen Creaturen das Evangelium predigend, — und drang so zuletzt in das heilige Gehege '*Romova*' oder Ort der Eichen und der hölzernen und steinernen Götzenbilder (Bangputti's, Patkullo's und ich weiß nicht was für teuflische stumme Blöcke), auf dessen Betretung der Tod stand. Die heidnischen Priester, wie wir uns vorstellen können, stürzten hervor, wiesen ihn mit lautem unverständlichen Geschrei und wilden Geberden zurück, stießen, schüttelten, schoben ihn, da er nicht fortging, fingen dann an verwirrt zuzuschlagen, schlugen am Ende einen Todeshieb auf des armen Adalberts Haupt: so daß er 'seine beiden Arme ausstreckte' (Jesus nimm du mich auf!) 'und mit dem Gesicht zu Boden fiel und todt dalag, — in der Form eines Crucifixes', sagen seine Lebensbeschreiber, und nur die begleitenden Mönche entkamen, um davon zu erzählen.

Die Mönche, wie Adalbert, hatten nichts darum gewußt, daß sie sich auf verbotener Stelle befanden, daher ihre Berichte von dem Phänomen dasselbe nur halb erklärt lassen: wie er im Schlaf von bewaffneten heidnischen Teufelsknechten gewaltsam überfallen worden sei und seine 'schönen Eingeweide (pulchra viscera) von sieben Spießen durchbohrt': aber dies von dem unvorsichtigen Betreten der 'Romova' oder heiligen Bangputtiskirche der Eichen, vielleicht die Haupt-*Romova* im Land, und dadurch herbeigeführten Todtschlag und Hinsturz in Crucifixform, erscheint nunmehr als die verständliche Erklärung.[1] Wir wollen sie annehmen für die thatsächliche Art, wie Adalbert geendet; — kein Zweifel über das Wesentliche der Thatsache selber, und daß sie eine hoch auflodernde auf beiden Seiten gewesen ist. Der 23. April 997 wird als Datum dafür angegeben; ein gefeierter Tag im römischen Kalender seitdem.

Er war von Geburt ein Czeche, Sohn eines vornehmen heidnischen Böhmen: seinen Namen (Adalbert oder brecht, *Edelglanz*) empfing er 'zu Magdeburg, wohin er gekommen war um zu studiren' und die Taufe zu suchen; wo, wie auch anderwärts überhaupt, sein inbrünstiges frommes Thun und Wesen seinen Mitmenschen bewundernswerth erschien. Ein 'Mann von Genius' dürfen wir wohl sagen: eine von des Himmels hellen, in

[1] Baillet: *Vie de Saints* (Paris 1739), III. 722. Bollandus: *Acta Sanctorum*, Aprilis tom. III. (die 23a.; in ed. Venetiis 1738) S. 174—205. Voigt: *Geschichte Preußens* (Königsberg 1827—1839), I. 266—270.

997.

die schmutzige Finsterniß dieser Welt hereingebornen Seelen, — von einer transcendentalen Botschaft in der gebührlichen transcendentalen Weise besessen. In Prag ist er als Bischof eingezogen, nicht in sechsspännigem Wagen, sondern 'barfußgehend', denn seine Geringschätzung irdischer Schattendinge war allezeit außerordentlich. Demzufolge waren auch seine Irrungen mit dem Säculum beständig und unablässig, sein Herumwandern und Herumstreiten in dieser Welt, mit wenig sichtbarem Erfolg, dauerte all sein Lebtag. Man kann wohl sagen, daß er von reizbarer zorniger Gemüthsart war, ein heftig empfindlicher Mann. Einmal z. B., in den böhmischen Einöden, an einem Sommernachmittag, auf einer seiner tausendfältigen Pilgerschaften und Wanderungen, hatte er sich mit seinen paar Mönchen an offener stiller Waldstelle niedergelegt, 'sein Kopfkissen ein Stein' (wie das allezeit, auch zu Prag, sein Brauch gewesen), und war fest eingeschlafen. Da fügte es sich, daß ein böhmischer Schäfer des Weges kam und ein Lied auf seiner Pfeife blies, indem er seiner Heerde nachging. Als er die Schläfer auf ihrem Steinkissen erspähete, hub der unbesonnene muthwillige Czeche an, lauter zu blasen, — schreckte Adalbert aus seinem Schlaf auf und ihn anstarrend schrie dieser in der Wuth des Moments: "Taubheit über dich! du Mensch so grausam dem menschlichen Gehör!" oder Worte dieses Inhalts. Welcher Fluch, wie Adalberts Flüche überhaupt, pünktlich in Erfüllung ging: der erstaunte Czeche stand da stocktaub, und blieb es all seine übrige Lebenszeit: ja, Jahrhunderte lang nachher noch (in entlegenen Theilen vielleicht bis auf den heutigen Tag) bläst kein Czeche im Wald in seine Pfeife ohne gewisse Vorsichtsmaßregeln und Präliminar-Manöver andächtiger Art.[1] Welches Mirakel, wie in der That noch manche sonstige Anzeichen, mich auf ein reizbares Nervensystem in dem armen Adalbert schließen lassen, und ich finde, daß dieser Tod in der Romova vermuthlich eine wüthende Mischung von Himmel und Erde gewesen ist.

Wie dem nun sei, er liegt dort, schön, obgleich blutig, 'in der Form eines Crucifixes', der eifrige Adalbert, sein hitziger Geist nun endlich erkaltet, — und hat sein Zeichen auf das heidnische Land gedrückt, protestirend bis ans Ende. Es war im Jahre 997 meinen die Kundigsten; es habe sich zugetragen an einem Ort, des Namens Fischhausen, bei Pillau; auf jenem engen Streif Land, der zwischen dem baltischen Meere und dem Frischen Haff (einem ungeheuren See oder angespülten Seichtwasser, einem von zwei solchen, die die Ostsee in jener Gegend

[1] Bollandus, ubi supra.

997.
vergossen hat) liegt, — bei dem Fort und Hafen von Pillau, wo seitdem viel Getümmel gewesen, wo unter Anderem Napoleon, vor dem Tilsiter Vertrag, sich derb herumgeschlagen, vor funfzig Jahren. Die Stelle, — oder wenn nicht diese Stelle, sodann Gnesen in Polen, Adalberts besser bekannter, schließlicher Begräbnißort, — hat seitdem immer eine Art von Heiligkeit besessen, von der Menschheit besser oder schlechter ausgedrückt: in der Form von Heiligsprechung, unablässiger Wallfahrten, Gerüchten von Wundern und was dem mehr ist. Denn, von der Begebenheit tief ergriffen, hatte kurz darauf der benachbarte Potentat Boleslaus, Herzog von Polen, sein Schwert gegen jene Heiden gezogen, und nachdem er (wenn mir recht ist) einigen Sieg erfochten, ausgemacht, daß man ihm Adalberts Leichnam für dessen Gewicht in Gold überlasse. Der Leichnam, zerstückelt und auf Stangen genagelt, hatte lange im Winde gedorrt; ward nun etwa erst für den Moment über Nacht begraben? Als man ihn ausgrub, oder herunternahm, und in die Wagschale legte, war sein Gewicht — unter Erwartung. Er war leicht wie Spinnwebe, sagt das fromme Gerücht, hatte auch einen so herrlichen Geruch — und kostete ein bloßes Bagatell von Gold! Dies war Adalberts erstes Mirakel nach dem Tode; bei Lebzeiten hatte er deren viele Hundert gewirkt und seitdem Millionen, — vornehmlich an paralitischen Nervensystemen und dem Element des frommen Gerüchts, — die ein Teufelsadvokat jener Zeit erklären mag, wenn er kann! Kaiser Otto, Wunder der Welt, der den heiligen Adalbert bei Lebzeiten gekannt und geehrt hatte, 'wallfahrtete zu dessen Grab nach Gnesen im Jahre 1000', — und kniete dorten nieder, wir dürfen wohl glauben, mit Gedanken, wunderbar genug, groß und traurig genug.

So wäre denn keine Hoffnung da, Preußen zu bekehren? So wird sein abscheulicher Satansdienst denn niemals aufhören? Sage nicht: niemals; es ist das ein schwaches Wort. St. Adalbert hat seinen Leib und Leben darauf gestempelt, in der Form eines Crucifixes, als nachhaltigen Protest dagegen.

Drittes Capitel.

Markgrafen von Brandenburg.

Unterdessen ergeht es unserer ersten enigmatischen Reihe von Markgrafen oder markgräflichen Statthaltern zu Brandenburg ebenfalls schlimm. Wer immer diese tapferen stahlgrauen Männer sein mögen (was Dryasdust nicht im mindesten weiß und dich nur ungewisser macht, je mehr er zu sagen vorgiebt), Eines ist sehr augenfällig: sie hatten keinen friedlichen und über hundert Jahre lang überhaupt keinen beständigen Besitz des Platzes. Die Wenden waren durchaus nicht zur Bekehrung und Gehorsam geneigt: ein und abermal und wieder brachen sie aus, bemächtigten sich Brandenburgs auf eine Weile, in der Hoffnung, es zu behalten, und trieben scheußliche Ketzereien daselbst; so daß für unsere geängstigte Phantasie jene armen 'Markgrafen Witekindischer Abkunft', unsere erste Reihe in Brandenburg, durchaus schattenhaft, intermittirend, enigmatisch werden, wie peinlich wirklich sie einst auch gewesen sind. Führen wir Ein Beispiel an, mit Auslassung anderer, welches sich glücklicher Weise als das Ende jener ersten schattenhaften Linie bewährte, und uns bei einer neuen, ein klein wenig wesenhafteren Reihe einführt.

Ende der Ersten schattenhaften Linie.

Im Jahr 1023, fast ein Jahrhundert nach Heinrich des Voglers Waffenthat, nahmen die Wenden, in nie gedachter Wuth aufstürmend, Brandenburg abermals weg, — zum dritten und, es steht zu wünschen, letzten Mal. Die Ursache waren gewisse, von dem damaligen Markgrafen von Brandenburg, Dietrich oder Theoderic, letztem der Witekindischen Markgrafen, gesprochenen Worte; der, als er vernahm, daß sein Vetter (Markgraf oder markgräflicher Statthalter wie er selber) daran war, seine Tochter an 'Mistevoi, König der Wenden' zu verehelichen, allzu ernsthaft bemerkte: "Laß ab! Willst du deine Tochter einem Hunde geben?" Das Wort Hund ward genannt, besagt meine Quelle.[1] Welches den König Mistevoi in

[1] Vergl. Michaelis, Kur- und fürstlichen Häuser I. 257—259. Pauli, Allgemeine Preußische Staatsgeschichte (Halle, 1760—1769), I. 1—182 (das 'Autoritätswerk' für preußische Geschichte; in acht wässerigten Quartbänden, unerträglich für die menschliche Natur). Kloß, Vaterländische

Harnisch trieb und die Wenden zum Aufstand brachte. Ihr Hinschlachten der deutschen Bevölkerung im armen Brandenburg, besonders der Priester, ihr Niederbrennen des Doms und wildes Hausen in Kirche und Staat überhaupt, läßt sich denken. Der Harlungsberg, — jetzt Marienberg, eine freundliche Anhöhe bei Brandenburg, mit Gärten, Weinbau und reinlichen Wohnungen, — auf dem Gipfel dieses Harlungsberges errichteten die Wenden 'ihren Gott Triglaph', ein dreiköpfiges Ungethüm, von dem ich Abbildungen gesehen, über die Maßen häßlich. Etwa wie drei zusammengekochte junge Wallfische oder wie ein dreifältiges besoffenes Meerschwein (denn die trübglotzenden Augen sind unbeschreiblich, so wie der ungestaltete Körper): häßlichster und stupidester aller falschen Götter. Dies errichteten die Wenden auf dem Harlungsberg, Jahr 1023, und beteten es nach ihrer Weise an, die verfinsterten Sterblichen — mit Lust auf eine Weile. Der Dom lag in Asche, sämmtliche Priester erschlagen oder entflohen, schattenhafte Markgrafen ingleichen; Kirche und Staat lagen in Asche, und Triglaph, wie ein dreifältiges Meerschwein unter der Wirkung von Opium, stand (ich weiß nicht auf dem Kopf oder Schwanz) hoch auf dem Harlungsberg, als der Oberste dieses Weltalls, zur Zeit.

Zweite schattenhafte Linie.

Worauf denn die Dithmarsch-Stadischen Markgrafen (wie Einige sie nennen) einschreiten mußten, da die schattenhaften Statthalter Witekindischer Abstammung dergestalt verschwunden waren. Die Dithmarschischen bemächtigten sich des Ortes wieder und hielten auch für die Folge, unter manchen Kämpfen, wenigstens Triglaph und die Wenden daraus weg. Die Wenden blieben wohl arg beschwerlich und schlugen sich viel herum; aber ich denke, sie haben Brandenburg nie wieder ganz in ihre Hände bekommen. Sie fingen vielmehr an, sich bekehren zu lassen: tüchtiger Predigt und tüchtigen Schlägen vereint kann man nicht immerdar widerstehen. Selbst Mistevoi hatte sich zu einer Zeit dem Christenthum wohlgeneigt bekannt, vielleicht theilweise seiner Braut zu Liebe, — der Hund, mögen wir im mildern Sinne[1] von ihm sagen! Aber jene Unbill führte einen

Gemälde (Berlin, 1833) I. 59—108 (eine buchhändlerische Compilation, mit etlichen curiosen Excerpten): — welchem zu Grunde liegen neuere Sagittarius, alte Adam von Bremen, Ditmarus Merseburgensis, Arnoldus Lubecensis ꝛc. ꝛc. in aller Länge und Breite.

[1] Hund (dog) 'im milderen' Sinne bedeutet im Englischen dasselbe, was unser Schlingel in diesem Zusammenhange bedeuten würde. D. Uebers.

argen Rückfall in ihm herbei, und sein Sohn war noch schlimmer. Mistevoi's Enkel aber war so guten Eifers voll, er zog mit den Missionar-Predigern umher und verdolmetschte ihr Deutsch ins Wendische: "O meine armen Wenden, wollt ihr denn hören, wollt ihr begreifen? Diese feste Erde ist nur ein Schatten: Himmel auf ewig oder aber Hölle auf ewig, das ist die Wirklichkeit!" Von einem solchen 'Unterschied zwischen Recht und Unrecht' hatte kein Wende je zuvor gehört; ganz schrecklich 'wichtig, wenn wahr!' — Und ohne Zweifel, es machte Eindruck bei Manchen. Schwere dithmarschische Hiebe sind da für die weniger Eindrucksfähigen. Nach und nach wurden Alle bekehrt, wenn schon Viele vorerst erschlagen wurden; und auf eine oder die andere Weise lassen die Wenden sich an, als ein besonderes Volk zu erlöschen.

Diese Stade- und Dithmarschische Familie (vom Geschlecht der Angeln, wenn das was für sich hat) scheint in der Regel auch Salzwedel inne gehabt zu haben, wovon Brandenburg ein von Statthaltern, gewöhnlich ebenfalls aus ihrem Hause, verwalteter Schößling war. Sie hat in Brandenburg über hundert Jahre gedauert, — mit weniger oder keiner Buchgeschichte, die gut zu lesen wäre; ihre Geschichte ist eher unartikulirt, und dem Antlitz der Dinge selber wohlthätig aufgedrückt. Otto ist ein üblicher Name unter ihnen. Auch eine von ihren Schwestern, Adelheid, hat ein seltsames Abenteuer gehabt mit 'Ludwig dem Springer:' einem romantisch mythischen, in der deutschen Welt bekannten Manne, bei dem meine Leser und ich an dieser Stelle uns nicht aufhalten dürfen.

In Salzwedel, in Dithmarschen oder wo sie immer gesessen, hatten sie ein mühseliges kampfvolles Dasein; ihre schlimme Noth auch mit ihren Dithmarschen, mit der plündernden dänischen Völkerschaft; Markgraf auf Markgraf hat darüber sein Leben eingebüßt. 'Erschlagen im Kampf mit den Heiden,' sagen die alten Bücher, und schreiten zu einem Andern. Ueber all dem herrscht nun ewige Stille. So viele Jahre lang haben Menschen dort gefochten und geplant und sich es sauer werden lassen, die jetzt sämmtlich vergessen sind, außer von den Göttern, und haben stillschweigend ihr Leben hergegeben, ehe jene Länder wehrhaft und wohnbar werden konnten! Ja, mein Freund, auch unser Loos ist das: und wenn wir Ehre gewinnen wollen in diesem Universum, so kann uns das Gerücht der Geschichten und der Tagesblätter, — die dereinst völlig zu Null werden müssen und stumm wie die Steine, und vielleicht nicht einmal sehr weise waren selbst als sie redeten, — wenig fruchten! —

Leibhafte Markgrafen: Blick auf die gleichzeitigen Kaiser.

Das Dithmarschisch-Stader Geschlecht, häufig erschlagen in den Heidenschlachten und auch sonst hart mitgenommen, starb aus um's Jahr 1130 (vielleicht früher, vielleicht später, denn noch ist alles schattenhaft). Ihm folgte in dem salzwedelschen Theil seiner Beamtung ein Geschlecht, benannt 'von Askanien und Ballenstädt;' die askanischen oder anhaltischen Markgrafen, deren Geschichte und die brandenburgische von nun an artikulirt für uns wird; nicht länger eine zweifel- oder schattenhafte Geschichte, sondern erforschbar, wenn des Erforschens werth. Was im Dithmarschen nachfolgte, laßt uns nicht fragen. Das Reich selber war in Unordnung gerathen um diese Zeit, sein Zustand mehr als gewöhnlich abstrus; und diese nördlichen Markgrafen, die bereits wichtige, in die allgemeine Politik verflochtene Leute waren, hatten ihr eigen Theil von der obwaltenden Verwirrung.

Gerade um diese Zeit war die zweite Linie von Kaisern ausgestorben: die fränkische oder salische Linie, welche auf die sächsische, von Heinrich des Voglers Geblüt, gefolgt war. Denn auch dem Kaiserthum, wennschon ein Wahlamt, wohnt ein beständiger Trieb bei, erblich zu werden und sich in Linien fortzupflanzen: wenn der letzte Kaiser einen nicht untauglichen Sohn hinterlassen, wer war da geeigneter als der Sohn? Aber die Tauglichkeit that ihm noth, sonst ging es nicht wohl an, — sonst mochte es schlimm mit ihm gehen! Auch im Reich gab es schwere Arbeit, so gut wie an dessen slavischer Grenze: tapfere Männer fochten da gegen Anarchie (in thatsächlichem scharfem Kampf dawider begriffen und nur nicht immer stark genug dazu), — sich mühend nach Vermögen, die unzähligen krummen Dinge gerad zu ziehen. Einige verstanden sich gut mit dem Papst, — wie Heinrich II., der das Bisthum Bamberg und noch manches der Art gestiftet hat;[1] "ein bitterer Heiliger für die Krone," wie von seinem schottischen Zeitgenossen, dem König David, ein Nachfolger gesagt hat. Andere verstanden sich sehr schlimm mit ihm; — Heinrich des Vierten Auftritt zu Canossa mit Papst Hildebrand und der frommen Markgräfin (Jahr 1077, Kaiser des heiligen römischen Reichs drei Tage lang im Schnee harrend, um des bannstrahlenden Hildebrands Fuß küssen zu dürfen), hat sich allen Gedächtnissen eingeprägt! Der arme Heinrich sammelte

[1] Köhler, S. 102—104. Vgl. z. B. Description de la Table d'Autel en or fin, donnée à la Cathédrale de Bâle, par l'Empereur Henri II., en 1019 (Porentrui, 1838).

sich wieder aus jener Erniedrigung und brachte Hildebranden einige Schläge bei, sank aber kurz darauf noch tiefer, da sein eigener Sohn gegen ihn ging, und ward beinahe brodlos, hätte sich der Bischof von Lüttich nicht seiner erbarmt. Ja, nach dem Tode hat er vier Jahre lang gelegen, vergebens auch nur auf Begräbniß harrend, — hat sich darum freilich wenig gekümmert.

Dieser Sohn von ihm, Kaiser Heinrich V., zeichnet sich allerdings nicht in kindlicher Pietät aus: aber vermuthlich war der arme Jüngling selber hart mitgenommen. Auch er starb, A. D. 1125, erst wenig über vierzig Jahre alt, und war der letzte der fränkischen Kaiser. Er 'hinterließ die Reichskleinodien seiner Wittwe und dem jungen Friedrich von Hohenstaufen', einem Schwestersohne von ihm, — hoffend, daß besagter Friedrich mit durch dies Hülfsmittel als Kaiser folgen möge, was Friedrich aber nicht vermocht hat, da man der Wittwe und ihm die Reichskleinodien durch falsche List abgewann und sie auch sonst übervortheilte. Nicht Friedrich, sondern ein gewisser Lothar, ein rühriger, in den sächsischen Landen empor gekommener Mann, ward zum Kaiser erwählt. Zuletzt aber, nach einigem Warten, bis es mit Lothar aus war, ist Friedrichs Geschlecht nachgefolgt, und zwar mit Glanz, — Kaiser Barbarossa ist jenes selben Friedrichs Sohn gewesen. In Bezug auf diese dunkelen Verflechtungen nehmen wir folgendes Excerpt aus dem Manuscripten-Wirrwar, ehe er ins Feuer wandert:

'Nicht zu vergessen, daß die Wittwe, von der wir hier sprechen, 'Kaiser Heinrichs V. Wittwe, die ihm keine Erben gebar, unseres englischen Heinrich Beauclercs Tochter, — folglich Wilhelms des Eroberers 'Enkelin, — war; dieselbe die, indem sie (1127, im zweiten Jahre ihrer 'Verwittwung) Gottfried Grafen von Anjou geheirathet, unsern Hein'rich II. und unsere Plantagenets erzeugte, und dadurch, wegen ihrer 'siegreichen Händel mit König Stephan (jenem wackern Helden, der so 'billige Beinkleider trug[1]), vielberühmt, als "die Kaiserin Maud", 'in unsern alten Geschichtsbüchern wurde. Mathilde, Wittwe Kaiser 'Heinrichs V., welcher er sterbend die Reichskleinodien hinterließ: sie ist 'die "Kaiserin Maud" unserer englischen Bücher, und reiht sich 'bergestalt der Hohenstaufen-Dynastie und den verflochtenen deutschen

[1] In einem alten englischen Volkslied, das Jago (Othello A. II. Sc. 3.) singt, heißt es:

'König Stephan war ein wackrer Held,
'Nur 'n Thaler kosten seine Hosen:
'Das fand er um sechs Grot geprellt,
'Schalt den Schneider ob sein Mausen."

D. Uebers.

'Schicksalen an. Sei dankbar für jeden Haken, woran sich ein halber 'Morgen Trümmer in fester Lage aus dem Wege räumen lassen; der 'kleinste Kieselfunken in einer durchaus finstern und unerinnerlichen Welt 'ist willkommen.' —

Und nun zurück nach Brandenburg und der 'askanischen und ballenstädter' Reihe von Markgrafen.

Viertes Capitel.

Albrecht der Bär.

Dies Askanien hat aber glücklicher Weise nichts mit 'Brutus von Troja' oder des frommen Aeneas Sohn zu schaffen; es ist blos der Name eines uralten Schlosses (dessen Etymologie mir unbekannt, von dessen Ruinen noch Spuren da sind) auf dem nördlichen Abhang des Harzgebirges, unweit Aschersleben, — Schloß und Stadt Aschersleben sind, so zu sagen, eine zweite Auflage von Askanien. Ballenstädt ist noch älter; Ballenstädt war mündig zu Karl des Großen Zeit, und ist noch jetzt ein namhaftes Städtlein in jenem hohen Landstrich. Das Geschlecht der Grafen, nachmaligen Herzöge von 'Askanien und Ballenstädt' ist berühmt in der alten deutschen Geschichte, besonders von diesem Zeitpunkt an abwärts. Einige nehmen an, daß sie intermittirend schon früher Markgrafen in ihrer Gegend gewesen seien, was sich leicht denken ließe; fest steht jedenfalls: sie erlangten dies Amt jetzt in Salzwedel (haben es aber stracks nach Brandenburg verlegt), und hatten es, nebst vielen anderen Besitzungen in der Umgegend, in hervorragender Weise ununterbrochen inne.

In Brandenburg haben sie an zweihundert Jahre lang gedauert; in ihren sächsischen Würden ist der jüngere Zweig in fünfhundert Jahren nicht ausgestorben (um dann den jetzigen Wettinen Raum zu machen). Ja sie haben noch jetzt ihre Repräsentanten auf Erden: Leopold von Anhalt-Dessau, der berühmte "Alte Dessauer", von dem jüngeren Zweig kommend, ist Stammhaupt des Geschlechts zu Friedrich Wilhelms Zeit (da unser Fritzchen in seiner Wiege zu Berlin schlummert); und ein gewisser Prinz von Anhalt-Zerbst, Oberst in der preußischen

Armee, ein authentischer Prinz, aber mit viel kürzerer Börse als Stammbaum, wird demnächst eine Tochter haben, die nach Rußland gehen und fast nur zu bemerkbar dort werden wird, als Katharina II. —

'Brandenburg jetzt wie hernach', sagt einer meiner alten Papierzettel, 'ward zu Sachsen gerechnet; ein Stück des großen Herzogthums 'Sachsen, wo gewisse berühmte Billunge, Abkömmlinge eines alten 'Grafen Billung (ob eine Beziehung zu dem Billings-gate [1] unseres 'Landes existirt, weiß ich nicht) lange Gewalt besessen hatten, von wel- 'chen mächtigen Billungen ich lieber gar nichts sagen will, — nur die- 'ses, daß sie ausstarben und daß ein gewisser Albrecht "Graf von As- 'kanien und Ballenstädt" (sage von Anhalt in moderner Benennung), 'dessen Mutter eine der Billungstöchter war, den nördlichen Theil ihres 'Erbes erhielt; er griff auch nach dem südlichen, konnte diesen aber nicht 'lange behalten. Als ein sehr rühriger und sehr schlauer Mann, gewandt 'und stark zugleich, hat er in der gewaltigen Rappse, die damals vor 'sich ging, — Onkel Billung todt ohne Erben, eine salische Kaiserlinie 'ausgehend oder ausgegangen und eine hohenstaufische noch nicht an die 'Reihe gekommen, — ein gutes Spiel für sich gemacht, umsomehr da 'Lothar, der Zwischenkaiser, sein Vetter war, und noch sonst gute Kar- 'ten da waren, die er geschickt ausspielte. Dieser ist es, den sie "Al- 'brecht den Bär" nennen, — der erste der Askanischen Markgrafen 'von Brandenburg, — der erste ganz bestimmte Markgraf von 'Brandenburg, den es überhaupt giebt; — weiland eine sehr leuch- 'tende Figur in der Welt, wie dunkel er auch nun geworden. Man 'kann wohl sagen, er hatte einen eben so schnellen Blick, als eine starke 'Hand, und vermochte unter krummen Dingen den geradesten Weg, wie 'er eben war, zu erspähen. Er erlangte den nördlichen Theil von was 'noch jetzt Sachsen genannt wird, und hat ihn seiner Familie erhalten; 'erlangte namentlich die brandenburgischen Lande, erlangte die Lausitz; 'war die leuchtende Figur und der große Mann des Nordens zu seiner 'Zeit. Daß das Markgrafenthum Salzwedel (welches gleich darauf 'das von Brandenburg geworden ist) ihm zufiel (A. D. 1142 oder 'früher), war sehr natürlich, wenn man bedenkt, was er für sächsische 'und sonstige Würden und Besitzungen bereits inne hatte'. —

Wir können nur sagen, für Brandenburg ist es ein glückliches Ereigniß gewesen, und der Anbeginn von all den besseren Schicksalen, die es gehabt. Ein hervorstechendes Land in der Welt seitdem, und zwar dieses immer zunehmend in unseren jüngeren Zeiten.

Er hat der Kriege viel gehabt, unabwickelbare Knäuel von Ansprüchen, Irrungen und Abfindungen; focht viel, — focht auch in Italien, 'gegen die Heiden' (will sagen Sarazenen). Vetter eines Kaisers, des erwähnten Lothars; sodann eine

[1] Eine Gasse an der Themse in London.

1152.
Hauptstütze des Hohenstaufen, der beiden Hohenstaufen, die nachfolgten: ein rastloser, viel-ausrichtender, weithinaus kriegender Mann. Er hielt treu zu dem großen Barbarossa, dem zweiten Hohenstaufen und größten aller Kaiser, was ihm zu Statten kam und vielleicht auch ein Verdienst in ihm war. Er stand gut mit drei Kaisern zu seiner Zeit und hatte viel Hader mit 'Heinrich dem Löwen' über jene 'Billungische' sächsische Erbschaft, deren besseren Theil Heinrich davon trug. Außer diesem Heinrich, der nicht Albrechts Begabtheit, wenngleich ausgebreitetere Lande als Albrecht besaß, ist kein deutscher Fürst von solchem Ansehen zu jener Zeit gewesen.

Er verlegte das Markgrafenthum nach Brandenburg, vermuthlich als mehr im Mittelpunkt seiner weiten Lande; Salzwedel ist fortan die Nebenmarkgrafschaft oder Mark und fällt bald außer Acht in der Welt. Salzwedel heißt von nunan und seitdem stets die alte Mark, Altmark, und die brandenburgische Landschaft erhielt die Benennung 'Neue Mark'. Die moderne Neumark, moderne 'Mittelmark' (in welcher Brandenburg heutzutage liegt), 'Uckermark' (äußere Mark): diese sind spätere Eintheilungen, auf die man verfiel, indem Brandenburg (unter Albrecht vornehmlich) sich erweiterte und neuer amtlicher Zerlegung in Kreise bedurfte.

Unter Albrecht war auch die Markgrafschaft zu einem Kurfürstenthum empor gestiegen. Der Markgraf von Brandenburg war nunmehr obendrein der Kurfürst von Brandenburg, amtlicher 'Erzschatzmeister des Heiligen Römischen Reichs', und einer der Sieben, die ein Recht haben (welches um eben diese Zeit ein ausschließliches Recht dieser Sieben wurde), den Römischen Kaiser zu wählen oder zu küren und deshalb Kurfürsten (electores, Wähler) genannt werden, als die höchste Würde nächst der Kaiserlichen. In Bezug auf diesen abstrusen Gegenstand aber, der uns in der Folge einigermaßen berühren wird, will der ununterrichtete englische Leser sich folgendes, die Kurfürsten und ihr Verhältniß obenhin beleuchtendes Excerpt gefallen lassen?

'Fürst halte ich für ursprünglich ein und dasselbe mit unserm Zahl'wort First, Erster. Das alte Zeitwort kieren (wovon noch jetzt er'koren in Gebrauch ist, Valkyrie und anderer Beispiele nicht zu 'erwähnen) bedeutet wählen. Es wird auch kiesen geschrieben (unser 'englisches choose) und, sagen die Etymologisten, ist das Urwort von 'küssen (so emphatisch erkiesen!), in welcher Form es wohl nicht leicht 'in Verschollenheit gerathen dürfte. — Die anderen sechs kurfürstlichen 'Würdenträger, die nachgerade zu achten anwuchsen und von den Lesern

'dieses Buches einer einmaligen Beachtung werth sein dürfen, sind fol-'gende:

'1. Drei geistliche, Mainz, Cöln, Trier, sämmtlich Erz-'bischöfe, mit Landessouverainetät und mehr oder weniger wichtigen Ter-'ritorien, — die gewählt zu werden pflegen, wie man die Päpste wählt: 'theoretisch durch ihre respectiven Capitel und die himmlischen Inspiratio-'nen, praktisch aber durch die Intriguen und den Druck benachbarter 'Potentaten, namentlich Frankreichs und Oestreichs.

'2. Drei weltliche, Sachsen, Pfalz, Böhmen, wovon das 'letztere, Böhmen, seitdem es von einem in sich unabhängigen Königthum 'zu einer östreichischen Provinz herabgesunken ist, nicht sehr stimmreich 'auf den Reichstagen ist. Diese Sechs, mit Brandenburg, bilden die 'sieben Kurfürsten in der alten Zeit, Septemvirn des Landes, so 'zu sprechen.

'Nun ward aber Pfalz im dreißigjährigen Krieg (unter unseres 'Prinzen Ruprecht Vater, den die Deutschen "Winterkönig" nennen) 'unterdrückt, in die Acht gethan, — insoweit nämlich ein erzürnter Kaiser 'das vermochte. Beim Abschluß des Westphälischen Friedens (1648) fand 'es sich jedoch, daß keinem Kaiser die Befugniß zustehe, Pfalz oder 'irgend eine Reichskur zu unterdrücken, und es ward nach undenklichem 'Jargon abgemacht, daß Pfalz wieder einzusetzen sei, wiewohl mit 'sehr beschnittenen Territorien und am Fuß der Liste, nicht an der Spitze 'wie früher, und daß Bayern, das nach zwanzigjährigem Besitz nicht 'gut wieder herabzusetzen war, die achte Kur werde. Die neunte, 'sagen wir (Jahr 1692), erhielt Gentleman Ernst von Hannover; 'eine zehnte hat es niemals gegeben; und das Heilige Römische Reich, 'das dereinst ein großartiges Ding gewesen, aber seit einigen Jahrhun-'derten sich in einem überlebten und augenscheinlich siechen Zustande um-'hertrug, ward endlich durch Napoleon, "6. August 1806", seiner Lei-'den überhoben und ihm gestattet, aufzuhören in dieser Welt.'[1]

Bei keinen von Albrechts Kriegen ist es für den Gedanken so angenehm zu weilen, als bei denen, die er mit den anarchischen Wenden gehabt, welchen er nun den Garaus machte und sie entweder ganz aus dem Wege räumte oder zum Christenthum und Gehorsam herabdämpfte. Er that es auch noch auf andere Weise: 'bevölkerte ihr Land mit Kolonisten aus Holland, die ein Einbruch des Meeres dort heimathlos gemacht hatte,' was sicherlich ein nützlicher Tausch war. Nichts Besseres ist mir von Albrecht dem Bären bekannt, als diese seine Anpflanzung zahlreicher holländischer Niederländer in jenen Gegenden; außer Arbeit gerathene Leute, die sich bereits darauf verstanden, durch Mischen und Graben mit Marsch und Sand fertig zu werden, und die zuerst Brandenburg gelehrt haben, was grüne Au und Kuhweide ist. Die Wenden konnten in Gegenwart solcher Dinge

[1] Manus. penes me.

nicht umhin, mehr und mehr darin zu willigen, zu erlöschen, — entweder deutsch zu werden und Milch und Kühe auf holländische Art zu ziehen oder aus der Welt zu verschwinden.

Die wendischen Fürsten hatten einen Geschmack für deutsche Gemahlinnen, welchem richtigen Geschmack bei ihnen das Albrechtsgeschlecht mit großer Bereitschaft Vorschub leistete. Verwandtschaften erzeugen Erbschaften; durch angemessene Eheverträge läßt sich festsetzen, nach welcher Seite die ungewisseste Erbschaft zuletzt fallen muß. Dunkel aber ziemlich gewiß liegt eine kommende Zeit, da die wendischen Fürsten ebenfalls ihre Erlöschung vollbracht haben werden, und alsdann wird alles deutsch-brandenburgisch, nichts mehr wendisch sein. — Die gegenwärtigen Bewohner Brandenburgs sind daher entweder von holländischen Marschbauern abstammend oder sind einfach Niedersachsen ('Angelsachsen', wenn das beliebiger ist), Plattdeutsche vom gemeinen Stempel, ein Volksschlag ohne Tadel. Striche mit wendischer Bevölkerung, allmälig hinausgedrängt nach den mehr abgelegenen Moorsümpfen und mehr und mehr unzugänglichen, weniger nutzreichen schilfigen Marschen und Gestaden, liegen zerstreut umher: Mecklenburg, das noch jetzt in gewisser Art für sich besteht, wird als besonders wendisch betrachtet. In Mecklenburg, Pommern, Pommerellen trifft man noch Physiognomieen vom wendischen oder vandalischen Typus (mehr Backe als da sein sollte, und weniger Stirn; übrigens hinlänglich gute Physiognomie in ihrer Art): jedoch, modificirt von solchen Beimischungen, trägt die Masse des Volks im Allgemeinen denselben plattdeutschen, sächsischen oder selbst angelsächsischen Charakter an sich, mit dem wir hier zu Lande bekannt sind. Ein geduldiges, kernhaftes Volk, in dem namhafte Dinge stecken, und das wenig befähigt ist, seine Dinge in Worten zu äußern.

Albrecht selber war von hoher edler Gestalt; ward eben so häufig "der Schöne" als "der Bär" genannt. Letzteren Beinamen verdankt er nicht etwa seinem Anblick und Wesen, sondern nur seinem Wappenbilde: ein Bär im Schild, wie das damals mit Namen üblich, da Zunamen selten und noch nicht von festem Bestand waren. So auch seine Zeitgenossen, Heinrich der Löwe von Sachsen, Wilhelm der Löwe von Schottland, die alle Beide keine sonderlich löwenartige Männer waren; eben so wenig wie die Plantagenets oder Gottfried von Anjou etwas mit der Ginsterpflanze gemein hatten, außer daß sie bei Gelegenheit ein Reis davon in der Haube tragen mochten. Die Menschen ergreifen gern jede Bezeichnung für einen großen Albrecht, von dem sie oft sprechen, die ihn von

den vielen kleinen unterscheidet. Albrecht "der Bär" geht an, so gut wie ein anderer Name.

Er war es, der zuerst in Brandenburg einen friedvollen Zustand hergestellt und das Land bemerkbar gemacht hat. Man darf ihn den zweiten Begründer von Brandenburg heißen: Er, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, hat für dasselbe vollbracht, was Heinrich der Vogler früher im zehenten begonnen hatte. Nach zweihundert und funfzig Jahren des Bellens und Beißens sind die Wenden nun schließlich beschwichtigt, ihre Anarchie nachhaltig zu Grabe gelegt und heilsamer holländischer Weißkohl darauf gepflanzt. Albrecht hat verschiedene namhafte Dinge in der Welt gethan, aber für die Nachwelt bleibt dies seine denkwürdige That. Nicht gänzlich mit Leichtigkeit gethan, aber doch gethan: der Grund zu großen Geschicken für Nationen und Individuen wird mit nichten gratis gelegt in dieser Welt. Ihm war ein Leben voll saurer Mühseligkeit beschieden: Zwang zu üben, zu streiten und zu handhaben unter seinen Mitgeschöpfen, so lange sein Tageswerk dauerte, — an die funfzig Jahre lang, denn es begann frühzeitig. Er starb zuletzt friedselig auf seiner Burg zu Ballenstädt im Harzgebirge im Jahre 1170, an fünfundsechzig Jahre alt. Es war zu derselben Zeit, da Thomas à Becket in der Welt umherstreifte, mit dem Bannstrahl ausgerüstet heimkehrte und schließlich im Dom zu Canterbury umkam. — Da Abt Samson[1], erst ein armer kleiner brauner Bursche, an der Hand seiner Mutter von Norfolk herüber kam nach St. Edmondsbury, indem er 'Satanas mit ausgebreiteten Schwingen' furchtbar geschäftig in der Welt gesehen hatte.

Fünftes Capitel.

Conrad von Hohenzollern und Kaiser Barbarossa.

Es geschah zu eben jenen Jahren, daß ein rüstiger junger Geselle, Conrad mit Namen, fern in den südlichen Gauen Deutschlands, aus der alten Burg Hohenzollern, wo er ein Nachgeborener war und geringe Aussichten hatte, sich zu einer welt-

[1] Ein merkwürdiger Abt von St. Edmondsbury, dessen Leben und Wirken der Verfasser lebendig geschildert hat in "Past and Present" (London, 1843), deutsch von A. Kretzschmar (Leipzig, 1856). D. Uebers.

historischen Fahrt aufmachte. Von Hohenzollern herab, auf dem Wege nun nach Gelnhausen, Kaiserslautern, oder wo sonst immer das zeitweilige Quartier des großen Kaisers Barbarossa eben sein mochte, der ein umherziehender Mann war, indem sein Geschäft allenthalben über die halbe Welt verbreitet lag und des Herrn Auge erforderte. Conrads Vorhaben ist, den Barbarossa aufzusuchen und sein Glück unter ihm zu erproben.

Dies ist ein ganz unstreitiges Ereigniß jener selben Jahre. Das genaue Datum, die Figur und Umstände davon sind am wahrscheinlichsten niemals aufgezeichnet gewesen, außer in Conrads eigenem Gehirn, und sind nun für immer ausgewischt, aber das Ereigniß an sich steht fest und ist von größtem Belang für die gegenwärtige Erzählung. Etwa um das Jahr 1170, wahrscheinlich etliche Jahre früher[1], von der Burg Hohenzollern herunter reitend und wohl nicht stark belästigt mit Gepäck, — läßt sich Conrad wenig träumen von Beziehungen zu Brandenburg an der andern Seite der Welt, steht aber unbewußt in Beziehung damit, mehr als irgend ein anderer der damaligen Söhne Adams. Er ist der Stammvater, der zwanzigste in gerade aufsteigender Linie, des jetzt in seiner Wiege zu Berlin schlummernden Knäbleins: er harre nur, bis neunzehn Generationen, tapfer wie Conrad, das Ihrige gethan haben und heimgegangen sind, dann wird Conrad finden, daß er dies geworden! Eines Menschen Geschick ist allezeit seltsam und ermangelt niemals, noch wird je der Wunder ermangeln, wohl aber bisweilen der Augen, um sie wahrzunehmen.

Hohenzollern liegt weit südlich in Schwaben, auf der Sonnenseite der Rauhen Alb, nicht sehr weit nördlich von Costnitz und dem Bodensee, aber oben auf der Höhe bei den Quellen der Donau, und mit dem Rücken an den Schwarzwald gelehnt: man kann es etwa als die südliche Spitze jenes großen alten hercynischen Waldes beschreiben, der noch jetzt der Schwarzwald heißt, wiewohl das Land nun zum großen Theil offen ist. Der phantastische Dryasdust, ein wenig Etymologie treibend, sagt dir mitunter, Zollern heiße soviel als Zollstätte, und Hohenzollern bedeute folglich: Zoll auf der Höhe, — was Einem die Vorstellung giebt von uralten Handelsleuten, die aus Italien

[1] Rentsch: Brandenburgischer Cedern-Hain (Baireuth 1682) S. 273—276. — Vergl. auch Johann Ulrich Pregitzern: Teutscher Regierungs- und Ehren-Spiegel, vorbildend ꝛc. des Hauses Hohenzollern (Berlin 1703) S. 90—93. Ein gelehrtes und mühevolles Buch von einem Tübingischen Professor, der tief belesen in den alten Geschichten ist und Portraite sowie andere Stiche von einigem Werthe giebt.

und den schweizer Thälern soweit herauf gestiegen, allda ihre Saumthiere abladen und in unbekannter Mundart feilschen um Zoll. Armer Kauz; — es mag dem so sein, aber wir wissen es nicht und wollen uns nicht daran kehren. Nur soviel ist bekannt: daß ein menschliches Geschlecht, vermuthlich mit einigem Talent zur Bezwingung anarchischer Zustände und zur Anführung von Menschen, vor Jahrhunderten seine Burg dorthin gebaut und seitdem solchen Amtes auf kleinem aber achtbaren Fuße gewartet hatte; — möglich wohl, daß das Geschlecht von 'Thassilo', Karl dem Großen, König Dagobert und sonstigen Königen herleitbar ist, auf alle Fälle aber von Adam und dem allmächtigen Schöpfer, der ihm jene Fähigkeiten verliehen, — und daß Conrad, ein jüngeres Mitglied desselben, nun von da ausziehet, in der Weise, wie wir sehen. "Wofür sollte ein junger Gesell, der Fähigkeiten hat", mochte Conrad bei sich denken, "in hungrigem Müßiggang daheim sitzen, ohne Gut, außer Wurfspieß und Lederwamms, und ohne Geschäft, außer seinen Falken, wenn draußen eine weite Welt nur darauf wartet, erobert zu werden?" Das war wohl Conrads Gedanke, der sich auch als sehr richtig bewährte.

Damals war aber eben die Blüthezeit des römischen Kaiserthums Deutschland; die Mitte oder etwa der Mittag Barbarossas selber, des zweiten Hohenstaufen und größten aller Kaiser aus diesem oder sonst einem Hause. Ein Kaiser, der den meisten neuern Lesern unverständlich und völlig unbekannt geworden, was schade ist. Ein König, so ausgerüstet mit Apparat und Arena, mit persönlichen Herrscher-Eigenschaften und Wirkungskreis, sie zu üben, ist sonst nirgendwo erschienen: ein prachtvoller magnanimer Mann, der die Zügel dieser Welt führte, und zwar nicht im imaginairen Sinn, die Anarchie niedergeißelnd und edles Bestreben aufmunternd nach einem wirklich großartigen Maßstabe. Ein Schrecken für Uebelthäter und ein Lob für Wackerwirkende in dieser Welt, weit über Allem, was seitdem wohl gesehen worden; den auch wir über die Jahrhunderte hinüber begrüßen, als eine auserlesene Wohlthat des Himmels. 'Auf der roncalischen Ebene lagernd' (wenn er Italien betrat, wozu er allzu häufige Veranlassung hatte) 'war sein Schild auf einem hohen Mast über seinem Zelt aufgesteckt', und das wollte in jenen alten Tagen so viel sagen, als: "Wohlan, Alle die da Unrecht erlitten, hier ist ein Kaiser, um Recht zu sprechen, wie er es vor seinem Herrn zu verantworten hat." Und man versammelte sich um ihn und fand wirklich einigermaßen Recht, — wenn man es, gefunden, zu erkennen vermochte, was man nicht alle-

zeit vermochte, und auch das Recht vermochte nicht allezeit vollkommen zu sein. Ein furchtbar schwieriges Amt, dieses des Friedrich Rothbart, aber ein unerbittlich unerläßliches in dieser Welt, — obschon es mitunter unterlassen wird (zur lauten Freude der Anarchie, die Hallelujah in all ihren Zeitungen singt) auf eine Weile!

Kaiser Friedrich hatte unermeßliche Schwierigkeiten mit seinen Päpsten, mit seinen Mailändern und was dem mehr ist, — hat sechsmal hintereinander Mailand belagert, unter anderen Anarchien, — und führte in der That ein schwer beladenes, hartes Leben, da seine Aufgabe groß und größest war. Er hat wohl Gebhardus, den anarchischen Statthalter von Mailand 'angekettet unter seinem Tisch, wie ein Hund, drei Tage lang' liegen lassen. Denn der Mann war in Ernst in jener ernsthaften Zeit, — und, gestehen wir es, das sind nur armselige Scheinmenschen, die es nicht sind, zu irgend einer Zeit; armselig, und noch viel schlimmer als armselig, wie hoch immer ihr Federbusch sein mag; deren auch die sieche Welt (indem die Anarchie, beide, die laute und schweigende, nun etwas hoch angeschwollen ist) nachgerade allenthalben müde wird. — Gebhardus, der anarchische Statthalter, lag drei Tage unter des Kaisers Tisch, wie das jedem anarchischen Statthalter, vom weichen Schrot wie vom harten, gelegentlich zu wünschen wäre, frug sich mit furchtbarem Ernst: "Bin ich denn ein Hund, ach bin ich nicht ein Hund?" Jenes waren ernsthafte alte Zeiten.

Auf der anderen Seite hinwieder hatte Friedrich mitunter seine Turniere, seine strahlenden Feste und Hochgezeiten; eine große Zusammenkunft aller Ritterlichkeit zu Mainz, die drei Wochen lang gedauert hat, das größte Turnier, das die Welt je gesehen. Gelnhausen in der Wetterau (Ruinen daselbst, auf der Kinziginsel, noch jetzt sehenswerth) ist eine seiner Pfalzen gewesen; Kaiserslautern in der Pfalz desgleichen. In seinem siebzigsten Jahre unternahm er einen Kreuzzug,[1] bei sich denkend: "Beschließen wir mit einer hellen That der Frömmigkeit"; er hauete seinen Weg durch die gefährlichen griechischen Advokatenränke, durch die hungrigen Gebirgspässe, die türkische fanatische Wuth hindurch, wie ein grauer alter Held: "Weh ist mir, ist mein Sohn umgekommen?" hat er einmal ausgerufen, indem Thränen seinen nun weißen Bart benetzten: "Mein Sohn ist erschlagen! — Doch Christus lebt noch; nur zu, ihr Mannen!" Und erfocht großen Sieg und fand sogar seinen Sohn wieder;

[1] A. D. 1189, da Saladin, zur allgemeinen Bestürzung, Jerusalem genommen hatte.

kehrte aber nimmer heim; starb eines unbekannten unversehenen Todes 'im Fluß Cydrus' sagen die mehrsten.[1] Ja, die deutsche Sage hält ihn gar nicht für todt; er schlafe nur, bis die böse Welt ihr Böseſtes erreicht, alsdann würde er wiederkommen. Er sitze im Berg bei Salzburg dorten, — erzählt die deutsche Sage, ihre Einbildung entzündet von dem seltsamen Getöse verborgener Gewässer in jenem Berg (Kalksteingebirg) und dem gewaltigen Anblick der Felsen: — ein Bauer, der sich einmal hinein verirrt, habe den Kaiser in seiner steinernen Höhle gesehen, der Kaiser habe an einem marmornen Tische gesessen, auf seine Ellenbogen gestützt, nickend im Halbschlaf, sein Bart durch den Tisch gewachsen, hinab auf den Boden wallend; er habe den Bauer einen Augenblick angesehen, ihn so was gefragt, was an der Zeit es sei, dann seine Augenlider wieder sinken lassen: Noch nicht an der Zeit, bald aber![2] Er nicke, als wolle er erwachen, erwachen und wieder seinen Schild hoch über die roncalischen Gefilde erheben, besagend: Wohlan, wer da Unrecht leidet, — oder wer da führerlos auf Abwege, teufelwärts, gerathen ist und Unrecht geübt hat was noch viel schlimmer!

Conrad ist Burggraf von Nürnberg geworden.

(A. D. 1170.)

Dies war der Kaiser, an den Conrad sich wendete, und zwar mit Erfolg, was wohl gewissermaßen als ein Beweis von der Würdigkeit des jungen Mannes zu nehmen ist. Ausführliches darüber ist nicht bekannt; aber es steht außer Zweifel, daß Conrad sich dem Kaiser gut empfohlen haben muß, sowie daß der Kaiser sich auf Menschen verstanden hat: Ernst, wie es ihm sein mußte, Werth und Fähigkeiten der Leute zu erkennen, indem Werth, statt Unwerth, in seinen Untergebenen ihm unaussprechlich noth that! Wir dürfen daher schließen, daß er Fähigkeiten in Conrad wahrgenommen hatte, daß er gefunden, wie der junge Mensch sich bei Gelegenheit gut bewährte, und was ihm oblag flink, entschlossen, verständig und pünktlich zu verrichten verstand. Anders war Beförderung nicht wahrscheinlich, am allerwenigsten hohe Beförderung.

Es ist ferner noch ein Umstand bekannt, bedeutsam für des Jünglings Erfolge: Conrad fand Gunst bei 'der Erbin der

[1] Köhler (S. 188) und die dort angeführten Quellen. Bünaus Deutsche Kaiser- und Reichs-Historie (Leipzig 1728—1743 I.) ist das spezielle Buch über Barbarossa: ein eingehender belehrender Band.

[2] Riesebecks Reisen (2. Ausgabe 1784) I. 134. — Büsching: Volkssagen ꝛc. (Leipzig 1826) I. 333. ꝛc. ꝛc.

Familie Vohburg', einer begehrenswerthen jungen Erbin, und hat sie zur Ehefrau erhalten. Die Familie Vohburg, die nun überall in Vergessenheit gerathen und in England nie vor diesem erwähnt worden, war lange von erstem Belang, von ausnehmenden Besitzthümern, reich an Ländereien und, wir brauchen nicht hinzuzufügen, an Ehren und Aemtern in jenem fränkischen, nürnbergischen Gebiet gewesen, und stand nun auf diesem einen Mädchen. Bei alledem weiß ich doch nicht, ob Letzteres eine große Erbschaft besaß, indem die großen Vohburgischen Besitzungen, bei Ermangelung von Manneserben, dem Kaiser anheimfielen. Aber sie hatte Ansprüche, stillschweigende Anrechte; namentlich waren die Vohburgischen lange herkömmliche oder, factisch, erbliche Burggrafen von Nürnberg gewesen, und wenn Conrad dem Amt gewachsen war, so waren die Umstände hier ihm vor Andern günstig, es zu erlangen. Und so hat er es auch erlangt, hat Wurzel darin gefaßt, er und die Seinen, und seine Zweige im Laufe der Jahrhunderte weit und breit über die angrenzenden Landschaften ausgestreckt, höheren Geschicken noch entgegenwachsend. Das ist der kurzgefaßte Inbegriff von Conrads Geschichte, einer Geschichte, die nun sehr groß geworden, damals aber nicht größer war als ihre Nachbarn auch, und sehr dürftig bemeldet ist, woraus der denkende Leser machen muß, was er kann.

Von Conrad ist weiter nichts als diese drei Thatsachen bekannt: daß er ein nachgeborener Sohn der Hohenzollern gewesen ist (dessen Vaters Name und die Namen einiger Vorfahren in den Familienarchiven mit Bestimmtheit nachgewiesen werden, uns aber nichts angehen), daß er die Erbin der Vohburger geehelicht hat und daß er Burggraf von Nürnberg geworden, Jahr nicht genau bekannt, — aber vor 1170, wie es scheint. Auf einem zu Regensburg im Jahre 1170 abgehaltenen Reichstage legte er förmlich Klage ein, Er und Andere, sämmtlich feste Anhänger des Kaisers (denn in der That geschah es mit des Kaisers Vorwissen und auf sein Anstiften), gegen Heinrich des Löwen kühnes Vermessen und übles Treiben: Heinrichs Bündniß mit dem Papst, Bündniß mit dem Dänenkönig u. s. w., indem besagter Heinrich allerdings bis zu einem gefährlichen Grade in die Opposition getreten war, — und unterschreibt sich Burggraf von Nürnberg, melden die alten Chroniken.[1] Die alte Urkunde selbst ist wohl längst zu Grunde gegangen, aber man darf den Bericht der Chroniken schon annehmen in einer so offenkundigen Sache, die der Anbeginn langen Haders in Deutschland gewesen und zu Heinrichs des Löwen, des vornehmsten, übergroß gewordenen

[1] Rentsch S. 276 (der Aventinus, Tritthheim 2c. anführt).

Welfen, Untergang ausgeschlagen, — und, wie wir nebenher bemerken dürfen, auch unserm englischen Heinrich II., dessen Tochter er zur Frau hatte, viel Verdruß und Kosten verursacht hat. Conrad ist also schon Burggraf von Nürnberg und ein angesehener Mann im Jahre 1170, und seine Verheirathung, noch mehr sein erster Ausflug aus der väterlichen Burg, um sein Glück zu suchen, müssen früher datirt werden.

Ein Mehreres ist nicht von Conrad bekannt, außer, daß er in Barbarossas großem, endlichem Kreuzzuge nicht umgekommen ist, — denn die Antiquare haben ferner, A. D. 1200, seinen Namen unter einem Vertrage oder dergleichen unerheblichen Documente gefunden. Ein positiver Beweis, daß er auf der Kreuzfahrt nicht ums Leben gekommen, und ein muthmaßlicher Beweis, daß er gar nicht mitgewesen, — indem nur Wenige, kaum Etliche, von jenen rüstigen 150,000 Streitern fürs Kreuz je heimkehrten. Conrad mochte damals bereits reife, mehr als er zu Waffen und Strapazen sich schickende Söhne gehabt haben: und in der That mochten zu Nürnberg, in Deutschland überhaupt, Conrads Dienstleistungen als Reichsfürsten und Mannes von Gewicht und Einsicht von überwiegenderem Nutzen gewesen sein, und des Kaisers eigene Interessen mochten es etwa unter den Umständen erheischt haben, daß er daheim bleibe. Burggraf von Nürnberg ist er fortwährend geblieben, er und seine Nachkommen, Anfangs im Wege der Ernennung, dann endlich in erbrechtlicher Nachfolge, Jahrhundert auf Jahrhundert, und so lange jenes Amt in Nürnberg (wo es sich viel länger als in anderen Reichsstädten erhielt) bestanden hat, war ein Comes de Zolre von Conradnischer Erzeugung allezeit der Mann fortan.

Ihre Thaten in diesem Amt und Rang, als Burggrafen und Reichsfürsten, waren einmal ansehnlich genug in der deutschen Geschichte, und sind allerdings jetzt nur deshalb so dunkel, weil diese Geschichte überhaupt uns diesseits des Meeres dunkel ist und allezeit war. Sie thaten tüchtige Arbeit in ihrer Zeit und haben mitunter hinauf geragt (obschon wenig angetrieben von dem jämmerlichen Wunsch, ohne Noth ‘hervorzuragen’ oder zu ‘glänzen’) in die Höhen der öffentlichen Geschichte. Sie ruhen nun aus von ihrer Arbeit, Conrad und seine Nachfolger, in langer Reihenfolge, in der alten Klosterkirche zu Heilsbronn (zwischen Nürnberg und Ansbach), viele derselben mit Grabmälern, die zu meines armen Freundes Rentsch Zeit, vor hundert und funfzig Jahren, noch sehr lesbar waren für leichte biographische Zwecke, und etwa noch jetzt von Quasinutzen sein mögen, als ‘Kunstdenkmäler’, für eine andere Klasse Leute. Eine oder die andere von jenen ur-

alten begrabenen Gestalten, die von mehr besonderer Bedeutung für unsern kleinen, nun in seiner Wiege schlummernden Freund gewesen, müssen wir im Verlauf der Erzählung doch versuchen, ein wenig auferstehen und auf Augenblicke sichtbar werden zu lassen.

Von den hohenzollerschen Burggrafen überhaupt.

Was das Amt an sich betrifft, so war es wohl wichtiger als der Leser sich einbildet. Wir haben bereits Conrad den ersten Burggrafen, inmitten der Großen des Landes, Heinrich den Löwen anklagen sehen. Jeder Burggraf von Nürnberg ist kraft seines Amtes 'Reichsfürst': wenn ein Mann gerade persönlich begabt und mit soliden persönlichen Hülfsmitteln (die bei dieser Familie allezeit im Wachsen begriffen sind) ausgerüstet war, so ist hier eine Grundlage zu weitaussehenden Dingen für ihn. Burggraf von Nürnberg: das heißt ferner, Graf (Richter, Hüter, Verweser) von des Kaisers Burg, — mit einem Wort, des Kaisers Stellvertreter und alter ego — in der alten freien Reichsstadt Nürnberg, mit vielen daranstoßenden, sehr complexen Territorien, die gleichfalls für den Kaiser zu verwalten sind. Eine blühende ausgedehnte Stadt, dieses alte Nürnberg, mit werthvollem anliegenden Gebiet, städtisch und kaiserlich in intricater Verflechtung, voll Handelsbetrieb, Wohlhabenheit, nicht ohne demokratische Tendenzen; ist es doch fast das London und Middlesex des damaligen Deutschlands, wenn man es recht bedenkt.

Hier ist eine Stellung, die einem Manne Gelegenheiten bietet und sein Schrot und Korn erprobt. Das Amt erheischt ein Talent zum Regieren sowohl als zum Richten, Talent zum Schlagen ebenfalls in äußersten Fällen, und, was noch besser ist, ein Talent das Schlagen zu vermeiden. Niemand, als ein Mann von competenter höherer Fähigkeit kann solchem Amte genügen; ich vermuthe wohl, kein Schwachkopf hätte viele Monate lang darin existiren können, in den ernsthaften alten Zeiten. Conrad und seine nachfolgenden Hohenzollern bewiesen sich dem Amte sehr gewachsen, wie es scheint, und wuchsen und breiteten sich aus darin und wurden größer und größer, von ihrer ersten Verpflanzung dahin durch Kaiser Barbarossa, einem glücklichen Beurtheiler von Menschen. Und von jener Zeit, 'um 1170', an bis auf das Jahr 1815, — da so Vieles geändert wurde, in Folge eines andern (zeitweiligen) 'Kaisers' von neuem Schlage, Napoleon mit Namen, — haben die Hohenzollern festen Fuß im Frankenlande gehabt und Souverainetätsrechte ausgeübt in und um Nürnberg, mit zunehmendem Gebiet in jener Gegend, Ge-

biet von ansehnlichem Umfang zuletzt, das unter dem Namen der Markgrafschaften Ansbach und Baireuth, oder im Allgemeinen, der Markgrafschaft Culmbach, welches beide einbegreift, geschichtsbekannt geworden ist.

Denn das Haus nahm stetig zu, so zu sagen vom ersten Tage an, indem die Hohenzollern allezeit von wachsender gedeihlicher Natur waren, — wie sich das überhaupt trifft bei Leuten, die den Gesetzen dieser Welt und ihrer Stellung daselbst gemäß leben, und solcher Art, wie eine getreue Erforschung ihrer alten Denkmäler genugsam nachweist, wenn auch das müßige auf keiner Forschung fußende Gerücht mitunter das Gegentheil besagt, waren diese Hohenzollern ganz besonders. Eine wirthschaftliche, standhafte, emsige, hellblickende, beherzte Reihe von Männern, dabei loyalen Charakters und selbst gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in einem namhaften Grade. Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung. Am öftersten gehen sie mit bedächtiger Klugheit zu Werke, sind besorgt, wenn möglich, zum Ziele zu gelangen ohne Jemanden auf den Fuß zu treten, sind friedfertig, wie ich oftmals sage, und mit nichten anstoßgebend in ihrem Auftreten und Benehmen; jedoch bergen die Hohenzollern im Allgemeinen einen sehr heftigen Zornesblitzstrahl in sich, der bei dringenden Fällen hervorzubrechen im Stande ist: — das ist auch einer der beständigen Charakterzüge, die ich in der langen Reihe von ihnen beobachtet habe. Daß sie in Frankenland von Jahr zu Jahr und Jahrhundert zu Jahrhundert wuchsen, so lange ihnen dort zu leben und zu wirken beschieden war, ist kein Mirakel bei solcher Beschaffenheit.

Ihr altes großes Schloß Plassenburg (gegenwärtig ein Zuchthaus mit dem üblichen Zubehör) steht noch auf seiner Anhöhe bei Culmbach, herabblickend auf den frohen Verein der rothen und weißen Mainflüsse und auf ihre grünen Thäler, und mancherlei Gedanken im Busen des Wanderers erweckend. Das ansbacher Schloß und namentlich das baireuther Schloß (dereinstiger Wohnsitz unserer kleinen Wilhelmine von Berlin, Fritzchens Schwester, die jetzt so altklug dort plaudert; wo manche Berühmtheit verweilt und das auch Jean Paul täglich auf seinen Spaziergängen gesehen hat, als er lebte, himmelwärtsblickend): diese und noch andere Schlösser und Dinge, die nun sämmtlich zu Bayern gehören, bleiben denkwürdig für hohenzollerische Geschichte.

Die Familie leistete ihr Theil, mitunter ein übermäßiges, in religiösen Mildthaten und Stiftungen, was auch in jüngeren

Zeiten nicht ganz unterblieben ist, obwohl unter sehr veränderter Gestalt. So ist z. B. die Erlanger Universität Wilhelminens Werk; die Erlanger Universität — und ebenfalls ein über die Maßen großes Opernhaus zu Baireuth. So hatte sich 'Religiöses' für die arme Wilhelmine gestaltet. In den alten Tagen war das bedeutendste Vermächtniß der Familie, dessen ich mich erinnere, an die Deutschritter gewesen. Jüngere Zweige aus der hohenzollerischen, wie aus anderen Familien, suchten mitunter bei jener ritterlichen frommen Brüderschaft eine Laufbahn: ein frommer Burggraf hat drei Söhne auf einmal dabei gehabt; dieser auch anderweit sehr schenksame Herr schenkte eins seiner Schlösser, Virnsberg, mit allen Einkünften dem Orden, welcher auch von der Zeit an eine Comthurei im Lande gehabt hat, die Comthurei Virnsberg genannt: Datum der Schenkung ist A. D. 1294; und zwei aus den drei Rittersöhnen des alten Herrn, finden wir, waren nacheinander Comthure von Virnsberg, die ersten zwei die es hatte.[1]

Das war im Jahre 1294; die Palmenzeit oder der Höhepunkt des Deutschritterthums, von dem wir nun, aus weiteren Gründen, ein Wort reden müssen.

Sechstes Capitel.

Die Deutschen Ordensritter.

Barbarossa's Kreuzheer kam nicht zurück, so wenig als er selber. Es war stärker gewesen als Türke und Sarazene, aber nicht als Hunger und Pest; Heerführer haben damals noch nicht so gewußt, wie unser kleine Fritz zu Berlin nachher zu wissen bekam, 'daß eine Armee sich wie eine Schlange auf dem Bauche bewege'. Nach ruhmvollem Schlagen und namhaften Siegen endigte dieser Kreuzzug damit, daß er 'Acca belagerte', in der Wirklichkeit aber verschmachtend, wie an einer Viehseuche, in der Bucht vor Acca lag, ohne Obdach, ohne Arznei, ohne Lebensmittel. Richard Löwenherz selber mit all seiner Beherztheit und Hülfsleistung vermochte nicht solchen Ausgang abzuwehren.

[1] Rentsch S. 288.

1190.

Richards Kreuzzug traf mit dem letzten Ueberbleibsel des Barbarossischen zusammen, und es soll vornehmlich Richard gewesen sein, der Acca genommen hat, — so schmeichelte sich wenigstens Richard, als er Leopolds von Oestreich Banner von den Zinnen herunterriß und in die Gosse warf: "Dein Banner? Du hättest Acca genommen?" Was Richard nachher übel bekommen ist. Und Herzog Leopold hat in Folge dessen einen schlimmen Namen bei uns, viel schlimmer als er verdient. Auch Leopold war ein Mann vom rechten Schrot. Sein Tod z. B. war folgender Gestalt: Ein Sturz mit dem Pferde, bei irgend einer Belagerung glaube ich, hatte sein Bein beschädigt, was ihn beim Schlagen hinderte. Das Bein war aber nicht zu heilen: "Nun, so schneidet's ab!" sagte Leopold. Auch dies vermochte der Arzt nicht; wollte es nicht wagen und nicht unternehmen, so daß Leopold am Berge hielt. Da befahl er zwei Knappen herbei, legte seinen Schenkel auf einen Block, setzte ein Beil mit der Schneide auf den rechten Fleck quer über den Schenkel: "Erster Knappe, halte du das Beil fest, ruhig! Zweiter Knappe, schlag drauf mit dem Schmiedehammer, so stark du kannst!" Der zweite Knappe schlug stark genug darauf und das Bein flog ab; aber es kam Entzündung dazu, und Leopold starb nach einigen Tagen, wie der Arzt voraus gesagt hatte. Das ist eine Thatsache, die man bei gangbaren Autoren (ganz genau oder nicht ganz) antrifft, diese chirurgische Operation:[1] ein Mann von dem Schlage kann sein Banner von keinem Löwenherz durch die Gosse schleifen lassen. — Doch kehren wir zur Bucht von Acca zurück und zu den armen Kreuzfahrern, die dort wie an der Viehseuche dahinstarben. Es ist das Jahr 1190, Acca noch ungenommen, und diese Fehden noch nicht so hoch gestiegen.

"Nicht einmal die Templer, Hospitaliter, kümmern sich um uns," murrten die sterbenden Deutschen; "sie haben wohl genug und darüber mit ihren eigenen Landsleuten zu schaffen, deren Sprache ihnen verständlich ist? Für uns, wie es scheint, ist keine Hülfe da!" Nicht so ganz keine! Eine Gesellschaft frommer Seelen, — gefördert von barmherzigen lübecker Schiffscapitainen und ein gewisser Walpot von Bassenheim, ein bremischer Bürger, an der Spitze, — verbündeten sich zum Beistand von Kranken und Sterbenden, 'errichteten Zelte aus Segeltuch', schafften sonstige Linderungen für Kranke aus den lübecker Schiffsmagazinen herbei und leisteten was sie immer vermochten, schweigend, im Namen der Barmherzigkeit und des Himmels. 'Dieser Walpot

[1] Menzel: Geschichte der Deutschen (Stuttgart und Tübingen, 1837) S. 309.

1190.
war von Geburt kein Edelmann', heißt es in einer alten Chronik, 'aber seine Thaten waren edel'. Dieser fromme kleine Bund hat sich unbewußt als der Anfang eines großen Dinges bewährt. Als er fand, daß sein Werk gedieh und Gunst gewann, nahm der kleine Bund Gelübde auf sich, strenge Ritterregel, und beschloß seinen bleibenden Fortbestand. "Ritter Hospitaliter unserer Lieben Frauen vom Berge Zion", das oder etwas Gleichbedeutendes war ihre erste Benennung unter Walpot, ihrem ersten Großmeister, woraus bald "Deutsche Ritter des Marianischen Ordens" oder abgekürzt "Deutsch-Ritterthum" wurde, unter welchem Namen sie in der Folge über drei Jahrhunderte lang eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt, und im Ansehen beide, die Templer und Johanniter-Ritter, verdunkelt haben.

Es war dies die Zeit der Ritter-Orden und Gelübde, die Zeit, da Männer sich in Körperschaften zusammenthaten und verbündeten durch einen heiligen Eid, 'Gelübde'; — welches Wort in Verbindung mit der damit bedeuteten Sache uns, in seltsam geschwundenem Zustande, überkommen ist: "Club" nennen wir es gegenwärtig, und der Eid, falls er heilig, zielt nicht sehr hoch! Templer und Johanniter waren bereits berühmte Körperschaften; die letztere nun fast ein Jahrhundert alt. Walpots neues Gelübde hatte gleichen Zweck, nur daß es deutsch in Art war: — Schutz, Vertheidigung und Pflege der Pilger, und was sonst hiermit verbunden sein mochte.

Haupt des Deutschordens verlegt seinen Sitz nach Venedig.

Die Deutschritter erwarben sich Ruhm in Palästina, und fingen an Schenkungen und Anerkennung zu gewinnen, haben aber, wie die beiden anderen Orden, nicht lange dort bestanden. Es war nicht in Palästina, ob nun der Orden es gewahr war oder nicht, wo ihre Arbeit nunmehr liegen konnte. Fromme Pilger sind allerdings noch da in großer Anzahl; diesen sind die heiligen Dienste zu erweisen: aber diese, unter einem durch sein Wort gebundenen Saladin, bedürfen geringen Schutz mit dem Schwert. Und was das Kreuzfahren mit bewaffneter Hand anbelangt, so ging es sichtbar damit auf die Neige. Nachdem Barbarossa, Coeur-de-Lion und Philipp August es versucht und so schlechten Erfolg gehabt haben, welcher Verständige wird es da so schnell aufs Neue versuchen? Eifrige Päpste fahren fort, Kreuzzüge anzuregen; aber den weltlichen Mächten ist es nicht Ernst wie vormals: Weltliche Mächte, wenn sie ziehen, 'nehmen Constantinopel', 'erobern Sizilien', nehmen oder erobern niemals etwas in Palästina. Der Deutschorden hilft tapfer mit

in Palästina oder wollte gern helfen; aber was fruchtet das Helfen? Der Deutschorden hat bereits Besitzungen in Europa, durch fromme Vermächtnisse und sonstwie; all seine vornehmsten Interessen liegen dort: kurzum, nach weniger als dreißig Jahren fand Herman von der Salza, ein neuer scharfsichtiger Deutschmeister oder Hochmeister (wie sie ihr Ordenshaupt nennen), vierter in der Reihe, ein weitblickender, viel mit Unterhandlungen befaßter Mann, daß Venedig ein passenderes Quartier für ihn sei als Acca: und so ist er auch während seines langen Meisterthums (A. D. 1210—1239) am öftersten dort und nicht zu Acca oder Jerusalem anzutreffen.

Er steht hoch bei dem geschäftigen Kaiser Friedrich II., Barbarossa's Enkel, der die üblichen Fehden mit dem Papst hat und dem ein solcher Unterhändler, Staatsmann sowohl als bewaffneter Mönch, gut zu Statten kommt. Die üblichen Fehden hatte dieser Kaiser beständig, und auch einige unübliche: — Normannen aus Sizilien vertrieben, die immer so gut päpstlich waren; ein Kaiser, der nicht auf den Kreuzzug gegangen ist, wie er es gelobt hatte; ein Kaiser, der zuletzt sogar der Freigeisterei verdächtig wurde: — in welchen Angelegenheiten Herman dem Kaiser vielfach dient. Mitunter hat er als Schiedsrichter zwischen Papst und Kaiser zu schlichten, — giebt seinen Spruch nicht zu Gunsten des Kaisers, sondern gegen ihn, wenn er denkt, daß der Kaiser unrecht hat. Er wird als der erste große Deutschmeister angesehen, dieser Herman von der Salza, ein Thüringer von Geburt, der der vierte in der Reihenfolge der Meister ist, vielleicht überhaupt der größte von allen, obschon Viele bedeutend waren. Man kann sagen, daß kein Mann seiner Zeit geschäftiger in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten oder willkommener dabei war als Herman. Sein Orden, während Papst und Kaiser den Meister so begünstigten, befand sich in einem kräftigen Zustande des Wachsens, und Herman bewies wohl, daß er ihm besser zu Venedig als zu Acca dienen konnte.

Jedoch wenn es mit den Kreuzzügen aus ist, — wie es sich in der That herausstellte, indem nur noch Einer, der der Rede werth, jener des heiligen Ludwig, ernstlich in Wirkung oder vielmehr in elende Nichtwirkung trat, und zwar erst nach funfzig Jahren; — wenn es mit den Kreuzzügen aus ist, und der Deutschorden immerwährend an Besitz zunimmt und immer weniger zu thun findet, wie dürfte es dann vermuthlich mit dem Deutschorden gehen? Wird er fett werden, üppig, glaubenslos, ausschweifend, übermüthig, so daß ihm noth thäte, gewaltsam aus dem Wege gebrannt zu werden? Das war der Lauf der

Templer und ihr trauriges Ende. Sie begannen als die Aermsten der Armen, 'zwei Ritter auf einem Pferd', wie ihr Siegel besagte; und am Ende fingen sie Feuer aus sehr entgegengesetzten Ursachen. "Wie ein Templer zechen" war zum Sprüchwort unter den Leuten geworden; das war der Weg, die Verbrennung herbeizuführen, 'spontane' oder sonst welche! Dieweil ihre Mithospitaliten vom Johanniterorden, auf neue Arbeit stoßend (anti-türkischen Garnisonsdienst darf man es nennen, nacheinander in Cyrus, Rhodus, Malta während einer Reihe von Zeitläuften) und sie gut verrichtend, einem gleichen Schicksal entgingen. Und so auch der Deutschorden in noch hervorstechenderer Art.

Der Deutschorden selber geht nach Preußen.

Seit der heilige Adalbert in Preußen erschlagen hingefallen und sich als ein Crucifix dem heidnischen Boden aufgestempelt, hatten die christlichen Nachbaren, die Herzöge von Polen und Andere, es nicht fehlen lassen an Bekehrungsversuchen; Anläufe mit Schwert und Predigt waren stoßweise während der letzten zweihundert Jahre im Gange gewesen, mit sehr geringem Erfolg. Man erlangte St. Adalberts Leichnam zu leichtem Gewicht, und der arme Mann ward heilig gesprochen; es giebt sogar einen Titularbischof von Preußen, und Wallfahrten zu Adalberts Schrein in Polen finden statt, wo die Leute tragisch an Preußen erinnert werden: aber was frommt es? Missionare, wenn sie den Fuß ins Land setzen, werden erschlagen oder wieder hinaus geworfen. Der Bischof von Preußen ist nur titular, sitzt in Liefland, ist eigentlich Bischof von Riga, unter den bremer Handelscolonisten und bekehrten Liefländern daselbst, wo der einzige sichere Platz ist, — wäre nur selbst dieser sicher ohne den bewaffneten Beistand, der ihm noch immer zur Seite ist. Er hält sich seine Schwertbrüder, einen kleinen Ritterorden, den er letzthin für Liefland gestiftet hat; und diese, fechtend nach Kräften, werden dem Bischof bisweilen lästig, und gedeihen eben so wenig gegen das Heidenthum, als sie in der christlichen Welt Gunst oder Hülfsquellen finden. Keine Hoffnung für Preußen in den Schwertbrüdern; — und in erschlagenen Missionaren, was für Hoffnung? Die preußische Bevölkerung bleibt vor wie nach heidnisch, unzähmbar für Schrift und Gesetz, und nach zwei Jahrhunderten der Bemühung ist wenig oder kein wirklicher Fortschritt zu Wege gekommen.

Aber nun, unter besagten Umständen, im Jahre 1226, machte der Titularbischof von Preußen, nachdem er die Sache

wohl überlegt und mit der polnischen Obrigkeit in Ordnung ge- 1228.
bracht hatte, eine Eröffnung an Herman von der Salza in Venedig über den Gegenstand: "Das Kreuzfahren im Orient ist zu Ende, Durchlauchtiger Hochmeister; nicht dort ist jetzt der Pflichtsberuf eines Deutschen Ordens: was soll das Kreuzfahren im fernen Orient, wenn das Heidenthum und Reich Satans an unserer eigenen Grenze, nahe zu Hand, im Norden lauert? Es komme der Deutschorden nach Preußen, führe da einen Kreuzzug an. Das Land ist ergiebig, fließt wirklich mit Milch und Honig, von Bernstein gar nicht zu reden, und ward einmal das irdische Paradies genannt," — ich vergesse von wem.[1] Kurz es liegt zu Tage, das Land sollte Christo angehören; und wenn das christliche Deutsch-Ritterthum es Satan aberobern könnte für sich, dann wäre allen Betheiligten damit gedient. Herman, ein scharfsinniger heller Kopf, horcht auf. Der Gedanke ist ihm vielleicht nicht ganz neu: er nimmt jedenfalls den Gedanken auf, unterhandelt darüber mit dem Titularbischof, mit Papst, Kaiser, Herzog von Polen, Deutschorden; und nach Verlauf von ungefähr zwei Jahren (A. D. 1228), nachdem er seine Unterhandlungen bis zum letzten Titelchen durchgeführt hat, producirt er seine wirklichen Deutschritter fix und fertig auf preußischem Grund und Boden.

Jahr 1228, meint Dryasdust, nach einigem Bemühen. Der Ort, wo, ist zuletzt auch entdeckbar in Dryasdust, — nicht sehr weit über der nördlichen polnischen Grenze drüben, mit 'Massovien' (dem jetzigen Warschauer Gebiet) stets zum Rückhaltspunkt. Aber wie stark, wie, ja fast wann, auf ein Jahr, — das frage den armen Dryasdust nicht, der sich mit unnützen Einzelheiten überladet und vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht.[2] — Die Deutschritter erbauen stracks eine Burg für ihr Hauptquartier, verbreiten sich hierhin und dorthin und beginnen mit ihrer großen Aufgabe. In des Himmels Namen, kann man noch immer in einem echten Sinne sagen, wie sie, jeder Ritter unter ihnen, inbrünstig im Herzen, in allerlei Art Sinn es fühlten.

Die Preußen waren ein trotziges, streitbares Volk, fanatisch antichristlich: die Deutschritter hatten ein gefahrvolles, rastloses Dasein zu bestehen, besonders in den ersten funfzig Jahren. Sie errichteten und verbrannten unzähliges Pfahlwerk für und gegen; erbauten hölzerne Festen, welche gegenwärtig steinerne Städte sind. Sie fochten viel und mit Ueberlegenheit, galoppirten

[1] Voigt (hätte er doch ein Register!) weiß es.
[2] Voigt II. 177. 184. 192.

1228.
verzweifelt hierhin und dorthin, allezeit wachsam auf der Huth. In friedlicheren späteren Zeiten dämmten sie die Nogat und die Weichsel ein, wodurch gränzenlose Moorquebben grasreiche Auen werden konnten, — was sie bis zum heutigen Tage sind. Marienburg, noch jetzt eine ansehnliche Stadt in jener grasreichen Gegend, mit seinem großen, noch vorhandenen und sogar noch bewohnbaren, steinernen Schloß, dies ward zuletzt ihr Hauptquartier. Aber wieviele Burgen von Holz und Stein sie in verschiedenen Gegenden bauten, was für Empörungen, Ueberrumpelungen, fürchterliche Gefechte in waldigen, sumpfigen Plätzen sie zu bestehen gehabt, das hat keiner gezählt. Ihr Leben, wenn man es in Dryasdusts neuesten chaotischen Büchern (die von endloser Länge sind, unter andern schlimmen Eigenschaften) liest, ist wie ein düsterer Alpdruck von unverständlichem Marschiren und Fechten: es kommt einem vor, als wenn schon das viele Galoppiren allein, das der Orden verrichtet, hingereicht haben müsse, die Erdkugel zu wiederholten Malen zu umreiten. Welches Multiplum des Aequators war es denn, o Dryasdust? Der Herr Professor, wenig auf Abkürzungen bedacht, sagt es nicht.

Stets aber war neben dem ritterlichen Fechten das Predigen eifriger Mönche bei der Hand, und Colonisten kamen aus Deutschland herüber, tropfenweis und auch stromweis. Das siegreiche Ritterthum bietet dem geschlagenen Heidenthum Bedingungen an; Bedingungen nicht von toleranter Natur, aber von den Rittern pünktlich eingehalten. Wenn die Flamme der Empörung oder allgemeinen Verschwörung wieder zu weitverbreitet aufschlug, schrieb man in Deutschland und in der Christenheit einen neuen Kreuzzug aus, und der Hochmeister zu Marburg oder wo er immer sitzen mochte, und all seine Marschälle und Gebietigen waren geschäftig, — in der Regel mit Erfolg. Hohe Personen kamen auf den Kreuzzug zu ihnen. Ottokar, König von Böhmen, Herzog von Oestreich und was sonst noch alles, der große Mann seines Tages, kam einmal (A. D. 1255); Johann, König von Böhmen, ein Jahrhundert darauf, einmal und wieder. Der mächtige Ottokar,[1] mit seiner zahlreichen weithin erglänzenden Ritterschaft, 'eroberte Samland in einem Monat', riß die Romava, wo Adalbert ermordet worden, aus und brannte sie von dem Antlitz der Erde hinweg. Damals ward eine gewisse Festung in Ottokars Gegenwart angelegt und ihm zu Ehren Königs-Burg "Königsberg" genannt: Die ist nun eine hochdomige Metropolitanstadt geworden, — wo wir vor Kurzem

[1] Voigt III. 80—87.

1228.

eine Krönung halten und Sophie Charlotte verstohlen eine Prise Schnupftaback haben nehmen sehen. Unter Ottokars Knappen oder jüngeren Subalternen bei dieser Gelegenheit befindet sich ein gewisser Rudolf, Erbe einer armen schweizer Herrschaft mit grauem Bergschloß, die Habsburg genannt, in herabgekommenen Umständen, den Ottokar liebt wegen seiner klugen tüchtigen Art; ein handfester, bescheidener, verständiger Jüngling, — der vielleicht dem herabgekommenen Habsburg ein wenig aufhelfen wird, wenn er am Leben bleibt? Wie die Schiffchen fliegen und die Lebensfäden, immerfort, auf dem "sausenden Webstuhl der Zeit!"

Rudolf v. Habsburg

Bei Ottokar befand sich auch, als Bundesgenosse in der Kreuzfahrt, Otto III., askanier Markgraf und Kurfürst von Brandenburg, Urenkel Albrechts des Bären, — Otto der Fromme daher genannt. Auch er gründete bei dieser Gelegenheit eine Stadt in Preußen und nannte sie Brandenburg, die noch jetzt besteht, ein kleines Brandenburg das Zweite: für diese Verrichtungen wird er Otto der Fromme in der Geschichte genannt. Seine Frau war sogar eine Schwester von Ottokar,[1] — was ihm aber, wenn nicht etwa in seinem häuslichen Glück, am Ende wenig zu Statten kam, indem jener Ottokar seinen Flug zu hoch richtete und sich die Flügel arg an der Sonne zerschmelzte, wie wir an anderer Stelle sehen werden.

Kein Orden stieg so hoch in der Gunst der Menschheit als dieser Deutsche. Er ward allmälig weit und breit beländert durch ganz Deutschland und darüber hinaus: ich weiß nicht wieviel Dutzend Balleien (deren jede wieder ihre Dutzende Comthureien oder untergeordnete Gütercomplexe hatte) und entsprechende Comthurn und Gebietige, — und galt für würdig der Gunst von Oben. Tapfere Knechte dies, denen der Himmel große Arbeiten und unaussprechlichen Segen zugetheilt hat. In funfzig oder dreiundfunfzig Jahren hatten sie das preußische Heidenthum zu Boden gestreckt, und sie suchten es durch Vertrag und Einrichtungen dort festzubinden. Noch wollte es aber nicht ruhig bleiben, noch durch ein Jahrhundert nicht, indem es insgeheim immer noch heidnisch war, und es empörte sich und verschwur sich immer wieder, immer schwächer, bis das satanische Element sich ausgetobt hatte und Bekehrung und Ruhestiftung folgen konnten.

~1280

Als die Bekehrung und völlige Eroberung einmal ins Werk gesetzt war, folgte eine glückliche Zeit für Preußen: die Pflugschaar trat an die Stelle des Schwertes; geschäftige Seehäfen,

[1] Michaelis I. 270. Hübner T. 174.

1228.
deutsche Städte entstanden; es stiegen allenthalben Kirchen empor; Auen grünten und friedliche Kühe weideten da, wo vordem Moorquebbe und Schlangen gewesen. Und für den Orden eine glückliche Zeit? Eine reiche, keine glückliche. Der Orden war siegreich; liefländische 'Schwertbrüder', 'Ritter von Dobryn', geringere Orden und Herrschaften rings umher waren ihm längst unterthan oder einverleibt. Liefland, Kurland, Litthauen sind sämmtlich unter seinem Einflusse gezähmt oder niedergebunden und augenscheinlich zähmbar. Aber um diese Zeit war es auch, daß der Orden in seine weitläuftigeren Irrungen und Händel gerieth, innerlich und äußerlich; in Fehden, Nebenbuhlereien mit christlichen Nachbaren, Polen, Pommern, die ihm nicht wohl wollten und zwar mit Grund; — weitläuftigere Irrungen und mit nichten so offenbar nützliche für die Menschheit. Des Ordens Lohn floß in reichlicherer Fülle denn je, nur daß vielleicht seine Arbeit anfing zu verseichten! Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Im Ganzen war dieser Deutschritter-Orden während seines ersten Jahrhunderts und länger ein großes Phänomen, und flammte wie eine helle heilvolle Bake durch die Nacht der Dinge in jenen nördlichen Landen. Ueber ein Jahrhundert hindurch, kann man bemerken, war er der Sammelpunkt aller tapferen Männer, die eine Laufbahn unter anderen als gemeinen Bedingungen zu suchen hatten. Für die edle Seele, die über das Geld hinaus strebte, und noch Anderes außer Hunger verspürte in dieser Welt, loderte hier ein Leuchtfeuer (wie wir es nennen), wenn es sich traf, daß die Nacht sie überfiel, und die irdischen Dinge zu verwickelt wurden, wie das nicht so ungewöhnlich ist. Besser, däucht mir, als die Laufbahn der Stumpfberedsamkeit[1] und ihre Hesperidenäpfel, güldene und von vergüldetem Pferdekoth. Besser als das Zermantschen unserer armen gottgegebenen (geliehenen nicht gegebenen) Geistesfähigkeit, im Aufbauen des erhabenen Verses, erhabenen Revüe-Artikels, für ein einsichtsvolles Publikum, das Viergroschen anlegen kann! Die Zeiten ändern sich gar sehr. — Will der Leser einen Blick thun in das Leben Conrads von Thüringen, als ein Exempel alter Verfahrungsweise? Conrad folgte auf Herman von der Salza als Ordensmeister, und seine Geschichte als ein Deutschritter ist denkwürdig.

[1] 'Stump-oratory', ein amerikanischer Ausdruck, aus dem fernen Westen stammend, wo der nächste beste Baumstumpf dem Redelustigen zur stets bereiten Volkstribüne dient. Mit Stumpfberedsamkeit bezeichnet man namentlich jene Rhetorik, der es mehr um Beifall, als um Wahrheit zu thun ist. D. Uebers.

Wes Zeuges die Ritter waren. Conrad von Thüringen, die heilige Elisabeth, Stadt Marburg.

Conrad, ein jüngerer Bruder des Landgrafen von Thüringen, — welcher Fürst zumeist auf der Wartburg saß, einem romantischen alten Bergschloß, gegenwärtig ein weimar-eisenachisches Besitzthum und Schauhaus, damals der Wohnsitz sehr ernsthafter Leute, — war vermuthlich ein Kind auf Ammenarmen auf dieser Wartburg, als Richard Löwenherz aus Palästina heimkehrte und unterwegs schlimm ankam: dies mag Conrad für uns datiren. Sein ehrenfester älterer Bruder war Gemahl jener Dame, seitdem die heilige Elisabeth genannt, eine gar fromme aber auch gar fantastische junge Frau; — und ich denke immer, seine Kreuzfahrt, auf der er sogleich umkam, sei theilweise die Frucht von dem gewesen, was er zu Hause mit ihr ausgestanden: sie hat mitunter Bettler in sein Bett gelegt, störte seine Nachtruhe beständig durch Gebete und Andachtsübungen von unmäßiger Länge, 'den einen Augenblick weinend und den Augenblick darauf lächelnd vor Entzücken', und schwebte umher, launisch, melodisch, schwach, auf den Antrieb frommer Caprice hauptsächlich! Jedoch geht uns das nichts an.[1] Ihr armer Landgraf zog sicherlich auf die Kreuzfahrt, Jahr 1227 (Kaiser Friedrichs II. Zug, der nicht länger damit säumen durfte); der arme Landgraf erkrankte unterwegs, zu Brindisi, und starb, — von keinerlei Ursache nun weiter zu treiben.

Conrad, zum Vormund über die Kinder seines abgegangenen Bruders bestellt, hatte im Anfang viel Hader mit der heiligen Elisabeth, wiewohl er nachher seinen Sinn sehr änderte. Dabei hatte er auch seine persönlichen Besitzungen, 'Landgraf' dem Range nach auch er, und hatte genug der Plackereien schon damit allein. Einmal, z. B., legte der Erzbischof von Mainz, Schulden halber, eine schwere Steuer auf sämmtliche Abteien unter ihm, auf Reichardsbrunn, eine Abtei Conrads, unter anderen. "Zahlt nichts!" sagte Conrad zum Abt. Also verweigerte der Abt die Zahlung, ward dafür aber mit päpstlichem Bann belegt, — ward genöthigt, sich zu fügen und sogar sich 'dreimal geißeln' zu lassen, ehe man nur sein Geld annehmen

[1] Viele Leben der Heiligen. Vergl. besonders Libellus de Dictis Quatuor Ancillarum. 4. — (d. h. Bericht über die amtliche Zeugenaussage der vier Mägde Elisabethens, abgehört von einer officiellen Person, Teufelsadvokat oder was er immer war, den der Papst dazu abgeordnet, als ihre Heiligsprechung aufs Tapet kam. Ein wunderliches Stück: — in Menckenii Scriptores Rerum Germanicorum (Lipsiae, 1728—1730). II. dd.; wo auch andere Einzelnheiten zu finden.

1232.
wollte. Bereits waren zwei Geißelungen zu Erfurt von dem Erzbischof vorgenommen worden, und eine dritte ging daselbst eines Morgens eben vor sich, als Conrad, gerade des Weges ziehend, zufällig hereintritt zur Frühmesse. Conrad entflammt zu wüthendem Zorn bei dem Phänomen, das sich seinem Anblick darbietet: "Was, meinen Abt geißeln? und er müßte etwa zahlen, — Erzbischof Beelzebubs?" — und packte den armen Erzbischof bei der Stola und machte ihn kreiseln; ja wollte ihn in Zweien hauen, wären nicht Freunde hysterisch behend gewesen, sein Schwert in der Scheide zurückzuhalten und den Abt fortzuschaffen. Hier ist ein schöner Knäuel, der sich für Conrad zusammenballt.

Bald folgt ein zweiter, aus einer Fehde, die er mit Fritzlar hatte, einer freien Reichsstadt in dortiger Gegend, die sich vielleicht ein wenig auf ihre Privilegien steift und einem Landgrafen Trotz bietet. Conrad marschirt eines schönen Morgens (Jahr 1232) gegen das übermüthige Fritzlar, sengt und brennt darum herum, findet aber bei näherer Besichtigung der Stadtwälle, daß sie zu hoch seien, und macht Kehrum, um wieder heimzuziehen; worauf die müßigen Weiber von Fritzlar, die auf den Wällen stehen, herabgaffend in Furcht und Hoffnung, ein allgemeines gellendes Jubelgeschrei erheben, — und sogar ein Geberdenspiel und freies Benehmen mit ihren Röcken, das unbeschreibbar in der Geschichte ist! Conrad, abermals jählings entflammt, schwenkt um, erstürmt die Wälle, erschlägt, was in den Weg kommt, plündert Fritzlar und überläßt es den Flammen, die über dem Geschäfte ausgebrochen waren. Hier sind ein Paar Knäuel für Conrad, desgleichen nur in päpstlichen Bann oder in Schlimmeres auslaufen kann.

Conrad ist grimmig und halsstarrig unter diesen Aspecten, bei sich aber fühlt er sich als großer Bösewicht, weiß nicht recht, was noch daraus werden mag. Eines Tages, als er über den äußern Schloßhof geht, kommt ihm ein gewisses Bettelweib zu Gesicht, ein nothdürftiges Mensch, das ihn zitternd um Almosen bittet. Das nothdürftige Mensch erhält eine kleine Gabe in Münze, aber obenein Scheltworte in sehr freigebigem Maß, und geht seiner Wege bitterlich weinend, und murmelt etwas von "Noth, die mich zu solchem Lebenslauf gebracht". Conrad gehet in sich: "Was ist ihre eigentliche Sünde vielleicht im Vergleich mit meiner?" Conrad 'liegt jene Nacht durch wach', schleicht düster umher, in verwickelter innerer Finsterniß, Tage und Nächte hindurch, steht eines Morgens auf, ein veränderter Mensch. Er 'wallfahrtet barfuß nach Gladbach', kniet vor der Kirchenthüre

zu Fritzlar mit entblößtem Rücken und einem Bündel Ruthen neben sich: "Geißelt mich, Ihr lieben beleidigten Christen, um Jesu willen!" — kurz, söhnt sich aus mit der christlichen Welt, den Papst eingeschlossen, nimmt das Deutschordensgelübde über sich,[1] und zieht ungesäumt nach Preußen, um fortan Leib und Leben ehrlich zu spenden bis an den Tod. Der eine Weg, der für Conrad übrig war, den er auch großen starken Schrittes verfolgt, — mit einem Gedanken, der mir noch jetzt hörbar ist. Aus solchem Zeug waren damals die Deutschritter gemacht; Ritter, die offenbar tüchtig zu was waren.

Die heilige Elisabeth, die nach ihres Gatten Tod nach Marburg in Hessen übersiedelte und bald daselbst in einer gar melodisch frommen Weise starb,[2] bestellte zum Vormund ihres Sohnes den Deutschorden. Sie und Conrad, als Ordensmeister, haben es veranlaßt, daß Marburg eine solche Metropole des Ordens wurde, wo die Hochmeister häufig saßen, wo Viele von ihnen sich begraben ließen, und von wo aus viele Geschäfte datirt sind. Ein für den sinnigen Touristen, der da weiß wo er ist, noch immer merkwürdiger Ort. Philipp der Großmüthige, Luthers Freund, Manchem denkwürdig als Philipp mit den zwei Gattinnen, hat da gewohnt, in demselben alten Schloß, — gegenwärtig eine Art Zuchthaus und Kaserne, wo müßige blaue Uniformen herumlungern und unliebliche Physiognomien mit Eisengeklirr an den Füßen, — in welchem Luther mit den Zwinglianischen Sacramentirern und Andern disputirte, und wo seiner Zeit Vieles vorgegangen. Der heiligen Elisabeth und ihren Wunderthaten (beträchtlich gewiß in ihrer Art) verdankt Marburg seine Entstehung als Stadt: ein bloßes Schloß mit daranliegendem Weiler vordem.

Ein wunderliches, graues, altes, stilles Städtchen, reich an so mancherlei Erinnerungen; es liegt dort an seinem felsigen Hügelabhang, sich langsam hinaufwindend zu dem Schloß und den Baulichkeiten oben, nicht unmalerisch anzuschauen, mit dem Lahnfluß und dessen fruchtbaren Ebene nebenan; gar still, außer daß in seltenen Zwischenräumen der wahnsinnige Schrei eines Eisenbahnzuges, der da vorbei von Frankfurt nach Cassel geht, sich hören läßt. Die 'Elisabethenkirche', — ein hoher mächtiger Bau, von Conrad, unserm Hochmeister, seiner einst irdischen Schwägerin zu Ehren gestiftet, — erhebt sich unten auf der Ebene, wo die Stadt endet. Hier befand sich einst der Schrein

[1] A. D. 1234 (Voigt II. 374—423).
[2] A. D. 1231; Alter 24.

1234.
der heiligen Elisabeth, von Pilgern aus allen Ländern besucht. Conrad selber ruht hier, so wie viele andere Hochmeister; ihre Namen und Wappenschilder, Hermans obenan, wiewohl Hermans Staub nicht da ruhet, sind an den Pfeilern der gothischen Bögen, vom Fußboden bis an die Decke, in langen Reihen eingegraben und sorgfältig lesbar gehalten, und erwecken, mit den übrigen Gräbern, Dürerischen Grabgemälden und was dem mehr ist, fast bis zum Schmerz eindrückliche Gedanken. Der heiligen Elisabeth Loculus ward hier in seinen Schrein gelegt von Kaiser Friedrich II. und vielen Fürsten und Großen des Reichs, im Beisein von einer Million zweimalhunderttausend Zuschauern, melden die alten Denkmäler mit vielleicht nicht ganz genauer Arithmetik. Philipp der Großmüthige, um den 'Wallfahrten nach nirgendswo' ein Ende zu machen, ließ den Loculus hinwegbegraben, man erfuhr niemals wohin; vermuthlich an irgend eine Stelle unter dem Fußboden der Kirche. Genug nun von Marburg und auch von seinen Deutschrittern.

Sie hatten eine oder zwei denkwürdige Hochmeister und Deutschmeister, die wir hier nicht genannt haben, noch nennen werden.[1] Ein Hochmeister ist darunter, ungefähr der funfzigste in der Liste, und eigentlich der letzte wirkliche Hochmeister, Albrecht von Hohenzollern-Culmbach mit Namen, der uns seiner Zeit sehr denkwürdig sein wird.

Oder liegt dem Leser etwa daran, zu hören, wieso Culmbach in Besitz der Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, gekommen? Die Geschichte dürfte zur Veranschaulichung dienen und wird uns nicht lange aufhalten.

[1] In unsers vortrefflichen Köhler's Münzbelustigungen (Nürnberg, 1729 u. f. II. 382, V. 102, VIII. 380 2c.) finden sich werthvolle Einblicke in den Deutschorden, — wie in Hunderte von andern Dingen. Das specielle Buch über den Gegenstand ist das oft hier angeführte Voigtische: neun schwere Bände, gegründet auf redliches Studium, aber mit einem fatalen Mangel von fast jeder anderen Eigenschaft.

Siebentes Capitel.

Die Markgrafschaft Culmbach: Baireuth, Ansbach.

Im Jahre 1248 ward auf seinem Schlosse Plassenburg, — das gegenwärtig ein Zuchthaus ist, herabschauend auf den Zusammenfluß des Rothen und Weißen Mains, — Otto, Herzog von Meran, ein mächtiger Potentat, mehr einem Könige, denn einem Herzoge gleich, plötzlich gepackt von einem gewissen ungenannten Ehemann, 'Jemand von seinem Haushalt oder seinen Lehnsleuten', den er zu unversöhnlichem Zorne aufgebracht hatte (indem er sich arg gegen das sechste Gebot zu dessen Schaden verging), und ward von besagtem Ehemanne an Ort und Stelle niedergehauen und umgebracht. 'Jämmerlich erstochen', sagt der alte Rentsch! [1] Andere geben dem Todtschlag eine andere Färbung und sogar eine andere Oertlichkeit: eine Streitfrage, die uns nicht berührt, erschlagen ist er so wie so; ein junger Mann erst, der letzte männliche Sproß seines Geschlechts. Wodurch die berühmten Herzöge von Meran erlöschen und unermeßliche Besitzungen fallen Verwandten und Prätendenten zur Vertheilung unter sich anheim.

Meran, bemerken wir, ist noch jetzt ein Städtchen, das alte Schloß nunmehr verfallen, in Tirol, gegen die Quellen der Etsch (von den italienischen Nachbarn Adige genannt) hinauf. Die Meranischen waren nicht nur Herren des größten Theils von Tirol gewesen, sondern auch Herzöge von Voigtland: — einem weiten Lande zwischen Nürnberg und dem Fichtelwald; warum es speciell so heißt, erklärt Dryasdust dunkel, indem er den Namen von gewissen 'Reichsvoigtei'-Grafen von Reuß herleitet, jenen wunderlichen Reußen, die sich immer H e i n r i c h nennen und es gegenwärtig auf H e i n r i c h d e m E t l i c h e u n d A c h t z i g s t e n gebracht haben, mit Nebenzweigen, die ebenfalls Heinriche heißen; deren Nomenclatur die Menschheit in Verzweiflung setzt und s c h l i m m e r ist als jene der neapolitanischen Lazzaroni, die geradezu gar keine Namen haben! — Herzöge von Voigtland also, desgleichen von Dalmatien, ferner Markgrafen von Oestreich, auch Grafen von Andechs, in welch letzterer schönen Landschaft (eine Tagereise nördlich von München) und nicht zu Plassenburg, behaupten Einige,

[1] S. 293. Köhler: Reichs-Historie S. 245. Holle: Alte Geschichte der Stadt Baireuth (Baireuth 1833) Seite 34—37.

1248.
der Mann soll erschlagen worden sein. Diese unermeßlichen Besitzungen alle, die nun (A. D. 1248) durch den Hieb jenes Schwertes auseinanderfallen, sind unter des Erschlagenen Anverwandte zu vertheilen, oder durch behende Nachbarn wegzuschnappen, oder sonstwie zur Verfügung.

Ein behendes Würzburg, behendes Bamberg, ohne viel verwandtschaftliches Anrecht, schnappten einen guten Theil davon hinweg: der Graf von Orlamünde, an die älteste Schwester des erschlagenen Herzogs verehelicht, erhielt Plassenburg und das Mehrste von dem Voigtland: ein tiroler Magnat, dessen Gemahlin Tante des Herzogs war, bemächtigte sich der Tirol und übertrug sie auf Töchter und deren Männer, — von welcher Linie wir nachher den Ausgang sehen werden: — kurz es gab da über viel Eigenthum zu verfügen. Der hohenzollerische Burggraf von Nürnberg, der eine jüngere Schwester des Herzogs geehelicht hatte, erlangte wenigstens Baireuth und einiges angrenzende Gebiet, während der große Herr von Orlamünde, der doch kein viel besseres Recht hatte, den Löwenantheil für sich nahm. Dieses Baireuth zeigte sich als ein wichtiger Besitz der Hohenzollern-Familie: Conrad's, des ersten Burggrafen, Urenkel Friedrich, 'Friedrich III.' in der Reihe der Burggrafen, war es, der die Erwerbung auf besagte Weise gemacht, A. D. 1248.

Onolzbach (On'z-Bach, jetzt Ansbach genannt) erwarben sie ungefähr 80 Jahre später durch Kauf und baare Zahlung ('24,000 Pfund Heller', wieviel das immer sein mag),[1] welches sich als ein wichtiger Zwillingsbesitz der Familie bewährte; und dann nach ferneren sieben Jahren (A. D. 1338) verkauften die großen orlamünder Herren, indem sie zuletzt, wie das nur zu gewöhnlich war, sehr insolvent geworden, Schloß Plassenburg selbst, Plassenburg mit daranliegender Stadt Culmbach und Gebiet, an die hohenzollerischen Burggrafen,[2] welche allezeit bei Gelde waren, welche solchermaßen den größten Theil des Voigtlandes mit einer schönen Festung in ihre Hand bekamen, und unabhängig von Nürnberg und dessen Reichsgütern, ein wichtiges fürstliches Territorium zu eigen hatten. Markgrafschaft oder Fürstenthum Culmbach hieß es im Allgemeinen; aber häufiger in späteren Zeiten, da es am öftersten unter mit der Primogenitur unbekannten Brüdern entzweigespalten wurde, hat man zwei Markgrafschaften daraus gemacht: eine von Baireuth, auch 'Markgrafschaft ob dem Gebirg' genannt, und eine von Ans-

[1] A. D. 1331: Stadt Anspach von J. B. Fischer (Anspach 1786) S. 196.
[2] Rentsch S. 157.

bach, 'Markgrafschaft unter dem Gebirg': von denen wir, unter ihren neuern Benennungen, mit der Zeit mehr als genügend hören werden.

Dergestalt wachsen die Hohenzollern und nehmen niemals ab: aus diesen wenigen Beispielen beurtheile man die vielen. Von ihren schweren Arbeiten und den Stürmen, die sie zu bekämpfen hatten, könnten wir auch manches sagen: Wie die zwei jungen Söhne des Burggrafen einmal mit ihrem Lehrer ausritten und ihr großer Hund zufällig ein Kind auf der Straße zu Nürnberg zerriß, und wie sich darauf wildes mütterliches Wehgeschrei erhob und 'sämmtliche Sensenschmiede' herzuliefen, feuersprühend, taub gegen des armen Lehrers Plaidirungen und Erklärungen, und wie der Lehrer, der ruhigen Gemüthes mit zwei Prinzen von zu Hause weggeritten war, in gestrecktem Galopp mit nur einem nach Hause kam, — indem die Schmiede den andern auf sumpfigen Grund getrieben und dort gefangen und umgebracht hatten;[1] nebst des Burggrafen Commentar zu dem traurigen Vorfall (desselben Friedrich's III., der Meran's Schwester geheirathet hatte) und der Sühne dafür, die er erzwang, herb und strenge, nicht leidenschaftlich oder unmenschlich. Oder ferner, wie die Nürnberger einmal in Abwesenheit des Burggrafen eine Ringmauer um sein Schloß gebaut, so daß nun der Aus- und Eingang zuvörderst vom Gutdünken der Nürnberger abhing! Und wie der Burggraf hierauf nicht jählings zum Kampfe flog, sondern durch unerschütterlichen Gleichmuth und geschickte Führung die Sache austrug. Nebst genug dergleichen, das der Leser sich vorstellen kann.

Burggraf Friedrich III. und die neunzehnjährige Anarchie.

Derselbe Friedrich III., Urenkel Conrad's des ersten Burggrafen, war es, welcher die Vererbung des Burggrafenthums in seiner Familie erwarb (A. D. 1273), die dadurch zu festem Fürstenrange emporstieg, unter andern Vortheilen, die sie gewann. Aber auch dieser Erwerb kam mit nichten gratis, sondern nur als die Frucht von guten Diensten, geschickt geleistet, Diensten von unendlicher Wichtigkeit, wie es sich zeigte. Friedrich's Leben war in Zeiten gewaltiger Anarchie gefallen, die Hohenstauffenlinie jämmerlich zu ihrem Ende gekommen, — der Knabe Conradin, ihr letzter Sproß, sogar auf dem Schaffot fallend (durch einen verzweifelten Papst und einen verzweifelten Herzog von Anjou);[2] — Deutsche, sicilianische Normannen, Papst und

[1] Rentsch 306 (kein Datum, muthmaßlich um 1270).
[2] Zu Neapel, 25. October 1268.

Reich einander in den Haaren liegend, kein Kaiser, ja sogar drei auf einmal! Das dauerte so von 1254 an und weiter, und heißt in der deutschen Geschichte "das Interregnum" oder die Anarchie "von neunzehn Jahren."

Nennen wir wenigstens die drei Kaiser oder das dreifache Elixir von Nichtkaiser, obschon sie uns, außer als chronologische Marksteine, wenig angehen. Erster Kaiser ist Wilhelm, Graf von Holland, ein rauher Gesell, Schützling des Papstes, sogar von diesem mit Geld versehen, bis Wilhelm in den holländischen Torfbrüchen umkam (Pferd und Reiter im wilden Nachsetzen, bei einem Gefecht dort, mit einander versunken), welches glücklicher Weise unsere falschen Kaiser auf zwei reducirt: auf den zweiten und dritten Kaiser, die beide fremd in Deutschland sind.

Zweiter Kaiser ist Alfonso, König von Castilien, Alfonso der Weise, dessen Ausspruch über das Ptolomäische System, "daß es scheine, eine ungelenke Maschine zu sein, daß es schade sei, der Schöpfer habe sich nicht Rath geholt!" bei der Menschheit noch in Erinnrung steht; — dies und sonst nichts von seinen mancherlei Sprüchen und Thaten. Er war weise genug, daheim zu bleiben und, außer daß er den Titel trug, welches nichts kostete, sich wenig um das heilige römische Reich zu bekümmern; — ein paar Schreiber, welche 'Toleti (zu Toledo)' datirten, thaten hie und da ein wenig matte amtliche Schreiberei, und dabei ließ er es bewenden. Eine wirre ungelenkige Maschine auch dies deutsche Reich Ew. Majestät? Besser man bleibt zu Hause und datirt 'Toleti.'

Der dritte falsche Kaiser, — Afterkaiser eigentlich, denn ihm ging die entschiedene Stimmenmehrheit ab, war der englische Richard von Cornwall, ein nachgeborener Sohn Johann Ohneland's, und nicht viel weiser als sein Vater, nach diesen Anzeichen zu urtheilen. Er hatte Geld die Fülle und war freigebig damit, — hatte sonst keinen Beruf in Deutschland, möchte man sagen, als sein Geld los zu werden, womit er freilich zu Stande kam. Er hat sich auch wirklich in Deutschland aufgehalten, zweimal auf ein oder zwei Jahre. Alfonso und er waren beide gleich scheu vor dem Papst als Schiedsrichter; und Richard fand, soweit sein Geld reichte, einigen Schimmer von Autorität und behagliche Schmeichelei in den Rheinprovinzen: endlich, 1263, da vermuthlich Beides, Geld und Geduld, auf der Neige waren, verließ er Deutschland zum andern und letzten Male, kehrte heim nach Berkhamstead in Hertfordshire,[1] thörichter als er fortgegangen. Bis an sein Ende (A. D. 1271) nannte er sich und

[1] Camden: Britania (von Gough) I. 339.

ward er von Vielen Kaiser des heiligen römischen Reichs genannt, — hielt sich wohl auch einen oder zwei deutsche Schreiber zu Berkhamstead: — ist aber niemals wieder dahin gegangen, indem er das freundliche Berkhamstead, mit den Simon de Montfordischen Unruhen oder was sonst an Unruhen sein mochte, den Dingen, die ihm Deutschland zu bieten hatte, vorzog. Dies waren die drei nichtigen Kaiser: und des verstorbenen Kaiser Conrad's junger Sohn, der vielleicht einmal das Land von ihnen gesäubert haben würde, kam um, — der lichte junge Conradin, licht und tapfer, aber nur sechzehnjährig und des Papstes Gefangener durch Mißgeschick, — kam um auf dem Schaffot 'seinen Handschuh hinabwerfend' (in symbolischem Protest) unter die dunkele neapolitanische Menschenmasse, an jenem herbstlichen Morgen. Es war der 25. October 1268, — Dante Alighieri damals ein kleines Knäblein zu Florenz, noch nicht drei Jahre alt, starrend mit wunderlichen Augen, wie die älteren Leute redeten von solcher Verrichtung eines Statthalters Christi auf Erden. Allerdings eine sehr tragische Verrichtung, welche die sicilianische Vesper nach sich zog; denn der Himmel läßt niemals Schulden unbezahlt, Ew. Heiligkeit! —

Deutschland schwankte abwärts, nicht war abzusehen wohin, — etwa einer anarchischen Republik von Fürsten und freien, stark auf das Raubwesen gestellten Baronen entgegen? Souverainetät vielzähliger Fürsten mit einer Pairie vermittelnder Raubbarone? Dahin neigten sich die Dinge. Fürsten von solchem Schlag, große und kleine, jeder an sich reißend, was am lockersten und ihm am bequemsten dalag, fanden das Spiel erfrischend und gar nicht so übel. Auf der andern Seite sind Stimmen aus dem Volk, in schwachem Winseln von seltsamer Innigkeit, noch vernehmbar bis zum heutigen Tage. Hier sind drei alte Minnesänger, aus Manesse's Sammlung von verbindlicher Hand ausgelesen, die dieser Zeit angehören und von denen jeder ein Wort sprechen soll:

Nr. 1. spricht oder singt:

'Dir Herr klagen wir Armen große Ungnade.
'Der Teufel hat seinen Samen gesäet im Lande,
'Daß sie verworren sind.
'Wir sind ohne Recht.
'Das Recht schuf deine Hand,
'Zu schirmen deine Kinder.
'Wittwen und Waisen weinen,
'Daß sich die Fürsten nicht vereinen
'Mit einem römischen Kaiser.'

1273.

Nr. 2.:

'Die Fürsten malen des Kaisers Mühle,
'Dem Reich lassen sie die Kleien, sie behalten das Korn,
'Drum sie des Kaisers gern entberen.'

Nr. 3.:

'Als arge Frösche sind sie aufgesessen,
'Sie sind des Reiches Ehre feind.
'Storch, wann kommst du
'Und treibst sie wieder in die eigene Höhle?'[1]

So standen die Dinge, als Friedrich III., Burggraf von Nürnberg, der lange über diese Wehen seines Vaterlandes geseufzt und gestrebt hatte, jenen Besuch spät in der Nacht (des 1. oder 2. October 1273) bei seinem Vetter Rudolf von Habsburg, unter den Mauern von Basel, abstattete; eine denkwürdige Scene in der Geschichte. Rudolf belagerte eben Basel, mit dessen Bischof er in Fehde war, zu deren Schlichtung Friedrich und ein Anderer als Schiedsrichter vorgeschlagen waren; und nun kam Friedrich in solcher Eile zu seinem Vetter, — nicht wegen der Baseler Fehde, sondern wegen eines höheren, ganz unerwarteten Geschäfts, — um anzukünden, daß Er, Rudolf, erwählter Kaiser sei und daß nun mit Gottes Hülfe bessere Zeiten für das heilige römische Reich in Aussicht ständen.[2] Wir nennen ihn 'Vetter', obschon der eigentliche Grad der Verwandtschaft, eine Verwandtschaft von mütterlicher Seite, bis auf das allgemeine Factum, von Dryasdust bestritten werden kann. Der Besuch selbst, unter den Mauern von Basel, wird von einigen als romanhaft angesehen; aber daß Rudolf, der zähe stahlgraue Mann, unter vorbemeldeten Umständen Basel auf eigene Faust belagerte, als ihm völlig unerwartet jene große Neuigkeit gemeldet wurde, und daß Vetter Friedrich von Nürnberg wesentlich zu dem Resultat beigetragen hatte, unterliegt keinem Zweifel.[3] Das Ereigniß war heilbringend, wie Leben anstatt Tod für das anarchische Deutschland, und gereichte Friedrich's Menschenkenntniß zu großer Ehre.

Als Richard von Cornwall endlich gestorben und seine flauen deutschen Schreiber Berkhamstead für immer verlassen hatten, machte sich Alfons von Castilien, nicht länger durch Wetteifer angeregt und schon lange gewahr, welch eine ungelenke Maschine das Ding sei, nun nichts daraus, förmlich zurückzutreten; ließ

[1] Menzel: Geschichte der Deutschen (Stuttgart 1843) S. 361.
[2] Rentsch S. 285, 298, 299.
[3] Köhler S. 249, 251.

dies den Papst wissen, — dem selbst ein fester Kaiser erwünscht war, weil unter diesen Irrungen die päpstlichen deutschen Gelder fast gänzlich ausgeblieben. Hierauf ernste Berathungen der angesehensten deutschen Männer; ein Reichstag (man kann wohl sehen), streng ans Practische sich haltend, und mit einem Minimum des Redens, und da man sich auch den Papst ziemlich vom Leibe gehalten, so war das Resultat, wie wir gesehen[1]; was man hauptsächlich Friedrich von Nürnberg zu verdanken habe, sagen alle die Geschichtsschreiber, indem sie ihm noch den damaligen Erzbischof von Mainz, den dirigirenden Kurfürsten, beigesellen: diese zwei brachten es zu Stande. Der Erzbischof von Mainz selbst hatte bereits angenehme zufällige Bekanntschaft mit Rudolf — durch ein Nachtquartier auf der Habsburg nebst sicherem Geleit über das Gebirge unter bedrohlichen Umständen, — und mochte sich um so bereitwilliger finden lassen, die Eigenschaften des Mannes zu würdigen, und wie dessen gerader Verstand, biderber Charakter und starke Zügelhand überhaupt, ihn als den passenden Mann bezeichneten.

Kaiser Rudolf und Burggraf Friedrich III.

Als wir Rudolf zuletzt gesehen, vor fast dreißig Jahren, war er Stallmeister oder sonst ein untergeordneter Beamteter unter den Rittern des Königs Ottokar, kreuzfahrend gegen die heidnischen Preußen, und die Begründung Königsbergs durch seinen Herrn mitansehend. Wie haben sich die Zeiten nun geändert! Ottokar, König von Böhmen, der (hauptsächlich durch die starke Faust und durch Geld an Richard von Cornwall, in den seitherigen Wirren) Herzog von Oestreich und sonst Vieles geworden war, hatte die Kaiserkrone für sich erwartet, und unter all den Staunenden war wohl Ottokar der meist Erstaunte ob der getroffenen Wahl. Ein großmächtiger Souverain, ungestüm und fürchterlich reich, und so splendid in jeder Hinsicht: und dieser schäbige schweizer reisige Ritter, 'gestern mein Knecht' (wie Ottokar sich auszudrücken beliebte) mir vorgezogen! Purer Wahnsinn, dachte Ottokar, weigerte sich, einen solchen Kaiser anzuerkennen, wollte seine unrechtlichen Besitzthümer mit nichten hergeben oder auch nur wegen derselben oder anderer huldigen.

Aber Rudolf war ihm auch hier gewachsen. Rudolf überzog seine östreichischen Lande, schlug Wien und allen Widerstand;[2] zwang Ottokar, um Verzeihung und Frieden nachzusuchen; vorhergehende Huldigungsleistung für seine sämmtlichen Lande war

[1] 29. September 1273.
[2] 1276 (Köhler S. 253).

1278.
die unerläßliche Bedingung. Es kam Ottokar hart an, aber er konnte nicht umhin. Ottokar zog mit einem glänzenden Gefolge von Prag nach dem Donaulande, um 'meinem Knecht' von gestern zu huldigen. Er bedang sich, daß die traurige Ceremonie wenigstens privatim stattfinden solle, auf einer Insel in der Donau, zwischen den beiden Gefolgen oder Heeren, und in einem Zelt, so daß nur officielle auserlesene Personen Zeuge davon wären. Die Insel heißt Camberg (nahe bei Wien, schließe ich), mitten im Donaustrom: da kniete Ottokar nieder, er angethan mit großem Schneiderpomp, Rudolf in bloßem ledernen Wamms, in praktischem Leder und Eisen; — verbirg es, barmherzige Leinwand, vor Allen, außer den Wenigen! Ach, gerade in dem Moment rollt die verrätherische Leinwand herab, — geflissentlich so gehangen, denkt Ottokar, und es ist wohl ein Zelt, aber ein wandloses, und alle Welt sieht mich in diesem schimpflichen Zustande!

Ottokar ritt brütend heim; auch sein armes Weib machte ihm Vorwürfe: er fing alsbald wieder Krieg an; Rudolf abermals bereit, ihn zu treffen. Rudolf traf ihn, Friedrich von Nürnberg mit den Uebrigen unter dem Reichsbanner gegenwärtig, auf dem Marchfelde bei der Donau (das neuere Wagram nahe bei) und schlug und erschlug Ottokar und vernichtete ihn gänzlich.[1] Dadurch fiel Oestreich Rudolfen zu, der seine Söhne zu Herzögen davon ernannte, welches, oder sogar Erzherzöge, sie bis auf den heutigen Tag sind. Böhmen, Mähren hätte Rudolf auch gern gehabt, aber für diese ist ein Erbe Ottokars da; diese erfordern Zeit und Glück.

Gedeihliche, wennschon mühselige Tage für Rudolf, der sich von vortrefflichem Schrot und Korn für einen Kaiser bewährte, und nimmer ausruhen durfte im Bewähren desselben. Es versteht sich, daß Burggraf Friedrich III. von Nürnberg die Gedeihlichkeit mitgenoß, sowie er fortwährend auch die Gefahren und Mühen theilte: daher, und durchaus nicht gratis, das Erb-Burggrafenthum und manche andere Begünstigungen und Erwerbschaften, die er erlangte. Denn er blieb Rudolf's standhafter Gehülfe, Freund und Erstermann bis ans Ende. Offenbar einer der gewichtigsten Männer in Deutschland, und man darf billigermaßen annehmen, auch einer der würdigsten, in jenen schlimmen Jahren des Interregnums und in den bessern des Kaiserthums. Nach Conrad, seinem Urgroßvater, ist er der zweite namhafte Erbauer des Familienhauses, — gegründet von Conrad, hat dieser Friedrich III. es stattlich aufgebaut und so

[1] 26. August 1278 (Köhler S. 253).

zu sagen das erste Stockwerk davon vollendet. Dann kommen zwei Friedriche als Burggrafen, sein Sohn und sein Enkelsenkel, 'Friedrich IV.' und 'Friedrich VI.', die das zweite und dritte Stockwerk daraufsetzen, — von da an eines der hohen Häuser der Welt.

Dies ist der Blick, den wir von Friedrich dem ersten Erb-Burggrafen und von seinem Vetter Rudolf dem ersten habsburgischen Kaiser zu geben vermögen. Die spätesten östreichischen Kaiser, die spätesten Könige von Preußen sind Söhne dieser zwei Männer.

Achtes Capitel.

Askanische Markgrafen in Brandenburg.

Wir haben die ganze Zeit nichts von den askanischen Markgrafen, Kurfürsten von Brandenburg, gesagt, und können in den Grenzen, die wir uns gesetzt, auch jetzt oder fernerhin kaum etwas von ihnen sagen. Allerdings eine stolze, dreiste und thätige Linie von Markgrafen, die viel des Fechtens und anderen Kampfes in der Welt gehabt, — indem sie allgemach ihre Grenze gegen die Wenden im Norden ausbreiteten und, mit gemischtem Erfolg, gegen die Wettinischen Herren berichtigten, welche weiter östlich in der jetzigen Lausitz Markgrafen sind, uns auch im Süden (Meißen) begrenzen, und welche in der That zuletzt das ganze neuere Sachsen inne bekamen. Auch mit den Erzbischöfen von Magdeburg hatten sie sich viel zu schlagen, nun, da die Wenden unterdrückt: eine stehende Fehde hier im Kleinen, wie jene zwischen Kaiser und Papst im Großen; wie man sie überhaupt aller Orten und in allerlei Grad zu jener Aera der christlichen Welt antrifft.

Keiner von unseren Markgrafen hat sich zu der Höhe ihres Stammvaters, Albrecht des Bären, emporgeschwungen; und, außer etwa zusammengefaßt als "Albrecht's Linie" und mit einer Geschichte, die sich immer mehr, fast bis zur bloßen Ueberschrift condensirt, können sie auch keinen Anspruch auf Denkwürdigkeit an uns machen. Was kann Dryasdust selber mit ihnen anfangen? Daß immer mehr heilsamer holländischer Weißkohl gezogen und Torfschlamm, mit wüstem Sand sich mischend, der christlichen

1278.

Menschheit zu Nutze wurde, — indem dem zudringlichen Chaos und namentlich dem göttlichen Triglaph und seinen Gräueln triftige Abwehr geschieht: — das ist zuletzt die eigentliche Geschichte unserer Markgrafen, und hiervon vermag, wegen der Natur der Sache, Dryasdust nichts zu melden. Die "Neumark", was einst Brandenburg überhaupt bedeutete, wird in die Mittelmark, die Ukermark (den Wenden zunächst) eingetheilt, und in Alt- und Neumark breitet sich vieles aus, wird vieles angepflanzt und begründet. Im Laufe von Jahrhunderten entstehen allmälig 'sieben Städte und so viele Ortschaften', sagt ein alter jubilirender Topograph, 'als Tage im Jahr sind', — indem er mit Mühe 365 derselben aufzählt.

Von der Stadt Berlin.

Im Jahr 1240 (muthmaßlich) hat ein askanischer Markgraf 'Berlin befestigt', das heißt, er hat zuerst Berlin zu einer deutschen Burg und zum bewohnbaren Vorposten jener Gegend gemacht: — der Name selbst, meinen Einige, bedeute 'kleine Wehr' (Wehrlin), an die Ufer der Spree gegen die Wenden hingebaut und mit Holländern bevölkert, von welchem letzteren Factum der alte Ortsdialect noch Spuren aufzuweisen haben soll.[1] Wieso es sich nachher dazu erhob, zur Hauptstadt erwählt zu werden, läßt sich nicht angeben, außer, daß es central gelegen war für die neuen brandenburgischen Landschaften: sonst ist der Ort von Natur sandig, Sand und Morast die Bestandtheile des Bodens, und liegt an einem trägen, wie Oel aussehenden Fluß. Wendische Fischer hatten lange vorher schon einen Kern dazu gebildet und ihr Fischerdorf Cöln genannt, was der allgemeine wendische Name sein soll für Oerter, die auf Pfählen gebaut sind, eine nothwendige Vorrichtung, wo der Grund Morast ist. Jedenfalls bezeichnet "Cöln" noch jetzt den ältesten Theil Berlins, und "Cöln an der Spree" (wohl zu unterscheiden von Cöln am Rhein) blieb, fast bis herab auf die neuere Zeit, die amtliche Benennung der Hauptstadt.

Wie die Holländer und Wenden in dem sie beide einschließenden Wehr oder Wall miteinander auskamen, wird nicht gemeldet. Der Fluß lag zwischen ihnen, sie redeten zweierlei Spra-

[1] Nicolai: Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam (Berlin 1786) I. S. 16—17 der 'Einleitung.' — Nicolai verwirft die Wehrlin-Etymologie, giebt zu, daß der Name offenbar Gattungs-, nicht Eigenname war, 'das Berlin', 'an's Berlin'; findet in der Welt zwei Gegenstände, einen davon zu Halle, die noch 'das Berlin' genannt werden, und ist der Meinung, es müsse einmal (in irgend einer Sprache erloschener Sterblichen) 'wildes Weideland' bedeutet haben. Möglich, vielleicht wahrscheinlich.

chen, Friede war nothwendig: es läßt sich vermuthen, daß sie lange auf einem eher schweigsamen Fuße mit einander gestanden! Aber in dem öligen Flusse fängt man allerhand Fische. Cöln, mitten in seinen Sumpfquebben und langsam schleichenden Gewässern läßt sich stark befestigen. Einige Landwirthschaft, nasse oder trockene, ist fleißigen Holländern möglich. Auch Raum für Handel ist da, Spree, Havel, Elbe bilden eine unmittelbare Wasserstraße nach Hamburg und dem Ocean, — die nicht sehr fern liegende Oder bietet Verkehr mit der Ostsee an einer Hand und mit Polen und den äußersten Theilen Schlesiens an der andern. Genug, Berlin wächst, wird in etwa dreihundert Jahren aus einer oder der andern Ursache die Landeshauptstadt dieser vielerlei Landschaften. Die Markgrafen oder Kurfürsten, als sie Brandenburg verließen, zogen nicht sogleich nach Berlin; ihre nächstfolgende Residenz war Tangermünde (wo die kleine Tanger in die Elbe mündet), ein viel grasreicherer Ort als Berlin, und der auf einem gleichfalls zur Befestigung geeigneten Lehm- und Sandhügel liegt. Daß Berlin wuchs, nachdem es einmal Hauptstadt geworden, ist erklärlich. Es hat sich vervierfacht und darüber in den letzten hundert und ich glaube verdoppelt in den letzten dreißig Jahren.

Markgraf Otto IV. oder Otto mit dem Pfeil.

Ein askanischer Markgraf und zwar nur Einer, Otto IV. mit Namen, war auch ein Dichter, hat sich wirklich mit Versemachen abgegeben. Gewisse sogenannte Gedichte von ihm, die Dryasdust mit der ihm möglichen Begeisterung liest, sind noch vorhanden in der alten Sammlung von Minnesängern, die Manesse, der weiland Zürichsche Bürgermeister, gemacht, da die Sache noch frischer war, als sie jetzt ist.[1] Lauter Madrigale, Minnelieder, die Leidenschaft der Liebe besingend; wie Otto'n dabei zu Muthe gewesen, wohl und auch wehe, — ohne irgend Besonderes in den Symptomen, wie es scheint. Eine seiner Zeilen lautet:

'Ich wünsch ich were tot',

— die übrigen mögen ungestört in der Manesseschen Sammlung ruhen.

Derselbe Markgraf Otto IV. lag A. D. 1278 in arger

[1] Rüdiger von Manesse, der auch gegen die Oestreicher gefochten, machte seine Sammlung in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts; sie ward gedruckt, nachdem sie inzwischen wiederholter Gefahr der Vernichtung entgangen, im Jahre 1758, — herausgegeben von Bodmer und Breitinger, — zu Zürich, 2 Bde. 4.

1278.
Fehde mit dem Bisthum Magdeburg wegen der Wahl von einem Bruder von ihm. Das Capitel hatte sonst Jemanden gewählt und nicht Otto's Bruder. Otto bekriegt das Capitel, kommt herangestürmt; "will meine Rosse in euren Dom einstallen" an dem und dem Tag! Aber der erwählte Erzbischof, der einmal Kriegsmann gewesen, erregt die Magdeburger durch Predigt ("Rosse will man hier einstallen, meine christlichen Brüder!"), durch Reliquien und Quasi-Mirakel, zu einem Zustand der Wuth, führt sie hinaus gegen Otto, schlägt Otto aufs Haupt, bringt ihn gefangen herein unter denkbarem Jubelgespött: "Bereit sind die Ställe, wo sind aber die Gäule, — durchlauchtigster Satanssohn!" Der Erzbischof läßt einen hölzeren Käfig für Otto machen (große Balken, Sparren von hinlänglicher Stärke, bloßes Stroh zum Lager) und sperrt ihn da hinein, unter freiem Himmel in der Stadt Magdeburg, — sichtbar so für alle Welt während gewisser Monate jenes Jahres 1278. Es war zu derselben Zeit, da Ottokar auf dem Marchfelde abgefertigt wurde, viel Meuterei noch im Land, und der neue Kaiser äußerst geschäftig.

Otto's Gemahlin, ganz in Thränen zerfließend, von Eifer entflammt, was soll sie anfangen? "Verkauft Eure Juwelen", rathet ein gewisser alter Johann von Buch, ein abgedankter Ex-Beamteter: "Verkauft Eure Juwelen, hohe Frau, bestecht die Magdeburgischen Domherren aufs allergeheimste, so daß keiner was vom andern weiß, sie werden sich zur Auslösung unter möglichen Bedingungen verstehen." Die arme Gemahlin bestach wie berathen, die Domherrn stimmten, wie sie es versprochen, einstimmig für die Auslösung, — zu einem hohen, aber menschenmöglichen Lösegeld. Der Markgraf ward herausgelassen auf Parole. Aber wo nun das Lösegeld auftreiben, da sogar unsere Juwelen veräußert sind? Der alte Johann von Buch weiß abermals Rath zu schaffen, — der mirakulöse alte Herr: — Markgraf Otto reitet zurück mit dem Geld in der Hand, zahlt aus und wird förmlich in Freiheit gesetzt. Den Namen der Summe könnte ich wohl genau angeben, aber da mir kein Mensch im mindesten den Werth sagen will, so unterlasse ich es bescheiden.

"Wir sind also auseinander von stundan?" rief Markgraf Otto von seinem Pferd herab, indem er Abschied von dem Magdeburgischen Domherrnthum nahm. Man bejahte. — "Pah, Ihr wißt doch nicht den Preis eines Markgrafen!" sagte Otto. — "Was wäre der Preis denn?" — "Regnet Gold-Ducaten auf sein Streitroß und ihn", sagte Otto, mit einem satyrischen Grinsen in die Höhe blickend, "bis Roß und Mann darunter begraben sind und seine Lanzenspitze oben nicht mehr heraussieht!"

— Das wäre ein der Waare entsprechender Goldkegel, denkt unser Markgraf und reitet grinsend davon.[1] — Der arme Erz-Bischof, ein tapferer, gottesfürchtiger Mann, als er hinter jenes sonderbar einhellige Votum seines Capitels für die Auslösung des Markgrafen kam, nahm es so übel, daß er bald darauf an gebrochenem Herzen starb, sagen die alten Bücher. Er starb allerdings kurz nachher, — und noch immer schlug man Otto's Bruder zum Nachfolger aus. Der Bruder überlebte jedoch abermals, hielt sich allezeit verständig, und Otto führte es zuletzt hinaus. "Giebt doch einen vortrefflichen Bischof ab, trotz Allem!" sagten die Magdeburger. Das waren rare Zeiten, Herr Salbader.

Demselben Otto wurde bei irgend einer Belagerung einer Feste seiner Magdeburgischen oder sonstigen Feinde ein Pfeil in den Schädel geschossen, hinein, nicht hindurch, welchen ein ganzes Jahr lang keine Feldscheererkunst herauszuziehen vermochte. Otto ging seinen Geschäften nach, belagernd wie zuvor, mit dem Eisen in seinem Haupt, und wird daher Otto mit dem Pfeil, Otto Sagittarius, genannt. Ein Markgraf, der Madrigale dichtet, Belagerungen betreibt, einen Pfeil im Kopf, der in einem hölzernen Käfig schmachtet, ein Spott der Magdeburger, und einen solchen Kegel von Ducaten proponirt: er dünkte mir der denkwürdigste jener vergessenen Markgrafen und daß seine holperige Lebenspilgerschaft als das Exempel überhaupt dastehen dürfte. Multiplicire ein Jahr Otto's mit 200 und du erhältst leichten Kaufes einige Vorstellung von einer Geschichte der askanischen Markgrafen; vergeßbar im Uebrigen, sonst kann sie auch, wer es nöthig hat, in Masse, verdunkelt mit langwierigen Einzelheiten und widerwärtigen halbverständlichen Ueberlieferungen, lesen in Pauli's fatalen Quartbänden und anderswo. Das Jahr jenes Magdeburgischen Spruchs von dem Kegel von Ducaten ist 1278: da König Eduard der Erste hier zu Lande sich tummelte, ein gedeihlicher Vierziger mit sehr langen Schenkeln[2] und auch mit einem Kopf von guter Länge.

Otto war, ebenso wie bei der vorigen Linie, ein oft vorkommender Name unter diesen Markgrafen: 'Otto der Fromme' (den wir einst auf der Kreuzfahrt in Preußen mit König Ottokar, seinem Schwager, gesehen), 'Otto der Lange', 'Otto der Kurze (Parvus)', ich weiß nicht, wie viel Ottonen noch außer jenem 'mit dem Pfeil'. Ein halb Jahrhundert nach diesem letztern

[1] Michaelis I. 271, Pauli I. 316, Kloß 2c.

[2] Eduard Longshanks, der Langschenklige, heißt er in der englischen Geschichte. D. Uebers.

1298. (unter seinem Urneffen nämlich) endigten die askanischen Markgrafen, indem auch ihre Linie ausstarb.

Sie waren nicht die erfolgreichsten Markgrafen, namentlich in letzter Zeit. Brandenburg blieb zwar immer ein Kurfürstenthum, sein Markgraf ein Kurfürst, und war allezeit eher zunehmend als nicht, aber das Gebiet ward häufig unter jüngere Söhne zersplittert; zwei oder mehre Markgrafen zu gleicher Zeit, mit dem ältesten zum Kurfürsten, nebst andern Abfindungen, was selten gut thut. Sie waren auch in die Gewohnheit gerathen, Schulden zu machen, häufig verpfändend und einlösend bei dem Deutschorden und Anderen. Dann mischten sie sich auch gewaltig, — und zu ihrem Schaden, denn sie wählten selten die Partei, die gewann, — in die allgemeinen Händel des Reichs, wo es damals, wie wir gesehen, ungemein anarchisch herging. Nicht die erfolgreichsten Markgrafen in letzter Zeit. Dennoch wurden sie über die Maßen bedauert im Vergleich mit der darauf folgenden Reihe, wie wir sehen werden.

Neuntes Capitel.

Burggraf Friedrich IV.

Zwischen Brandenburg und der Hohenzollern-Familie von Nürnberg hat bisher keinerlei Bekanntschaft bestanden: sie verfolgen beide ihre besondere, weit genug auseinander gelegene Laufbahn in der Welt, — und ahnen nicht, daß sie noch zusammenkommen und Ein Fleisch werden sollen, wie es in allen Romanen geschieht. 'Ehen', unter Menschen und sonstigen Wesenheiten von Belang, 'werden offenbar im Himmel geschlossen'.

Friedrich IV. von Nürnberg, Sohn jenes Friedrich III., Kaiser Rudolfs gedeihlichen Freundes, war ebenfalls ein namhafter Mehrer seines Hauses, welches schließlich unter dessen Enkel, Friedrich VI. genannt, die kurfürstliche Höhe erreichte, was wir bereits angedeutet. Unter dem ersten dieser beiden Friedriche nun fand zwischen Brandenburg und Hohenzollern eine leise Annäherung statt, und unter dessen Sohn wurden sie (um so zu reden) sich einmal einander förmlich vorgestellt, ohne un-

1298. mittelbare Folge von Belang, aber unter dem Zweiten begab sich die Hochzeit (wie man es nennen darf) oder der Bund für Zeit und Ewigkeit. — Wieso es kam? — Leicht zu fragen: wie! Der Leser wird einige Blicke auf die verwirrte Reichsgeschichte der Zeit werfen müssen, — schüchterne Blicke, denn das Element ist von einer gefährlichen Ausdehnung, meist Gestruppe und schwankender Moorboden, — und wir müssen über diesen Winkel davon wie mit Siebenmeilenstiefeln leicht auftretend setzen.

Wahlstreitigkeiten im Reich: Kaiser Albrecht I., nach ihm sechs nicht-habsburgische Kaiser.

Rudolf von Habsburg's Linie gelangte nicht unmittelbar zur fortgesetzten Nachfolge im Reich, wie das in Fällen, wo bereitwillige und taugliche Söhne da waren, üblich gewesen. Nach einem solchen Zeitraume der Anarchie waren die Parteien im heiligen römischen Reich noch immer gespannter als gewöhnlich, und die weit klaffenden Risse thaten sich noch nicht so ganz zusammen wie sonst. Es scheint auch, Rudolf's Nachkommenschaft, starre, unartikulirte, stolze Leute, mit einer Richtung auf Habsucht und Besitzanhäufung, waren dem Publikum nicht immer angenehm. Albrecht, Rudolf's ältester Sohn z. B., Kaiser Albrecht I. — welcher succedirte, aber nicht sogleich, und nicht bis er zuvor Rudolf's unmittelbaren Nachfolger[1] erschlagen hatte, — Albrecht war nichts weniger als ein einnehmender Mann, wenn auch ein zäher und hungriger. Man muß sagen, er hatte einen schroffen häßlichen Charakter und ein entsprechendes Gesicht: lange Nase, schlaffe Lippen, blind auf einem Auge: keine kaiserliche Erscheinung für des Kurfürsten Collegium. "Est homo monoculus et vultu rustico; non potest esse imperator (ein einäugiger Gesell und von bäuerischem Aussehn kann nicht Kaiser sein)!" sagte Papst Bonifaz VIII.,[2] als man ihn um Rath frug.

Genug, von Rudolfs Tod ab, A. D. 1281, verlief ein Zwischenraum von ungefähr hundertundfunfzig Jahren mit acht einzeln oder in Linien aufeinander folgenden Kaisern, von denen nur einer (besagter Albrecht mit dem unholden Antlitz) ein Habsburger war, — ehe die Familie, die es die ganze Zeit über nicht an Versuchen fehlen ließ, zum dritten Mal in den kaiserlichen Sattel zu gelangen vermochte, wo sie hierauf stetig sitzen

[1] Adolf von Nassau, von Albrecht's eigener Hand erschlagen; 'Schlacht' von Hasenbühel 'bei Worms, 2. Juli 1298' (Köhler, S. 265).

[2] Köhler, S. 267—273, und Münzbelustigungen XIX. 156—160.

1298.
blieben. Zum dritten Mal daran gekommen, haben es die Habsburger zu machen gewußt, einmal übers andere 'gewählt' zu werden (wie sie es noch immer nannten): immer gewählt, — mit nur einer einzigen jämmerlichen Ausnahme, die meine Leser zur Zeit viel angehen wird, — bis ans Ende vom Lied; und haben das heilige römische Reich selbst verscheiden und gleichsam Sattel und Pferd zugleich aus der Natur verschwinden gesehen, ehe sie sich zum Absteigen bequemten. Ja sie reiten sogar noch jetzt auf dem Schatten von einem Sattel, so zu sprechen, und sind "Kaiser von Oestreich" zu dieser Stunde. Stetig genug im Sitz zuletzt, nach vielen vergeblichen Versuchen!

Denn während dieser hundertundfünfzig Jahre, — auch unter jenen sieben eingeschalteten Kaisern, die auf Albrecht folgten, — versuchten sie es fortwährend, meinten immer ein Quasi-Recht darauf zu haben, wodurch das Reich zu Wahlzeiten oft in Irrungen gerieth. Denn sie waren stolze handfeste Leute, unsere Habsburger, wenn auch von zurückhaltendem schroffen Wesen, und Rudolf hatte sie so reichlich mit fetten östreichischen Herzogthümern ausgestattet, die sie durch Heirathen und auf sonstige Weise noch beträchtlich vermehrten, — Steiermark, Kärnthen, Tirol nach und nach, geschweige ihr angestammtes stark vermehrtes Habsburg, mit Ansprüchen auf schweizer Land ringsum, — daß sie vortrefflich mit Mitteln versehen waren, ihre Anmaßungen und bestreitbaren Wahlen auszufechten. Es gelang aber hundertundfunfzig Jahre lang keinem von ihnen, außer jenem einäugigen, schlafflippigen, unschönen Albrecht I., einem Kaiser, der auch außerdem schrecklich begehrlich nach irdischen Gütern war, der in der That rings um sich her haschte nach Eigenthum, das nur halb sein oder gar nicht sein war: nach Rheinzöllen, nach der böhmischen Krone, der Landschaft Thüringen, den schweizer Waldkantonen, nach der Krone von Ungarn, der Krone von Frankreich sogar: — indem er in endlose Händel gerieth und was er an Sieg erlangte, mit vielen Niederlagen vermischt war. Der arme Mensch hatte einundzwanzig Kinder mit Einer Frau und fühlte, daß Apanagen nöthig wären! Er soll (vermutheter, nicht bewiesener Maßen) im Verfolg dieser Gegenstände zwei Meuchelmorde angestiftet haben, und einen hat er sehr offenbar in eigener Person erlitten. Der erste Meuchelmord war der von Dietzmann, dem thüringischen Landgrafen, einem Gegner Albrecht's, der sich nicht von Albrecht berauben lassen wollte, — für den der große Dante, wie (mit fast handgreiflichem Unsinn) gefabelt wird, ein in der Kirche zu Leipzig noch lesbares Epitaphium geschrieben

haben soll.[1] Der zweite Meuchelmord war der von Wenzel, dem armen jungen böhmischen Könige, Ottokar's Enkel und letztem Erben. Dieser angesehene junge Herr ward allerdings 'das Jahr darauf' (1306, ein versprechendes Ereigniß für Albrecht damals) 'zu Olmütz von Jemand ermordet, von dem man noch nicht weiß, wer er gewesen.'[2]

Aber keines von diesen beiden verdächtigen Geschäften war von Erfolg für Albrecht, so wie überhaupt seine ungerechten Vergreifungen meistentheils fehlschlugen. Er trachtete zu einer Zeit nach der Krone von Frankreich: "Sie gehört Euch, erkläre ich aufs feierlichste!" sagte der Papst. Aber daraus ward nichts, — blos daß Frankreich die Päpste nach Avignon, mehr unter den Daumen von Frankreich, schaffte. Was sein schließlicher Erfolg mit Tell und den Waldkantonen gewesen, ist weltbekannt. Ein äußerst zugreiferischer, starkfäustiger, schrecklich hungriger, zäher und unschöner Mensch; den zuletzt sein eigener Neffe zu ermorden hatte, an der Fähre über die Reuß (bei dem Dorfe Windisch, Zusammenfluß der Reuß und Aar, 1. Mai 1308): "Schändlicher Pfänderjude von Oheim, du willst mir also mein väterliches Erbe, das dir mein Vater in seiner Todesstunde anvertraut, platt vorenthalten? Nicht fragend nach Gott und Menschen und dem letzten Blick eines verscheidenden Bruders? Oheim, schlimmer denn Pfandtrödler: denn es ist kein verpfändetes Erbe, das Gegentheil eher!" dachte der Neffe und stach besagten Onkel todt zu Boden, indem er mit ihm im Schiff übergefahren war und das Gefolge vom andern Ufer herüber verstört zusah; ward in Folge davon Johannes Parricida genannt; entfloh von da ab aus dem Angesicht der Menschheit, er und seine Gehülfen, nimmer wieder aufzutauchen bis zum Tage des Gerichts. Denn die Verfolgung war überschwenglich, keine Kosten scheuend; das Geschrei nach gerichtlicher Rache groß (von Seiten der Töchter Albrecht's hauptsächlich), wiewohl vergeblich oder zumeist vergeblich in dieser Welt.[3]

Von dem Kaiser Heinrich VII. und den Luxemburgern.

Von den andern sechs nichthabsburgischen Kaisern müssen wir einen erwähnen, und bei seinen Schicksalen und denen des Hauses, das er begründet, kurz verweilen; indem Beide, Bran-

[1] Menckenii Scriptores I. Fredericus Admorsus (von Tentzel).

[2] Köhler S. 270.

[3] Köhler S. 272. Hormayr: Oestreichischer Plutarch oder Leben und Bildnisse ꝛc. (12 Bändchen. Wien, 1807, — ein Buch der bessern Art) I. 65.

denburg und unsere Hohenzollern, im Laufe der Zeit viel damit in Berührung kamen. Es ist Dieser Albrecht's nächster Nachfolger, Heinrich Graf von Luxemburg, als Kaiser Heinrich VII. genannt. Er ist Begründer, und zwar nur er allein unter diesen Nicht-Habsburgern, einer kleinen eingeschalteten Linie von Kaisern, 'der Luxemburgischen Linie', die sich freilich nur auf vier Kaiser beläuft, ihn mit eingeschlossen, und die auch sonst nicht denkwürdig ist, wenn wir ihn ausnehmen, obschon sie, um sich rankend wie fest eingewurzelte Brombeersträuche, in so günstigem Boden sich zufälligerweise an ein oder zwei Punkten an der Weltgeschichte angehakt haben. Durch Zufall eine etwas namhafte Linie, diese Luxemburgischen Kaiser: — auch ein vielgenannter Ort oder Ortsname jenes ihr "Luxemburg" mit seinen französischen Marschällen, vornehmen pariser Bauten, die ihm neuen Glanz verleihen: was denkt der Leser wohl, daß Lüzzenburg, Luxemburg, Luxembourg bedeutet? Blos Lützelburg falsch ausgesprochen, und dieses wieder bedeutet blos Little- oder Kleineburg: so spielt das Geschick mit Namen!

Heinrich Graf von Luxemburg ward nach einer auf die Ermordung Albrechts folgenden Pause zum Kaiser erwählt 'wegen seiner berühmten Tapferkeit', sagen die alten Bücher, — und auch, fügen die schlaueren darunter hinzu, weil sein Bruder, Erzbischof von Trier, einer der Kurfürsten war, und der Papst weder den östreichischen noch französischen Candidaten leiden mochte. Gewählt wurde er einmal, 27. November 1308;[1] augenscheinlich und bei weitem der beste Kaiser, der eben zu Gebote stand. Eine mächtige Seele; Einer, der Großes hätte vollbringen können, wäre er am Leben geblieben. Er schlichtete Fehden, befreite die Reichsstädte von Unterdrückungen, besaß einen gerechten Willen und fand oder schaffte Mittel dafür. Ihm fiel Böhmen heim, indem das alte Königsgeschlecht untergegangen war, — der letzte desselben allzu plötzlich 'zu Olmütz', wie wir eben gesehen! Es gab zwar einigen Widerstand, aber doch weit mehr Begünstigung, besonders vom böhmischen Volk, und nach einer unbedeutenden 'Belagerung von Prag' und dergleichen entschied sich die Sache für den Kaiser. Der derzeitige Burggraf von Nürnberg, Friedrich IV., Sohn jenes Freundes Rudolf's, war bei dieser Belagerung von Prag gegenwärtig.[2]

Er zog nach Italien, der Burggraf und noch viele Andere mit ihm, um die schiefen guelf-ghibellinischen Zustände und den Avignoner Papst wo möglich ein wenig gerade zu biegen, und

[1] Köhler, S. 274.
[2] 1310 (Rentsch, S. 311).

that es eben mit Nachdruck, als er urplötzlich starb: 'vergiftet im Sacramentswein', sagen die Deutschen! Einer der hohen Gipfel menschlicher Schlechtigkeit, die schmerzhaft im Gedächtniß haften. Sicher ist, er kam gesund zu Buonconvento an, 24. September 1313, in vollem Marsch gegen den rebellischen, vom Papst begünstigten König von Neapel begriffen. Zu Buonconvento begehrte Kaiser Heinrich das heilige Abendmahl zu nehmen, und ein Dominikanermönch, dessen finstern rattenäugigen Blickes sich die Leute nachher erinnerten, reichte es ihm in beiderlei Gestalten (indem damals noch kein kostnitzer Concil die flüssige Gestalt verboten hatte): so viel ist sicher, und auch daß am Morgen darauf Heinrich todt war. Die Dominikaner bemühten sich nachher, es in Abrede zu stellen; und man wünscht zur Ehre der menschlichen Natur, sie hätten es mit Erfolg gethan.[1] Aber man hat niemals eine Prüfung nachgesucht, die Abrede galt für lahm, und die deutsche Geschichte fährt fort zu schaudern an dieser Stelle und zu behaupten: vergiftet im Sacramentswein! Die Florentiner sollen es angestiftet und den rattenäugigen Dominikaner dazu gemiethet haben; — "O Italia, O Firenze!" Nicht so bringt man italienische Freiheit oder Gehorsam gegen Gott zu Stande; so bestätigt man, wie mit furchtbarem stygischen Schwur, italienische Sklaverei oder beständigen Gehorsam, unter wechselnden Formen, gegen die andere Macht! Die Stimme Dante's, damals lebendig unter Menschen, verkündet, traurig und liebend wie eine Mutterstimme und unerbittlich wie die Stimme des Gerichts, daß Ihr irre gehet und gegangen seid auf eine schreckliche Weise! —

Peter, damaliger Erzbischof von Mainz, sagt: es habe seit Jahrhunderten kein so schädlicher Tod das Reich betroffen; ein Ausspruch, welchem Köhler, einer der verständigsten Neuern, beipflichtet: 'Es war nicht genug zu bedauern', sagt dieser, 'daß ein so muntерer Kaiser in seinen vollkommensten Jahren so teuflischer Weise 'aus der Welt gerissen wurde, welcher, wenn er hätte länger leben 'sollen, Deutschland unsäglichen Nutzen würde geschaffet haben.'[2]

Heinrich's Sohn Johann ist König von Böhmen und Ludwig der Bayer, unter bestrittener Wahl, ist Kaiser.

Als Heinrich VII. dergestalt plötzlich umgekommen, vermochte sein kaum mündiger Sohn Johann nicht, des Vaters Absicht gemäß,

[1] Köhler, S. 281 (Ptolemäus von Lucca, selbst Dominikaner, ist einer der Ankläger: Muratori l. XI. Ptolemaeus Lucensis, A. D. 1313).
[2] Köhler, S. 282—285.

ihm als Kaiser nachzufolgen, wiewohl er sich im Verlauf der Zeit auf anderem Wege kräftig genug emporschwang und als einen sehr regsamen Herrn in der Welt bewies. Durch Ernennung seines Vaters, welchem als Kaiser das Recht dazu anheimgefallen war, war er bereits im Besitz der Krone von Böhmen, stark in seinem Recht und in der Gunst des Landes, obschon ein Titular-Mitbewerber, den der verstorbene Kaiser aus dem Feld geschlagen, Heinrich von Tirol, noch da war: welchen aber, sowie jede andere Gefahr, Johann zu überstehen bewerkstelligte, indem er zu einem weitblickenden starkmüthigen Mann und gewaltigen, zu seiner Zeit weltberühmten König emporwuchs. Er hatte einen Sohn und dann zwei Enkel, die nacheinander Kaiser, in einer Art, waren und welche die erwähnten 'luxemburgischen Viere' voll machen. Er that Kreuzzüge, einen oder mehre, für den Deutschorden, mit glänzender Auszeichnung, — unglücklicher Weise mit dem Verlust eines Auges, ja zuletzt (mit Hülfe der Augenquacksalber) mit dem Verlust beider Augen. Ein ehrgeiziger, nicht durch Blindheit zu dämpfender Mann, ein Mann, der sich viel aufs Unterhandeln legte, auch einen guten Hieb im Leibe hatte und ein unerschrockenes Herz, wovon wir nachgerade einige Blicke erhalten werden.

Schade für das Reich, wenn nicht für ihn, daß er nicht selber Kaiser werden konnte. Vielleicht hätte man alsdann nicht Heinrich's VII. wackere Unternehmungen, wie eine Flotte halbgebauter Schiffe meist wieder zu Balken auf dem wüsten Ocean zersteuben sehn, wenn sein Sohn ihm nachgefolgt wäre. Aber im Gegentheil, es folgte eine bestrittene Wahl, Oestreich wie gewöhnlich wieder im Feld, und zwar wieder umsonst. Des verstorbenen Kaisers ehemaliger östreichischer Rival 'Friedrich der Schöne, Herzog von Oestreich', ein Sohn des paricidirten Albrecht's, versuchte es aufs Neue. Ihm entgegen, mit wirklicher aber nicht ganz unantastbarer Stimmenmehrheit, stand Ludwig von Bayern: 'Ludwig IV.', 'Ludwig der Bayer' unter den Kaisern genannt. Der Wahlstreit führte die gewöhnlichen Wahlkosten mit sich: Kriegskampf zwischen den Parteien, bis eine die andere geworfen. Es erfolgte viel verworrenes Ringen und Würgen, sieben Jahre lang und darüber (1315—1322). Unser Nürnberger Burggraf Friedrich IV., wie überhaupt, obzwar nur matt, die eigentliche Mehrzahl, hielt sich zu Ludwig und war thätig wie Wenige. Die östreichischen Habsburger thaten ihrerseits gleichfalls ihr Mögliches, waren bald zu unterst, bald zu oberst. Johann, König von Böhmen, stand noch auf Ludwig's Seite. Ludwig's eigener Bruder, Kurpfalz (Stamm-

1322.

vater sämmtlicher dort bekannten Kurfürsten und ihrer zahlreichen Nebenzweige), ein älterer Bruder, war, 'aus Aerger' dachte man, entschieden gegen Ludwig.

Im achten Jahr kam es zu einer Schlacht, die sich als entscheidend erwies; zu Mühldorf am Inn, 28. September 1322, — in den untern Donaugegenden, weiter hinab als Marlborough je gekommen ist, wo von jeher viel Gefecht gewesen: Burggraf Friedrich war hervorstechend gegenwärtig. Eine gewaltige Schlacht, sagen die alten Bücher, — sagt Hormayr in einem neuen lesbaren Buche[1], indem er umständlichen Bericht darüber giebt. Ludwig hielt sich mehr im Hintergrund, vertraute seine Sache dem hohenzollerischen Burggrafen und einem gewissen Schweppermann an, unterstützt von einem edlen Herrn mit Namen Rindsmaul und von anderen Sachverständigen. Der habsburgische Friedrich der Schöne, Herzog von Oestreich und selbst-titulirter Kaiser, ein tapferer stattlicher Mann, war erfüllt von kriegerischem Ungestüm, heißt es: er wußte, sein Bruder Leopold war im Anmarsch mit Verstärkung von Straßburg her und stündlich zu erwarten; er wollte aber nicht warten, — befürchtete vielleicht, Ludwig möchte entlaufen, — beschloß jählings, ohne Verstärkung Ludwig zu schlagen. Neugierige nach dieser großen Schlacht finden bei unserm ungeschlachten heftigen (wennschon dem Tacitus und Johannes von Müller allzusehr nachahmenden) Hormayr volle Auskunft: wie sie einander wüthend angriffen und würgten, wie die Schlacht 'zehen Stunden dauerte', wie der feurige Schöne Friedrich umherstürmte und 'über Funfzig mit eigener Hand erschlug'. Der interessante Punkt für uns ist folgender: Bei einer Wendung der Schlacht, die zehnte Stunde sich nun zu Ende neigend und das Kriegsgetümmel noch immer wüthend, erhob sich ein Jubelgeschrei in den östreichischen Reihen: "Hülfe nahet! Hülfe!" — und Friedrich erblickte eine Reiterschaar 'in östreichischer Farbe' (so schlau war ein gewisser Mann) in seinem Rücken herankommen. Die Oestreicher und Friedrich glaubten nicht anders, als es sei Bruder Leopold, der eben eintreffe, und rückten mit verdoppeltem Ungestüm vor, und waren doppelt erstaunt, als es auf sie eindrang mit scharfem Schwert, als Friedrich von Nürnberg, — und den östreichischen Friedrich völlig zu Grunde richtete. Der östreichische Friedrich selber focht wie ein gehetzter Löwe, aber es half nichts: Rindsmaul (unlieblichen Mundes) entwaffnete ihn: "Nur einem Fürsten übergebe ich mich!" — und man holte den Burggrafen Friedrich von

[1] Hormayr: Oesterreichischer Plutarch II. 31—37.

1322.
Hohenzollern herzu, um ihn zu übernehmen; und die Schlacht und zugleich auch der ganze Streit, war völlig gewonnen.[1]

Der arme Leopold, der östreichische Bruder, traf erst am folgenden Morgen ein und sah einen traurigen Anblick, ehe er sich wieder eilends aus dem Staube machte. Friedrich der Schöne saß gefangen auf dem alten Schloß Tausnitz (oberpfälzische oder nürnbergische Gegend), drei Jahre lang, und drechselte Holz: — Touristen, denen daran gelegen ist, können an Ort und Stelle noch Probestücke davon erhalten, für ein Trinkgeld. Dort saß Friedrich, unterdeß Bruder Leopold Himmel und Erde, — ja sogar, wie man sich sagte, den Teufel durch Zauberkunst,[2] — vergebens anrief, ihn zu befreien. Und seine arme spanische Gemahlin weinte sich, zu buchstäblich, die Augen aus.

Ludwig herrschte fortan, — wiewohl niemals unter leichten Bedingungen; wie dankbar gegen Friedrich von Nürnberg, brauchen wir nicht erst zu sagen. Unter Anderm schenkte er ihm sämmtliche östreichische Gefangenen, welche Friedrich mit verständiger Großmuth entließ ohne weiteres Lösegeld, als daß sie ihm von da ab lehnspflichtig sein mußten. Dies ist der dritte Hohenzollern, den wir als einen hervorragenden Mehrer in der hohenzollerischen Familie bezeichnen, dieser Friedrich IV., Erbauer des zweiten Stockes des Hauses. Wenn Conrad, der ursprüngliche Burggraf, den Grund zum Hause gelegt, so hat (bildlich zu reden) der fähige Friedrich III., welcher Rudolf von Habsburg's Freund war, den ersten Stock aufgeführt, und hier ist ein neuer Friedrich, sein Sohn, der einen zweiten Stock daraufgesetzt hat. Es ist zum Erstaunen, sagt Dryasdust, wie viele Lehnsgerechtigkeiten die Ansbacher und Baireuther noch in Oestreich besitzen, — sie halten sich ihren Lehnprobst in besagtem Lande: — was Alles von dieser Schlacht bei Mühldorf herrührt,[3] Schlacht, gefochten am 28. September 1322: — acht Jahre nach Bannockburn,[4] während unser armer Eduard und England mit ihm in so argem Gewälze lagen mit ihren Spencers und ihren Gavestons: acht Jahre nach Bannockburn und vierundzwanzig vor Crecy. Dies diene dem englischen Leser als Datum.

[1] "Jedem Mann ein Ei,
Dem frommen Schweppermann zwei."
Die Ueberlieferung wiederholt diesen Reim noch als des Kaisers Anrede an sein Heer, oder seine Hauptleute, beim Nachtessen, nach einem solchen Tageswerk, — in einem bereits bis auf die Knochen aufgezehrten Land.

[2] Köhler S. 288.

[3] Rentsch S. 313, Pauli 2c.

[4] Die Schlacht, in welcher die Schotten unter Bruce den Engländern eine so gewaltige Niederlage beibrachten. D. Uebers.

Kaiser Ludwig regierte noch fünfundzwanzig Jahre, rührig und sogar angestrengt, aber nicht mit Erfolg. Auch brachte ihm das Glück Manches, zum Beispiel Brandenburg, wie wir sehen werden. Er gewann Freunde, söhnte sich mit seinem Bruder, dem Kurpfälzer, aus, indem er die streitigen Punkte zwischen ihnen freigebig und schließlich ordnete. Auch Feinde machte er sich, namentlich Johann, König von Böhmen, aus welchem Grund, werden wir binnen Kurzem sehen, der zuletzt arg erbittert gegen ihn wurde. Aber da war vornehmlich Ein überaus mißliches Element in seinem Schicksal: ein Papst zu Avignon, dem er sich durch kein Mittel genehm zu machen vermochte; ein Papst, der ihn in den Bann that, kurz nach dem Sieg bei Mühldorf, und ihn darin ließ, unerbittlich, der arme Ludwig mochte sich drehen, wie er immer wollte. Ludwig's deutsche Fürsten hielten treulich zu ihm, erklärten auf feierlichem Bundestag den päpstlichen Bann für eine matte Kugel, kraftlos in Reichsdingen. Ludwig zog mit Macht nach Italien, versuchte einen eigenen Papst einzusetzen, aber es fruchtete nicht, und es versteht sich, daß es nicht geeignet war, Seine Heiligkeit zu Avignon zu besänftigen. 1322.

Kurz, Ludwig mußte sein Kreuz mit sich herumschleppen, all seine Lebtage. Zuletzt, indem der Papst bemerkte, wie aufgebracht König Johann von Böhmen gegen Ludwig sei, überredete er denselben, einen Gegenkaiser aufzustellen, Johann's zweiten Sohn zum Gegenkaiser, — der, obgleich in sich bedeutungslos und von den Leuten nur der Pfaffenkaiser genannt, dennoch hätte beschwerlich fallen können, wäre die Sache von Dauer gewesen. Wir werden weiter unten noch einige schließliche Blicke davon erhalten.

Zehntes Capitel.

Brandenburg fällt dem Kaiser anheim.

Zwei Jahre vor dem Sieg bei Mühldorf ereignete sich ein übles Geschick in Brandenburg: die askanische Linie der Markgrafen oder Kurfürsten ging aus. Der hochrednerische Otto mit dem Pfeil, Otto der Kurze, Herman der Lange, sämmtliche Ottonen und Hermane und Andere starben im Lauf der Natur; Neffe Waldemar selbst, ein rühriger Mann, starb vor der Zeit

(A. D. 1319) und hinterließ blos einen jungen Vetter zum Nachfolger, der wenige Monate darauf starb[1]: Die Linie von Albrecht dem Bären erlosch in Brandenburg. Sie hatte an zweihundert Jahre dort angedauert. Sie waren in der letzten Zeit nicht die erfolgreichsten Markgrafen gewesen, Ländereien häufig zersplittert zwischen jüngern Söhnen, von mehreren Markgrafen gemeinschaftlich regiert, was selten gut thut: doch hatten sie sich bis ans Ende allezeit tapfer behauptet, hatten die Bühne mit stolzer Haltung beschritten und man muß sagen, waren auch mit Ehren abgetreten, indem sie ein solches Brandenburg hinterließen, das hauptsächlich sie geschaffen während der zwei Jahrhunderte, die ihnen beschieden gewesen, ehe die Nacht kam.

Noch gab es askanische Vettern in Menge dort zu Lande, anhaltische Herrschaften, sächsische Herrschaften, angestammte Nachkommen von Albrecht dem Bären, deren Einem oder dem Andern in gewöhnlichen Zeiten das albertinische Erbe zuertheilt worden wäre. Aber es waren Zeiten des Kampfes, der Ungewißheit, bestrittenen Wahl, und die Askanischen, bemerke ich, hatten sich mehr an die Partei Friedrich's von Oestreich angeschlossen, die den Kürzern zog. Kaiser Ludwig der Bayer wollte keinen von ihnen belehnen; des Gegenkaisers Belehnungen, falls er solche ertheilt, waren ohne Kraft in jenen fernen nördlichen Gegenden. Ludwig zog es vor, nach seinem Siege bei Mühldorf das Kurfürstenthum Brandenburg als dem Reich heimgefallen, als seit drei Jahren erledigt und herrschaftslos daliegend, zu betrachten, und über das der Kaiser nun zu verfügen habe. Der Kaiser gab es demgemäß seinem Sohn, welcher ebenfalls Ludwig heißt: das Datum der Belehnung ist 1323 (Jahr nach seinem Sieg bei Mühldorf), ein unglückliches Datum für Brandenburg. Wir kommen nun zu einer Linie bayrischer und luxemburgischer Markgrafen, beide von unheilvoller Bedeutung für Brandenburg.

Die askanischen Vettern, hohe sächsische Herrschaften etliche von ihnen, grollten verdrossen und protestirten hart, konnten die Sache aber nicht anders machen, weder jetzt noch später. Die Linie erlosch mit der Zeit auch in Sachsen, machte den Wettinern Raum, die noch jetzt da sitzen. Die Askanier mußten sich mit ihrem primitiveren Besitzstand bescheiden, — mit hohen Stammbäumen, Schlössern von Askanien und Ballenstädt, anhaltischen Territorien, oder was sie sonst noch haben mochten, — und sind niemals wieder auf die verlorene Höhe gekommen, wiewohl das Geschlecht noch blüht und Eigenschaften besitzt außer seinem Stammbaum. Wir sagten der "Alte Dessauer", Leopold Fürst von An-

[1] September 1320 (Pauli I. 391). Michaelis I. 260—277.

halt-Dessau, war ihr Oberhaupt zu Friedrich Wilhelm's Zeit, und er hat Nachkommen bis zum heutigen Tag. Katharine II. von Rußland war von dem anhalt-zerbstischen, einem jüngern Zweige. Albrecht der Bär, falls ihm das was nützt, hat noch immer namhafte Stellvertreter.

Ludwig der Jüngere, Kaiser Ludwig's des Bayern ältester Sohn, war noch unmündig, als er 1323 zum Kurfürsten von Brandenburg ernannt wurde: natürlich hatte er einen Statthalter, damals, und nachher bei gelegentlichen Abwesenheiten eine Reihe solcher. Kaiserliche Räthe, Burggraf Friedrich IV. unter ihnen, mußten auf Brandenburg, in dessen neuer Lage, etwas Bedacht nehmen. Wer diese brandenburgischen Statthalter waren, ist sogar Dryasdusten völlig gleichgültig, — außer daß zu einer Zeit einer von ihnen ein Hohenzollern war: welchen Umstand Dryasdust mit schuldiger Bewunderung anmerkt. 'Was er dort gethan', gesteht Dryasdust, 'finde sich nirgends aufgeschrieben', — Gutes, wollen wir hoffen, und nicht Schlimmes; — aber nur sein Ernennungsdiplom (datirt 1346, nicht zu Ludwig's Minderjährigkeit, sondern viele Jahre, nachdem diese geendigt[1]) ist als urkundliche Meldung von ihm da. Eine schwierige Aufgabe mußte er, sowie die übrigen Statthalter und Unterstatthalter gehabt haben, und er ahnete nicht, daß er im Grunde für seine eigenen Enkel und eine lange Reihe von Enkeln wirkte. Der Name dieses zeitweiligen Statthalters, des ersten Hohenzollern, der je etwas mit Brandenburg zu thun gehabt, ist Burggraf Johann II., ältester Sohn unseres angesehenen Mühldorfischen Freundes Friedrich IV., und Großvater (durch einen andern Friedrich) des Burggrafen Friedrich VI., — welcher letztere Herr, wie sich zeigen wird, ganz ohne Zweifel erntete, was allerlei Leute in Brandenburg Gutes und Schlechtes ausgesäet hatten. Derselbe Johann II. war es, welcher das plassenburger Schloß und Territorium (billig, für baares Geld) erstanden, wo die Familie nachher ihren Sitz hatte. Hof, Stadt und Landschaft war seinem Vater in jener Gegend zu Theil geworden, ein Geschenk der Dankbarkeit Kaiser Ludwig's; — der größte Theil des Voigtlandes ist nun hohenzollerisch.

Kaiser Ludwig der Bayer hinterließ seine Söhne als Kurfürsten von Brandenburg, — 'Kurfürst' wird nun der üblichere Titel für ein so wichtiges Land, — Kurfürsten, nicht in den besten Umständen: aber kein Sohn von ihm folgte Ludwigen als Kaiser nach, — Nachfolger im Reich war jener Pfaffenkaiser, Johann's von Böhmen Sohn, ein Luxemburger wieder. Kein Sohn

[1] Rentsch S. 323.

Ludwig's und auch von seinen Nachkommen keiner, — außer, nach vierhundert Jahren, jener unglückliche Karl VII. zu Maria Theresia's Zeit; dieser war ein Nachkomme, von dem wir mehr als genügend hören werden. Der unglücklichste von all den Kaisern, jener Karl VII., weniger ein souverainer Kaiser, als ein Zankapfel, hingeworfen, damit gewisse Parteien, Ludwig XV., Georg II., sich darob herumbissen, wie Hunde um einen Knochen, — Wachthunde der Götter, die mitunter fähig sind, zu jagen statt zu hüten. — Wir wollen für jetzt weiter nichts von Ludwig dem Bayer oder seiner Nachkommenschaft sagen: wollen einen kurzen Blick hinüber nach Preußen werfen und sehen, was die Deutschritter im neuen Jahrhundert treiben. Es ist das Jahr 1330, Johann II. zu Nürnberg ist erst ein werdender Burggraf und keineswegs Statthalter in Brandenburg, und Ludwig der Jüngere steht im siebenten Jahr seiner neuen Würden alldort.

Die Deutschritter haben nach unendlicher Arbeit und Mühe die heidnischen Preußen bezwungen, das Land angepflanzt mit betriebsamen deutschen Einwanderern, die Weichsel und Nogat eingedämmt, ihre Moorquebben in Wiesen umwandelnd und ihre wüsten Lachen in tiefe Schiffwege; Städte sind erstanden, Königsberg (König Ottokar's Stadt), Thoren (Stadt der Thore) nebst noch vielen andern: so daß die wilde Bevölkerung und die zahme nun erträglich beisammen wohnten unter biblischem und lübischem Recht und überall blüheten Ackerbau und Handel auf, und es war ein reiches Land, wodurch auch die Deutschritter reich geworden waren und ihr Leben siegreich behaglich im Vergleich. Aber die Reichthümer und die Behaglichkeit des Sieges hatten auch die gewöhnlichen schlimmen Folgen mit sich gebracht. Ritter die sich dem Wohlleben, dem weltlichen Ehrgeiz hingeben, Ritter die nicht mehr geharnischt sind mit strengem Panzer und Gebet, Ritter die sich auf üppige Gedanken und üppiges Treiben einlassen, feierlich gelobend und gemächlich nicht erfüllend, ohne Reue oder Bewußtsein von Unrecht täglich verbotene Früchte genießend, Ritter die immer mehr zu dem Mastochsenzustand heranschwellen, für die es nur ein Schicksal giebt. Wie weit es mit ihnen gekommen, mag uns folgendes eine Symptom lehren.

Im Jahre 1330 war ein gewisser Werner von Orseln Hochmeister dieser Ritter. Der Hochmeister, der noch gemeiniglich der würdigste Mann, den sie finden können, und in der Theorie ihnen heilig ist, wie ein Großlama oder Papst unter Cardinallamas, oder wie ein Abt unter seinen Mönchen, — Hochmeister Werner, sagen wir, hatte sich zu Marienburg eines Nachmittags des besagten Jahres 1330 niedergelegt, um sein Mittagsschläfchen

zu halten, und träumte friedlich nach einem mäßigen Mahle, als ein gewisser vom Teufel gerittener Sterblicher, Johann von Endorf, einer seiner Ritter, der lange gemurrt über Strenge, Mangel an Beförderung und dergleichen, auf den guten alten Herrn losstürzte, ihn erstach[1] 'todt um einen Ducaten', — und ein Parricidium beging, darob das Kreuz auf den eigenen weißen Mänteln selber schaudert! Ein noch viel ärgeres Parricidium als jenes am Furt der Reuß an dem einäugigen Albrecht verübte.

Wir verlassen die schaudernden Ritter, die es mit strenger Rache schlichten mögen, die es auf einen Moment aufgeweckt hat zu einigem Bewußtsein der bedenklichen Lage, der sie entgegengingen.

Elftes Capitel.

Bayerische Kurfürsten in Brandenburg.

Als der junge Kurfürst Ludwig von Brandenburg, Kaiser Ludwig's ältester Sohn, zu mündigen Jahren gekommen, kehrten die Hofmeister oder Statthalter heim, — nicht mehr nöthig außer bei Fällen gelegentlicher Abwesenheit fortan, — und der junge Mann suchte auf eigener Faust fertig zu werden, Sein Erfolg war nur leidlich, indessen er behauptete sich zwanzig Jahre lang, besser oder schlechter. 'Er half König Eduard III. bei der Belagerung von Cambrai (A. D. 1339)[2]', dessen französische Politik oft mit der des Kaisers in Verbindung war: es ist sicher, Kurfürst Ludwig 'stand persönlich mit 600 Reitern' (auf guten Sold vermuthe ich) 'im Felde bei jener Belagerung von Cambrai', — und hat vermuthlich den Schwarzen Prinzen gesehen und mit ihm gespeist zuweilen, wie englische Leser es sich vorstellen können. In Brandenburg hatte er viele Stöße und schwierige Begegnisse zu bestehen; ward aber niemals völlig aus dem Felde geschlagen, was einem hätte leicht geschehen können.

Ein Mann von einiger Fähigkeit, wie man sehen kann, obschon von nicht genug: er spielte seine Partie mit Entschlossenheit, nicht ohne Geschicktheit, aber die Karten waren von Haus aus gegen ihn. Daß seines Vaters Sachen meist schlimm gingen, gereichte nicht zum Nutzen der seinigen, die an sich nicht gut

[1] Voigt IV. 474, 482.
[2] Michaelis I. 279.

1345.
gingen. Die Brandenburger, die ihre alten askanischen Fürsten im Andenken trugen, waren Ludwig und den neuen bayerischen nicht hold. Das anhaltische Vetterthum grollte unversöhnlich, war nimmer müßig, Gruben zu graben und Plagen anzustiften. Durch sie und Andere hatte Kurfürst Ludwig der Plagen in Fülle, deren er durchaus nicht übel die Spitze bot, und die wir hier gänzlich auslassen.

Ein auferstandener Askanier: Der falsche Waldemar.

Die gottloseste und ärgste Plage, die sie ihm anstifteten, war jene mit dem auferstandenen Waldemar (A. D. 1345), dem "Falschen Waldemar", wie er jetzt in den brandenburgischen Büchern heißt. Waldemar war der letzte, oder so gut wie der letzte, der askanischen Markgrafen gewesen, und er starb in seinem Bette, zwei Jahre ehe Ludwig je diese Länder gesehen, vor fünfundzwanzig Jahren, und ward begraben und es war, wie es schien, mit ihm zu Ende. Doch nein, nach fünfundzwanzig Jahren erscheint Waldemar wieder: "Nicht begraben oder todt, nur scheinbegraben, scheintodt; bin im heiligen Land gewesen diese ganze Zeit über, auf Wallfahrt und Buße, und komme nun das Meine zurückzufordern, — welches Fremde sehr mißbrauchen!" [1]

Perkin Warbeck, Post-mortem-Richard II. von England, Demetrius von Rußland, Martin Guerre der Causes Célèbres: es ist eine alltägliche Geschichte in der Welt und bedarf keiner Erklärung hier. Post-mortem-Waldemar soll ein Müllersknecht 'mit Namen Jakob Rehbock' gewesen sein, der viel um den wirklichen Waldemar gewesen, als Diener, und einige Aehnlichkeit mit ihm hatte. Er wies Siegelringe auf, erzählte allerhand Begegnisse, die der wirkliche Waldemar gehabt hatte. Viele glaubten an seine Prätension und griffen zu den Waffen, um sie geltend zu machen, indem das Reich zur Zeit in innerem Hader lag, der arme Kaiser Ludwig mit seinen Avignoner Päpsten und erzürntem Könige Johann in tiefen Gewässern watend. Namentlich glaubten und fochten für den Post-mortem-Waldemar die mißvergnügten Vettern oder Fürsten von Anhalt, deren Erfindung er überhaupt gewesen sein soll. Kurfürst Ludwig hatte vier oder fünf der schlimmsten Jahre mit ihm, — um so viel schlimmer, als im Lauf derselben (A. D. 1346) der Pfaffenkaiser (König Johann's Sohn) auf dem Schauplatz erschien, und Kaiser Ludwig zwei Jahre hernach, freilich nicht

[1] Michaelis I. 279.

1345.

ihm, sondern dem Tode sich beugend, davon verschwand [1], so daß es Kurfürst Ludwig allein mit dem Pfaffenkaiser zu thun hatte, und nun nicht verhindern konnte, daß dieser im Reich nachfolgte. Er versuchte es zwar nach Kräften, stellte, er mit Anderen, einen Gegenkaiser auf (Günther von Schwarzburg, zeitweiligen Gegenkaiser, den englische Leser wieder vergessen dürfen): er tummelte, focht, unterhandelte, landauf landab, und rannte zu einer Zeit nach Preußen zu den Deutschrittern hinüber, — muthmaßlich, um Geld zu borgen — aber es fruchtete Alles nichts. Der Pfaffenkaiser obsiegte auf dem Reichstag und außer dem Reichstag: Karl IV. mit Titel; wohl ein kläglicher Kaiser, und von Natur ein Feind Ludwig's.

Unter diesem Getümmel verwickelter Umstände war es, daß Ludwig mit seinem Falschen Waldemar zu thun hatte, aus den Tiefen heraufbeschworen über ihn, als ein frischer Spuk, wo bereits des Spuks genug um den armen Ludwig im Ringelreigen tanzte. Von welchem unentwirrbaren Spuktanz aber, der, unter andern Dingen, ganz Brandenburg mit Vernichtung drohete und dennoch auf verdeckte Weise Brandenburg der Neugeburt und höheren Geschicken entgegenführte, — dem Leser einigen verständlichen Begriff zu geben (ohne gewissermaßen neue Geister aufzustören), wie wird das möglich sein? — Hier, flackernd am Rande des Verbrennens nach geleistetem Dienst, ist eine arme Notiz, die der Leser, selbst auf die Gefahr hin, daß sie überflüssig sei, doch zum Theil mit sich nehmen mag:

'Kaiser Heinrich VII., der am Sacramentswein starb, der Erste der 'luxemburgischen Kaiser, hinterließ Johann, einen funfzehnjährigen Knaben, 'der nicht der Zweite derselben werden konnte, jedoch mit der Zeit den 'Zweiten erzeugte, welcher wieder den Dritten und Vierten erzeugte.

'Johann war bereits König von Böhmen; der wichtige junge Herr, 'Ottokar's Enkel, den wir "zu Olmütz, man weiß nicht von wem, er'mordet" gesehen haben, hatte diesen Thron erledigt hinterlassen, und er 'fiel dem Kaiser anheim, welcher unter Beistimmung der Nation seinen 'Sohn Johann darauf setzte. Da war ein Mitbewerber, "Herzog von 'Tirol", der locker gegründeten Anspruch machte: "Meine Gemahlin 'war Tante des jungen ermordeten Königs", sagte er, "folglich" — ! — 'Der Kaiser, und Johann nach ihm, wiesen diesen Mitbewerber zurück, 'aber er gab ihnen lange zu schaffen, indem er große Reichthümer und 'Mittel besaß. Er erzeugte eine Tochter, Margarethe, Erbin von Tirol, '— mit einem schrecklichen Mund in ihrem Gesicht und nicht dem sanf'testen Herzen in ihrem Leibe, — das war vielleicht seine Hauptthat in 'der Welt. Er starb 1331, hatte sich "König von Böhmen" zwanzig

[1] Erwählt 1314, Mühldorf und Wahl bekräftigt 1322, gest. 1347, 60 Jahre alt.

'Jahre — seit 1308 — titulirt, aber in den letzten zwei Jahren seines 'Lebens war er davon abgestanden und hatte nicht weiter zu schaffen ge- 'macht, indem er ein hübsches Abfinden mit Johann getroffen.

'Johann verehelichte nämlich seinen ältesten Sohn an seines Mitbe- 'werbers schöne Tochter mit dem Munde (Jahr 1329): "Kommen nicht 'auf die Weise Böhmen und Tirol zusammen in meinem Geblüt und in 'Eurem, und wir sind allebeide gemachte Leute?" sagten die zwei ver- 'tragenden Parteien. — Leider nicht: der mitbewerbende Herzog, Vater 'der Braut, starb etwa zwei Jahre darauf, vermuthlich mit verminderter 'Hoffnung für die Sache, und König Johann erlebte es, die Hoffnung 'ganz und gar scheitern zu sehen. Es kamen keine Kinder, es kam kein '— kurz Margarethe brach, nach ein Dutzend Jahren der Ehe unter miß- 'lichen Umständen, dieselbe wie durch Explosion ab, nahm sich und ihr 'Tirol unwiderruflich hinüber zu Kaiser Ludwig, gänzlich hinweg von 'König Johann, welcher, als seine Hoffnungen auf Tirol so elend ver- 'schieden, fortan der bittere Feind Ludwig's und Aller, die mit ihm zu 'thun hatten, wurde.' —

Die tiroler Explosion war 1342; und nun, diese vorläufigen Daten und Umrisse im Sinne behaltend, werden wir die groß- maulige Dame und die Folgen von ihr in der Welt besser verstehen.

Margarethe mit der Maultasche.

Was hauptsächlich diesen Tanz der Teufel über den armen Ludwig herauf beschworen hatte, war, bemerke ich, eine gewisse Heirath, die er gemacht, drei Jahre ehe Waldemar auftauchte; wovon einige Erwähnung, und wäre es auch nur um des Na- mens der Braut willen, erlaubt ist. Margarethe von Tirol, gemeiniglich, von Zeitgenossen und der Nachwelt, Margarethe Maultasche genannt, sie war die Braut; — Hochzeit zu Innspruck 1342, gefördert von Vater Ludwig dem Kaiser: — ein Mund, wie man sich ihn denken kann und eine Gemüthsart, die demsel- ben entsprach. Dies, welches die beiden Ludwige für eine wahr- hafte Eroberung des goldenen Vließes unter Bedingungen hielten, erwies sich als der Anfang ihrer schlimmsten Tage für Beide.

Durchaus nicht eine liebliche Braut, diese Maultasche, die außerdem nun an das mittlere Alter grenzt und Aergerniß genug in der Welt gehabt hat. War bereits schon einmal verheirathet, vor dreizehn Jahren, nicht weislich und auch keineswegs allzu- wohl. Ein schrecklicher Drache von einem Weib, ist in unmeld- baren ehelichen Zwisten gewesen, in Kriegen und Belagerungen gegen aufständische Vasallen, setzt sich dir eine eiserne Haube auf den Kopf und zieht ins Feld, wenn es darauf ankommt: die wütherische Bärin von Tirol. Aber sie hat unermeßliche Besitz- thümer in Ermangelung weiblicher Reize. Sie stammte mütter-

licher Abkunft von jenem Herzog von Meran ab, welchen wir seinen Tod (Ursache halber) in der Plassenburg vor hundert Jahren haben finden sehen [1]. Ihr Ahne war Gemahl einer Schwester jenes umgebrachten Herzogs: von ihm erbte sie Tirol, Kärnthen, Steiermark, ist selber ein einziges Kind, die letzte einer Linie, ungeheuerste Erbin weit und breit, so daß es ihr, trotz Mund und Gemüthsart, mit nichten an Freiern gefehlt hat, namentlich warben kluge Väter für ihre Söhne um sie.

Noch zu ihres Vaters Lebzeit hatte Johann, König von Böhmen, der allezeit munter aufpaßte auf dergleichen Symptome von Dingen, und in diesem Falle noch besondere Interessen hatte, um sie geworben und sie heimgeführt für seinen Kronprinzen (wie wir eben gesehen), einen Jüngling mit großen Aussichten, mit Aussicht auf die Kaiserkrone selber vielleicht, an den sie vor dreizehn Jahren verheirathet wurde und ihm auch Tirol als Erbe brachte: jedoch mit den schlimmsten Ergebnissen. Das Erbe war nämlich nicht zu haben ohne Streit mit Oestreich, welches gleichfalls Ansprüche hatte. Noch weit schlimmer, die Heirath an sich ging schief: Johann's Kronprinz war "ein sanftmüthiger Herr", sagen die Bücher: warum auch eine große Bärin in die Höhle eines armen Rehes bringen? Genug, die Ehe kam zu nichts, außer zu gewaltigem Gezänk, welches uns nichts angehet: und Margarethe Maultasche hat sich nun von ihrem böhmischen Kronprinzen, als einer Nullität, scheiden lassen, und heirathet aufs Neue, unter ähnlichen Bedingungen, Kaiser Ludwig's Sohn, unsern brandenburgischen Kurfürsten, — der möglicherweise nunmehr hofft, daß er, vermöge seines Vaters und Tirols, als Kaiser succediren möge. Welches gar anders ausfiel.

Die Trauung geschah in der Kirche zu Innspruck am 10. Februar 1342 (denn wir lieben es, genau zu sein), 'im Beisein Kaiser Ludwig's', des glücklichen Mannes, 'und vieler Fürsten des Reichs', wenig ahnend als welch ein Knäuel es sich erweisen werde. 'Am Hochaltar streifte sie ihren Schleier' (das Wahrzeichen des Frauen- oder Wittwenstandes) 'ab und setzte einen Jungfernkranz auf', symbolisch zu erkennen gebend, wie glücklich Ludwig der Jüngere noch wäre. Sie hatten nachgerade einen Sohn, aber es ging ihnen in anderem Betracht, und in der That auch in diesem Betracht, sehr bunt.

König Johann, als er Tirol dergestalt entgangen sah, grollte seinem Kronprinzen fürchterlich, verstieß ihn als eine Nullität: "Aus meinen Augen, nach Mähren mit dir, auf Apanage; bist nicht länger Kronprinz!" — und fing Krieg mit Kaiser Ludwig

[1] Oben S. 100.

an, steckte sich fleißig mit dem feindlichen Papst, mit dem König von Frankreich zusammen, zettelte fleißig Bünde und Ränke an, weit und breit, ewige Feindschaft auf jede Art und Weise gegen Kaiser Ludwig gelobend, — und stellte seinen Sohn Karl zum Pfaffenkaiser auf. Ja, vielleicht war auch er der Urheber vom Postobit-Waldemar. Kurz er beschwor, er vornehmlich, diesen Teufelstanz herauf, unter welchem, da Kaiser Ludwig gestorben ist, der arme Kurfürst, mit der Maultasche an ihm hängend, mitunter nicht weiß, wo hinaus.

Johann's armer Kronprinz, als er die Dinge diese Wendung nehmen sah, zog sich nach Mähren zurück, wie befohlen: 'Markgraf von Mähren', und fügte sich friedsam in seinen Charakter als Nullität und in den Verlust der Maultasche; — wählte sich übrigens eine neue Prinzessin zur Gemahlin, eine mit mäßigern Mundes-Dimensionen, und erzeugte Söhne und Töchter mit ihr auf neue Rechnung. Zeugte unter Anderen einen gewissen Jobst, seinen Nachfolger in der Apanage oder dem Markgrafenthum, der als Jobst oder Jodocus von Mähren in der darauf folgenden Generation einiges Aufsehen machte und der uns noch in Beziehung zu Brandenburg in dieser Geschichte begegnen wird.

Was die Frau Margarethe Maultasche betrifft, so hatte sie, wie mit ihrem alten Ehegemahl, so mit ihrem neuen, ihre Plagereien, ziemlich regelmäßig, wie die Vögel schweben emporzufliegen. Sie betrieb feurige Belagerungen nach diesem und Explodirmethoden, — die denen des Mönchs Schwarz, der damals gerade dabei war, das Pulver zu erfinden, nur wenig nachstanden. Es läßt sich nicht erwarten, daß sie in elysischer Eintracht mit Kurfürst Ludwig lebte, — das Gegentheil war der Fall, und am öftersten mit der ganzen Breite von Deutschland zwischen ihnen, er in Brandenburg, sie in Tirol. Auch wurde Ludwig junior niemals Kaiser, wie sein Vater und sie gehofft hatten; im Gegentheil, König Johann's von Böhmen Sippschaft, — die erwarb zunächst die Kaiserkrone und behielt sie; ein neues Aergerniß für die Maultasche.

Ludwig und sie hatten einen Sohn, wie gesagt, Prinz von Tirol und was dazu gehört, Titular-Markgraf von Mähren und noch sonst Vieles von Geburt: aber ach, er starb, etwa zehnjährig, ein frühreifer Knabe, — man denke sich das wilde Geheul einer mütterlichen Bärin! Und der Vater war bereits todt [1], und eine boshafte Welt flüsterte, sie habe sie vielleicht Beide vergiftet. Das stolze Weib, auch alt nun, beutelte seine starken groben Lippen zusammen ob solchen Gerüchtes, und seine

[1] 1361 starb Kurfürst Ludwig, 1363 der Knabe, 1366 die Maultasche selber.

starke grobe Seele, — in dumpfer Verachtung jenseits der Welt sich berufend, in innerm Kummer, von dem die Welt nichts wußte. Sie vermachte förmlichst ihr Tirol mit den Pertinentien den östreichischen Erzherzögen, welche Kinder ihrer Mutterschwester waren, und setzte sie sogar in die Regierung ein, um die Sache völlig gewiß zu machen. Dies geschehen, zog sie sich auf ein Jahrgeld von denselben nach Wien zurück, um da ein wenig zu meditiren und zu beten, bevor der Tod käme; wie er nun auch nach kurzen ein oder zwei Jahren kam. Tirol nebst Pertinentien blieben bei Oestreich von jener Stunde ab bis zu dieser, indem Margarethe's kleiner Knabe gestorben war.

Margarethe mit der Maultasche, der ungeschlachte Dragoner-Rittmeister von einem Weib, mit gelegentlicher Eisenhaube auf dem Kopf, und das schrecklich fluchen kann, bleibt mir einigermaßen denkwürdig. Im Vergleich mit einer Pompadour, einer Herzogin von Cleveland, von Kendal und anderen hochgeschminkten unglücklichen Weibsbildern, von denen es nicht anständig ist, unnöthiger Weise zu sprechen, wiewohl dies oft geschieht, — erhebt sich die Maultasche in den Rang des Geschichtlichen. Sie brachte Tirol nebst Pertinentien an Oestreich, war nahe daran Brandenburg der Vernichtung entgegenzuführen, indem sie einen solchen Spuktanz um Ludwig und das Land veranlaßte, und führte Brandenburg verdeckt dennoch einem gar andern Ziele entgegen, welches sich ebenfalls für dasselbe als bleibend erwiesen hat.

Zwölftes Capitel.

Brandenburg zu Kaiser Karl's Zeit; Ende der bayerischen Kurfürsten.

Kaiser Ludwig starb 1347, während der Falsche Waldemar sich noch rührte. Wir sahen Karl IV., Johann's von Böhmen zweiten Sohn, hierauf Kaiser werden, indem Johann's erstgeborne Nullität übergangen wurde. Dieser vierte Karl, — die anderen drei Karle gehören zum karolinger Geschlecht, Karl der Kahle, der Fette u. s. w., und liegen unterhalb unseres Horizontes, während Karl der Fünfte von wieder anderem Geschlecht und jedermänniglich bekannt ist, — dieser Karl IV. ist derselbe, der die, heutigen Touristen wohlbekannte, Karlsbader Quelle entdeckte, und der die

1347. Goldene Bulle[1] schuf, welche für ein landwirthschaftliches Preisvieh zu halten ich allen Engländern untersage, da das Ding etwas ganz Anderes ist, wie Etliche wissen.

Sonst ist nicht viel von Karl in der Reichsgeschichte zu melden. Ein ungeschätzter Mensch, der sich Ruhe in der Welt zu erkaufen suchte, indem er mit beiden Händen vom heiligen römischen Reich hergab an jeden Bettlerpolterer oder Baarzahler, der sich meldete. Trauriges Anzeichen, was aus dem römischen Reich geworden und was im Werden war. Das hochaufgesteckte Reichsschild in den roncalischen Gefilden zu Barbarossa's Zeit bedeutete, und zwar in vollem Ernst: "Wohlan, wer da Unrecht gelitten!" — es bedeutet nun: "Wohlan, wer da mich ins Bockshorn jagen kann oder Geld in der Tasche hat!" Eine nichtbewundernde Nachwelt hat dieses Karl's IV. Spottnamen bestätigt und nennt ihn den Pfaffenkaiser. Er blieb meist zu Prag, bereit Geld entgegen zu nehmen, und bedacht sich Gefahr vom Leib zu halten. In seinen jüngeren Jahren hatte er viel an dem französischen Hof gelebt, in Italien hatte er Ungemach, fast Ermordung erlitten, viel hin und her gewehet, der arme leichte Schelm, von den chaotischen Winden seiner Zeit, — indem er auf keinen Stern zusteuerte.

Johann, König von Böhmen, hatte es nicht erlebt, Karl als anerkannten Kaiser zu sehen. Der greise, seit einiger Zeit blinde Johann war zwei Jahre vor diesem Ereigniß umgekommen, — der Weltgeschichte und der Geschichte von England ein Wappenwahrzeichen hinterlassend, wenn sonst nichts. Der arme Herr, er hatte sich in Preußen glänzend für das Kreuz geschlagen, indem er das Schlagen liebte, er nahm Schlesien allmälig durch Bieten und Bitten (pretio ac prece) dem polnischen König ab[2], fügte es fest zu Böhmen und zu Deutschland, — unbewußt harrend der höheren Geschicke, die Schlesien haben mochte. Der Maultasche und Tirols halber brachte er arges Drangsal über Brandenburg, und führte doch unbewußt Brandenburg auf dunklen Bahnen des Weges, den es gehen sollte. Ein rastloser, ruhmthätischer, weithin greifender, starkfäustiger Mann, der die Welt in Getümmel erhielt, wo er sich immer befand. Und all Das hat sich als lautlos in dem Gedächtniß der Welt erwiesen, während der zufällige Schatten von einem Federbusch, den er einmal getragen, lautbar daselbst geworden ist. Das Gedächtniß der Welt ist mitunter gar launenhaft.

Vielfach verflochten mit dem König von Frankreich, der nebst

[1] Englisch: the Golden Bull. D. Uebers.

[2] 1327—1341 (Köhler S. 302).

1347.

dem Papst seine Hauptstütze in diesen schließlichen anti-ludwigischen Operationen war, hatte Johann, — 1346, Pfaffenkaiser Karl eben aufgestellt, — seine Ritterschaft nach Frankreich geführt zur Hülfeleistung gegen die zur Zeit dasselbe sehr bedrängenden englischen Eduarde. Johann war blind, aber er hatte gute Ideen im Kriege. Bei der Schlacht von Crecy, am 24. August 1346, rieth er, wir wissen nicht was, focht aber mit eigener Faust, obgleich stockblind. 'Band seinen Zügel an denjenigen des Ritters neben ihm und stürmte drein' wie ein altes blindes Schlachtroß, das beim Trompetenklang zu wilder Wuth entflammt, — und ward dort von irgend einem englischen Spieß oder Pfeil zu Boden gestreckt. Man fand ihn auf jenem Felde des Blutbads (auch Feld der Ehre in einer Art), sein altes blindes Gesicht sehr blind zu den Sternen hinauf blickend: auf seinem Schild war ein Federbusch von drei Straußfedern blasonirt mit 'Ich Dien' darunter geschrieben: — ein Emblem, das seitdem jedem Engländer geläufig ist! [1] Der gegenwärtige Herausgeber selber, in sehr früher Kindheit, bemerkte dasselbe auf der britannischen Majestät Kriegstrommeln und hatte Kinder von größerem Wuchs zu fragen, was es bedeutete.

Dies ist Alles, was ich von König Johann und seinem 'Ich Dien' zu melden hatte. Von den luxemburgischen Kaisern (vier an der Zahl, zwei Söhne Karl's noch im Kommen), welche, außer jenem des Sacramentsweins mit 'Ich Dien' zum Sohne, wenig taugen, und kein Andenken von der Menschheit verdienen, außer insoweit sie nicht leicht herauswirrbar mit der Geschichte edlerer Menschen verflochten sind: — auch über sie möchte ich lieber schweigen, darf aber nicht. Muß mindestens erklären, wie sie als 'luxemburgische Kurfürsten' nach Brandenburg gekommen und wie sie daraus wegkamen und Brandenburg, zwar nicht vernichtet, aber sehr nahe daran, hinterließen.

Ende des auferstandenen Waldemar's; Kurfürst Ludwig tritt durch Verkauf ab.

Da der imaginäre Waldemar sich noch immer in Brandenburg umthat, so war es natürlich an Kaiser Karl, ihn echt zu finden und jenen Spuktanz um den armen Kurfürsten Ludwig, des verstorbenen Kaisers Sohn und mit nichten ein Anbeter Karl's, in Schwung zu halten. Waldemar ward beträchtlich unterstützt. Kaiser Karl belehnte ihn förmlich als wirklichen Kurfürsten, soweit Pergament es vermochte, und im Fall seines

[1] Es ist bekanntlich die Devise des Prinzen von Wales, Prince of Wales feather genannt. D. Uebers.

Todes, lautete Karl's Urkunde weiter, sollen die Fürsten von Anhalt succediren, — Ludwig soll auf alle Fälle fortan eine Null sein. Es erfolgte Krieg, oder was sie Krieg nannten: viel verwirrtes Inslandbrechen, Scharmützeln und Würgen durch zwei Jahre. 'Die mehrsten Städte erklärten sich für Waldemar und ihr altes anhaltisches Markgrafengeschlecht': Ludwig und die Bayerischen sind offenbar nicht populär hier. Doch hielt Ludwig wacker aus, wollte sich nicht bezwingen lassen. Er hatte den König von Dänemark zum Schwager, hatte Anhänger im Reich: noch wichtiger vielleicht, er hatte die jüngst seinem Vater zugehörigen Reichskleinodien noch in Händen. Er hielt hartnäckig Belagerung von den Kaiserlichen und den Anhaltischen aus, rief die Dänen zur Hülfe herbei, stellte einen Gegenkaiser auf, wie bereits erwähnt, — zeitweiligen Gegenkaiser Günther von Schwarzburg, den der Leser ein zweitesmal vergessen darf: — kurz, Ludwig richtete es aus, Kaiser Karl und den imaginairen Waldemar mit seinen Anhaltischen zum Stillstand und Unterhandeln zu bringen und Brandenburg von ihnen zu reinigen. Im Jahre 1349 gingen sie ihrer Wege, und jener Teufelstanz, der fünf Jahre und darüber um Ludwig gewüthet hatte, ward endlich wieder beschworen oder eingelullt.

Der imaginaire Waldemar zog sich, nach einigem ferneren fruchtlosen Krümmen, völlig in das Privatleben, am Hofe von Dessau zurück, und starb glücklicher Weise in nicht langer Zeit. Starb ebenfalls am Hof von Dessau, indem die anhaltischen Vettern ihn bis zuletzt als obersten Vertreter Albrecht's des Bären und wirklichen Prinzen Waldemar behandelten, wofür sie ihre guten Gründe hatten. Abbildungen von diesem Falschen Waldemar finden sich noch hie und da in deutschen Antiquarläden [1] und stellen einen recht albernen Kerl dar, in gewaltige Draperien eingehüllt, Mund theilweise, Augen gänzlich und weit aufgesperrt, — nimmer zurückgekommen vom Erstaunen über sich und die Dinge überhaupt! Wie es dem armen Brandenburg bei diesen chaotischen Balgereien und bestandlosen Zuständen unter den bayerischen Kurfürsten erging, können wir uns nur zu gut denken, und das ist gering gegenüber dem was ihm bevorsteht.

Indessen in demselben Jahre 1349, als zeitweiliger Stillstand eingetreten, übergab Kurfürst Ludwig, des Dinges satt, es seinem Bruder: "Habe ich nicht eine begüterte Maultasche, mein Gorgonenweib, empfänglich für Güte, in Tirol; habe ich

[1] Kloß (Vaterländische Gemälde II. 29) die obenerwähnte dürftige Compilation, werthlos bis auf die alten Excerpte 2c., enthält eine solche.

nicht noch anderwärts im Reich Land und Gut?" dachte Markgraf Ludwig und übergab das Ding seinem nächsten Bruder, der gleichfalls Ludwig heißt (wie auch der Vater geheißen, drei Ludwige auf einmal, denn unsere lieben Deutschen sind ausgezeichnet in der Nomenclatur): "Ludwig der Römer" dieser, während sein Bruder einfach Ludwig ist, unterscheidbar auch als Kurfürst, oder selbst als Ludwig der Aeltere, wo wir nun halten. Kurfürst Ludwig also, Jahr 1349, wäscht seine Hände über Brandenburg, während der Stillstand anhält, indem er sich nur die Kurfürstenwürde und den Titel vorbehält, und zieht seiner Wege, gedenkend sich es nun in Bayern und Tirol bequem zu machen. Wie es ihm dort ergangen, seinem zärtlichen Gorgonen und ihm, wollen wir nicht weiter fragen. Sie hatten allezeit separate Wohnsitze als Zuflucht in äußersten Fällen! Sie hielten so noch zwölf Jahre mit einander aus, und Ludwig hinterließ seinen kleinen Knaben, ihn noch überlebend, im Jahre 1361.

Zweiter und dann Dritter und Letzter der bayerischen Kurfürsten in Brandenburg.

In Brandenburg führte der neue Markgraf Ludwig, "der Römer" (weil er in Rom gewesen) zur Unterscheidung genannt, wie wir sagten, den Kampf mit der Anarchie funfzehn Jahre ziemlich zähe fort, ohne sonderlichen Sieg auf irgend einer Seite, — schloß jedoch Frieden mit Kaiser Karl, indem er ihm die Reichskleinodien auslieferte, und versuchte die einheimischen Räuber, die entstanden, 'viele davon Standesleute',[1] zu unterdrücken, — bis auch er starb, kinderlos, A. D. 1365, nachdem er seit seines Bruders Tod, etwa vier Jahre, auch Kurfürst gewesen.

Hierauf kam Brandenburg, die Kurwürde und alle Titel, an Otto, Kaisers Ludwig's drittem Sohn, der glücklicher Weise der letzte dieser bayerischen Kurfürsten ist. Sie waren eine unglückliche Reihe von Souverainen, nicht ganz ohne Verdienst bisher, und das unglückliche Land litt sehr unter ihnen. Bei weitem der Unglücklichste und bei weitem der Schlimmste war dieser Otto, ein lüderlicher, durstiger, durchaus nichtsnutziger Herr, unter welchem, durch acht Jahre, die Verwirrung immer wirrer wurde, wie wenn das pure Chaos bevorstände, und Brandenburg und Otto wurden einander aufs Aeußerste müde.

Unter so bewandten Umständen, A. D. 1373, bot Kaiser Karl dem Kurfürsten Otto eine Kleinigkeit Baargeld, damit er sich hinwegmache. Otto schlug gierig ein, verkaufte sein Kur-

[1] Michaelis I. 282

fürstenthum und großes Markgrafenthum Brandenburg für ein Bagatell, — 200,000 Thaler (und davon ward nur der Halbscheid je bezahlt); [1] — zog sich auf sein Schloß Wolfstein in Bayern zurück, wo er mit Hülfe dieser und anderer Summen 'so tief wie möglich in alle Art Wüstereien wälzte', und sudelte sich so nach wenigen Jahren zu Tode, die bayerische Reihe der Kurfürsten unsauber endigend. Sie hatten funfzig Jahre gedauert, mit endloser Plage für das Land und für sich, und mit solchem gegenseitigen Nutzen, wie wir gesehen.

1323-73 50 Jahre

Dreizehntes Capitel.

Luxemburgische Kurfürsten in Brandenburg.

Wenn Brandenburg unter den bayerischen Kurfürsten, funfzig Jahre lang, viel gelitten, so wurde es noch schlimmer und näherte sich dem Zustande des Schlimmsten unter den luxemburgischen, die fernere vierzig Jahre dauerten. Neunzig Jahre der Anarchie im Ganzen, die es endlich der Hülfe vom Geschick sehr bedürftig machten! — 40 J.

Karl IV. machte seinen ältesten erst zwölfjährigen Knaben Wenzel zum Kurfürsten von Brandenburg; [2] Wenzel soll einmal Kaiser und böhmischer König werden, denkt Karl, — was auch wirklich, und wenig zu Wenzel's Vortheil, nachgerade geschah. Mittlerweile ging Karl mit ihm nach Brandenburg, welches Land Karl gern hatte zu dem Preis, und sich in der That hinfort, in seinen alten Tagen, viel damit befaßt zu haben scheint. Er versammelte eine Art Stände zweimal, ließ von ihnen das Land 'Böhmen einverleiben' und soweit fest und bequem zur Hand machen. Brandenburg soll von seinen Leiden ausruhen und fortan ein stillschweigender Theil von Böhmen sein, denkt Karl, wenn es dem Himmel gefällt. Karl, ein nichtiger Kaiser, hätte gern was gethan 'zur Ermunterung des Handels' in Brandenburg, wiewohl nicht zu sehen ist, was er eigentlich that, falls es überhaupt etwas war. Er baute das Schloß Tangermünde und hat sich nachher am öftersten da aufgehalten, ein noch ruhigerer Ort als sogar Prag für ihn; kurz, sein billiger Kauf scheint ihm

[1] Michaelis I. 283.
[2] 1373 (geboren 1361).

Vergnügen gemacht und er scheint sein altes nichtiges Leben damit erheitert zu haben, als mit dem einzig Gelungenen. Armer alter Gesell: er war ein Kaiser unter falschen Bedingungen gewesen, "Wohlan, wer da mich ins Bockshorn jagen kann oder Geld in der Tasche hat"; — ein Kaiser der nicht anders als nichtig sein konnte! Nach vier Jahren starb er und ohne Zweifel ward er in Brandenburg und sogar im Reich bedauert im Vergleich mit was zunächst folgte.

In Brandenburg hinterließ er, anstatt eines mittelmäßigen oder selbst schlechten, aber fest an das Land gebundenen Regenten, dem es wenigstens hätte Ernst um sein Amt sein müssen, eine fluctuirende Reihe von Regenten, die nur locker und nicht im Ernst daran hielten, was unendlich schlimmer war. Diese versuchten gar nicht einmal, es zu regieren, gaben es ins Pfandhaus, in eine fluctuirende Reihe von Pfandhäusern; unter ihnen schmeckte Brandenburg während der folgenden fünf und dreißig Jahre alle Früchte der Nichtregierung, nämlich Anarchie oder Regierung durch den Pfandhäusler, und sank immer rascher der Vernichtung zu, wie es schien. Das war sein Schicksal unter den luxemburgischen Kurfürsten, welche sogar die bayerischen und alle sonstigen bedauern ließen.

Eines hat Kaiser Karl gethan, was zuletzt zum Heile Brandenburgs ausschlug: er machte Freundschaft mit den hohenzollerischen Burggrafen. Diese, Johann II., jener zeitweilige 'Statthalter' Johann, und sein Bruder, welche gemeinschaftlich daheim regierten als Kaiser Karl zuerst auftrat, — hatten treu zu Kaiser Ludwig und dessen Sohn gestanden, so lange deren Spiel dauerte; ja von einem dieser Burggrafen war nach Ludwig's Abgang sogar die Rede als Kaiser, er war aber so weise, es nicht zu versuchen. Als Kaiser Ludwig gestorben, erkannten sie den Pfaffenkaiser noch immer nicht an, sondern beharrten finster in Widerstand, so daß Karl mit Macht ins nürnberger Land rücken mußte, und durch große Versprechungen, ansehnliche Geschenke und das 'Beispiel der übrigen Reichsfürsten' [1] bewog er sie zur Huldigung.

Nach diesem war ihr und ihres Nachfolgers (Johann's Sohn Friedrich V.) Fortschritt in der Gunst Karl's etwas Außerordentliches. Karl gab seine Tochter dem ältesten Sohne dieses Friedrich V., bestimmte eine Tochter Friedrich's für seinen eigenen zweiten Prinzen, den berufenen, nachher berufenen Sigismund, — welche letztere Heirath nicht in Wirkung trat, in Folge veränderter Aussichten nach Karl's Abgang. Ja es giebt sogar noch

[1] 'Allerheiligen-Abend 1347, auf dem nürnberger Feld' vertrug man sich. (Rentsch S. 326).

1378.
eine Urkunde über eine Verehelichung von noch nicht geborenen Kindern: daß Karl eine Prinzessin binnen fünf Jahren und Burggraf Friedrich einen Prinzen zu dem Ende erzeugen solle![1] Aber der Burggraf hatte keinen ferneren Prinzen, obschon Karl die schuldige Prinzessin lieferte und seinerseits bereit war. Oder dürfte diese wunderliche, voreilig aussehende Urkunde, die undatirt in den alten Büchern ist, nicht selber auf obige Heirath, die stattfand, Bezug haben? — Jahre vorher schon hatte Karl seinen vielgeschätzten Burggrafen Friedrich V. zum 'Ober-Reichs-Hauptmann', 'kaiserlichen Vicar' und noch sonst zu Vielem ernannt, ja, hatte ihm sogar das Landgrafenthum Elsaß zuertheilt, — soweit das Zuertheilen in seiner Macht stand, — welche werthvolle Landschaft Friedrich wirklich inne hatte, so lange der Kaiser lebte. "Der tüchtigste aller Menschen", dachte der arme leichte Kaiser, "hab mein Tag keinen solchen Mann gesehen!"

Welches sich am Ende als ein heilsamer Gedanke erwies. Der Mann hatte einen kleinen Knaben Fritz (nicht der Verlobte der Prinzessin Karl's), der noch zu Culmbach Schmetterlinge jagte, als Karl starb. In diesem Knaben liegen neue Geschicke für Brandenburg: ihm entgegen, und nicht der Vernichtung entgegen, leiten es Karl und die luxemburgischen Kurfürsten und Pfandherrn unbewußter Weise.

Vierzehntes Capitel.

Burggraf Friedrich VI.

Karl hinterließ drei junge Söhne, Wenzel, Sigismund, Johann: und gleichfalls einen gewissen viel ältern Neffen, welche uns sämmtlich nun mehr oder weniger angehen in dieser unglücklichen Geschichte.

Wenzel, der älteste Sohn, erblicher Kurfürst von Brandenburg sowohl als König von Böhmen, war nur erst siebzehn; ward nichtsdestoweniger Kaiser,[2] — und gerieth auf arge Wege, die arme Seele. Der Neffe war niemand Anders als Markgraf Jobst von Mähren (Sohn von der Maultasche verstorbener Nul-

[1] Rentsch S. 336.
[2] 1378, bei seines Vaters Abgang.

lität dort), nun bei kräftigen Jahren und ein regsamer Mann: ihm, für eine Zeit lang, fiel das Regiment in Brandenburg unter diesen Umständen zu. Wenzel, noch minderjährig und bereits Kaiser und König von Böhmen, übergab Brandenburg seinen zwei jüngeren Brüdern, größten Theils an Sigismund, mit einem Ausschnitt für Johann, zu ihrem Leibgedinge, und wendete sein eigenes Pfund dazu an, das heilige römische Reich zu regieren, zu so früher Lebensstufe.

Das heilige römische Reich zu regieren, arme Seele; — oder vielmehr 'Bier zu trinken und mit den Dirnen zu tanzen', in welchen Stücken, wenn mangelhaft in anderen, Wenzel ein eminentes Talent besaß. Er war einer der schlechtesten Kaiser und der wenigst siegreiche, von dem man weiß. Er bekümmerte sich um nichts im Reich, "Prager Weißbier und Mädchen" von allerlei Farben seien viel angenehmer, hörte man ihn sagen. Er hatte den Beichtvater seiner armen Königin in die Moldau werfen lassen, — Johann von Nepomuck, Heiliger sogenannt, falls er nicht überhaupt eine Fabel ist, dessen Bildniß seitdem auf allen Brücken dort zu Lande steht. Wenzel's Böhmen standen gegen ihn auf, setzten ihn gefangen und er brach aus dem Gefängniß mit Hülfe einer Schifferstochter, unter Abenteuern. Seinen Deutschen wurde er zum Ekel, sie entsetzten ihn seiner Kaiserwürde,[1] wählten Ruprecht von der Pfalz und dann, nach Ruprecht's Tod,[2] Wenzel's eigenen Bruder Sigismund an seine Stelle, ließen Wenzel sich in seinem angestammten böhmischen Element, als König dort, noch neunzehn Jahre herumtummeln, immer noch Töpfe zerschlagend in einem verderblichen Grad.

Er endigte am Schlag oder durch einen plötzlichen Herzkrampf, indem der furchtbare Zizka ihn gleichsam durch die dritte Hand tödtete. Denn Zizka, stämmig und wüthend, blind auf einem Auge und zuletzt auf beiden, eine Art wahnsinnig gemachtes Menschen-Rhinoceros, war aus der Asche des gemordeten Huß und anderen schlimmen päpstlichen Treiben aufgestiegen in der Zwischenzeit und riß die Welt gewaltig zu Stücken. Rhinoceros Zizka hielt am Weißen Berge oder auf einer Prag noch näheren Anhöhe, seitdem Zizkaberg genannt, und Niemand wagte, dem König davon zu sagen. Ein aufwartender Diener bei Tafel ließ sich unachtsam ein Wort entschlüpfen: — "Zizka da? Leugne es, Sklave!" schrie Wenzel rasend. Der Sklave unterstand sich nicht zu leugnen; Wenzel zog sein Schwert, um auf ihn loszurennen, stürzte aber todt zu Boden: das war der letzte Topf,

[1] 25. Mai 1400 (Köhler S. 331).
[2] 1410 (das. S. 336).

den Wenzel zerbrach. Das unglückselige königliche exkaiserliche Phantasma dergestalt selbst zerbrochen.[1] Arme Seele, er kam zu jung zur Kaiserschaft, war ein dünnes heftiges Geschöpf, empfindlich für die Reize und die Schrecken des Erschaffenen und hatte fürchterliche Rhinoceros-Zizka's und unlenksames Hornvieh zu treiben. Er war einer der schlimmsten Kaiser, die je gewesen, — hätte einen viel besseren Opernsänger abgegeben, — und ein trauriger Anblick für Böhmen. Lassen wir ihn dort: er war niemals wirklich Kurfürst von Brandenburg, da er es zeitig abgetreten; hat jenem armen Lande nie ein Leides gethan.

Sigismund ist Kurfürst von Brandenburg, ist aber auch König von Ungarn.

Der wirkliche Kurfürst von Brandenburg diese ganze Zeit über war Sigismund, Wenzel's nächstfolgender Bruder, unter Vetter Jobst's Vormundschaft oder anders; — wirklich und doch imaginair, denn er regierte niemals selber, sondern hatte immer Jobst von Mähren oder sonst wen an seiner Statt dorten. Sigismund hatte, wie oben erwähnt, eine Tochter des Burggrafen Friedrich V. ehelichen sollen, und er selber war, wie auch das Fräulein, mit dieser Anordnung einverstanden. Aber als die Alten todt waren, und Sigismunden eine Königstochter angeboten wurde, brach Sigismund ab und nahm die Königstochter, Tochter des Königs von Ungarn, — nicht ohne Bedauern damals und später, wie man glaubt. Jedenfalls bewährte sich die ungarische Bezauberin als eine Gemahlin von wenig Werth, und eine ungarische Nachfolgerin, die sie hatte, war eine Gemahlin von lockerem Wandel sogar; ungarische Bezauberinnen und ungarische Geschäfte waren nichts weniger als erquicklich für Sigismund.

Was die getäuschte Prinzessin, Burggraf Friedrich's Tochter, betrifft, so haben wir nicht gehört, daß sie was gesagt; sie ward schweigend Nonne, Aebtissin, und blickte durch ein langes Leben, ihre Gedanken für sich behaltend, hinaus auf den lauten Wirbelwind der Dinge, wo Sigismund (am öftersten wie ein imponderabler Lappen von hervorstechender Farbe) schwebte und umhergeschleudert wurde. Auch ihre beiden Brüder, gemeinschaftliche Burggrafen nach des Vaters Tode, scheinen sich ohne Schwierigkeit damit ausgesöhnt zu haben. Der ältere von ihnen war bereits Sigismund's Schwager, mit Sigismund's und Wenzel's Schwester verheirathet, — durch Prädestination, wie wir sagen. Burggraf Johann III. hieß dieser: ein biderber vieljähriger Kriegs- und Geschäftsmann, der viel bei Sigismunden galt; was sich

[1] 30. Juli 1419 (Hormayr VII. 119).

freilich von beiden Brüdern sagen läßt; allezeit, mit- oder nacheinander, eine Art Rechtehand für Sigismund. Friedrich der jüngere Burggraf, und schließlich der Ueberlebende und Erbe (da Johann keinen Sohn hinterließ), ist der berühmte Burggraf Friedrich VI., der letzte und bedeutendste von all den Burggrafen. Ein Mann von hervorragender Wichtigkeit, äußerlich und innerlich, der oberste oder mit unter den alleroberſten von den öffentlichen Charakteren Deutschlands in jener Zeit, — und denkwürdig für die Nachwelt und für diese Geschichte, aus noch anderen Gründen! Doch greifen wir nicht vor.

Sigismund, nur mit Brandenburg apanagirt und an seine erste Liebe, nicht an eine Königstochter, verehelicht, hätte wohl so ziemlich dort zurecht kommen können, — besser als Wenzel mit dem Reich und Böhmen zurecht kam. Aber die trügerische Fortuna warf ihren goldenen Apfel auch nach Sigismunden und er hatte seltsame Sprünge zu machen in der weiten hohen Welt. Sein Schwiegervater starb in Ungarn, Sigismund's erste Gemahlin sein einziges Kind. Der Schwiegervater vermachte Ungarn an Sigismund,[1] der dadurch in ein wunderliches Meer gerieth, zahllose Plagen, Schläge nicht wenige, sich auflud, und hat sich sogar einmal auf ein Boot flüchten und ums liebe Leben nach Constantinopel hinab fahren müssen. In welchem traurigen Abenteuer Burggraf Johann ihn begleitete und gleichsam bei den Haaren herauszog. Diese Unruhen und Abenteuer dauerten viele Jahre, während deren Verlauf Sigismund, indem er allerlei Freunde und Aushülfe versuchte, in den Burggrafen von Nürnberg, Johann und Friedrich, mit ihren Fähigkeiten, Besitzungen und Hülfsquellen, seine hauptsächliche und fast einzige sichere Stütze fand.

Kein Ende der Plagen für Sigismund, noch durch ihn für Brandenburg, aus dieser sublimen ungarischen Erbschaft! Gleich einem fernen fabelhaften goldenen Vließ, das man erst aufsuchen und erobern muß, und das wenig taugt, wenn erobert. Noch ehe er sich auf den Weg machte (A. D. 1387) erkannte Sigismund allzuwohl, daß er werde Geld aufnehmen müssen: eine Operation, mit der er fortan sein Lebtag nicht zu Ende kam. Er verpfändete Brandenburg an Vetter Jobst von Mähren, bekam '20,000 böhmische Gulden', — ich errathe, eine äußerst geringfügige Summe, möchte Dryasdust sie nur übersetzen. Damit fing das Verpfänden für Brandenburg an; wann aber wird ein Ende damit sein? Jobst kam hierdurch zur Zeit auf eignes Recht ins Brandenburger Land, nicht als Hofmeister oder Vor-

[1] 1387 (Sigismund zur Zeit 20 Jahre alt).

mund, welches er bisher gewesen. Ins Brandenburger Land; und von einer Rückzahlung, ihn wieder hinauszuschaffen, war keine Möglichkeit abzusehen.

Vetter Jobst hat Brandenburg in Pfand.

Jobst versuchte Anfangs das Regieren ein wenig; da er aber die Zustände sehr anarchisch fand, verlor er die Hoffnung; verlegte sich darauf, es sich selber leicht zu machen. Verlegte sich in der That darauf, seinen Pfandzettel zu verinteressiren, indem er Krongüter veräußerte, Raub-Baronen gegenüber ein Auge zudrückte und was dem mehr ist, — und ging nach etlichen Jahren heim nach Mähren, Brandenburg sich selber überlassend, unter einem Statthalter (der eher einem hungrigen Gutsvogt glich), den Niemand zu respectiren der Mühe werth hielt. Raubschlösser blüheten, alles Uebrige gerieth in Verfall. Keine Straße, die nicht unsicher war; mancher Schinderhannes mit sechszehn Ahnen, und der sich Edler Herr titulirte, "lebte vom Steigbügel": — wozu sind Hamburger Krämer nutz, als zum Plündern?

Die Städte litten arg; was an Handel sie hatten ging auf die Weise zu Grund. Von Privatfehden nicht zu sprechen, die sich nach Belieben tummelten. Benachbarte Potentaten, der Erzbischof von Magdeburg und Andere, griffen auch nach Discretion zu, wie sie es nachgerade gewohnt worden waren, und 'zwackten' irgend ein bequem gelegenes Stück Territorium ab; oder kamen auf legitimere Weise herüber, um den oder jenen edlen Herrn von der Schinderhannsischen Sorte, an den nicht anders zu gelangen war, auf eigene Faust zu bestrafen, wenn er es zu toll trieb. 'Heerden von sechshundert Schweinen' habe ich (mittelst Lesens in jenen alten Büchern) gewisse Edle, 'von Putlitz' glaube ich, offen treiben sehen, eine Beute des Faustrechts, und habe das kurze quärulirende Grunzen der borstigen Creaturen gehört: "Was nützts überhaupt, ein Schwein zu sein, wenn man auf die Art gestohlen und spitzbübisch zu Schinken gemacht werden soll?" Man fährt zwar fort, Schweine zu ziehen in Brandenburg, aber es geschieht unter solchen Entmuthigungen. Ackerbau, Gewerbe, Wohlbefinden und Wohlthun jeder Art, nicht Aufmunterung ist es, was ihnen hier begegnet. Wenig Länder, vielleicht nicht einmal Irland, haben Schlimmeres zu gewärtigen, wenn nicht Hülfe kommt.[1]

Jobst kam 1398, nach achtjähriger Abwesenheit, zurück; aber Hülfe kam nicht mit Jobst. Der neumärkische Theil von Branden-

[1] Pauli I. 541—612. Michaelis I. 283—285.

1340.
burg, welcher Bruder Johann's Antheil gewesen, war Sigismunden anheimgefallen, indem Bruder Johann gestorben: aber Sigismund, weit entfernt, alte Pfandscheine mit der Neumark einzulösen, verpfändete die Neumark obendrein, — die zweite Verpfändung Brandenburgs. Verpfändete die Neumark an die Deutschritter 'für 63,000 ungarische Goldgulden' (etwa 200,000 Thaler, denke ich) und gab keinen Theil davon an Jobst; — hatte für sich selbst und seine ungarischen Erfordernisse noch lange nicht genug.

Als Jobst dies sah, und solches Grunzen unrechtmäßig getriebener Schweine hörte, mit wenig Anderem als mißhellige Anblicke und Laute allenthalben, ward ihm das Ding vollends zuwider, und er beschloß es sich vom Hals zu schaffen, wenigstens sein Capital wieder heraus zu bekommen. Nachdem er von den Domainen, was er konnte, leichten Kaufes an Standesleute losgeschlagen, und so, was an Baarschaft unter ihnen war, eingesteckt hatte, übertrug er seinen Pfandschein, oder verpfändete eigentlich selber Brandenburg wieder an den sächsischen Potentaten, einen speculativen Herrn bei Kasse, Markgrafen von Meißen, "Wilhelm der Reiche" genannt; — verpfändete es an Wilhelm den Reichen, — Summe nicht genannt, — und ging heim nach Mähren, um da den Verlauf abzuwarten. Dies ist die dritte Verpfändung Brandenburgs: hoffen wir, daß es eine vierte und letzte geben werde.

Brandenburg in Pfandtrödlerhänden; Ruprecht von der Pfalz ist Kaiser.

Und so wären wir nun an dem Punkte in der Brandenburgischen Geschichte angelangt, da, wenn nicht irgend Hülfe erscheint, Brandenburg nicht lange mehr ein Land bleiben wird, sondern entweder zersplittert und an den Rand anderer Länder, wo einige Regierung herrscht, angesteckt werden, oder wieder veröden und den Auerochsen und wilden Bären anheimfallen muß.

Wer nun eigentlich Kurfürst von Brandenburg sei, wäre eine Frage: "Ich, ganz ohne Frage!" würde Sigismund mit Erstaunen antworten. "Sachte, Ungarische Majestät", denkt Jobst: "möchte es nicht, bis mein Geld erstattet ist, wohl Jemand Anders sein?" Die Frage hat Interesse: die Kurfürsten sind eben (A. D. 1400) dabei, Wenzel abzusetzen; müssen irgend einen bessern Kaiser wählen. Sollten sie einen andern Sproß aus dem Hause Luxemburg brauchen, einen reifen alten Sechsziger, voller Anschläge, Plausibilitäten, Prätensionen, — dann ist Jobst ihr Mann. Jobst und Sigismund stimmten darin überein, daß Wenzel zu beseitigen sei; wenigstens stimmte Sigis-

mund klar dafür und Jobst sagte nichts dagegen: aber die Kurfürsten hatten nicht Jobst zum Nachfolger ersehen. Nach einigem Stolpern bestimmten sie Ruprecht von der Pfalz zum Kaiser.

Ruprecht von der Pfalz bewährte sich als ein sehr respectabler Kaiser; hielt zehn Jahre (1400—1410) vor, mit Ehren für sich und das Reich. Stark an Herz, stark an Kopf, aber kurz an Mitteln. Er bestrafte kleinere Aufständische mit Nachdruck, konnte die mailändischen Visconti, die sich mittelst Geldes an Wenzel so hoch hinauf genistet hatten, nicht herab bringen; konnte das Schisma in der Kirche (doppelten oder dreifachen Papst, Römisch-Avignonische Händel) nicht heilen oder das Reich aufwecken zu einem Bewußtsein seiner alten Würde und seines jetzigen lockeren Zustandes. In den seitherigen lockeren Zeiten, wie die alten Schriftsteller bemerken,[1] hatten die mehrsten Reichsstände, kleinere Fürsten sogar und Städte nach eigener Selbstständigkeit getrachtet, und es war ihnen nun mehr als Alles darum zu thun, souverain in ihren Territorien zu werden. Und Schilter meldet, es sei zu diesem Zeitpunkt gewesen, daß die meisten von ihnen solch unheilsames Werk zu Wege brachten; indem Ruprecht allein, mit dem besten Willen, nicht im Stande war, es zu wehren. Das Volk nannte ihn "Ruprecht Klemm", wegen seines strengen Verfahrens; welcher nicht aus Haß, sondern theilweise in satirischer Wohlgeneigtheit gegebene Spottname an sich eine Art Geschichte ist. Von Reichsgeschichtsschreibern verdient er ehrenhafte bedauernsvolle Erwähnung.

Er hatte eine Schwester Burggraf Friedrich's zur Kaiserin, welcher, außer durch ihr Grab zu Heidelberg, uns unbekannten hohen Frau wir um ihres Bruders willen gedenken. Kaiser Ruprecht, — Urenkel jenes Kurpfälzers, der Kaiser Ludwig's älterer Bruder war, — ist der Gipfelpunkt der Pfalzkurfürsten, der Höchste, den Heidelberg hervorgebracht. Stammvater jener berühmten protestantischen "Pfälzer", unter all den in diesen jüngeren Jahrhunderten regierenden Pfälzern. Stammvater der jetzigen bayrischen Majestät, indem Kaiser Ludwig's Geschlecht ausgestorben. Stammvater des unglücklichen Winterkönigs, Friedrich, König von Böhmen, den die englische Geschichte nur zu gut kennt; — auch Stammvater Karl's XII. von Schweden, ein in seiner Art ihm sehr zu Ehren gereichendes Factum. Ein Factum, das unstreitig: ein nachgeborner Sohn Pfalz-Zweibrückens, unmittelbar von Ruprecht abstammend, ging in seiner Soldatenprofession nach Schweden, that sich hervor als Soldat, hatte eine Schwester des großen Gustav Adolph zur Frau

[1] Köhler S. 334, der Schilter anführt.

und mit ihr einen bekannten Sohn, Karl Gustav (Christine's Vetter), der als König succedirte, welcher wiederum einen Enkel hatte, geschaffen in seinem Ebenbild, nur mit noch mehr Eisen in seiner Mischung. — Genug nun von Ruprecht Klemm, der im Jahre 1410 starb und das Reich abermals erledigt ließ.

Ruprecht's Bestattung ist kaum vollzogen, als drüben in Preußen, in der fernen Memelschen Gegend, an einem Ort, der Tannenberg heißt, wo man noch jetzt 'einen Kirchhof sieht', wenn auch nicht viel mehr, die Deutschritter unerwarteter Weise eine furchtbare Niederlage erlitten: der Ausgang ihrer lange stehenden polnischen vielfältigen Streitigkeiten und das Ende ihrer hohen Bahnen in dieser Welt. Ein ruinirtes, so gut wie ruinirtes Deutschritterthum fortan. Kaiser Ruprecht starb am 18. Mai, und am 15. Juli, innerhalb zweier Monate, ward jene furchtbare "Schlacht von Tannenberg" geschlagen. — Polen und der Polenkönig, mit einem Gesindel von rohen Tartaren und aufständigen Preußen contra das Deutschritterthum, Alle in hochgespannter Wuth gegen einander, indeß die Elemente selber, 'Gewitter, Sturm und Regenfluthen', den Chorus dazu bei der Gelegenheit aufführten.[1] Die Ritter fochten löwenmäßig, aber mit unzulänglicher strategischer und sonstiger Weisheit, und es brachte sie zum Rasen, ihren Stolz von solchem Gesindel in den Koth getreten zu sehen. Das erledigte Reich konnte sich nicht im Mindesten um sie bekümmern und auch wir können es nicht weiter für jetzt.

Sigismund, mit Widerstreit, wird Kaiser.

Jobst und Sigismund waren Mitbewerber um die Kaiserkrone; Wenzel trat ebenfalls mit Ansprüchen auf Wiedereinsetzung dazwischen: das Haus Luxemburg entzweit mit sich selbst. Als Wenzel fand, daß an seine Wiedereinsetzung nicht zu denken, warf er, was an Gewicht er hatte, in Vetter Jobst's Wagschaale, ärgerlich gedenkend, wie Bruder Sigismund bei der Absetzungsgeschichte vor zehn Jahren gestimmt. Der Streit war heftig und drohete lange anzuhalten. Jobst, obschon er seinen Pfandbrief übertragen hatte, behauptete er sei Kurfürst von Brandenburg und stimmte als solcher für sich. Ein Gleiches, mit noch lauterer Betonung, that Sigismund, oder Burggraf Friedrich in seinem Namen. "Sigismund, sicherlich, ist Kur-Brandenburg, wennschon verpfändet!" argumentirte Friedrich, — und ich errathe fast, wiewohl dies nicht gesagt wird, producirte

[1] Voigt VII. 82. Büsching: Erdbeschreibung (Hamburg 1770) II. 1038.

1411.

im Verlauf des Handels aus der eigenen Tasche das wirkliche Geld für Jobst, um seine Brandenburgischen Prätensionen zu endigen.

Beide wurden gewählt (die Majorität so bestritten) und der alte, damals über siebzigjährige Jobst hätte ihnen wohl noch viel zu schaffen machen können: aber zum Glück starb er in drei Monaten [1] und Sigismund stand ohne Widerspruch da. Jobst war der Sohn von Maultäsche's Nullität; auch von ihm war sie, auf eine unwillkürliche Weise, die Ursache. Er hat zu seiner Zeit viel Lärm in der Welt gemacht, aber wenig oder nichts Tüchtiges darin gethan. 'Er galt für einen großen Mann', sagt ein satirischer alter Chronist, 'und es war doch nichts Großes an ihm als der Bart.'

'Daß aber Sigismund unter den Kurfürsten eine Partei 'und so guten Erfolg hatte', sagt Köhler; 'verursachte die große 'und treugeflissenste Mühe und Sorgfalt gedachten Burggraf 'Friedrich's von Nürnberg, welcher sich äußerst angelegen sein 'ließ, Kaiser Sigismunden zum Reich zu befördern, und vor'stellte, daß sich Sigismund und Wenzel künftig am besten ver'tragen würden, und daß Sigismund wegen seiner großen Erb'lande' (Ungarn, Brandenburg u. s. w.) 'nicht Ursach haben 'würde, auf die Reichszölle und andere kaiserliche Einkünfte so 'genau zu sehen. Dieser Friedrich war auch nach der so streitig 'abgelaufenen Kaiserwahl Kaiser Sigismund's beste Stütze in 'Deutschland, ja fast seine rechte Hand, durch den er alles ver'richten mußte.' [2]

Sigismund ist also Kaiser, trotz Wenzel'n. König von Ungarn, nach unerhörten Unruhen und Abenteuern, die vor ein paar Jahren in einer Art von Frieden und Eroberung geendet, war er schon lange. König von Böhmen ward er zuletzt auch, indem er den kinderlosen Wenzel überlebte. Kaiser des heiligen römischen Reichs und noch sonst so Vieles: ist nicht Sigismund jetzt ein großer Mann? Wohl ist der Webstuhl, an dem er wirkt in dieser Welt, sehr groß. Aber der Weber war von hastiger, hochauftretender, lockerer Natur, und Beides, Zettel und Einschlag, waren in ein schreckliches Gewirre gerathen!

Es ist dies der Kaiser Sigismund, der das Concil von Kostnitz gehalten und 'sichtbar erröthete' als Huß, mit dem Tode vor sich, des sichern Geleitsbriefs erwähnte, der so beobachtet wurde.[3] Sigismund erröthete, konnte aber die Sache nicht bequem ändern

[1] 'Jodocus Barbatus' 21. Juli 1411.
[2] Köhler S. 337.
[3] 15. Juni 1415.

— da ihm gerade so Vielerlei auf dem Halse lag, was beständig sein Fall ist und war. Ein immerwährend hoffender, nie rastender, erfolgloser, eitler und leerer Kaiser. Speciös, speculativ, der Beredsamkeit, Diplomatie und den windigen, statt den soliden Künsten ergeben, — und immer schlecht bei Gelde. Er zog umher und sprach beredt, — hoch zielend und gewöhnlich fehlschießend: — wie er auf die Eroberung von Ungarn ausgezogen und statt dessen mit ein paar Begleitern sehr privatim die Donau hinabgleiten und Zuflucht beim Großtürken hat nehmen müssen: dies haben wir bereits gesehen und dies ist überhaupt ein Emblem von ihm. Ungarn und sogar das Reich sind endlich sein geworden, haben ihm aber geringen Sieg von irgend einer Art gebracht, und anstatt baaren Geldes Schulden über Schulden. Seine Majestät hat kein Geld und Seiner Majestät Erfordernisse benöthigen dessen immer mehr.

Er hält nun (A. D. 1414) dies Concil zu Kostnitz um die Kirche zu heilen, die krank ist an drei simultanen Päpsten und noch sonst Vielem. Er findet die Aufgabe schwierig, findet daß er eilends nach Spanien muß, um einen widerspenstigen Papst zu überreden, wenn Beredsamkeit es thun kann (wie sie es nicht kann): all Das erheischt Geld, Geld. Bei Eröffnung des Concils "verlas er das Evangelium im Habit eines Diaconi", [1] obschon Kaiser und römischer König. Folgende Stelle aus seiner Eröffnungsrede aber ist wessen ich mich von dort am besten über ihn erinnere: "Hochwürdigste Väter, date operam ut illa nefanda schisma eradicetur", ruft Sigismund aus, eifrig, daß man fertig werde mit dem böhmischen Schisma, — welches er für weiblich hält. Als hierauf ein Cardinal ihn sanft erinnerte: „Domine, schisma est generis neutris (Schisma ist sächlich, Ew. Majestät)", — erwiederte Sigismund stolz: „Ego sum Rex Romanus et super grammaticam (Ich bin römischer König und stehe über der Grammatik)!" [2] Weshalb ich ihn in meinen Notizen Sigismund super grammaticam heiße, zur leichtern Unterscheidung in dem allgemeinen Kaiserwirrwarr.

Brandenburg zum letzten Mal verpfändet.

Auf welche Weise Jobst's Pfandzettel geordnet worden ist, habe ich nie recht erfahren können, kann aber errathen, daß Burggraf Friedrich in der oben angedeuteten Verlegenheit das Geld vorgeschossen oder nachher an Jobst's Erben, wer diese immer sein mochten, ausgezahlt habe. Soviel steht fest: Burg-

[1] 25. Dezember 1414 (Köhler S. 340).
[2] Wolfgang Mentzel: Geschichte der Deutschen I. 477.

graf Friedrich hält bereits drei Jahre (seit dem 8. Juli 1411) Sigismund's Schuldbrief über 'zu verschiedenen Malen entliehenen 100,000 Gulden', und hat gleichfalls das Kurfürstenthum Brandenburg zum Unterpfand für diese Summe und administrirt selber besagtes Kurfürstenthum bis zur Rückzahlung. Das ist die wichtige Neuigkeit; aber das ist noch nicht Alles.

Die neue Reise nach Spanien erfordert neue Gelder; dies Concil an sich schon, mit dem Pomp, wie ihn Sigismund beliebte, hat ihm unendliches Geld gekostet. Brandenburg, zerrüttet in der Weise wie wir gesehen, ist ein leidiger Gegenstand, und außer dem Titel davon, als Schmuckfeder im Hut, nichts nutz für Sigismund. Und er ist noch immer schlecht bei Gelde, und wird es immerwährend sein. Warum könnte er nicht Brandenburg ganz und gar aufgeben, da er, statt abzuzahlen, doch nur neue Schulden bei Burggraf Friedrich macht, und die Hoffnung, jemals abzuzahlen, purer Wahnsinn wäre! Sigismund trägt auch diese trüben Gedanken, mitten in seinen diplomatischen Weltangelegenheiten und Versuchen, die Kirche zu heilen, mit sich herum. "Verpfändet für 100,000 Gulden", ruminirt Sigismund traurig, "und noch 50,000 dazu seitdem nach und nach geborgt, und noch immer mehr nöthig, namentlich für diese wichtige spanische Reise!" so lauteten Sigismund's trübe Gedanken: — "Schießt mir, in einer runden Summe, noch 250,000 Gulden vor", spricht er zu Burggraf Friedrich, "noch 250,000 Gulden für meine vielerlei Bedürfnisse bei jetziger Zeit, — das wäre dann alles zusammen 400,000,[1] — und nehmt das Kurfürstenthum Brandenburg zu eurem Eigenthum, Land, Titel, souveraine Kurfürstenwürde und Alles, daß ich es quitt werde!" So ward es abgeschlossen in Sigismund's Gemach zu Kostnitz, am 30. April 1415, unterschrieben, besiegelt und bestätigt und das Geld ausbezahlt. Ein sehr denkwürdiges Ereigniß in der Geschichte, virtualiter vollzogen am genannten Tage.

Die Ceremonie der Investitur fand erst zwei Jahre später statt, nachdem die spanische Reise sich fruchtlos erwiesen, nachdem so manches andere Fruchtlose gekommen und verschwunden war, und Kaiser und Concil vermuthlich mehr Muße für dergleichen Dinge hatten. Vollzogen ward sie endlich, von Kaiser Sigismund in äußerster Gala, unterstützt von den Großen des Reichs, während die erhabenen Mitglieder des Concils und die Welt überhaupt zuschauten, auf dem großen Marktplatz zu Kostnitz am 17. April 1417; — ist beschrieben zu finden in Rentsch, aus Naucleruz und den weiland Neuigkeitskrämern der Zeit.

[1] Rentsch S. 75, 357.

17. April 1417.

Sehr grandios: viele Aufzüge zu Pferde unter Trompetenstoß und Fanfare; viel zierliches Hinknien, zierliches Aufstehen, Rücklingsschreiten (vom Kurfürsten 'zierlich' gethan); freigebiger Aufwand an Tuch und Pomp; kurz, 'über 100,000 Leute sahen zu von Dächern und Fenstern',[1] und Kaiser Sigismund in all seiner Herrlichkeit. Sigismund saß auf einem hohen Altan im Marktplatz, mit hinan- und hinabführenden Treppen; der erlauchte Kaiser, roth wie ein Flamingo, 'in Scharlachmantel und goldener Krone', — eine Lust für die Augen der simplen Menschheit.

Wieviel in neuerem Geld, in wirklicher Kaufkraft, diese '400,000 ungarische Goldgulden' eigentlich seien, danach habe ich mich an passenden Stellen vergebens erkundigt, und es ist wahrscheinlich, es weiß es Niemand genau. Der späteste vorhandene Vertreter des alten Goldguldens ist der Dukaten. Nach dem Fuße von diesem wäre der Betrag etwa eine und eineviertel Million Thaler und der Leser kann sich dessen als eine Gedächtnißnotiz von dem Kaufschilling von Brandenburg mit all seinen Landen, Ehren und Gerechtsamen bedienen, — indem er die Summe noch mit etwa vier oder sechs multiplicirt, um deren Kraftwerth in heutigem Geld herzustellen. Spottwohlfeil freilich, in Betracht von Größe und Fähigkeit; aber im wüstesten Zustande, voll Meuterei, Gewaltsamkeit, Anarchie und Straßenraub; ein Kauf, der einem Andern, als Burggraf Friedrich, hätte theuer genug zu stehen kommen können.

Jedoch auf alle Fälle hat das sterbenskranke Brandenburg dergestalt seinen hohenzollerischen Kurfürsten bekommen und begann eine neue ungeahnte Laufbahn; — und wir können nun, von Herzen gern, Sigismund und die Reichsgeschichte verlassen; können Sigismund sich selbst überlassen, zu sinken oder zu schwimmen, wie er mag fortan. Seine große Lebensthat, das Wunder seines Zeitalters, war eben dieses Concil von Kostnitz, welches durchaus fehlschlug, eines der größten W i n d e i e r, die je in dieser Welt mit Geräusch und Mühe gelegt worden. Zweimal Hunderttausend, für die Quintessenz der Intelligenz und Würde Europas gehaltene und sich haltende menschliche Geschöpfe; zweimal Hunderttausend, ja Andere, indem sie das niederere Gesinde und zahlreiche weibliche Gesindel mitzählen, sagen viermal Hunderttausend, — thaten sich in jenem Schweizerstädtchen zusammen; und da, als eine Kirchenversammlung, oder feierlich-destillirte Quintessenz aller frommen Intelligenz und Tapferkeit, die in der Welt aufzutreiben war, arbeiteten sie sich mit aller ihrer

[1] Pauli: A l l g e m e i n e P r e u ß i s c h e S t a a t s g e s c h i c h t e II. 74. — Rentsch S. 76—78.

1417. auserlesenen Kraft ab, vier Jahre lang. Das war das kostnitzer Concil. Und außer dieser Uebertragung Brandenburgs an Friedrich von Hohenzollern, welche aus besagtem Concil ganz entgegengesetzten unwillkürlichen Weges resultirt, ist nicht einzusehen, was für gutes Resultat es gehabt.

Allerdings verbrannten sie Huß, aber den Vorgang konnte man nicht heilsam nennen; Sigismunden und dem Concil dünkte er äußerst winzig und geringfügig. Und er entzündete Böhmen, entzündete Rhinoceros-Ziska zu nie geahnter Racheflamme; brachte nichts als Unheil, Schande und Niederlage auf Niederlage über Sigismund und machte ihm für den Rest seines Lebens zu schaffen, wie geringfügig es ihm auch gedäucht hatte. Was anbelangt die erhabenen vierjährigen Berathschlagungen und Debatten dieses Sanhedrins des Universums, — beredte Debatten, gehalten, darf man sagen, unter einem Perrücken-Umfang, wie er nie zuvor oder seitdem dagewesen, — so sind sie gänzlich dem Bereiche Dryasdustes verfallen, und belaufen sich, für die Menschheit gegenwärtig, auf Null plus der Verbrennung Hussens. Im Ganzen ist Burggraf Friedrich's Kurfürstenwürde und der erste Hohenzollern für Brandenburg das eine gute Resultat.

Ade denn dem Sigismund. Lassen wir ihn zu diesem seinen Culminationspunkte, auf dem Marktplatze zu Kostnitz, roth wie ein Flamingo; einen Akt von Wichtigkeit thuend, obwohl unbewußt und gegen seinen Willen. — Zur Gedächtniß-Auffrischung des Lesers füge ich hier eine Uebersicht oder nackte arithmetische Liste jener intercalarischen nicht-habsburgischen Kaiser bei, die, nun da sie ihren ursprünglichen kleinen Dienst geleistet hat, eben so gut gedruckt als verbrannt werden mag.

Die sieben intercalarischen oder nicht-habsburgischen Kaiser.

Rudolf von Habsburg starb A. D. 1291, nach achtzehnjähriger kräftiger Regierung, dem Reich sehr nützlich nach dem anarchischen Interregnum. Auf ihn folgte keiner von seinen Söhnen oder Verwandten, sondern

1. Adolf von Nassau, 1291—1298. Ein rüstiger aber bedürftiger Herr; viel verflochten mit unsers Eduard Langschenkels französischen Projekten: miles stipendiarius Eduardi, wie die Oppositionspartei ihn höhnisch nannte. Erschlagen auf dem Schlachtfeld von dem Gegenkaiser Albrecht, ältester Sohn Rudolph's, der hierauf Kaiser wurde.

Albrecht I. (von Habsburg, Er) 1298—1308. Parricidirt im letzteren Jahre, am Furt der Reuß.

2. (a.) Heinrich VII. von Luxemburg, 1308—1313; vergiftet (1313) im Sacramentswein. Der Erste der Luxemburger, die hier in

ihrer Reihenfolge, durch Beifügung eines alphabetischen Buchstaben, bezeichnet sind.

3. Ludwig der Bayer, 1314—1347. (Herzog von Ober-Bayern; Stammvater der nachmaligen Kurfürsten von Bayern, welche Vettern der pfälzischen Familie sind.)

4. (b.) Karl IV., 1347—1378. Sohn Johann's von Böhmen (Johann Ich-Dien) und Enkel Heinrich's VII. Mit dem Spitznamen: der Pfaffenkaiser. Karlsbald, die goldene Bulle, Schloß Tangermünde.

5. (c.) Wenzel (oder Wenceslaus), 1378—1400, Karl's ältester Sohn; gewählt 1378, sehr jung noch; abgesetzt 1400, da Kaiser Ruprecht succedirte. Blieb König von Böhmen bis an seinen Tod (durch Zizka aus dritter Hand), neunzehen Jahre hernach. War zweiundzwanzig Jahre Kaiser gewesen.

6. Ruprecht von der Pfalz, 1400—1410; Ruprecht Klemm genannt; Schwager Burggrafs Friedrich VI. (nachherigen Kurfürsten Friedrich I.), der nach Italien und sonst häufig mit ihm zog, indeß Johann, der ältere Schwager, damals meistens in Ungarn mit Sigismund, Karl's IV. zweitem Sohne, war.

7. (d.) Sigismund, 1410—1437, Wenzel's jüngerer Bruder, vierter und letzter der Luxemburgischen, siebenter und letzter der intercalarischen Kaiser, verkaufte Brandenburg, nachdem er es dreimal oder öfter verpfändet hatte. Sigismund super Grammaticam.

Super-Grammaticam starb 9. Dezember 1437; hinterließ nur eine Tochter, verehelicht an den damaligen Herzog Albrecht von Oestreich; welcher Albrecht dadurch zum Königthum von Ungarn, als Erbe seiner Gemahlin, und zum Kaiserthum durch Wahl gelangte. Starb alsdann wenige Monate nachher: 'Drei Kronen, Böhmen, Ungarn, das Reich, in jenem einen Jahr, 1438', sagen die alten Geschichtschreiber, 'und hat sie dann das Jahr darauf insgesammt verlassen, für eine vierte dauerhaftere Krone hoffentlich'. Kaiser Albrecht II., 1438—1439: nach welchem Alle Habsburger sind, — ausgenommen, wenn eine Ausnahme es ist, der unglückliche Karl VII. allein (1742—1745), der von Ludwig dem Bayer abstammt.

Drittes Buch.

Die Hohenzollern in Brandenburg.

1412—1713.

Erstes Capitel.

Kurfürst Friedrich I.

Burggraf Friedrich fand bei seiner ersten Ankunft in Brandenburg einen nur sehr kühlen Empfang als Statthalter.[1] Er kam als der Vertreter von Gesetz und Recht, und da waren Viele, die sich seither durch einen gesetzlosen Lebenswandel bereichert hatten. Gewerbe lagen danieder, Gewaltthätigkeit florirte; Raub, Zerrüttung allenthalben; "aus dem Stegreif leben", wie sie es nannten, so viel als Straßenraub in neuerer Sprache, war nur zu üblicher Brauch ritterlicher Herren geworden.

Die Städte, bis auf Haut und Knochen geschunden und geplündert, waren allerdings froh, einen Statthalter zu sehen, und huldigten ihm mit ganzem Herzen. Aber Adel und Junkerthum auf dem platten Lande waren anderen Sinnes. Diese hatten sich in den seitherigen anarchischen Zeiten als eine Art selbstberechtigter Könige gerirt: sie hatten ihre Fehden, führten Krieg, schlossen Frieden, erhoben Zölle, Durchgangsgebühren; trieben es ziemlich nach eigenem Belieben in diesen abgelegenen Landen; — aus ihren Steinthürmen ('Mauern vierzehn Schuh dick') hervorbrechend, um Heerden von '600 Schweinen', um den ersten besten Zug lübischer oder hamburgischer Kaufmannsgüter, für die sie beim Vorbeiziehen nicht zufriedengestellt worden, wegzunehmen. Wozu wären Krämer und Gesindel, das Gewerbe treibt, nütze, als um sich nöthigenfalls plündern zu lassen? Willkürliches Recht, von Seiten dieser edlen Raub-Freiherren! Außerdem war auch viel von dem Krongut den Vornehmsten unter ihnen in die Hände gerathen, — verpfändet (und der Pfandschein abhanden gekommen, so zu sprechen) oder veräußert für was für Lumperei an Baarschaft zu erhalten war

[1] 'Johannistage' (24. Juni) '1412' setzte er zuerst Fuß auf brandenburgischen Boden, mit gehörigem Gefolge, in gehörigem Staat; nur Statthalter vorerst: Pauli I. 594, II. 58; Stenzel Geschichte des Preußischen Staats (Hamburg 1830—1851) I. 167—169.

in den Zeiten von Jodocus und Consorten. Für diese Herren war ein zur Untersuchung gekommener Statthalter keine willkommene Erscheinung. Ein edler Herr von Putlitz, edle Herren von Quitzow, Rochow, Maltitz und Andere, frei schaltend in ihren grasigen Einöden seit lange nun und gewohnt an nichts Größeres als ihre eigenen Personen in Brandenburg, wie sollten sie einem Statthalter gehorsamen?

Dies, mehr oder weniger, war die allgemeine Stimmung unter dem brandenburgischen Junkerthum; nicht von guter Vorbedeutung für Burggraf Friedrich. Aber der Mittelpunkt der Aufsätzigkeit schien unter den genannten Quitzow's, Putlitzen zu sein, mächtigen Junkern im priegnitzischen Bezirk, im Land der trägen Havel, zehn oder acht Meilen nordwestlich von Berlin. Von diesen verweigerten Viele die Huldigung; sagten, sie wären "mit Böhmen einverleibt", sagten dies und jenes; sehr ungeneigt zum Huldigen, und wollten es mit Nichten thun. Störrige, mürrische Gesellen, sehr mangelhaft in Erkenntniß von dem, was über ihnen ist und was nicht: — eine dickhäutige Race, die Leiber in Leder gekleidet, den Geist ebenfalls eingehäust in schlimme Gewöhnungen von langer Dauer.

Friedrich war sehr geduldig mit ihnen, hoffte mit gelindem Verfahren auszukommen. Er 'lud sie an seine Tafel'; 'hatte sie oft bei sich zur Tafel, ein Jahr lang und drüber': kam aber nicht vom Fleck mit ihnen auf die Weise. "Was ist der, den man uns da als Herrscher hergesetzt hat?" sagten die edlen Herren unter sich: "Ein nürnberger Tand", sagten sie, dickhäutig grinsend: "Und wenn es auch ein ganzes Jahr hindurch Burggrafen regnete, es soll doch keiner hier zu Lande aufkommen", und fuhren fort mit ihren Fehden, Zollerhebungen, Plünderungen und übrigen Contumazien.

Als er sah, daß die Dinge so standen, nachdem er über ein Jahr gewartet, sammelte Burggraf Friedrich seine fränkischen Kriegsmannen, verbündete sich im Stillen mit den benachbarten Potentaten, Thüringen und Anderen, verschaffte sich einige Munition und schweres Geschütz, — namentlich eine große Büchse, die größte, die man noch gesehen, "einen Vierundzwanzig-Pfünder", nichts Geringeres; welchem enormen Stück die Vorspannbauern, die es mit Schwierigkeit über die lehmigten Wege schleiften, den Namen Faule Grete gaben; ein merkwürdiges Stück Geschütz. Die Faule Grete hatte er von dem Landgrafen von Thüringen bekommen, geborgt blos; aber er machte sie sich vortrefflich zu Nutze. Ich habe mich oft nach den nachmaligen Schicksalen der Faulen Grete erkundigt, habe aber niemals was Ge-

wisses darüber erfahren können: — der deutsche Dryasdust ist leider ein gar dämischer Gesell und führt selten etwas Menschliches mit sich in seinen vielen schweren Felleisen! —

Solchermaßen ausgerüstet marschirt Burggraf Friedrich (er war noch nicht Kurfürst, sollte es erst werden) nach dem Land der Havel (frühe im Jahre 1414),[1] erscheint vor Quitzow's starker Burg Friesack, Mauern vierzehn Schuh dick: "Ihr Dietrich von Quitzow, seid Ihr bereit, von nun an als ein friedsamer Unterthan zu leben, den Gesetzen und mir Huldigung zu leisten?" — "Nimmermehr!" antwortet Quitzow und sperrt seine Zugbrücke auf. Da öffnete die Faule Grete ihr Feuer auf ihn, die Faule Grete und anderes Geschütz, und im Verlauf von etwa achtundvierzig Stunden stiebte Quitzow's unbezwingliches Friesack ihm um die Ohren. Dies war im Februarmonat 1414, der Tag ist nicht angegeben: Friesack hieß die unbezwingliche Burg (von der noch Spuren zu sehen sind) und sie sollte jedem Preußen denkwürdig und ehrwürdig sein. Burggraf Friedrich VI., noch nicht völlig Kurfürst Friedrich I. geworden, was er aber in Jahresfrist werden soll, Er, eigenpersönlich, war der wohlthätige Operateur; die Faule Grete und standhafte menschliche Einsicht, das waren offenbar die Hauptinstrumente dabei.

Als Quitzow abgefertigt, — denn das Land ist militairisch besetzt von Friedrich und seinen Verbündeten, und außer hinter festen Mauern kann kein Mensch an Widerstand denken, — ward stracks Putlitz oder sonst ein Aufständiger mit gesperrter Zugbrücke, beschossen und seine Zugbrücke schlapp ins Ebene gebracht. Solchermaßen ward in unglaublich kurzer Frist die Meuterei gedämpft und es wurde edlen Herren und allermänniglich einleuchtend, daß hier endlich ein Mann gekommen, der die Gesetze wieder beobachtet wissen wollte und Meuterei zu unterdrücken stark genug und Willens war.

Friedrich zeigte keine Grausamkeit. Im Gegentheil, die Meuterei einmal gelegt und ein wenig bereuet, so ist er bereit, wieder euer gnädiger Fürst zu sein: Billigkeit und den geselligen Humpen, oder unerbittlicher Krieg und die Faule Grete, die Wahl steht bei euch. Brandenburg unterwarf sich, ist kaum je mehr aufständig gewesen. Brandenburg, unter dem weisen Kurfürsten, den es erhalten, fängt ein wenig an wieder kosmisch zu werden oder zum Gebiet der Götter zu gehören; hört auf chaotisch und bloßer Raufboden der Teufel zu sein.

[1] Michaelis I. 287. Stenzel I. 168 (wo, wider Gewohnheit, ein oder zwei unerhebliche Irrthümer sind). Pauli (II. 58) ist wie gewöhnlich ganz verwässert.

Es ist kein Zweifel, daß auch dieser Friedrich, wie sein Ahne Friedrich III., der erste Erbburggraf, ein patriotischer deutscher Mann war, dessen Wichtigkeit in allen deutschen Dingen seiner Zeit in die Augen fällt. Ein Mann, der auf keine besondere Seelengröße, Fähigkeit oder Heldenhaftigkeit Anspruch machte, aber unbewußt viel an den Tag legte, was nachgerade allgemeine Anerkennung gewann. Als Reichshauptmann unter Kaiser Sigismund, in dessen Unternehmungen gegen Zizka, glänzte er nicht sehr; im Gegentheil präsidirte er einmal übers andere über gewaltige Niederlage und Flucht in besagter Eigenschaft, und hatte freilich vergebens vorgestellt, wie mit einer solchen Art von Landwehr Sieg unmöglich sei. Er machte Vorstellungen und abermals Vorstellungen, umsonst; darauf legte er die Stelle nieder, in welcher es Anderen nicht besser erging.[1]

Man wollte ihn in seinen alten Tagen zum Kaiser wählen, aber er schlug auch das weislich aus. In Brandenburg, durch das was er schweigend dort gegründet, war es, daß er sich hauptsächlich verdient um Deutschland und die Menschheit gemacht hat. Er verstand die edle Kunst, Menschen zu regieren; besaß die hierzu nöthige Gerechtigkeit, Klarheit, Tapferkeit und Geduld. Ein Mann von bewährter Rechtlichkeit unter Anderem. Welches in der That das allererste Erforderniß in besagter Kunst ist: — willst du deine Gesetze ohne Meuterei gehorsamt wissen, so sieh wohl zu, daß sie auch Stücke von Gottes des Allmächtigen Gesetz seien: sonst vermag alles Geschütz in der Welt nicht, die Meuterei niederzuhalten.

Friedrich 'reiste viel in Brandenburg umher', Alles mit eigenen Augen besichtigend, — unzählige krumme Dinge eben machend, kann ich mir wohl denken. Mehr und mehr jenen ausgehungerten Hundestall von einem Brandenburg zu einem fruchtbaren Ackerfeld umschaffend. Die Bildnisse von ihm stellen einen mild aussehenden rüstigen Herrn mit quadratförmigem Kopf und einem gewissen Zwinkern von Lustigkeit in seinen ernsten Augen dar. Außer in jenen Hussitenkriegen für Kaiser Sigismund und das Reich, worin kein Mensch gedeihen konnte, kann man ihn als beständig gedeihlich definiren. Für Brandenburg war er ganz eigentlich der Segen alles Segens, Erlösung aus dem Tod zum Leben. In den Trümmern jener uralten, von der Faulen Grete zusammengeschossenen Burg Friesack dürfte die Alterthumskunde (wenn sie Augen hätte) die Hauptwurzel der preußischen Nation suchen und den Anfang von all Dem, zu was Brandenburg seitdem emporgewachsen unter der Sonne.

[1] Hormayr: Oesterreichischer Plutarch VII. 109—158. §. Zizka.

Friedrich hat, in einer oder der anderen Eigenschaft, an die dreißig Jahre über Brandenburg gewaltet. Er kam zu allererst im Jahre 1411 dahin, ward nicht völlig Kurfürst in seiner eigenen Person bis 1415, und nicht öffentlich installirt 'mit 100,000 von Fenstern und Dächern herab zuschauend' zu Kostnitz dort, bis 1417, — in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahr ungefähr. Seine brandenburgische Residenz, wenn er gerade Muße hatte zu residiren und still zu sitzen, war Tangermünde, das Schloß, das Kaiser Karl IV. gebaut. Er starb daselbst, 21. September 1440, beladen ziemlich mit Jahren und besser noch mit Erinnerungen vollbrachter schwerer Arbeit. Rentsch erräth mittelst guter Schlüsse, er sei um 1372 geboren. Er ist, nach meiner Zählung, der siebente in Abkunft von jenem Conrad, Burggraf Conrad I., dem nachgeborenen Hohenzollern, der von der Rauhen Alb herabstieg und Dienst beim Kaiser Rothbart suchte vor mehr als zweihundert Jahren: Conrad's Generation und sechs andere waren nacheinander vom Weltschauplatz auf die allezeit so mysteriöse Weise verschwunden und hatten die Bühne geräumt, als Friedrich der sechste Burggraf erster Kurfürst wurde. Laßt erst drei Jahrhunderte, laßt zwölf Generationen ferner kommen und vorübergehen, dann wird ein anderer noch denkwürdigerer Friedrich da sein, — unser kleine Fritz, bestimmt dritter König von Preußen zu werden, officiell Friedrich II. und volksthümlich Friedrich der Große genannt. Dieser erste Kurfürst ist sein Stammvater in gerader Linie, im zwölften Grade aufwärts.[1]

Zweites Capitel.

Matinées du Roi de Prusse.

Elf Kurfürsten folgten nach einander auf diesen Friedrich in Brandenburg. Von denen und ihrer Geburt, ihrem Tod, ihren Kriegen, Heirathen, Unterhandlungen und dem beständigen, vielfachen Strom von kleineren oder größeren Begegnissen, viel geschrieben worden ist, das von langweiliger confuser Natur, und wovon das Wenigste hier wiederholt werden darf. Eine Liste ihrer Namen, mit was etwa von erinnerlichen menschlichen Zügen

[1] Rentsch S. 349—372. Hübner T. 176.

und Begebenheiten noch in ihnen zu uns spricht, müssen wir zu geben versuchen. Ihre Namen, richtig datirt, mit solchen Thaten, Umständen oder Lebensphasen, als auf die Weise in des Lesers Gedächtniß daran haften bleiben dürften, mag der Leser, jeden an seine Stelle, in die große Strömung europäischer Begebenheiten, oder in was für Bild der Leser davon haben mag, einreihen. Hierdurch, mit einigem Fleiß, kann er sich eine schwache dämmerige Vorstellung vom Flug der Zeit im fernen Brandenburg verschaffen, — kann sich überzeugen, daß das ferne Brandenburg die ganze Zeit über da war, lebendig in seiner Art und, stumm oder sonstwie, theilnehmend am Verlauf des großen Weltdramas.

Im Allgemeinen haben wir zu bemerken, daß die Geschichte von Brandenburg unter den Hohenzollern wenig enthält, das eine gewöhnliche Neugier reizen, obschon vielleicht sehr viel, das eine intelligente anziehen dürfte. Hätte sie gehörig intelligente Behandlung gefunden; — doch wie konnte sie, glücklicher als ihre Nachbarn, das hoffen? Der platte Dryasdust und die voluminöse Stupidität, hier nicht schlimmer als anderswo, spielen ihre Rolle.

Es ist die Geschichte eines Staates oder einer socialen Lebenskraft, heranwachsend von Kleinem zu Großem; stetig wachsend hinfort unter Leitung: und der Abstich zwischen Leitung und Nichtleitung oder Mißleitung in solchen Dingen, findet hier einmal wieder einen eindringlichen Beleg. Daß das Factum so ist, sieht man wohl ein, und die Einzeldinge wären allerdings von Belang, wären sie uns gegeben: aber sie sind es nicht; — wie könnte voluminöse Stupidität sie geben? Und dann hinwiederum ist das Phänomen eine lange Zeit in einem so kleinen Maßstab, ohne alle Wichtigkeit in der europäischen Politik und den europäischen Dingen, daß der platte Historiker, indem er im großen Maßstab darüber schreibt, unlesbar und unerträglich wird. Zeuge, ein hochtrabender Pauli, unser fatale Freund, mit seinen acht wässrigen Quartbänden, denen Götter und Menschen, wenn nicht anders gezwungen, aus dem Wege zu gehen gelernt haben![1] Das Phänomen Brandenburgs ist klein, fernliegend, und die wesentlichen Umstände, allzufein für Dryasdust's Auge, fehlen meistens, tief ertränkt in Einzelheiten des Unwesentlichen. So daß wir, meine Leser und ich, uns gern begnügen wollen, bei dieser Gelegenheit einen fernen Standpunkt einzunehmen.

[1] Dr. Carl Friedrich Pauli: Allgemeine Preußische Staats-Geschichte, oft genug hier angeführt.

1440. Da ist aber noch ein Punkt, worüber ich den Leser verwarnen muß. Ein Fels der Aergerniß, an dem er, falls er unbedacht dagegen anrennen sollte, meines Erachtens scheitern muß, wenigstens kann ihm keine Hülfe von mir was nützen, so lang er sich nicht wieder davon losgemacht. Ach, es muß ja Aergerniß kommen, und muß dastehen gleich einem Fels der Aergerniß, Vielen zum Schiffbruch! Der neuere Dryasdust, die geheimnißvollen Wege der göttlichen Vorsehung in diesem Universum auslegend, oder Geschichte schreibend, wie er es nennt, hat den besten Interessen der Menschheit unberechenbaren Schaden zugefügt. Der unglückselige gottlose Dummkopf, der er ist, getrieben und treibend auf Bahnen, die nur abwärts führen, für ihn und für uns! Aber man könnte ihm noch Alles vergeben im Vergleich mit dieser Doctrin der Teufel, die er ziemlich allgemein unter seinen unglücklichen Mitgeschöpfen geltend zu machen zur Zeit bewerkstelligt hat! — Ich muß folgendes Citat hier einrücken, Leser errathen von welchem Autor:

'In einem unverschämten Pamphlet, geschmiedet ich weiß nicht von 'wem, und publicirt 1766 unter dem Titel: Matinées du Roi 'de Prusse, die sich für "Morgenunterhaltungen" Friedrich's des 'Großen mit seinem Neffen, dem Erbprinzen, ausgeben, deren jede Zeile, 'für einen Leser, der die mindeste unmittelbare oder wirksame Forschung 'über Friedrich oder seine Art und Weise oder Dinge gemacht hat, sich 'als falsch und unecht verräth, — ist es als Exordium zu diesen vor'geblichen königlichen Geständnissen hingestellt, daß "notre maison", 'unsere Familie Hohenzollern, von ihrem ersten Ursprung in den schwä'bischen Gebirgen, oder seit ihrem ersten Herabsteigen von dort zur Burg 'und kaiserlichen Verweserschaft von Nürnberg, vor mehr als sechshundert 'Jahren, consequent Einen Weg verfolgt habe und zwar einen sehr merk'würdigen. "Wir, wie ich, der königliche Friedrich, noch immer thue, 'sind", nämlich, "diese ganze Zeit hindurch auf dem Wege des gewand'ten Machiavelismus verfahren, als geschickte Spieler in den Geschäften 'dieser Welt, emsige Einsammler der Güter dieser Welt, und, mit einem 'Wort, als andächtige Verehrer Beelzebubs, des großen Ordners und 'Belohners der Sterblichen hienieden. Welchen Glauben wir, die Hohen'zollern, befunden haben, und ich noch immer befinde als den wahren; 'lerne auch Du ihn, mein gescheidter Neffe, und mögen alle Menschen 'ihn lernen. Durch stetiges Daranfesthalten und Wirken in diesem Geiste 'früh und spät haben wir es so weit gebracht, wie du siehst; — und 'werden es auch noch weiter bringen, so Beelzebub will, der im All'gemeinen gnädig ist denjenigen, die ihm recht dienen." Das ist die 'Doctrin dieses unverschämten Pamphlets; wovon "Original-Manu'scripte" noch von simplen Leuten gekauft werden, und mir alsdann edel'müthig, zu drei verschiedenen Malen, beinahe umsonst, als eine unschätz'bare Curiosität angeboten worden sind; wovon eine neue gedruckte Auf-

'lage, wohl die fünfte, noch vor wenigen Jahren erschienen ist. Simple 'Leute betrachten es als ein curioses und interessantes Document, etwas 'zweideutig in seinem Ursprung vielleicht, aber vermuthlich echt im Wesent- 'lichen, und unerwartetes Licht werfend auf den Charakter Friedrich's, 'den die Menschen den Großen nennen. Welches neuen Lichtes sie einen 'verdienstlichen Redacteur gern theilhaftig werden ließen.

'Wer dies Pamphlet geschrieben, weiß ich nicht, und bin zu rathen 'nicht in der Lage. Eine gewisse schnippische Lebendigkeit (sehr unähnlich 'dem Style Friedrich's, welchen es vorstellen will); eine ermüdende gri- 'massirende gesticulirende Malice und Bissigkeit, die der traurigen Höhe 'von was in neueren Zeiten "Witz" genannt wird nahe kommt oder sie 'erreicht; überhaupt die Faulheit des Stoffes und die epigrammatische 'unruhige Graziosität der Manier in dem Ding, und sein gekünstelt 'nichtmenschlicher Gang des Ausdrucks wie des Gedankens charakterisiren 'es augenscheinlich. Des Gedankens, sagten wir, — wenn Gedanke es 'zu nennen ist: Gedanke, gänzlich gelähmt, verschrumpft durch eingewur- 'zelten Rheumatismus seitens des armen schlecht-gerathenen Denkers; ja, 'gebunden (so zu sprechen, denn auch einen epigrammatischen Hang hat 'er), wie mit Querstricken, rechte Schulter am linken Fuß, und genöthigt, 'sich in so mißlicher Gestalt hoppelnd und schiebend fortzubewegen: nicht 'in der Weise des Gehens, sondern des Hüpfens und Tanzens, und zwar 'auf ein falsches, kein wahres Ziel, los, eher nirgends- als irgendswohin: '— Hier wären Züge, um einen auf den Gedanken zu leiten, daß ein 'erlauchter Fürst von Ligne was damit dürfte zu schaffen gehabt haben? 'Die bibliographischen Lexica, ohne Erweise zu liefern, nennen einen ganz 'Anderen oder eine Reihe von Anderen;[1] völlig unnamhafte Leute außer- 'dem. Wendet man sich hierauf an die eingestandenen Werke (wie sie ge- 'nannt werden) dieser Andern, so findet man darin einen Styl, der nicht 'die allergeringste Aehnlichkeit hat, und bleibt Zweifeln preisgegeben, wäre 'es von Erheblichkeit. In Ermangelung von Beweisen, möchte ich ungern 'Sr. Hoheit von Ligne eine solche Handlung zur Last legen, und bin in der 'That wenig begierig nach der Bekanntschaft des Individuums, der sie ge- 'than, der sie thun konnte und mochte. Ein Fürst der Gecken muß es gewesen 'sein, so viel sehe ich, einer der das Zeug hatte, in den Augen unaufrichtiger 'thörichter Personen zu glänzen, und ihnen Schaden, nicht Nutzen zu brin- 'gen; ein Mensch ohne Ehrfurcht für Wahrheit oder menschliche Vortreff- 'lichkeit, der im Grunde gar nicht zu unterscheiden weiß, was wahr und 'was falsch, was vortrefflich und was schein-vortrefflich und bloß auf 'der Höhe der Mode ist; ein scheinbar höflicher und bewanderter, inner- 'lich aber ein unverschämter, obscurer und blos modisch-geckischer Mensch; '— der, wenn er je dem Rhadamantus in den Weg kommen sollte, eine 'Tracht Schläge davon tragen würde. Ihn wollen wir diesem wohlthä- 'tigen Schicksal, das ihn sicherlich früher oder später treffen wird, willig

[1] Ein gewisser "N. de Bonneville" (nachmals eine Zeit lang ein literäri- scher Marktschreier der Revolution) wird jetzt dafür genannt; — erweist sich bei näherer Untersuchung als unmöglich. Barbier (Dictionnaire des Anonymes) giebt auf lahme zweifelvolle Art wieder Andere.

'überlassen, und uns an die Erwägung der Theorie selber und der Thatsachen, worauf sie fußen will, wenden.

'Was die Theorie anbelangt, so bin ich gezwungen zu sagen, nichts 'kann falscher, heretischer oder verruchter sein. Meine eigene arme Mei'nung und tiefe Ueberzeugung über diesen Gegenstand ist seit lange wohl'bekannt. Und in der That, die Summe von all Dem, was ich geglaubt 'und nach bestem Vermögen versucht habe, der Welt zu lehren, auf daß 'sie es ebenfalls glaube, ist eben diese selbige Meinung und Ueberzeugung, 'angewandt auf alle Bereiche der Dinge. Leider steht unser armer un'verschämter Pamphletair in dieser seiner traurigen Theorie von der Welt, 'gegenwärtig mit nichten allein; ja, gewissermaßen hat er eher den gan'zen praktischen Theil der Menschheit zur Zeit für sich; um so bedauer'licher für uns Alle! —

'Es ist ausgemacht, wenn Beelzebub diese Welt geschaffen hat, so 'haben unser Pamphletair und der ungeheure Theil der Menschheit, der 'ihm nachfolgt, recht. Hat aber Gott diese Welt gemacht, und führt er 'Beelzebuben blos herum, wie man einen häßlichen geschnauzten Bären am 'Seile führt, für einen längeren oder kürzeren zeitweiligen Tanz in dieser 'Gotteswelt, und zieht er ihn immer wieder zu sich, und streift ihm den 'unehrlichen Gewinn wieder ab, und taucht ihn in einen gewissen feurigen 'Pfuhl, mit dem sichern Vorhaben, ihn zuletzt dort einzulogiren für alle 'Ewigkeit, — dann haben unser Pamphletair und der ihm nachfolgende 'ungeheure Theil der Menschheit unrecht.

'Mehr will ich nicht sagen, da ich in der That des Redens über 'diesen Gegenstand völlig müde bin. Es ist nicht ein Gegenstand, über 'den zu sprechen mich was angehet; wie sehr es auch mich und alle Men'schen angehet, die Wahrheit davon zu erkennen und solche schweigend zu 'jeder Stunde und in jedem Augenblick zu üben. Wie denn auch aller'dings die heilige Stimme ihres eigenen Innern, wenn sie darauf hor'chen, alle Menschen bündig ermahnet; und wahrlich, wenn sie es nicht 'thut, dann nützt ihnen meine Logik wenig. Für meinen Theil verlange 'ich nichts zu thun zu haben mit Leuten, die von jener Thatsache erst 'überführt zu werden bedürfen. Befinde ich mich in ihrem Hause und 'entdecke dergleichen an ihnen, so will ich ihr Haus verlassen; sind sie 'bei mir, will ich, wie der alte Samuel Johnson rieth, meine silbernen 'Löffel zählen. Geistreiche Personen, die da glauben, Beelzebub habe die 'Welt geschaffen, sind nicht die Leute, von denen ich profitiren kann. 'Mögen sie in der Entfernung bleiben, damit nicht Aergerniß zwischen 'uns entstehe. Sie gehören zu der Sippe, die da verdient, genannt zu 'werden, — und zwar nicht in profanem Fluch, sondern in feierlichem 'Zorn und Mitleid, ich sage, in tugendlicher Erbitterung und unerbitt'licher Verwerfung genannt zu werden: — die verdammte Sippe. Denn 'sie sind in aller Wirklichkeit verurtheilt und verdammt durch der Natur 'urälteste Parlamentsakte; sie und jederlei Ding, welches sie thun oder 'sagen oder denken; es wäre denn, sie könnten jenem Teufelselement ent'kommen, was ich noch immer von ihnen hoffe! —

'Was aber anbelangt die Thatsachen selber, "de notre maison", 'so erlaube ich mir zu sagen, daß auch sie aller Grundlage von Wahrheit 'ermangeln. Sie sind nicht so falsch wie die Theorie, weil nichts an 'Falschheit dieser völlig gleich kommen kann. "Notre maison", wie 'dieser Pamphletair sich überzeugen kann, wenn es ihm beliebt zu forschen 'und zu untersuchen, ehe er spricht, ist nicht durch die Verehrung 'Beelzebubs in dieser Welt gestiegen; sondern durch ein ganz entgegen- 'gesetztes Verhalten. Es ist in der That auf derselben Bahn gestiegen, 'die Alle außer Thoren, Stockjobbers, Kartenbetrüger, fälschende Pam- 'phletaire und andere temporaire Creaturen von der verdammten Sippe, 'von jeher als den einzigen Weg des permanenten Steigens befunden 'haben: nämlich dadurch, daß sie dem Widerpart von Beelzebub stetig 'gedient, indem sie in die Gesetze dieses Universums sich schickten, statt 'zu versuchen, sie durch Pfiffigkeit zu umgehen und ihnen profitirlich zu 'widersprechen. Auch die Hohenzollern haben eine zum menschlichen Ver- 'stand noch sprechende Geschichte, wenn man hinlänglich danach forscht; 'und es ist dies, was sie uns, mit einigem Nachdruck sogar, über ihre 'Begegnisse und gewonnenen Erfolge auf dem Felde des Lebens lehrt. 'Widersteh dem Teufel, guter Leser, so flieht er von dir!' —

So schließt unser erzürnte Freund.

Wie die Hohenzollern zu ihren großen Territorien gekommen und das geworden, was sie sind in der Welt, wird sich zeigen. Makellose Muster von Tugend waren sie vermuthlich nicht, kein einziger von ihnen. Sie wandelten nicht in durchaus unbefleckten Sonntagsschuhen oder aufgeschniegelt zu einem Selbstbewußtsein des Moralisch-Sublimen, sondern gingen in rauhen practischen Stiefeln und auf Straßen, wie sie eben da waren. In Betreff ihrer Moralitäten und ihrer Beobachtung der Gesetze der Straße und des Universums wird Pamphletairen und Anderen viel zu argumentiren übrig bleiben. Menschen werden ihre Meinung haben, Menschen von mehr Weisheit oder von weniger. Affen am Todten Meere [1] werden ebenfalls die ihrige haben. Aber welcher Mensch, der an ein Universum wie Das jenes Todten-Meer-Pamphletairs glaubte, könnte einwilligen, überhaupt darin zu leben? Wer, der da an ein solches Universum glaubte, und nicht gesonnen wäre, wie eine Papinische Verdauungsmaschine oder ein Porcus Epicuri, auf äußerst garstige Weise darin zu leben, könnte Eins von zwei Dingen vermeiden: entweder schnell von Sinnen zu kommen oder sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen? "Er kann mir keinesfalls anstehen, dieser unendliche

[1] Denen das Dasein "zur bloßen Phrase und Lüge geworden". Vergl. Beiträge zum Evangelium der Arbeit. Aus den Schriften Thomas Carlyle's. Von J. Neuberg. (Berlin 1851.) S. 30.
D. Uebers.

Hundestall; nicht mir, Ihr Dryasduste und allmächtige Hundsungethüme und Kothgötter, wer Ihr immer sein möget. Ein ehrenhaftes Ding kann ich thun: Abschied nehmen von Euch und Eurer Hundeanstalt. Genug!" —

Drittes Capitel.

Kurfürst Friedrich II.

Friedrich des Ersten Nachfolger war ein jüngerer Sohn, Friedrich II., der bis 1471 regierte, über dreißig Jahre, und der sich gleichfalls als ein namhafter Handhaber und Regent bewährte, sehr befähigt, sich und sein gutes Recht in der Welt zu behaupten. Er war erst siebenundzwanzig, als er zur Regierung gelangte, aber die Berliner Bürger, die sich einiges gegen ihn heraus nehmen wollten, fanden ihn reif genug an Jahren. Er erhielt den Beinamen Eisenzahn, Friedrich Ferratis Dentibus, wegen seines festen Verfahrens damals und hernach. Er hatte sein Theil Hader mit verfänglichen litiganten Nachbarn, Zwiste, die mitunter nicht ohne Hiebe zu schlichten waren. Seine ärgste Fehde war mit Pommern, — wo man ihm wohlbegründete Anrechte verweigerte, was viel wirres Geraufe, Belagern und langwierige Plackereien nach sich zog: auf welchen Streit wir sogleich zurückkommen werden. Er war es, der zuerst das ansehnliche Schloß zu Berlin baute, indem er den Grund dazu (denselben, wo der gegenwärtige schöne Bau, eine zweite Auflage jenes friedricianischen, steht) von den reuigen Bürgern erhalten hatte, und er verlegte seinen Hauptsitz dahin [1].

Seine wichtigste Vollbringung in der brandenburgischen Geschichte ist jedoch die Wiedererwerbung der Neumark für das Kurfürstenthum. Unter der schlechten Wirthschaft Sigismund's war die Provinz verpfändet, veräußert worden; der Deutschorden, an dessen Gebiet sie stieß, hatte sie für baares Geld an sich gebracht. Die Deutschritter waren seitdem geldlos genug geworden; sie erboten sich, die Neumark an Friedrich zu verpfänden, der einschlug und die Summe vorschoß: nach einer Weile verstanden sich die Deutschritter dazu, für eine kleine fernere Summe die Neumark

[1] 1442—1451 (Nicolai I. 81).

zu verkaufen [1]. Thun wir, für unsere späteren Zwecke, einen Blick in diesen Handel mit seinen Daten und Umständen. Die Deutschritter waren eine reiche herrscherische Körperschaft zu Sigismund's früherer Zeit; sie sind aber nun gewaltig heruntergekommen zu Friedrich's II.! Und kommen immer tiefer herab. Stetig sinkend, oder mit verzweifelten Versuchen sich zu erheben, welche die Schnelligkeit abwärts nur vermehren, seit jenem verhängnißvollen Tag von Tannenberg, 15. Juli 1410. Hier ist der traurige Fortschritt ihres Niedergangs, in drei Stationen oder Zeiträume eingetheilt:

'Erster Zeitraum, von dreißig Jahren, 1410—1440. Ein 'Friede mit Polen folgte bald auf jene Niederlage von Tannenberg; er'niedrigender Friede, Buße an Geld und leidliche an Gebiet auflegend. 'Worauf dann bald wieder Krieg und immer aufs Neue Krieg folgte; 'jeder neue Friede erniedrigender als sein Vorgänger. Der Deutschorden 'sinkt stetig, — in Schulden unter anderem; getrieben zu strengen Finanz'maßregeln (zuletzt sogar zum 'Verfälschen seiner Münze'), die Unzufrie'denheit genug hervorbringen. Polen schiebt sich allmälig in die Terri'torien und innere Unruhen von Preußen hinein, als Einleitung zu grö'ßeren Operationen, die sich dort vorbereiten.

'Zweiter Zeitraum, von vierzehn Jahren. So war es fort'gegangen, sich immer verschlimmernd, bis 1440; als die Bevölkerung 'durch ihre Häupter, den Landadel und die Städte, müde des fiscalischen 'und anderen Druckes ihres herrischen, nun in solche Lage gekommenen 'Ritterthums, überall anfing, in laute Klagen auszubrechen. Klagen, 'die emphatisch genug lauteten: "Wo ist der Mann, der nicht Schaden 'gelitten in seinem Recht, vielleicht in seiner Person? Unsere Freunde 'haben sie als Gäste zu sich gebeten, und haben sie unter dem Schein 'von Gastfreundschaft ermordet. Männer hat man, ihrer schönen Weiber 'halber, in den Fluß geworfen wie Hunde," — und genug dergleichen 'mehr. [2] Kein Mangel an Klagen noch an Klagstellern: Stadt Thorn, 'Stadt Danzig, Kulm, allerlei Städte und Baronschaften thaten sich 'nun zusammen zu einem Bund, um vereint Klage zu führen, um einem 'herrischen Ritterthum mit so gebrochenem Rücken heißer und heißer zu 'widerstehen, endlich um sich mit Polen zusammen zu stecken, — was 'am ominösesten von Allem war. Landadel, Bürgerschaft, sie waren mei'stens deutsch von Geblüt, und in ihrer Bildung gänzlich deutsch, zogen 'aber Polen einem Deutschritterthum von solcher Natur vor. Nichts als 'Hader, Balgerei, Schmähungen, ein gewaltiger Ausbruch heranreifend. 'Der Orden muß Söldner miethen, hat kein Geld, sie zu bezahlen. Es 'war in diesen traurigen Jahren, daß die geldlos gewordenen Ritter die 'Neumark unserem Kurfürsten in Pfand antrugen; 1444 ward diese

[1] Michaelis I. 301.

[2] Voigt VII. 747, der augenscheinlich kein ausdrückliches Manifest, sondern ein von den alten Chronisten fabricirtes, anführt.

'Operation ausgeführt.[1] All dies geht, heißer und heißer, noch zehn 'Jahre so fort.

'Dritter Zeitraum beginnt, frühe in 1454, mit einer wichtigen 'Sonderkatastrophe, und endigt im dreizehnten Jahr nachher mit einer 'noch wichtigern allgemeinen von derselben Natur. Der preußische Bund 'oder Antiunterdrückungs-Verein von Städten und Landadel, vierzehn 'Jahre lang in Temperatur dergestalt steigend, erreichte endlich den Ent-'zündungspunkt und brach in Feuer aus. Am 4. Februar 1454 packte die 'Stadt Thorn, das geliebte älteste Kind des Ordens, — ein Kind, das 'zur Zeit 223 Jahre alt[2] und sehr groß geworden, und gegenwärtig sehr 'aufgebracht ist, — seinen alten Vater plötzlich so zu sagen bei der Gur-'gel und schmiß ihn zu den Hunden hinaus, zu den Polacken draußen 'zu allererst. Stadt Thorn schickte nämlich an jenem Tage ihren "Ab-'sagebrief" an den Hochmeister in Marienburg drüben, ergriff ein paar 'Tage darauf die hochmeisterlichen Gesandten, Würdenträger des Ordens, 'führte sie unter einem allgemeinen Sturm von Verwünschungen, Spott-'geschrei und unreinen Wurfdingen geradeswegs ins Gefängniß und be-'lagerte die hochmeisterliche Burg (Bastille von Thorn, mit wenigen 'Rittern darin), sämmtliches Geschütz und die gesammten Kehlen und 'Herzen des Platzes wild loswüthend dagegen, so daß die armen Ritter, 'ohne Möglichkeit sich zu vertheidigen, in wenigen Tagen zur Uebergabe 'gezwungen wurden;[3] mußten im bloßen Wamms ausmarschieren; und 'Thorn entließ sie schimpflich für immer, — mit wirklichen "Fußstößen", 'habe ich in einigen Büchern gelesen, obgleich andere diesen traurigen 'Zug verschleiern. Dermaßen warf Thorn seinen alten Vater hinaus, 'huldigte dem König von Polen, und lud andere Städte und Ritter-'schaften ein, dem Beispiel nachzufolgen, wozu man bereitwillig überall, 'wo man es vermochte.

'Hierauf Krieg, der über ganz Preußen aufflammte, — der preu-'ßische Bund und König von Polen contra das Deutschritterthum, — 'und bis ins dreizehnte Jahr währte, ehe er wieder ausgehen konnte; 'ausgehen durch Mangel an Feuerung hauptsächlich. Einer der grimmig-'sten Kriege, die je gewesen, besonders was das Sengen und Brennen 'betrifft; über "300,000 wehrbare Männer" sollen darin umgekommen 'sein, und die Zahl der ruinirten Städte, Dörfer, Gehöfte bildet eine 'Ziffer, die die Phantasie gleichsam ganz schwarz und aschig macht. Die

[1] Pauli II. 187, giebt die Summe nicht an.

[2] 'Gegründet 1231, als eine hölzerne Burg, eben über dem Fluß drüben, 'auf der heidnischen Seite, größtentheils um den Stamm einer mächtigen Eiche 'herum, die bequem dort wuchs, — sieben Kähne allezeit auf dem Fluß (die 'Weichsel) für die Besatzung zur Flucht nach unserer Seite herüber, wenn gänz-'lich übermannt.' Eiche und Sieben Kähne ist noch das Stadtwappen von Thorn. S. Köhler, Münzbelustigungen, XXII. 107, welcher Dusburg (einen Priester des Ordens) und dessen alte, 1326 geschriebene Chronica Terrae Prusciae anführt.

[3] 8. Februar 1454, sagt Voigt (VIII. 361); 16. Februar sagt Köhler (Münzbelustigungen XXII. 110).

'Ritter zeigten keinen Mangel an Kriegsthätigkeit, aber das konnte sie 'nicht retten in dem Zustand, in den sie gerathen waren. Entsetzlicher 'Mangel an Weisheit, an Wirklichkeit und menschlicher Wahrhaftigkeit 'hatte lange obgewaltet, und die Stunde war nun gekommen. Finanzen 'erschöpft bis auf den letzten Pfennig. Große Armeen von Söldnern die 'ganze Zeit über, und am Ende keinen rothen Heller, um sie zu bezah-'len: die Söldner wurden ungestüm, "belagerten den Hochmeister und 'seine Ritter in Marienburg", — schließlich verkauften sie das Land, 'das sie inne hatten, übertrugen es förmlich an den König von Polen, 'um ihren Sold heraus zu kriegen. Solche Dinge mußte der Hochmeister 'mit ansehen, und konnte wenig dazu sagen. Friede oder Erlöschung aus 'Mangel an Feuerung kam im Jahre 1466. Polen behielt jenes ganze 'schöne, von nun an zur Unterscheidung Westpreußen genannte, Land 'inne, das vom linken Ufer der Weichsel bis an die Gränzen von Bran-'denburg und Neumark reicht, — würde auch die Neumark erhalten 'haben, wäre nicht Kurfürst Friedrich da gewesen, sie zu retten. Der 'Deutsche Orden mußte über die Weichsel hinüber ziehen, schimpflich ge-'trieben; sich mit "Ostpreußen", dem königsbergisch-memelschen Lande, 'begnügen und selbst hierfür Huldigung an Polen leisten. Letzteres war 'noch die bitterste Klausel von allen, war aber nicht zu ändern, so wenig 'wie die übrigen. Auf die Weise schmissen seine empörten Kinder das 'Deutschritterthum hinaus zu den Hunden, zu den Polacken zuvörderst, ' — indem Thorn, das älteste Kind, den Reigen anführte oder das 'Beispiel gab.'

Und so sind die Deutschritter hoffnungslos gesunken, und Westpreußen, nachher 'Königliches Preußen' genannt, als nicht lehnspflichtig, wie das 'herzogliche' oder Ostpreußen, ist nicht länger deutsch, sondern polnisch, slawisch; nicht gedeihend durch den Wechsel[1]. Und all jenes schöne deutsche Land, zur Empörung gegen seinen unweisen Vater gebracht, ward durch das polnische Schwert abgehauen und blieb bei Polen, welches sich ebenfalls als nicht sehr weise bewährte; bis — bis es im Jahr 1773 durch das deutsche Schwert wieder zurückgehauen wurde! Alle Leser haben von der Theilung Polens gehört, aber von der Theilung Preußens, 307 Jahre vorher, haben nicht alle gehört.

Im zweiten Jahr jener schließlichen Bedrängung, oben als dritter Zeitraum bezeichnet, war es, daß die Deutschritter, verschmachtend aus Geldnoth, den neumärkischen Handel mit Kurfürst Friedrich vollendeten; Neumark, bereits seit 10 Jahren an

[1] Zu welchem Zustand das einst blühende Thorn herabsank, siehe in Ranke's Wanderungen durch Preußen (Hamburg und Altona 1800) II. 177—200: — ein angenehmes Büchlein, hauptsächlich von Naturgeschichte handelnd, dessen unschuldige Einfalt und Genialität aber Einen anziehen, mit Dank zu lesen was es immer enthält.

ihn verpfändet, waren sie 1455 erbötig, für eine kleine fernere Summe zu verkaufen, und er, lange sorgfältig einem solchen Ausgange zusteuernd, verfehlte nicht es zu kaufen. Fortan konnte Friedrich die Neumark auf eigene Rechnung schützen, eine unsichtbare aber undurchdringliche Mauer zwischen derselben und den benachbarten dreizehnjährigen Feuersbrünsten aufrecht erhalten, und die Neumark ist seitdem stets bei Brandenburg, ihrem ursprünglichen Besitzer geblieben.

Was Friedrich's Streit mit Pommern anbelangt, so verhielt es sich damit folgendergestalt. Hier ist eine Scene aus Rentsch, die in Friedrich's Zeit fällt und ihm und den Seinen viel Kampf und Hader gebracht hat. Sie ist zugleich symbolisch von Vielem, das sich in Brandenburg von Anfang bis zu Ende zutrug. Unter den Hohenzollern, wie vorher, wuchs Brandenburg mittelst Anfügung und Assimilation, und hier sehen wir, wie schwierig der Prozeß oft war.

Pommern, lange wendisch, aber friedlich so seit Albrecht des Bären Zeit, und immer mehr deutsch werdend, war, nach Friedrich's Begriffen, wenn menschlichen Verträgen und Reichsgesetzen Kraft beiwohnt, zu gutem Theil billigermaßen an Brandenburg gefallen, — nämlich die Halbscheid, Pommern-Stettin, war ihm billigermaßen zugefallen, — im Jahre 1464, als Herzog Otto von Stettin, der letzte wendische Herzog, ohne Erben starb. Für solchen Fall war es durch viele Verträge, manche davon mit blutigen Köpfen gemacht, festgesetzt, daß wenn die wendischen Herzöge ausstürben, das Land an Brandenburg kommen solle, — und hier waren sie nun todt. 'Also 'nahm bei der Bestattung Herzog Otto's in der Hochkirche zu 'Stettin, als der Sarg eingesenkt wurde, der Stettiner Bürger'meister, Albrecht von Glinden, Schwert und Helm und warf 'sie mit ins Grab, zum Zeichen, daß die Linie nun erloschen 'sei. Aber Franz von Eichstet', wie es scheint ein anderer Bürger, der dazu angestellt war, 'sprang ins Grab und holte sie wieder 'heraus, indem er einwendete: Die Herzöge von Pommern'Wolgast gehören auch ins Geschlecht, denen müsse man diese 'Zeichen mit Anerbietung gebührlicher Pflicht überschicken, sprach 'Franz von Eichstet.' [1] Und so wurden sie auch geschickt und angenommen. Und wohl ein Dutzend Verträge, manche davon mit blutigen Köpfen geschlossen, und noch andere Umstände und Jahrhunderte, nebst dem Erlöschen neuer Linien, — hatten hinzuzukommen, ehe selbst Pommern-Stettin, und zwar nicht einmal

[1] Rentsch S. 110 (wo das Datum verkehrt gedruckt ist). Stenzel (I. 233) nennt den Mann 'Lorenz Eikstetten, ein entschlossener Edelmann'.

vollständig, zu erlangen war[1]. Das eigentliche Pommern aber, Pommern, auf welches die Anrechte, nach solchen Erlöschungen und Abererlöschungen der herzoglichen Stammlinie, nicht in Abrede gestellt wurden, fiel noch Jahrhunderte nachher nicht heim; und was für Kämpfe und unentwirrbare bewaffnete Rechtshändel darum statthatten, das wissen Leser brandenburgischer Geschichte zum Ueberdruß. Der Assimilationsprozeß war nichts weniger als ein leichter!

Dieser Friedrich war zweitgeborner Sohn: sein Vater hatte Anfangs eine polnische Prinzeß und die polnische Krone für ihn in Aussicht, welche letztere damals nicht so wahlrechtlich war, wie nachher: und in dieser Absicht hatte er seine frühe Erziehung hauptsächlich in Polen empfangen, während Johann, der älteste Sohn und Erbprinz, daheim dem Vater zur Hand ging. Aber diese polnischen Aussichten wurden durch den Tod der Prinzessin vereitelt; so daß Friedrich, blos im Besitz der polnischen Sprache und der von den Göttern ihm verliehenen Fähigkeiten, welche ansehnlich waren, wieder heimkehrte. Unterdessen hatte Johann, der sich zu einer Zeit gut für das praktische Leben angelassen hatte, sich auf Alchymie verlegt, und beschäftigte sich mit Schmelztiegeln und Speculationen bis zu einem Grad, der bedenklich schien. Vater Friedrich mußte deshalb einschreiten und mit diesem 'Johann dem Alchymisten' (Johannes Alchemista, so nennen ihn die Bücher noch) eine Abfindung treffen, welcher pflichtgehorsam, auf das väterliche Begehr, der Kurwürde zu Gunsten Friedrich's entsagte, Baireuth (die größere Hälfte der culmbachischen Lande) zum Leibgedinge annahm, und allda nach Belieben in Frieden destillirte und sublimirte, indem das Regiment daselbst eine leichtere Aufgabe und eher für einen sanftmüthigen speculativen Herrn passend war. Ein dritter Bruder, mit Namen Albrecht, erhielt Ansbach bei des Vaters Tod, sehr dazu gemacht, dieser, was von Fechten in Culmbach erforderlich sein sollte, über sich zu nehmen.

Was die Burggrafschaft anbelangt, so war nun nur noch der Titel davon da. Der erste Friedrich, nachdem er erst einmal Kurfürst geworden, gab sie weislich auf. Der erste Friedrich fand, daß sein Kurfürstenthum schrecklich wirkliche Pflichten für ihn enthalte, und daß jene der Burggrafschaft zumeist veraltet waren, und so verkaufte er letztere für eine runde Summe an die Nürnberger: nur die Fürstenthümer und Territorien sind in jener Gegend beibehalten. Auch wegen dieser und ihren Lehnsgerechtsamen, Grenzen und Zöllen, mit einem scheel- und prozeß-

[1] 1648 durch den westphälischen Vertrag.

1471.

süchtigen Nürnberg zum Nachbarn, gab es Händel genug zuletzt. Aber Albrecht, der dritte Bruder in Ansbach drüben, befaßte sich mit dem Allen, und Johann hatte nichts damit zu schaffen.

Der gute Alchymist starb, — vollzog seine letzte Sublimation, der arme Mann, — sechs oder sieben Jahre vor seinem Bruder Friedrich, dreiundsechzig Jahre alt [1]. Friedrich, mit seinen eisernen Zähnen und Fähigkeiten, hielt nur bis zum achtundfunfzigsten aus, — 10. Februar 1471. Die Art seines Endes war eigenthümlich. In jenem Krieg mit Pommern lag er vor einer pommerschen Stadt, Ueckermünde, die er belagerte: eines Tages, über der Mittagstafel, fuhr eine Kanonenkugel auf den Tisch hernieder [2], krachend, wie man sich es denken kann, — wodurch Friedrich's Nerven arg erschüttert wurden; sein Gehör und sogar sein Gedächtniß waren sehr beschädigt von der Zeit an. Wenige Monate nachher dankte er zu Gunsten seines Nachfolgers ab, zog sich auf die Plassenburg zurück und starb daselbst binnen Jahresfrist.

Viertes Capitel.

Kurfürst Albrecht Achilles und sein Nachfolger.

Friedrich und Johann hinterließen beide nur Töchter: so daß dies vereinigte Erbe, Brandenburg und Culmbach, an den dritten Bruder, Albrecht, kam, der in Culmbach bereits seit vielen Jahren war. Ein hochgewachsener, feuriger, zäher alter Herr, von gewaltigem Talent fürs Schlagen, der zu seiner Zeit der "Achilles von Deutschland" hieß, ein hellflammender, weithin gesehener Charakter damals, wie dunkel er auch nun geworden ist. [3] Dieser Albrecht Achilles war der dritte Kurfürst, Stammvater der sämmtlichen brandenburgischen und culmbachischen hohenzollerischen Fürsten, die seitdem eine Rolle in der Welt gespielt haben. Nach ihm findet weder Lücke noch Wechsel in der Nachfolge statt, bis herab auf den kleinen Friedrich, der eben geboren; — Friedrich, der alte Großvater; der erste König, war der zwölfte Kurfürst.

[1] 14. November 1464.
[2] Michaelis I. 303.
[3] Geboren 1414, Kurfürst 1471—1486.

Wir haben zu sagen, sie folgten gemeiniglich in ihrer Altvorderen Fußtapfen und hatten gleichen Erfolg, mehr oder weniger; Hohenzollern sie Alle, nach Charakter und Benehmen, wie nach Abstammung. Kein Mangel an gefaßter Thatkraft, an Wirthschaftlichkeit und an gesundem Verstand. Auch solides billiges Verfahren war im Allgemeinen da, kein Fußen auf Grund, der nicht tragen kann; — und es war da unverzügliches, gelindes aber unerbittliches Unterdrücken der Meuterei, wenn sie sich zeigte, was sie nach dem zweiten oder höchstens dritten Kurfürsten gar nicht mehr that. Der junge Friedrich II., gegen den die Berliner versucht hatten, ihre Thore zu schließen, bis er gewisse, ihnen beliebige Bedingungen unterzeichnet habe, erhielt von ihnen, und zwar nicht völlig aus böser Laune, jenen Beinamen Eisenzahn: — "Ist nicht im mindesten eine wächserne Nase, dieser! Nützt folglich nichts, hier was zu versuchen!" — was, mit dem daran hängenden Humor, an sich schon symbolisch für Friedrich und diese hohenzollerischen Souveraine ist. Albrecht, sein Bruder, hatte Fechtens die Hülle und Fülle zu seiner Zeit: aber es war in den nürnbergischen und anderen entfernten Regionen; in Brandenburg ist kein oder kaum einiges Fechten mehr nöthig fortan.

Mit Nürnberg und dem Exburggrafenthum dorten, nun da ein neues Geschlecht anfing, an den lockeren Klauseln jener Uebereinkunft mit Friedrich I. zu rütteln, und die Freistädte überhaupt alle ihre Privilegien hochspannten, hatte Albrecht zu einer Zeit viel Plackerei und zuletzt wirklichen wüthenden Krieg, — indem andere Städte Nürnberg in dem Handel begünstigten und unterstützten, während zahlreiche kleine Fürsten, benachbarte Lehnsherren, ein Gleiches für Albrecht thaten. All dies war vor zwanzig Jahren, und es hielt nicht an, so wüthend war es. 'Acht Siege' werden auf Albrecht's Seite gezählt, — wüthende glückliche Gefechte wollen wir sie nennen; — bei einem derselben, erinnere ich mich, stürmte Albrecht, da seine Ritter sich scheu zeigten, allein in den Feind hinein, und schlug gewaltig um sich, an einer Standarte, die er genommen hatte, festhaltend, bis er fast zu Tode gehauen war.[1] Acht Siege und auch eine Niederlage, bei der Albrecht in Gefangenschaft gerieth und sich loszukaufen hatte. Der Erbeuter war Kunz von Kaufungen, nürnbergischer Miethsfeldherr zur Zeit; Lesern außerdem wegen seines sächsischen Prinzenraubes bekannt, welcher Streich Kunzen den Kopf gekostet hat.[2] Albrecht setzte doch zuletzt sein Stück durch,

[1] 1449 (Rentsch S. 399).

[2] Vergl. Carlyle's Miscellanies (London 1857) IV. §. Prinzenraub.

wie er denn der Mann dazu war, und band seine Nürnberger zu Klauseln, die ihm genügten.

In seinen jungen Tagen hatte er gegen Polen, Böhmen und Andere als kaiserlicher General gefochten. Er hatte die ganze Zeit über viel zu schaffen mit jenen abstrusen bewaffneten Prozessen des Hauses Oestreich mit seinen untergebenen Völkerschaften, und half dem Kaiser, — Friedrich III., einem etwas schwachen, jedoch gierigen und habsüchtigen Kaiser, — in den meisten fleißig durch. Jenes unentwirrbare ungarisch-böhmisch-polnische Donnybrook[1] (so kann man es nennen), in welchem Oestreich verwickelt war; peinlich tumultuarisches Donnybrook, das, auf wilde confuse Weise fechtend, von 1440 bis 1471 dauert; in welchem antitürkische Hunjad's, anti-östreichische Corvinus, die königlichen Majestäten Georg Podiebrad, Ladislaus Posthumus, Ludwig Ohnehaut und andere Ludwige, Ladislause und Wladislause solche Schläge austheilten und empfingen: — In all jenen Händeln war Albrecht gewöhnlich was wir Haupt-Constabler nennen dürfen, im Namen des Kaisers nun hier dreinschlagend und dann dort.[2] Fast von Kind auf hatte er das Soldatenhandwerk gelernt und hatte nimmer nachher Muße, es wieder zu verlernen. Er hat eine Fülle des Fechtens gehabt, — sage eins ins andere, ein Halbjahrhundert desselben, aus den etlichen und siebzig Jahren, die er in der Welt gedauert. Mit dem erwähnten Donnybrook, mit den Nürnbergern, mit den Herzögen von Bayern (endlose Scharmützel mit diesen Herzögen, Ludwig dem Bärtigen, Ludwig dem Stolzen, Ludwig dem Buckligen, gegen sie und wegen ihrer, in eigenen und des Kaisers Sachen), gleichfalls mit den Franzosen, die bereits die Hand nach Lothringen ausstreckten, mit Karl dem Kühnen von Burgund, — endlich mit dem Bischof von Bamberg, der den Kirchenbann über ihn brachte und die Todten nicht wollte begraben lassen.

Kurfürst Albrecht's Brief wegen dieses letztern Umstandes, an seinen Statthalter zu Culmbach, ist ein bekanntes Schriftstück, das noch vorhanden (Datum 1451),[3] und sein Plan, für den eintretenden Fall, einfach und sachgemäß: 'Man trage die Todten 'dem Pfarrherrn ins Haus, laß ihn dann zusehen, ob er sie nicht 'bald begraben werde! — Man muß sich des Teufels wehren

[1] 'Donnybrook', ein Ort in der Nähe von Dublin, der sprüchwörtlich geworden ist wegen der wilden verworrenen Schlägereien, die auf den da gehaltenen Jahrmärkten regelmäßig vorkamen. Letztere wurden deshalb, erst vor wenigen Jahren, ganz abgeschafft. D. Uebers.

[2] Hormayr II. 138, 140 (§. Hunjadi Corvin). Rentsch S. 389—422. Michaelis I. 304—313.

[3] Rentsch S. 409.

1486.

'mit dem heiligen Kreuz', sagt Albrecht, — muß sich an den Himmel berufen, mit was für ehrlichen Mutterwitz der Himmel einen verliehen hat, meint Albrecht. 'Sie hätten gern', fährt er fort, d. h. die Pfaffen 'hätten gern das weltliche Schwert 'zu dem geistlichen. Hätte Gott Ein Schwert wollen haben, Er 'hätte es als wohl können erdenken, als zwei. Er war gar ein 'weiser Mann', — Mangel an Weisheit war offenbar nicht die Ursache! — Kurzum sie mußten die Todten bestatten und thun was billig war, und Albrecht schlug sich durch diesen Handel hindurch, wie er sich durch so viele hindurchgeschlagen.

Kampf genug für den armen Mann, mit eisernen und anderen Waffen: — und wir sehen, er betrieb ihn mit scharfem Blick und Vorausblick, mitunter auf eine wild löwenmäßige oder adlermäßige Weise. Ein langer habichtsnäsiger Mann, magern, scharfen, schweigsamen Aussehens, Nase und Blick sind sehr adlermäßig, und es liegt ein bewölkter Schmerz in den alten Augen, der plötzlichen Aufblitzens bis zu einem gefährlichen Grade fähig scheint. Ein namhafter Diplomat war er ebenfalls: sehr angesehen beim Kaiser, dem alten Friedrich III. (Maxen's Vater, Karl's V. Urgroßvater),[1] und bewerkstelligte viele Dinge für ihn. Bewerkstelligte es, die dreimal herrliche Erbin von Niederland und Burgund (Tochter jenes Karl des Kühnen) mit ihren siebzehn Provinzen Maxen zu verschaffen[2], — der darob allermänniglich für den glücklichsten Sterblichen gepriesen wurde; wiewohl in Kurzem der Erfolg dem widersprach.

Kurfürst Albrecht starb am 11. März 1486, zweiundsiebzig Jahre alt. Es war etliche Monate nach der Schlacht von Bosworth, wo unser buckliche Richard seinen Garaus hier in England erhielt und die Kriege der Rosen ein Ende fanden: — ein pausbäckiges Knäblein, armer Eltern Kind zu Eisleben im thüringer Land, Martin Luther mit Namen, blickte mit seinen wunderlichen Augen, in Röcklein, wir wissen nicht von was für groben wollenem oder halbwollenem Zeug, in das abstruse Universum hinein.[3]

[1] Wie bewundernswürdig, nicht zu sagen 'fast göttlich', dem damaligen Secretair des Kaisers, dem glattzüngigen Aeneas Sylvius, nachmaligem Papst, — kann Rentsch (S. 401, 586) bezeugen, der des Aeneas Lobpreisungen und Fraubasereien anführt (ich vermuthe die Historia Rerum Frederici Imperatoris, obschon kein Buch genannt ist). Der glatte flüssige Aeneas hatte, in seinen eigenen jungen und in Albrecht's besten Jahren, natürlich viel gesehen von diesem 'Wunder' in Waffen und Künsten, — 'Wunder' und 'fast göttlich', so zu sprechen.

[2] 1477.

[3] Geboren 10. November 1483.

1486. Albrecht's Leichenbegängniß war sehr großartig, der Kaiser selber und alle Großen des Reichstages und Reichs begleiteten ihn von Frankfurt zu seiner letzten Ruhestätte, viele Stunden Wegs. Denn er starb auf dem Reichstag zu Frankfurt am Main, wo er erkrankt war, als er eben geschäftig, — vielleicht allzugeschäftig für sein Alter, im rauhen Frühlingswetter, — Maximilian (den ‘glücklichen Max’, der in Kurzem auch Kaiser werden wird, und bereits in tiefem Unglück ist, in tragischem und anderem!) zum römischen König wählen zu helfen. Der alte Kaiser hatte ‘zu Onolzbach bei ihm eingesprochen’ und ihn mitgenommen; so ein Mann durfte bei solcher Gelegenheit nicht fehlen. Ein Mann, der ‘vielleicht mehr für das deutsche Reich als für das Kurfürstenthum Brandenburg gethan’, geben Einige zu verstehen. Der Kaiser selbst, Friedrich III., war nun alt geworden, besorgt, Max gesichert zu wissen und sein Haus zu bestellen. Ein etwas ängstlicher, krächzerischer, engfäustiger, unwirksamer alter Kaiser,[1] ausgezeichnet durch sein Glück, Max so versorgt zu sehen und die siebzehn Provinzen der Niederlande an sein Haus zu bringen. Er ist der erste von den habsburgischen Kaisern, welcher was seitdem die ‘Oestreichische Lippe’ genannt worden ist, hatte, — hervorstehende Unterkinnlade mit schwerer, zum schließen ungeneigter Lippe. Er bekam sie von seiner Mutter und hat sie nachhaltig vererbt, indem seine Nachkommenschaft bis auf den heutigen Tag Spuren davon trägt. Die Mutter hieß Cimburgis, eine polnische Prinzessin, ‘Tochter des Herzogs von Mähren’, eine Dame, die etwas von der Maultasche an sich hatte, in Charakter sowohl als Mund. — In dem alten Albrecht hat der arme alte Kaiser seine rechte Hand verloren und hängt ohne Zweifel trüben Gedanken nach, während er im Leichenzuge reitet.

Albrecht liegt begraben zu Heilsbronn in Franken unter seinen Vorvätern, — Begräbniß in Brandenburg damals noch nicht üblich bei diesen neuen Kurfürsten: — dort war in nachmaligen Zeiten sein Schädel auf dem Deckel der Gruft ausgestellt zu sehen, ein Schädel wunderbar wegen seiner Stärke, “als auch daß ganz keine Sutura” daran zu sehen, meldet Rentsch. Amtliche brandenburgische Pietät machte endlich der Entweihung ein Ende, und gab den — allerdings seines einstmaligen Inhalts wegen wunderbaren Schädel, mag er nun Suturen gehabt haben oder nicht, seiner Ruhestätte zurück.

[1] Lebhafte Schilderung von ihm in Köhler, Münzbelustigungen VI. 393—401, II. 89—96, ꝛc.

Johann Cicero ist vierter Kurfürst und hinterläßt zwei namhafte Söhne.

Albrecht's ältester Sohn, der vierte Kurfürst, war Johann Cicero (1486—1499): Johann war sein natürlicher Name, welchem das Epitheton "Cicero von Deutschland (Cicero Germaniae)" von einem bewundernden Publicum beigefügt wurde. Er hatte gewöhnlich das Kurfürstenthum während der Abwesenheit seines Vaters administrirt und es mit Ehren gethan. Er war ein thätiger Mann, der in keinen Stücken als Herrscher zurückblieb: übte lobsame Strenge an Straßenräubern, unter Anderen, — zerstört dir 'funfzehn Ritter-Raubnester' auf einmal; — hatte gleichfalls mit jenem ungarisch-böhmischen Donnybrook zu thun, und that auch dies mit Tüchtigkeit. Aber nichts berührte ein einsichtsvolles Publicum so sehr, als sein Rednertalent. Er sprach seine 'vier Stunden lang auf einmal auf Kaiser Maxen's Reichstag in zierlich fließendem Latein' und auch mit einer ziemlichen Portion Sinn im Inhalt, — und hatte Ausbrüche parlamentarischer Beredsamkeit im Leibe, die zum Erstaunen waren. Ein Mann von hohem Wuchs, Kopf quadratförmig und ein wenig zurückgeworfen, festen, heitern, gelassenen Aussehens: seine Ausbrüche parlamentarischer Beredsamkeit, einst glorreich wie der Tag, trugen ihm den Namen "Johann Cicero" ein, und ist das auch Alles, was davon übrig ist; denn sie sind versunken nun, unwiederbringlich, sie und er, im Bauche der ewigen Nacht; die endliche Ruhestätte, ich kann es wohl sagen, von gar viel ciceronischer Waare in dieser Welt. Wie es scheint, besaß er, wie einige seiner Nachkommen, was man jetzt 'ausgezeichnetes literarisches Talent' nennen würde, — nichtssagend für die Welt und für uns. Ich finde, er hieß auch "der Große", es stellt sich aber bei näherer Untersuchung heraus, daß blos seine große Gestalt und Beleibtheit damit gemeint war.

Im Uebrigen hinterließ er seine Familie in guten Umständen, verbunden mit hohen Potentaten ringsumher, und hatte sein Gut angehend vergrößert in seiner Zeit. Außer seinem ältesten Sohn, der als Kurfürst nachfolgte, des Namens Joachim I., ein dicker Herr, von dem viel in Büchern geschrieben steht, hinterließ er einen zweiten Sohn, Erzbischof von Magdeburg, der mit der Zeit Erzbischof von Mainz und der Heiligen Kirche Kardinal ward,[1] — und durch Zufall für immer denkwürdig in der Kir-

[1] Ulrich von Hutten's großer 'Panegyrikus' auf diesen Albrecht, bei dessen erstem Einzug in Mainz (9. Oktober 1514) — 'Einzug mit einem Gefolge von 2000 Reitern, meist von den brandenburgischen und culmbachischen Verwandten geliefert', sagen die alten Bücher, — ist in Ulrichi ab Hutten Equitis Germani Opera (herausgegeben von Münch, Berlin 1821) I. 276—310.

chengeschichte geworden ist, wie wir sogleich sehen werden. Erzbischof von Mainz, das will auch heißen Kurfürst von Mainz, welcher Erster der sieben Kurfürsten und gleichsam ihr Präsident oder 'Sprecher' ist. Albrecht hieß dieser; sein älterer Bruder, damaliger Kurfürst von Brandenburg, hieß Joachim. Kardinal Albrecht Kurmainz, wie sein Bruder Joachim Kurbrandenburg, figurirt stark und strahlt hervorstechend in der geschäftigen Regierung Karl's V. und den unentwirrbaren lutherisch-papistischen, türkisch-christlichen Händeln, die sie erfüllen. Jedoch der merkwürdige Punkt in diesem Albrecht von Mainz war jener mit Leo X. und dem Ablaß.[1] Papst Leo hatte Albrechten gestattet, sein Erzbisthum Magdeburg und andere Würden nebst dem von Mainz beizubehalten, was eine ungewöhnliche Begünstigung war. Aber der Papst erwartete Bezahlung dafür, — 30,000 Ducaten, beinahe ein Königslösegeld zu jener Zeit, für das 'Pallium' von Mainz; Pallium oder Streifchen Wollentuch, das der Papst zum Verkauf hat, ohne welches Mainz nicht gehalten werden konnte. Albrecht, mit all seinen Würden, war schrecklich schlecht bei Gelde zu der Zeit. Das mainzer Capitel konnte oder wollte auch wenig thun, indem es erst vor Kurzem ausgeleert worden; Magdeburg, Halberstadt desgleichen. Albrecht versuchte allerlei Auskunftsmittel; versuchte ein wenig Geschäft mit Reliquien, — sammelte im Mainzischen 'etliche hundert Stück Heiligenknochen und drei ganze Leiber', die er nach Halle schickte für frommen Kauf; — aber es kam bei diesem Geschäftszweig nichts heraus. Die 30,000 Ducaten blieben unbezahlt, und Papst Leo, der St. Peter baute, 'eine Schwester ausstaffirte' und schlimmere Sachen trieb, war deren aufs Aeußerste benöthigt. Was ist anzufangen? "Ich könnte freilich dies Geld von den Fugger's in Augsburg geborgt bekommen", sagte der Erzbischof zaudernd, "aber wie dann —?" — "Mit der Rückzahlung könnte ich Euch helfen!" sagte Seine Heiligkeit: "Könnte selber die Halbscheid davon zahlen, — wäre nur erst (aber sie machen immer so viel Geschrei über das Zeug) ein Ablaß in Deutschland ausgeschrieben!" — "Gut, es sei drum!" antwortete Albrecht zuletzt, indem er einwilligte, das Geschrei über sich zu nehmen und das Zeug ins Werk zu setzen, da er gar so schlecht bei Kasse war. Er stellt, vermöge seiner Befugniß als erster geistlicher Kurfürst, seine Vollmacht aus, ernennt (1516) einen gewissen Tetzel, einen Priester, dessen eherne Stirn und Flinkigkeit mit Kopf und Hand ihm bekannt waren, zum Oberverkaufsmann; und — hier ist ein Hohenzollern, der eine Stelle in der Geschichte hat! Der

[1] Pauli V. 496—499. Rentsch S. 869.

arme Mann, es war durch Zufall und wegen großen Geldmangels. Er war keineswegs ein heftiger Kirchenmann, hegte selber Neigungen zu Luther hin, sogar von practischer Art, als die Sache im Gange war. Aber er konnte nun einmal nicht anders.

Kardinal Albrecht, Kurmainz, zeigt sich als ein oft gehörter, gewandter öffentlicher Redner auf den Reichstagen und anderswo, in jenen Zeiten, ein Mann, der gern heftige Maßregeln vermeiden möchte; — unbequem dick in seinen späteren Jahren, nach den Portraits zu urtheilen. Kurbrandenburg, Kurmainz (der Jüngere nun in amtlicher Stellung sogar größer als der Aeltere), diese Namen kommen beständig vor in den deutschen Geschichten jener Reformationsperiode, fehlen bei keiner wichtigen Gelegenheit, und inmitten der inhaltlosen Namenslisten, denen man in jenen Büchern bis zum Ermüden begegnet, gestalten sie sich zuletzt für uns zu Personen wie oben.

Fünftes Capitel.

Von dem baireuth-ansbachischen Zweig.

Albrecht Achilles, der dritte Kurfürst, war vor seinem Antritt Markgraf von Ansbach gewesen, und seit seines Bruders, des Alchymisten, Tod auch Markgraf von Baireuth oder des Gesammtfürstenthums. — 'Markgraf von Culmbach' wollen wir es der Kürze wegen nennen, obschon die wirremachenden alten Bücher keinen beständigen Namen dafür haben.[1] Nach seinem Antritt behielt Albrecht Achilles natürlich Beide, das Kurfürstenthum und Fürstenthum inne so lange er lebte. Was sich

[1] Ein gewisser Subaltern mit diesem ausdrücklichen Titel: 'Markgraf von Culmbach (ein nachgeborener, zeitweilig dort apanagirter Prinz, der einst im Dienst des sogenannten Winterkönigs stand und von dem wir vorübergehend vielleicht hier noch hören werden), ist jene völlig mysteriöse Person, die sich als 'Marquis de Culenbach' gedruckt findet in Bromley's Collection of Royal Letters (London, 1787) p. 52 etc.: — eines der curiosesten Bücher über den dreißigjährigen Krieg 'edirt' mit einer gelassenen Stupidität und heitern Unendlichkeit von Unwissenheit, die es noch ferner auszeichnen. Die Bromley-schen Originale, die sich wohl des wirklichen Edirens verlohnten, sind, wie es sich auf eingezogene Erkundigung herausstellt, 'vor etwa funfzig Jahren als Autographen verkauft und unwiederbringlich zerstreut worden'.

äußerst selten so fügte, daß das große und kleine Land beisammen waren.

Kein anderer Kurfürst, seit beinahe hundert Jahren, hatte sie Beide besessen, und auch dann gleichsam nur auf Augenblicke. Allerdings blieben die zwei Länder, Kurfürstenthum und Fürstenthum, hohenzollerisch beide, und zusammen ausmachend, was die Hohenzollern an Besitz in der Welt hatten, rege mit einander verbunden; ihre Verwandtschaft und Schutzgenossenschaft sorgfältig gepflegt, und das kleinere allezeit unter der ausdrücklichen Obhut und, so zu sagen, Vetterschaft des größern stehend. Aber sie hatten ihre besondere Fürsten, Fürstenlinien, und nur zweimal, in der Zeit dieser zwölf Kurfürsten, sind sie auch nur zeitweilig unter ein und dasselbe Haupt gekommen. Und was ihre endliche Vereinigung anbelangt, so sind Brandenburg-Baireuth und Brandenburg-Ansbach dem eigentlichen Brandenburg und dessen neuen Geschicken erst in unserer Zeit, nämlich im Jahre 1791, einverleibt worden, und auch dann nicht bleibend, da sie fünfundzwanzig Jahre darauf, auf dem großen Wiener Congreß, Bayern zufielen. Was alles wir mit den für uns daraus entspringenden Verwickelungen und Verwirrungen in irgend kurzer Fassung dem Leser klar zu machen suchen müssen.

Zwei Linien in Culmbach oder Baireuth-Ansbach: Der Geraische Vertrag von 1598.

Culmbach hinterließ der Kurfürst bei seinem Tode seinem zweiten Sohn, — eigentlich zweien Söhnen, aber der eine starb bald und der andere ward alleiniger Besitzer, — Friedrich mit Namen, der, als Gründer der Aeltern Linie der brandenburgisch-culmbachischen Fürsten, von uns nicht vergessen werden darf. Gründer der Ersten oder Aeltern Linie, denn es giebt zwei Linien, indem diese Friedericianische in etwa hundert Jahren wieder erlosch, und die ansbach-baireuthischen Lande wieder an Brandenburg heimfielen, — wo sie jedoch nur während des damaligen Kurfürst Lebzeit verblieben sind. Johann Georg (1525—1598), der siebente Kurfürst war es, dem Brandenburg-Culmbach heimfiel, — ja, genau zu sprechen, war es nur die gewisse Aussicht darauf, was ihm heimfiel, das Ding selber kam nicht völlig zu seiner Zeit, wiewohl die Verfügung darüber ihm zufiel,[1] — zur Wiedervereinigung mit Brandenburg. Zur Vereinigung nämlich auf die kurze mögliche Dauer seines Lebensrestes, und um alsdann wieder als Leibgedinge verwendet zu

[1] 'Verfügung' 1598; Ding selber, 1603, zu seines Sohnes Zeit.

werden, — welche letztere Operation, da Johann Georg dreiundzwanzig Kinder hatte, nicht schwer fallen konnte.

Johann Georg spaltete demgemäß (Jahr 1598) das Land in zwei Theile; Brandenburg-Baireuth war für seinen zweiten Sohn, Brandenburg-Ansbach für seinen dritten: dadurch waren wieder zwei neue Stammväter culmbachischer Fürsten eingeführt, und eine neue Linie, Zweite oder 'Jüngere Linie' genannt (Linie meist in zwei gespalten, wie vorher), welche, — nach complexen Geschicken in ihrem gespalteten Bestand, Baireuth unter einem Haupte, Ansbach unter einem andern, — thätig fortbesteht bis herab auf die Zeit unseres kleinen Fritz und weiter. Wie das uns nur allzubekannt werden wird im Verlauf dieser Geschichte! —

Von Alters her waren diese Länder häufig getheilt worden: ein jedes hatte seine kleine Hauptstadt für sich, Stadt Ansbach, Stadt Baireuth,[1] wie das die Verhältnisse mit sich brachten. Häufig getheilt, wiewohl stets in engster Vetterschaft und bereit zur Wiedervereinigung, wenn möglich. Gewöhnlich hatten sie sich auch unter der Aeltern Linie, unter Friedrich's Nachkommenschaft, die zahlreich war und oft Apanage erforderte, in verschiedenen Händen befunden. Aber es war herkömmlicher Gebrauch, nicht weiter zu theilen; Baireuth für sich, Ansbach für sich (oder noch glücklicher, wenn Beide in eine Hand gelangen konnten), — und namentlich Brandenburg für sich: dies, bemerke ich, war das übliche Herkommen. Jedoch Johann Georg, ein weiser Fürst wie er war, wünschte es nun noch gewisser zu machen, und that es mittelst einer berühmten Urkunde, der geraische Vertrag genannt, datirt 1598,[2] im letzten Lebensjahre Johann Georg's.

Hierdurch ward auf einem Familien-Conclave, gehalten zu Gera, einem thüringeschen Städtchen, vertragen und unwiderruflich festgesetzt: Daß ihr Kurfürstenthum, ungleich all den übrigen in Deutschland, untheilbar bleiben soll; Gesetz der Primogenitur, hier wenn sonst nirgendswo, soll in voller Kraft gelten; und nur die culmbachischen Territorien (wenn anders unbesetzt) sollen für jüngere Söhne abgespleißt werden dürfen. Culmbach darf abgespleißt werden, und zwar dieses allenfalls wieder in zwei Theile (Baireuth und Ansbach), aber auf keinen Fall weiter. Welches Hausgesetz fortan strenge beobachtet wurde. Datirt ist es 1598; Haupturheber davon ist Johann Georg, der siebente Kurfürst. Diesen "Geraischen Vertrag" kann der Leser sich an-

[1] Bevölkerungen ungefähr gleich, 16,000 bis 17,000 in unserer Zeit.
[2] Michaelis I. 345.

merken als ein vortreffliches Stück hohenzollerischer Wirthschaftlichkeit, und wichtig in den brandenburgischen Annalen. Ueberhaupt wächst Brandenburg, wie wir bemerken, fortwährend unter diesen zwölf Hohenzollern, langsamer oder schneller, gerade wie die Burggrafschaft wuchs, und durch ähnliche Verfahrungsweisen. Eine glückliche Anlegung von Geld (wie Friedrich Eisenzahn in der Neumark) bringt ihnen eine Provinz, glückliche Erbschaft eine andere: gute Handhabung ist allezeit da, welche die Mutter des guten Glücks ist.

Und so erstreckt sich von Johann Georg abwärts wieder ein neuer Strom culmbachischer Fürsten, die Jüngere oder Neue Linie genannt, — eigentlich zwei gleichzeitige Linien von Baireuthern und Ansbachern, — stets in enger Verwandtschaft mit Brandenburg und mit letzter Reversion an Brandenburg im Erlöschungsfall beider Linien, aber mit gegenseitiger Beerbung unter sich, wenn nur eine erlischt. Sie haben verwickelte Schicksale gehabt, in auswärtigen Armeen gedient, sind viel umher gewandert, und mitunter hat es ihnen sehr an Geld gemangelt: aber während der darauf folgenden hundert und funfzig Jahre ist keine von den beiden Linien im mindesten erloschen, — in der That nichts weniger als das.

Von dieser spätern oder Neuen Culmbachischen Linie oder gespalteten Linie, namentlich von dem baireuther Theil derselben, hat unsere kleine Wilhelmine, des kleinen Fritzen's Schwester, welche Markgräfin daselbst wurde, aller Welt Kunde gegeben. Aus dem ansbachischen Theil (dem es zur Zeit sehr an Geld gebrach) stammt die Königin Karoline, berühmt zu unseres Georg des Zweiten Zeit.[1] Aus ihm stammt auch ein unwichtiger Markgraf, der eine kleine Schwester Fritzen's und Wilhelminen's heirathete, von dem wir hören werden. Und da ist endlich ein noch unwichtigerer Markgraf, ein einziger Sohn des besagten unwichtigen und seiner Ehehälfte, der die beiden Länder wieder vereinigte, indem Baireuth der Erben ermangelte, und der selber unbeerbt und mit einer schwachen Lady Craven zur Markgräfin, — in Hammersmith, in unserer nahen Nachbarschaft hier,[2] 1806 starb, und so der Plackerei ein Ende machte. Er hatte bereits 1791 seine sämmtlichen temporairen Anrechte an Preußen verkauft, und ließ Preußen die Erbschaft sogleich, ohne längeres Warten, antreten. Preußen, wie gesagt, behielt das Land nicht lange, und es bildet jetzt einen Theil des bay-

[1] S. ein synoptisches Diogram dieser Genealogie weiter unten.

[2] Hammersmith grenzt an Chelsea, dem Wohnort des Verfassers.
D. Uebers.

rischen Gebietes; — dabei möge es, Redacteuren und Lesern zu Liebe, lange bleiben!

Von dieser Jüngern Linie, in sich wenig bedeutend für die Welt, werden wir zur Zeit und Stelle genug zu schreiben haben: für jetzt müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Aeltere Linie richten.

Die Aeltere Linie von Culmbach: Friedrich und seine drei namhaften Söhne dort.

Des Kurfürsten Albrecht Achilles zweiter Sohn, Friedrich (1460—1536),[1] Gründer der Aelteren culmbachischen Linie, hat sein Land eine gewisse Zeit wohl regiert, und war 'ein Mann von berühmter Stärke an Leib und Geist;' erfordert aber wenig Meldung von uns, außer wegen der Söhne, die er hatte. Ein ruhiger, löblicher, ehrenhafter Herr, — mit einer gewissen pathetischen Würde, sichtbar selbst noch in dem verdunkelten Zustand, worin er gesunken war. Der arme alte Herr! nach manchen namhaften Kriegs- und Friedensthaten verfiel er in Melancholie, in Blödsinn, Blindheit bald nach der Mitte des Lebens, und blieb so zwanzig Jahre lang, bis er starb; während welchen trüben Zustandes es schön anzusehen war, sagen die alten Bücher, wie aufmerksam seine Söhne ihn behandelten, und wie ehrerbietig der Aelteste ihn immer zur Tafel führte.[2] Sie wohnen und tafeln auf jenem hohen Schloß Plassenburg, wo der alte Friedrich den weißen und rothen Main nicht mehr sehen kann. Ach Gott! Plassenburg ist gegenwärtig ein Zuchthaus, wo Schufte und Schuftinnen Strafarbeit verrichten; und der fromme Friedrich, wie der beredte Johann ist ein vergessener Gegenstand geworden. Er war mit unter dem Reichsheerbann, welcher nach den Niederlanden marschirte, um Max aus der Gefangenschaft zu befreien,[3] Max, den König der Römer, welchen, all seinem Glücke zum Trotz, die Fläminger zu einer Zeit unter Verschluß genommen hatten.[4] Das ist seine eine mir gegenwärtig erinnerliche That.

[1] Rentsch S. 593—602.
[2] Rentsch S. 612.
[3] Von welchem Zug Herr Götz von Berlichingen viel zu erzählen hat. Es ist dies nämlich derselbe 'Markgraf Friedrich von Ansbach', an dessen Hof Götz 'in der Lehre' war; von dessen 'polnischen Gemalin' er in den finstern Thurm gesteckt worden, und dessen 'schwarz-weißes Banner' er, als junger Knappe, vor Kostnitz trug. D. Uebers.
[4] 1482 (Pauli II. 389): seine schöne junge Gemalin war kurz vorher 'durch einen Sturz vom Pferde' schrecklich tragisch umgekommen, und die Siebzehn Provinzen waren störrisch unter Maxen's Vormundschaft.

Er war Johann Cicero's Halbbruder, Kind einer zweiten Frau. Wie sein Onkel, Kurfürst Friedrich II., war er an eine polnische Prinzessin verehelicht, indem der schlaue Achilles vielleicht ein Auge auf Kronen in jener Richtung hatte, während des besagten ungarisch-böhmisch-polnischen Donnybrook's. Aber wenn dem so, so ist abermals nichts von einer Krone danach gefolgt, wiewohl es mit der Zeit nicht ohne gute Ergebnisse für Friedrich's Kinder geblieben.

Er hatte acht Söhne, die zu Mannsalter heranwuchsen, deren fünf oder sechs in der Welt zu Ansehen gekommen, und drei sind denkwürdig bis auf den heutigen Tag. Eine seiner Töchter verheirathete er an den Herzog von Liegnitz in Schlesien; was mit zu den ersten Ringen gehört, die ich wahrnehme, in einer Verbindung, welche stark wurde mit diesem souverainen Herzogthum, und die hier von meinen Lesern der Beachtung werth ist. Von den drei namhaften Söhnen ist es nöthig, etwas zu sagen. Casimir, Georg, Albrecht sind die Namen dieser Drei.

Casimir, der Aelteste,[1] dessen Erbtheil Baireuth ist, war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt; da er sich aber mehr zu weltlichen und militairischen Dingen neigte oder weil seine Aussichten sich änderten, verließ er jenen zeitig und betrat rüstig die Laufbahn der Waffen und Geschäfte. Ein wütherisch aussehender Herr mit gedankenvollen Augen und hängender Unterlippe: — Hut von beneidenswerther Weichheit; lose Filzscheibe nachlässig an den Kopf gesteckt, fast wie eine künstlich ausgedehnte Nachtmütze, so bewundernswürdig weich; — und der Anblick des Menschen Casimir, zwischen seinem Wassersturz von schwarzem Bart und dieser Semi-Nachtmütze, ist nachlässig wütherisch. Er hat sich viel herumgeschlagen mit den Nürnbergern und Andern; konnte schrecklich zuschlagen, wenn es noth that. Namentlich wütherisch war er gegen die aufständischen Bauern in ihrem Bauernkrieg (1525). Diesen stellte er sich in ihrer wildesten Wuth entgegen; Er, damit Andere sich um ihn sammeln mögen: "Unselige Sterbliche, wollt Ihr die Welt zu Trümmern reißen, weil Ihr Euch viel zu beschweren habt?" und knüpfte ihre Führer buchstäblich dutzendweise auf, als sie unterworfen und gefangen waren. Ein strenger, ziemlich wütherischer Herr. Sein Bruder Georg, welcher Ansbach zum Erbe und ein Recht zu der Hälfte dieser Gefangenen hatte, vermahnte seine Hälfte und verzieh ihr, und legte für die Uebrigen dringende Fürbitte bei seinem Bruder ein, in einem schönen auf

[1] 1481—1527.

uns gekommenen Brief,[1] der aber ohne Wirkung auf Casimir blieb. Um des Hundes selber willen und um Aller willen "laßt den Hund nicht lernen Leder essen" (woraus seine Kuppeln und Maulkörbe gemacht sind)! Das war ein Sprüchwort, welches man bei jener Gelegenheit oft hörte, in Luthers Mund unter den Uebrigen.

Casimir starb im Jahre 1528 gegen funfzig Jahre alt. Während der letzten zwölf Jahre ungefähr, als des Vaters Krankheit hoffnungslos geworden, hatte er Culmbach in den beiden Theilen regiert, indem der ansbachische Theil, der seinem nächsten Bruder Georg angehörte, natürlich in allen Stücken zu Baireuth hielt, und Georg, welcher gewöhnlich abwesend war, außer bei wichtigen Veranlassungen sich nicht darin mischte. Casimir hinterließ einen damals erst sechsjährigen Knaben, des Namens Albrecht, zu dessen Vormund Georg, nunmehr thatsächlich Souverain in Culmbach, bestellt war. Dieser Junge, voll Feuer, Wildfeuer zuviel davon, explodirte nachher gewaltig über Deutschland (Albrecht Alcibiades ist der Name, den sie ihm geben); ja, er war gegen das Ende seiner Minderjährigkeit bereits aufsätzig gegen seinen Onkel geworden, den vortrefflichen Vormund, der die Aufsicht über ihn hatte.

Friedrich's zweiter Sohn, Markgraf Georg von Ansbach.

Onkel Georg von Ansbach, Casimir's nächster Bruder, war allezeit von friedlicherem Naturell als Casimir gewesen, wiewohl es ihm an Gemüthsfeuer und genugsamer Lebendigkeit jeder Art nicht mangelte. Als Jüngling hatte er Kaiser Maxen in zweien seiner kleinen Kriege geholfen, war aber allezeit mehr dem 'Lateinlesen', der Gelehrsamkeit und den Geistesbeschäftigungen zugethan. Seine polnische Mutter, welcher, wie wir bemerken, "Casimir" seinen Namen verdankte, hat sich viel wichtiger für Georg bewiesen. In früher Jugend ging er zu seinem Onkel Vladislaus, König von Ungarn und Böhmen: dann — — ach, da werden wir am Ende doch einen Blick in jenes unschöne, einem "Irischen Donnybrook" vergleichbare, ungarisch-böhmische Getümmel werfen müssen, wo Albrecht Achilles sich so lange als Hauptconstabler umthat! Es ist am Ende doch nöthig, daß wir etliche der höchsten Köpfe daraus andeuten, und wohinwärts sie, Knüttel in der Hand, zu drängen und schwenken scheinen. Muth geduldiger Leser!

Georg ging also in früher Jugend zu seinem Onkel Vladislaus, König von Ungarn und Böhmen: denn Georg's Mutter

[1] In Rentsch S. 627.

war, wie wir wissen, aus königlichem Geschlecht, Tochter des polnischen Königs Casimir IV. (der jüngst die Deutschritter übel zurichtete), welche Verwandtschaft Resultate für Georg und uns hatte. Tochter Casimir's IV. war die Dame, und folglich von Jagellonischem Geblüt von väterlicher Seite, was wenig auf sich hat; aber von mütterlicher Seite war sie eine Enkelin jenes Kaisers Albrecht II., der 'drei Kronen in einem Jahr erhielt und das Jahr darauf starb'; dessen Nachkommen immer seitdem, — bis an die Lippen in Plackereien mit der sie begleitenden confusen Mitbewerbschaft, den Hunjad's, Corvinus, Georg Podiebrad und Anderen, geschweige den lauernden Türkendrachen, der sich immer enger um ihre Grenze schlang, — Könige von Ungarn und Böhmen gewesen, zwei von den Kronen (die erblichen zwei), die Kaiser Albrecht in jenem merkwürdigen Jahr erhalten. Er erhielt sie, wie sich der Leser vielleicht erinnert, indem er Kaiser Sigismunds Tochter zur Gemahlin hatte, — Sigismund's Super-Grammaticam, den wir auf dem Marktplatz zu Kostnitz, roth wie ein Flamingo, vor hundert Jahren stehen ließen. So rollt die Zeit in ihrer buntscheckigen Art, gefräßig und trächtig.

Auf solche Weise ist Georg's Onkel Vladislaus, Albrecht's Tochtersohn, dermalen König von Ungarn und Böhmen: der letzte König Vladislaus und der vorletzte König überhaupt, den sie gehabt, wie wir sogleich sehen werden. Vladislaus war Erbe von Polen gleichfalls, hätte er sich nur Besitz verschaffen können; aber er überließ dasselbe seinem Bruder, verschiedenen jüngern Brüdern nacheinander, da er die Hände voll hatte mit seiner ungarischen und böhmischen Schwierigkeit. Er hielt viel auf seinen Neffen Georg, indem er die offene, verständige und treue Natur des Jünglings wohl erkannte. Er bestellte Georg zum Erzieher seines armen Sohnes Ludwig, den er im frühen Alter von zehn Jahren in einer schlimmen Welt und schlimmen Lage darin zurückließ. 'Geboren ohne Haut', sagt man, d. h. im siebenten Monat zur Welt gekommen, und deshalb Ludwig Ohnehaut genannt. Allerdings mit ziemlich dünner Haut geboren, wie man wohl sagen kann; und es hätte ihm doch eine von rhinocerossischer Dicke nothgethan!

Georg vollzog sein Amt redlich und mit Erfolg: Ludwig wuchs zu einem ritterlichen, stattlichen, muntern jungen König heran, trotz natürlicher und anderer Schwierigkeiten, erhielt eine Schwester des großen Kaisers Karl V. zur Ehe, — beschloß (A. D. 1526) einen Streich gegen den Türkendrachen zu versuchen, der sich um seine Grenze schlang und in einem unerträg-

lichen Grade Feuer spie. Ludwig, ein stattlicher, zwanzigjähriger Jüngling, zog mit vieler ungarischer Ritterschaft aus, unmittelbar auf den Türken los (Sommer 1526), unterdeß Georg geschäftig nach Böhmen ging, um da nach Kräften Verstärkungstruppen auszuheben. Ludwig focht und scharmützelte eine Weile mit der türkischen Vorhut, kam endlich zu einer wüthenden allgemeinen Schlacht mit den Türken (29. August 1526) an einer Stelle Namens Mohacz, tief östlich in den Niederungen der Unterdonau, und ward allda tragisch geschlagen und geendigt. Indem er die Schlacht verloren und seine Ritterschaft fliehen sah, mußte Ludwig gleichfalls die Flucht ergreifen; galoppirend um sein Leben, gerieth er in ein Moor von bodenloser Untiefe oder so gut wie bodenlos, und darin verschwand Ludwig, Roß und Reiter, plötzlich aus dieser Welt. Der unglückliche Jüngling! wie ein Blitzstrahl unversehens dort hineinfahrend, — und die ungarische Souverainität mit ihm, denn Ungarn wird von da ab ein Theil von Oestreich, indem es, nebst Böhmen, an Karl's V. Bruder Ferdinand kam, als dem nun nächsten gelegenen Erben Albrecht's mit den drei Kronen. Bis an die Lippen in Schwierigkeiten bis auf den heutigen Tag! —

Unterdessen war Georg mit wohl gerüsteter Verstärkung in vollem Marsch, um zu Ludwig zu stoßen; aber die traurige Nachricht von Mohacz traf ihn: er zog sich, sobald als thunlich, nach seinem eigenen Gebiet zurück, und verließ die ungarischen Händel. Dies, glaube ich, war Georg's dritter und letzter Kriegsversuch. Er fand keinen besonderen Gefallen an dieser Kunst, und hatte sie auch nicht gepflegt wie Casimir und einige von seinen Brüdern. —

Georg hatte nunmehr ansehnliche Besitzthümer, ein Theil derselben wichtig für die Leser dieser Geschichte. Ansbach ist uns bereits bekannt, aber das Herzogthum Jägerndorf, — das und seine freundlichen Thäler, schönen Jagdgehäge und lärchenbewachsenen Höhen im schlesischen Riesengebirge, — das ist das denkwürdige Territorium für uns. Georg erwarb es auf folgende Art:

Vor etwa zehn oder funfzehn Jahren hatte der verstorbene König Vladislaus, unser hochselige Onkel, indem er Georg liebte und kein königliches Geld zur Verfügung hatte, demselben erlaubt, mit seinem eigenen Gelde gewisse, spottwohlfeil verpfändete, dennoch aber für Vladislaus uneinlösbare, ungarische Herrschaften einzulösen. Georg that also, vor Jahren, sage vor zehn oder funfzehn Jahren. Die ungarischen Herrschaften mit ihren türkischen und sonstigen Unbequemlichkeiten gefielen Georgen

nicht, er schlug dem König Vladislaus ihren Tausch gegen das böhmisch-schlesische Herzogthum Jägerndorf vor, welches damals gerade wegen Erbermangelung dem König heimgefallen war. Auch dazu verstand sich der wohlwollende geldlose Onkel, der Georg immer lieber gewann. Und die Sache ward auch vollzogen; ich sehe zwar nicht, in welchem Jahr: blos daß die schließliche Belehnung (durch Ludwig Ohnehaut und mit gehöriger Billigung des Kaisers) 1524 datirt ist, zwei Jahre vor dem verhängnißvollen Begegniß von Mohacz.

Von der Zeit dieses Kaufes an, und besonders bis zu Bruder Casimir's Tod, 1527, residirte Georg öfter zu Jägerndorf als zu Ansbach. Ansbach, an der Seite Baireuths, bedurfte keiner besonderen Handhabung, und in Jägerndorf mochte Manches die Hand eines guten Regenten erfordern, um es wieder in Stand zu setzen. Das jägerndorfer Schloß, das sich bis auf den heutigen Tag nicht ungroßartig dort emporthürmt, ist von Georg erbaut: 'das alte Schloß derer von Schellenberg' (der erloschenen vorhergehenden Linie), nun in Trümmern, 'steht auf einem mit Lärchen bewachsenen Hügel in einiger Entfernung'. Markgraf Georg war wohlangesehen als Herzog von Jägerndorf. Was seine Thaten in jener Gegend waren weiß ich nicht; aber es scheint, er war so wohlgelitten in Schlesien, daß zwei kleinere benachbarte Potentaten, der Herzog von Oppeln und der Herzog von Ratibor, die der Leibeserben ermangelten, diese Städte und Gebiete, mit des Kaisers Einwilligung, an Georg vermachten:[1] — einzig ihrer Unterthanen zu Liebe (bemerkt Rentsch), auf daß arme Menschen von einem weisen Herzog regiert würden in kommender Zeit. Im andern Fall wären die Herzogthümer dem Kaiser heimgefallen.

Ja der Kaiser, trotz seiner vorhergegangenen Gutheißung, bewies sich wucherhaft gegen Georg in der Sache, und erpreßte schwere Summen für die wirkliche Besitznahme von Oppeln und Ratibor. Georg, der in protestantischen Dingen so eifrig voranging, gerieth in immer weniger Gunst bei Kaisern. Aber so jedenfalls, vermöge friedlicher, unstreitiger Gründe, Gründe gültig wie Reichsgesetz und baares Geld, ist Georg Herr dieser beiden Ländchen in der Ebene von Südschlesien sowohl, als von Jägerndorf im nahen Gebirge. Georg hat das Herzogthum Jägerndorf nebst diesen Pertinenzien inne (Jägerndorf seit 1524, Ratibor und Oppeln seit etlichen Jahren später), und sitzt da,

[1] Rentsch, S. 623, 127—131. Der Kaiser ist Ferdinand, Karl's V. Bruder, — vorerst noch nur König von Böhmen und Ungarn, aber vollmächtig in solchen Dingen. Seine Einwilligung ist in Rentsch '17. Juni 1531' datirt.

beständig oder in gehörigen Zwischenräumen, auf seinem eigenen starken Bergschloß Jägerndorf, — ohne Zweifel zum wirklichen Vortheil guter Menschen in jenen Gegenden. Somit hat sich Jägerndorf den brandenburgischen Landen angefügt; und der Leser mag sich den Umstand merken, denn er wird sich eines Tages denkwürdig erweisen.

In Sachen der Reformation hat sich Markgraf Georg sehr edel gehalten. Ein schlichter, wahrheitsliebender, bescheiden tapferer Mann, der sich unbewußt in jenem großen Element zur heroischen Gestalt erhob. "Georg der Fromme", "Georg der Bekenner" waren die Beinamen, die er von seinen Landsleuten erhielt. So wie dies Werk erst einmal praktisch geworden war, mischte sich Georg ein wenig mehr in das culmbachische Regiment, indem sein Bruder Casimir, der gleichfalls Reformationsrichtungen hatte, mehr damit hinter dem Zaune hielt, im Vergleich mit Georg.

Im Jahre 1525 war die städtische Bevölkerung des culmbachischen Landes, das mächtige Nürnberg voran, entschieden für die neue Lehre aufgetreten, und ließ ununterdrückbar Ungeduld vermerken, den alten Lügenkram auszuräumen und der Predigt des Evangeliums eine freie Bahn bei sich zu machen. Es war dies ein bedenklicher Schritt, der allenfalls für einen großen Kurfürst von Sachsen thunlich war, — aber für einen Markgrafen von Ansbach? Georg war von Jägerndorf, etliche und sechzig Meilen Weges, heimgekommen, um selber Einsicht davon zu nehmen; fand es, mit der Dunkelheit ringsum, mit den drohenden Abgründen an jeder Hand, und einer eifervollen, rücksichtslosen Städtebevölkerung, die auf die Stange zu beißen drohete, ein schrecklich häckeliges Ding. Da bestieg Georg an einem Tag in diesem Jahre (Tag nicht näher angegeben) sein Roß und ritt 'mit einem Gefolge von nicht mehr als sechs Leuten' in aller Stille aus auf einem gut dreitägigen Ritt von ferneren vierzig Meilen Weges, gen Wittenberg, und stieg ab an der Hausthüre des Doctors Martinus Lutherus.'[1] Ein namhafter erwähnenswerther Vorgang. Aber solche Einkehrungen hoher Fürsten in jenem armen Hause des Doctors waren nichts Ungewöhnliches damals. Luther klärte Georg's Zweifel auf; Georg kehrte mit gefaßtem Entschluß heim: "Voran denn, Ihr armen voigtländischen Evangelischen! Ich muß Euch führen, wir müssen voran!" — Und es zeigten sich Fährlichkeiten genug und Abgründe an jeder Hand: Bauernkrieg, Wiedertäuferei; und die Rothe Republik an der einen Hand, die Reichsacht an

[1] Rentsch S. 625.

der andern. Aber Georg, gespannt, feierlich achtsam, mit immer neuem Lichte ihm aufgehend, ward mit den Gefahren, wie sie jedesmal kamen, fertig, und schritt stetig vor auf eine schlichte, gar mannhafte und muthige Art und Weise.

Er hat die wirklichen Kriege, die auf Luther's Predigt folgten, nicht mehr erlebt; er war von einem Alter mit Luther, wenige Monate später geboren, und starb drei Jahre früher als Luther,[1] — aber bei all den Haupttransactionen, die dazwischen liegen, ist Georg hervorragend mit zugegen: 'Georg von Brandenburg', wie die Bücher ihn nennen, oder einfach 'Markgraf Georg'.

Es versteht sich von selbst, daß er auf dem Tag zu Augsburg (1530) und bei dem Unterzeichnen des augsburgischen Bekenntnisses gegenwärtig war. Er ritt dahin, umgeben von seiner ansbachischen Ritterschaft, '400 Cavalieren', — die Seckendorf, Hutten, Flans und andere bekannte Familien, in den Listen erkennbar;[2] — und sprach dort, nicht Ausbrüche parlamentarischer Beredsamkeit, sondern Dinge, die Sinn in sich hatten. Eine Rede von ihm, nicht in der Reichsversammlung, sondern in des Kaisers Herberge (am 15. Juni 1530, muthmaßlich in Anton Fugger's Haus,[3] aber ohne die 'Zimmetfeuer', von denen bei einer andern Gelegenheit gemeldet wird) ist noch berühmt. Es war an dem Abend nach der Ankunft Karl's V. am Reichstag, wo die Stände sich bereits einige Zeit versammelt gehalten. Und groß war der Empfang des Kaisers am Morgen jenes Tages gewesen; der Flor Deutschlands, sämmtliche Fürsten des Reichs, protestantische wie päpstliche, waren ihm bis an die Lechbrücke entgegen geritten. Mit überschwänglichen Reden und Freundlichkeiten auf beiden Seiten, — nur daß der Kaiser begehrte, Jedermann, die Protestantischen wie die Andern, sollten mittlerweile den päpistischen Litaneikram, Wachskerzenumgang und götzendienerischen Firlefanz des Frohnleichnamsfestes am folgenden Tag mitmachen, was die Protestantischen nicht konnten noch wollten. Kaiserliche Winke waren bereits von Innspruck aus ergangen; milde Hoffnungen, von der Natur von Befehlen: Daß loyale protestantische Fürsten mittlerweile offene Mißhelligkeiten vermeiden möchten, vielleicht so loyal sein möchten, ihre Capellane, besondere Religionsübungen, für

[1] 4. März 1484 — 27. Dezember 1543 Georg. | 10. November 1483 — 18. Februar 1546 Luther.

[2] Rentsch, S. 633.

[3] Jetzt ein Gasthaus, 'Zu den drei Mohren', wo Touristen logiren und sich den Saal zeigen lassen, den der Kaiser bei solchen Besuchen bewohnt haben soll.

sich privat zu halten mittlerweile? Solche Winke hatte man erhalten, — und nun dies mit dem Frohnleichnamsfest ein noch bedeutsamerer Wink! Loyale Protestanten weigerten sich daher. Lehnten es geradezu ab, trotz Befehl und abermaligem Befehl. Sie kamen insgesammt zum Kaiser, der alte Johann von Sachsen, der junge Philipp von Hessen und die Uebrigen; Markgraf Georg, als Sprecher, mit beredter Schlichtheit ihre Gründe vortragend, — in der Hauptsache ungefähr folgendermaßen:

Unüberwindlichster, allergnädigster Kaiser und Herr! Pflichtgehorsamst sind wir gegen Euere kaiserliche Majestät, allzeit bereit, kaiserlichem Befehl und Begehr zu gehorsamen bei Tag und bei Nacht. Aber nur kaiserlichem Begehr unter Gott, nicht gegen Gott. Verlanget es nicht, o allergnädigster Kaiser! Ich kann nicht und wir können nicht, und wir sollen nicht und dürfen nicht. Und "ehe ich wollt meinen Gott und sein Evangelium "verläugnen", das sind Georg's eigene Worte, "ehe wollt ich "vor Eurer Majestät niederknieen und mir den Kopf abhauen "lassen", — und schlug sich dabei mit der scharfen Hand an den Nacken, während seine Augen wunderlich strahlten und die Stimme zu einem musikalischen Alt sich erhob. — "Nit Kop ab, löver Förſt, nit Kop ab!" antwortete Karl in seinem Fläˌmisch-Deutsch, indem ein leichtes Lächeln seine schweren grauen Augen erleuchtete und die dicke östreichische Unterlippe unmerklich belebte. [1]

Sprecher und Genossen kamen am Morgen noch einmal; Markgraf Georg noch beredter. Dessen Rede über ganz Deutschland hinflog, wie Feuer über trockenem Flachs, und noch zu lesen ist, — beide Reden nun öfterst zu Einer zusammengerollt von ungenauen Herausgebern. [2] — Und der Markgraf und seine Genossen blieben für diesmal mit der Frohnleichnams-Götzendienerei verschont; — aber der Kaiser wandelte, fast gebraten in der Sonne, im schweren Purpurmantel, mit einer langen, sehr überflüssigen Wachskerze spritzelnd und brodelnd in seiner Rechten, durch die Straßen von Augsburg. Kur-Brandenburg, Kur-Mainz, hohe Vettern Georg's, waren auf dieser Versammlung zu Augsburg; Kur-Brandenburg (Kurfürst Joachim I., Cicero's Sohn, von dem wir bereits gesprochen und ferner noch sprechen werden) häufig laut auf der conservativen

[1] Rentsch, S. 637. Marheinecke: Geschichte der Teutschen Reformation. (Berlin, 1831) II. 487.

(Ist an den Wänden des Neuen Museums in Berlin kein Raum mehr für ein Bild dieser 'historischen' Scene? D. Uebers.)

[2] Wie bei Rentsch, ubi supra.

Seite, während der beredte Kur-Mainzer den Vermittelungsweg einschlug. Der Kurfürst von Brandenburg war in seinem Eifer nach Innspruck geritten, um da den Kaiser zu treffen und ein vorläufiges Wort mit ihm zu reden. Beide diese hohen Vettern redeten und rührten sich viel auf diesem Reichstag. Sie waren diesen Morgen dem Kaiser entgegen mit auf die Lechebene herausgekommen, und ihr finsterer Blick äußerte wohl unaussprechliche Dinge über Georg und seine Rede. Georg mußte sich's gefallen lassen.

Bis an seinen Tod, im Jahre 1543, trifft man Georg stets in der Vorderreihe dieser hohen Bewegung an, in der Reihe, wo Kur-Sachsen, Johann der Beständige, und der junge Philipp der Großmüthige von Hessen waren, und wo die Gefahr und Schwierigkeit war. Leser aus unserer aufgeklärten Goldstufen-Generation können sich keine Vorstellung machen von dem Geist, der damals die edlern königlichen Gemüther beseelte. "Gottes Wort bleibt in Ewigkeit, Verbum Dei Manet In Æternum", lautete der Wahlspruch, den Johann der Beständige für sich angenommen: "V. D. M. I. E.", diese Initialen waren auf all sein Geräth gezeichnet, auf seine Feldzeichen, Gemälde, auf sein Silbergeschirr, auf die Aermel seiner Dienerschaft sogar, — und ich kann wohl sagen, auf sein eigenes tiefes Herz zu allererst. V. D. M. I. E.: — oder ließe es sich nicht, wie Philipp von Hessen manchmal sagte (Philipp, der noch ein junger Gesell war und auch spaßen konnte in seinem großmüthigen Hohn), auch etwa lesen: Verbum Diaboli Manet In Episcopis, des Teufels Wort in den Bischöfen steckt"?

Wir müssen nun Abschied nehmen von Markgraf Georg und seinem schönen Benehmen in jener Krise der Weltgeschichte. Er hatte Jägerndorf erworben, welches wichtig für sein Haus und für Andere wurde: aber was war das im Vergleich mit den prometheischen Errungenschaften (so dürfen wir sie wohl nennen) für sein Haus und für sein Land und für alle Menschen, die er mit zu bewirken die Ehre gehabt; — völlig unbewußt, Er, daß er 'Feuer vom Himmel herab holte', der gute bescheidene schlichte Mann! So weit ich entnehmen kann, haben zu seiner Zeit wenig echtere Exempel des Biedermannes gelebt. Eine derbe, ins Rohe gehauene, etwas stumpfnäsige Physiognomie; Backenknochen hoch, Wangen ein wenig bauschig und faltig; Augen mit hinlänglicher Besorgtheit und Traurigkeit darin; liebevolle Schlichtheit, Treue, Verstand, Wahrhaftigkeit blicken aus allen Zügen. Er trägt einen reichlichen, weißen, kurz geschnittenen Bart, reichliche Goldketten, Halskrausen, Hermeline;

Hut nicht zu beloben, im Vergleich mit Bruder Casimir's, ein übler umgekehrter Seiher von einem Hut, in einem fünfundvierziggradigen Winkel hängend, mit einer Perlenschnur oben, nicht unten herum, unsicher auf Georg's schönem Haupte und durchaus nicht zu dessen Zier.

Eine seiner Töchter verheirathete er an den Herzog von Liegnitz, ein neues Glied in jener Verbindung. Er hinterließ einen Knaben, Georg Friedrich, der unter Alcibiades, seines baireuthischen Vetters, Vormundschaft kam, und viel zu leiden hatte wegen dieses Verhältnisses, oder in der That vielmehr wegen seiner eigenen ausgesprochenen protestantischen Richtung, welche zu ahnden das Verhältniß zu Alcibiades nur zum Vorwand diente. In reiferen Jahren überstand Georg Friedrich seine Mißgeschicke und lebte, Gutes, protestantisches und sonstiges in der Welt zu wirken, worauf wir vielleicht noch zurückkommen werden. Die Linie des Markgrafen Georg des Frommen endigt mit diesem Georg Friedrich, der keine Kinder hatte; die Linie des Markgrafen Georg und die Aeltere culmbachische überhaupt (1603), indem auch Albrecht Alcibiades, Casimir's einziger Sohn, ohne Nachkommenschaft gestorben war.

'Von den jüngern Brüdern', besagt meine Quelle, 'gehörten etwa 'vier dem geistlichen Stand an, von denen zwei zur Prälatenwürde em'porstiegen; hier sind die vier:

'1. Einer, Wilhelm mit Namen, war Bischof von Riga, an der 'fernen preußischen Außengränze, und ward protestantisch, — mit unter 'den ersten großen Prälaten, die diesen heretischen Weg einschlugen, in'dem die Umstände ihn begünstigten, das "V. D. (Verbum Diaboli)", 'wie Philipp es las, auszutreiben. Er ist ein verständig aussehender 'Mann, mit prächtigem Bart, mit etwas von geringschätziger Geduld in 'seinen nachdenkenden Augen. Er hatte seine Noth mit seinen Rigaern, '— wie das freilich nichts Neues war zwischen ihrem Bischof und ihnen, 'wes Glaubens er immer sein mochte. —

'2. Der andere Prälat hielt fest an der päpstlichen Rechtgläubig'keit; er stand auf der Leiter der Beförderung zum Stuhl von Magde'burg, hoffend, seinem Onkel Kur-Mainz, dem beredten vermittelnden 'Kardinal, in diesem Theil seiner Pluralitäten nachzufolgen, was auch 'geschah, — wenig zu seinem Trost, armer Mann; indem er viel in den 'Belagerungen und Religions-Unruhen seiner Magdeburger litt, die ihn 'zuletzt ganz fortgehen hießen, da sie sich endlich öffentlich zum Protestan'tismus bekannt hatten. Er hatte wegzugehen, und mit Klagen, Be'schwerden beim Reichshofrath und dergleichen den Rest seines Lebens 'zuzubringen. —

'3. Der Probst zu Würzburg; orthodox päpstlich auch Er, und 'machte seinem Bruder Georg oft zu schaffen.

1543.

'4. Ein noch orthodoxeres Exemplar, das jüngste Mitglied der 'Familie und ebenfalls geistlich: Gumbrecht ("Gumbertus, ein Canonicus" von irgend etwas, sagen die Bücher), der frühzeitig nach Rom 'ging und einer von seiner Heiligkeit Leo des Zehnten Kammerherrn 'wurde, — bestand die "Stürmung Roms" (des Connetable Bourbon) 'und ward da gefangen genommen und ausgelöst, — starb aber jung '(1528). Diese drei waren Katholiken, der von Würzburg ein etwas 'giftiger.

'5. Katholisch war auch Johannes, ein fünfter Bruder, der dem 'Soldaten- und Diplomatenberufe folgte, öfterst in Spanien; besorgte 'Regierungs-Botschaften an Reichs-Versammlungen und dergleichen für 'Karl V.; ein hochstehender Mann und wohlangesehen bei seinem Kaiser: '— er hatte die junge Wittwe des alten Königs Ferdinand in Spanien 'geehlicht, was sich, wie es scheint, als eine plagvolle Scene für den 'armen Johannes bewährte. Was wir wissen ist, daß er zum Befehls'haber von Valencia ernannt wurde und allda starb, kaum erst über 'dreißig Jahre alt, — durch Gift vermuthet man, — und seine junge 'Wittwe für eine dritte Ehe hinterließ.'

Dies sind die fünf jüngeren Brüder, wovon vier katholisch, Söhne des alten blinden Friedrich's von Plassenburg, die zwar an sich nicht denkwürdig, jedoch, um der drei ältern Brüder willen, nennenswerth sind. So viele rechtgläubige Katholiken, während Bruder Georg und Andere den Ketzereien solchermaßen anhingen! Eine Familie, in der viel Religionsspaltung herrscht: — und der blinde alte Friedrich, blöd an Geist, wußte nichts davon; und die vortreffliche polnische Mutter sagte und dachte, wir wissen nicht was. Eine entzweite Zeit! —

Johannes von Valencia und diese Hohen Priester waren sämmtlich Leute von Ansehen, bemerkbar für die Journalisten ihrer Zeit: aber der einzige, nunmehr der Menschheit allgemein bekannte Bruder, ist Albrecht, Hochmeister des Deutschordens, durch welchen Preußen an die Familie kam. Von ihm müssen wir nun ein wenig sprechen.

Sechstes Capitel.

Hochmeister Albrecht, dritter denkwürdiger Sohn Friedrich's.

Albrecht war geboren 1490; jünger als Georg um sechs, als Casimir um neun Jahre. Er war ebenfalls für die Kirche bestimmt gewesen, gab dies aber bald auf, indem andere Aussichten und Richtungen sich eröffneten. Er war allezeit den freien Künsten zugethan gewesen, aber auch das thätige Leben hatte Reiz für ihn. In seiner Jugend zeichnete er sich in Geistes- und Leibesübungen aus, war von höherem Wuchs als seine Genossen, geschickt in Künsten, besonders in den Waffen, — ritt mit seinem Vater an Kaiser Maxens Hof, ward von ihm, als sein Augapfel, Kaiser Maxen präsentirt, — der einen wackern Junker in ihm sah und seiner gedachte, als der Hochmeisterstuhl des Deutschordens zunächst ledig stand.[1]

Das Deutschritterthum war seit der Zeit, da ihm in jener Schlacht von Tannenberg, 1410, der Rücken gebrochen und es mit so schmählichen Fußstößen aus Westpreußen vertrieben worden, bettlägerig gewesen, sein übergebliebenes Einkommen verzehrend oder zappelnd in hülflosen Bestrebungen wieder auf die Beine zu kommen, die keine Meldung von uns erfordern. Ohne Hoffnung, je Westpreußen zurückzugewinnen, hatte der Orden die Huldigung an Polen für den östlichen Landestheil ruhig geleistet, ruhig während ein paar Menschenalter. Aber in der dritten oder vierten Generation nach Tannenberg ließ sich einiges Murren verlauten, — zu allererst im Heiligen Römischen Reich. "Preußen ist ein Stück des Reichs", hörte man hitzige unüberlegte Köpfe sagen, "Preußen konnte ohne des Reichs Einwilligung nicht losgetrennt werden!" Reden, denen die gekränkten Ritter nur zu gern horchten und deren Klang ihre matten Augen mit neuen falschen Hoffnungen erglimmen ließ. Es handelte sich darum, Jemanden von deutschem Einfluß, von Macht und Verbindungen im Land, zum Hochmeister zu wählen, der ihnen zu ihrem sogenannten Rechte verhelfen könnte. Mit diesem Gedanken wählten sie Einen und dann einen Zweiten von solcher Art, — und fanden es nicht sehr hoffnungsreich, wie wir sehen werden.

Albrecht ward zum Hochmeister von Preußen gewählt im Februar 1511, sein Alter zur Zeit einundzwanzig; hielt seinen

[1] Rentsch S. 840—863.

Einzug in Königsberg, November folgenden Jahres, in großem Reiterzug, 'bei grausamem Sturmwind und Hagelwetter', — der arme Albrecht ganz schwarz angethan und voller Trauer über den Verlust seiner Mutter, der guten polnischen Prinzessin, die seit seiner Abreise von zu Hause das Zeitliche gesegnet hatte. Zwanzig Monate der Vorbereitung seit seiner Erwählung hatte er zugebracht, ehe er einen Schritt that, denn der Fall war allerdings verwickelt. Wie seine Vorgänger in dem Amt, hatte er über sich genommen, jene Huldigung an Polen zu verweigern, indem das Reich im Allgemeinen und Kaiser Max selbst in lockeren Redensarten ihn dazu aufmunterten: "Ein Stück des Reichs", sagten sie Alle, "die Deutschritter hatten kein Recht, es so zu veräußern". Eine Sache, die leichter gesagt, als bekräftigt ist.

Albrecht's Vorgänger, auf dies Princip erwählt, war ein sächsischer Prinz, Friedrich von Meißen, ein nachgeborner Sohn von Sachsen; allerdings von mächtiger Verwandtschaft auch Er, der ebenfalls über sich genommen hatte, die Huldigung zu verweigern, und sie auch eifrig verweigerte, — freilich zu seinen Kosten, der arme Mann. Von dem Reich, trotz all dessen großen Worten, erhielt er keinerlei Beistand; er mußte sich einen polnischen Krieg vom Leibe halten, wie er eben konnte, durch gute Worte, durch Diplomatie und Behelfe, und starb im mittleren Alter, aufgerieben von dem Kummer dieser mißlichen Lage.

Es herrscht eine Vorstellung in schlecht unterrichteten Kreisen, als ob unser neue Hochmeister Albrecht um Weniges besser als eine Art Betrüger sei, daß er dieses Hochmeisterthum von Preußen angenommen und darauf fröhlichen Muthes Preußen für seinen eigenen Behuf in die Tasche gesteckt habe. Welches eine müßige Vorstellung ist, die sich nicht mit der geringsten Forschung oder Kenntniß von dem eigentlichen Sachbestand verträgt.[1] Nichts weniger als fröhlichen Muthes steckte Albrecht Preußen ein, noch ohne einen vorausgegangenen so zähen Kampf, ein Anderes damit zu thun, als sich von irgend einem Menschen konnte erwarten lassen.

Ein Umstand, den die Deutschritter nicht ahnten, und ihr junger Hochmeister am allerwenigsten, war, daß die Deutschritter jenen schrecklichen Umsturz von Tannenberg, jene schmähliche Entlassung mit Fußstößen aus Westpreußen, reichlich verdient hatten. Mit ihrem Uebermuth, ihrer Ueppigkeit, Entartung war es weit gekommen; und auch jene Demüthigung besserte sie nicht, im Gegentheil eher. Es war tief verborgen vor ihrem jungen Hoch-

[1] Voigt IX. 740—749. Pauli IV. 404—407.

meister, wie vor ihnen, daß sie vermuthlich nun an dem Ende ihrer Befugung angelangt und reif waren, vom Schauplatz entfernt zu werden, sobald sich eine passende Gelegenheit darbot! — Natürlich erfüllten sie die übernommenen Bedingungen gegen Polen ungern genug, sehr unwillig, sie, für Preußen nun zu huldigen und zu bekennen, daß man zur zweiten Stufe herabgesunken. Denn die Ritter nährten noch immer ihren alten Hochmuth, ihren tiefgewurzelten, jetzt in den unglücklichen Zustand der Selbstbewußtheit getretenen Rangstolz. Das ist gemeiniglich das Allerletzte, was ein sinkendes Haus verläßt: selbstbewußt gewordener Rangstolz, — wie wenn, auf eine umgekehrte Weise, das Haus fühlte, daß es verdient zu sinken.

Im Uebrigen war Albrecht's Lage unter ihnen ebenso, wie Friedrich's von Sachsen gewesen, schlimmer, nicht besser, und der hauptsächliche End-Unterschied war: er starb nicht daran, wie Friedrich von Sachsen, sondern fand einen zu Friedrich's Zeit nicht offenen Ausweg und lebte. Den Rittern und dem vagen Publicum, das sich das Reich nannte, hatte Albrecht gelobt, Polen die Huldigung zu verweigern, dazu klatschten Ritter und Reich in die Hände: und das war so ziemlich all der Beistand, den er von ihnen erhielt. Das Reich, als solches, hatte niemals sein Recht auf Preußen behauptet oder sich auch nur entschieden darüber ausgesprochen; es war blos das vage Publicum, welches gesprochen hatte im Namen des Reichs. Vom Reich oder von irgend einem Individuum darin, Kaiser oder Fürst, wenn wirklich darum angesprochen, vermochte Albrecht platterdings nichts zu bekommen. Von was an Rittern in Preußen war, durfte er etwa, falls es dazu käme, Bereitwilligkeit zum Schlagen erwarten, welches nicht viel hieß, wie die Dinge einmal standen. Aber von der Masse der über ganz Deutschland ausgestreuten Ritter, mit ihren reichen Balleien, sicheren Hülfsquellen, mit ihrem behaglichen 'Deutschmeister' über sich, erhielt er Verneinung:[1] "Wir wollen mit dem Abenteuer durchaus nichts zu schaffen haben, wünschen euch

[1] Die Titel Hochmeister und Deutschmeister werden in vielen Büchern und in allerlei Lexica als von einerlei Bedeutung definirt. Dem ist aber nicht ganz so. Sie waren Anfangs gleichbedeutend, so weit ich entnehmen kann, und nach Albrecht's Zeit sind sie es wieder geworden, aber in der Periode, wo wir halten, und eine geraume Zeit zurück, bezeichneten sie verschiedene und in der That öfters, seit der preußische Verfall begann, antagonistische Wesenheiten. Der Deutschmeister, Untervorstand über des Ordens deutsche Angelegenheiten und Besitzungen, residirt zu Mergentheim: der Hochmeister ist oberster Vorstand über das Ganze, sitzt aber zu Marienburg in Preußen und fühlt dort, wo der Schuh drückt, — viel zu scharf, denkt der Deutschmeister in seinen weichen Pantoffeln, zu Mergentheim in der sichern Würzburger Gegend.

guten Erfolg damit!" Niemals fand sich ein ritterlicher junger Herr in eine unmöglichere Stellung versetzt.

Sein Bruder Casimir (Georg war damals in Ungarn), sein Vetter Joachim Kur-Brandenburg, Friedrich Herzog von Liegnitz, ein schlesischer Verwandter der Familie,[1] hielten Rath, riethen und unterhandelten die Fülle; Albrecht selber bemühte sich unablässig. "Verständige dich mit König Sigismund", sagten sie, "Onkel Sigismund, deiner guten Mutter Bruder, ein König, der uns Allen wohlgeneigt ist!" — "Wie verständigen?" antwortete Albrecht: "Er besteht auf die Huldigung, die ich gelobt nicht zu leisten!" Casimir ging und kam, nach Königsberg, nach Berlin; ging einmal selber nach Krakau zum Könige deswegen: aber es war eine Aufgabe von "Ja und Nein", die Casimir nicht lösen konnte.

König Sigismund seinerseits war bis auf einen hohen Grad geduldig damit, gab die freundlichsten väterlichsten Versicherungen, — indem er zugleich bezeugte, daß sein Recht unstreitig sei, von dem er niemals mit Ehren abstehen könne und folglich niemals wolle: "Mein lieber Neffe mag es sich überlegen, ob sein ausschweifendes, eitelmüthiges, halbketzerisches Ritterthum, ja ob dies preußische Bruchstück desselben in der Lage sei, in einem ungerechten Streite Polen beim Bart zu fassen oder hoffen könne, Tannenberg umzukehren mittelst Beelzebub's Hülfe?" —

Sieben Jahre lang hielt Albrecht aus in diesem Zwischenzustand von nicht Krieg und nicht Frieden, Himmel und Erde anrufend um die Mittel, Polen trotzen und Krieg anfangen zu können. Das Reich antwortete: "Wir haben wahrlich nichts für Euch". Der Deutschmeister antwortete einmal übers andere: "Ich sage Euch, wir haben nichts!" Zuletzt ward Sigismund ungeduldig, machte (Dezember 1519) einige Bewegungen von feindseliger Natur. Albrecht gab nicht nach, begierig nur, zu zögern, bis er in Bereitschaft wäre. Durch übermenschliche Anstrengungen, mit Borgen, Betreiben, Bitten, Hinundher-Galoppiren, brachte Albrecht gegen Ende des folgenden Jahres einen Anschein von einer Armee zusammen: '14,000 deutsche Söldner zu Roß und zu Fuß', soviel in der Theorie, die ihm, in thatsächlicher Ergebniß 8000 Mann stark, zumarschirt kamen (Oktober 1520), um 'auf acht Monate' zu dienen. Mit diesen will er Danzig belagern, Thorn belagern, will plötzlich, wie ein feuriger Speer, in das Herz Polens dringen und Polen zwingen, seinen Anspruch aufzugeben. Worauf denn König Sigismund

[1] 'Herzog Friedrich II.' stammt durch Mütter von Kurfürst Friedrich I., heirathet eben jetzt, 1519, Markgraf Georg's Tochter (Hübner T. 179, 100, 101).

sich selbst ernstlich anschickte; zog mit gewaltigen Schaaren polnischer Ritterschaft aus, warf Albrecht's 8000, — die sich sofort daran machten, das Land aufzuzehren, statt für dasselbe zu schlagen, indem sie freilich Mangel an Allem litten. Einer der frohesten Tage, die Albrecht noch erlebt, war, als er die 8000 wieder losgeworden.

Was nun machen? 'Waffenruhe auf vier Jahre', Sigismund war noch immer so gefällig, darein zu willigen: "Stillstand auf vier Jahre: probire es allerorten, mein armer Neffe, hernach wird dein Sinn vielleicht biegsam". Albrecht probirte das Reich aufs Neue: "Vier Jahre, o Fürsten, und alsdann muß ich es thun oder mich aufessen lassen!" Das Reich, geschäftig mit lutherisch-päpstlichen, türkisch-christlichen Händeln, zuckte die Achseln zu Albrecht. Der Deutschmeister that desgleichen, alle Welt desgleichen. Im Himmel oder auf Erden keine Hoffnung für mich also? dachte Albrecht. Und sein Kassenbestand — davon wollen wir nicht sprechen!

Luther

Unterdessen hatte sich Dr. Osiander von Ansbach bei ihm eingefunden, und der fromme junge Mann ward nachgerade gänzlich in seiner Religion erschüttert. Mönchische Gelübde, Papst, die heilige Kirche selber, was ist davon zu halten Herr Doctor? Albrecht, religiös im hohen Grade, gerieth tief in den Protestantismus hinein. Auf seinen vielen Reisen, nach Nürnberg, nach Brandenburg, und auf und ab, war er auch in Wittenberg gewesen: hatte Luther dort mehr als einmal persönlich gesehen, wechselte Briefe mit Luther, glaubte schließlich an die Wahrheit Luther's. Die culmbachischen Brüder waren Beide, Georg wenigstens war inbrünstig, zum Protestantismus geneigt, wie wir gesehen haben, aber Albrecht war von den Dreien der Vorderste auf dieser Bahn. Osiander und Schwärme eifriger culmbachischer Prediger machten viele Convertiten in Preußen. Unter solchen Umständen gingen die vier Jahre zu Ende.

Albrecht, man kann sich es denken, ist in nicht wenig gespannter Lage, und tiefe Berathungen, Culmbach, Berlin, Liegnitz, Polen sämmtlich herzugezogen, gehen vor sich: — ein über die Maßen verwickelter Casus. Du hast dein Wort gegeben, Wort muß man halten, — und kann doch nicht ohne offenbaren Schaden, oder Ruin sogar, derjenigen denen es gegeben worden. Tritt zurück also, laß es fahren! — Fahren lassen? Ein kostbarer Artikel zum Fahrenlassen; Fahrenlassen ist die letzte Zuflucht. Ja, an wen eigentlich wolltest du es fahren lassen? Die preußischen Ritter selber sind sehr getheilt über den Punkt, und werden es nachgerade über allerlei Punkte, indem der Protestantismus immer

mehr überhand nimmt unter ihnen. Was die deutschen Brüder anbelangt, sie und ihr behaglicher Deutschmeister, die sich weigerten an dem gefährlichen Abenteuer überhaupt Theil zu nehmen, sind sie befugt, jetzt bei dessen Abschluß viel dreinzusprechen?

Unter Anderen, oder als das Hauptorakel von allen, ward auch Luther zu Rathe gezogen. "Was heißt Ihr mich thun, um den Deutschen Orden zu reformiren?" fragte Albrecht sein Orakel. Luther's Antwort war, wie sichs denken läßt, emphatisch. Luther, sagt ein Berichterstatter, hat den Orden, "der weder Gott noch Menschen nütze", und dessen Verfassung für "eine monströse, abscheuliche, hermaphroditische, weder weltliche noch geistliche Verfassung" erklärt.[1] Luther's ausdrückliche Antwort an Albrecht ist uns unbekannt, — aber wir können auf ihren Inhalt schließen: daß nämlich ein so gestaltetes Deutschritterthum keinesfalls lange Bestand in der Welt haben könne, daß weiße Mäntel mit schwarzem Kreuz darauf an sich keinem Ritterthum was frommen können, daß feierliche Gelübde und hohe überweltliche Bekenntnisse, verbunden mit einer Lebensübung, wie sie weltbekannt, ein betrübendes, nicht zu sagen ein verdammliches, Schauspiel auf Gottes Erden sei, — daß ein junger Herr besser daran thäte, sich in den heiligen Ehestand zu begeben, besser, gar nichts mehr mit dem elenden babylonischen Alpdrücken der Papisterei zu schaffen zu haben, besser, sich wach zu schütteln in Gottes Namen und zuzusehen, ob es nicht noch immer in dem ewigen Himmel Mahnungen gebe über das, was es weise sei zu thun und weise zu lassen! — So ungefähr denke ich mir, in neuern Dialect übersetzt, den Inhalt von Dr. Luther's Rath an den Hochmeister Albrecht bei gegenwärtiger interessanter Gelegenheit.

Gewiß ist, daß Albrecht in Kurzem diesen Weg einschlug, indem Onkel Sigismund und die ansässigen Ordensobern sich dazu verstanden hatten, als dem einzigen praktischen Weg. Die Art war wie folgt: 1) Anstatt Erwählter Hochmeister seien wir Erblicher Herzog von Preußen und huldigen in diesem Charakter Oheim Sigismund dafür. 2) Die ansässigen Ordensbeamten, die bereit sind mit uns voranzugehen, wollen wir gleichfalls zu bleibenden Lehnsbesitzern von dem, was sie nun als Nutznießer inne haben, machen und sie sollen Afterlehnsträger unter uns, als Erblichen Herzog sein. 3) In allen welchen Stücken Onkel Sigismund und die Republik Polen uns gegen männiglich zu schützen sich verpflichten.

[1] C. J. Weber: Das Ritterwesen (Stuttgart 1837) III. 208.

Dies ist, in Summa, der Vertrag zwischen König Sigismund I. von Polen einer Seits und Hochmeister Albrecht und denjenigen von seinen Ordensbeamten, die mit ihm gingen (was natürlich keine thun konnten, die nicht Protestanten waren), auf der anderen Seite: Geschehen zu Krakau, 8. April 1525,[1] wodurch das Deutschritterthum in seinem preußischen Theil aus der Welt verschwand, indem es sich und seine 'hermaphroditische Verfassung' auflöste, wie eine Art männliches Nonnenkloster, was der weiblichen so viele in jenen Jahren thaten. Ein Handel, der zu endloser Kritik Anlaß gegeben hat, damals und später. Ein Handel, der sich offenbar nicht mit dem Buchstaben des Gesetzes aussöhnen läßt und sich jede Länge von Logikspitterei gefallen lassen muß. Der Deutschmeister und seine deutschen Ritterbrüder schrien Zeter; die ganze Welt, damals und lange nachher, hatte viel zu sagen und zu argumentiren.

Für uns, nun da sich die Logikspreu längst gelegt hat, ist die Frage eine der Wesenheit, nicht der Form. Wenn das Deutschritterthum zur Zeit faktisch todt war, faktisch umherstolperte als eine blos galvanisirte Leiche, die zu faulen anfing, — dann wahrlich geziemte es sich, daß irgend Einer es begrabe, um pestartige Wirkungen in der Nachbarschaft zu verhüten. Irgend Einer oder der Andere, — indem er ihm zuvor, wie natürlich, die Haut abzog und für sich behielt, für seine Mühe. Um diesen Punkt dreht sich im Wesentlichen die ganze Frage! Wenn hingegen das Ritterthum nicht todt war — ? —

Und es kämpfte allerdings hartnäckig wie der Kalendermann[2], jene vernichtende Beschuldigung von sich zu weisen, klagte (nämlich der Deutschmeister und der deutsche papistische Theil davon) laut auf Reichstagen, brachte Albrecht und seine Genossen in die Reichsacht, grimmig bedroht von Kaiser Karl V. Aber es kam nichts danach, nichts außer Lärm. Albrecht behauptete seinen

[1] Rentsch S. 850. — Hier sind einige von Rentsch, Voigt und Anderen attestirte, abgenutzte Notizzettel, die vielleicht des Druckens werth sind:
1490, Mai 17., Albrecht geboren.
1511, Februar 14., Hochmeister.
1519, Dezember, König Sigismund's erste feindliche Bewegung.
1520, October, die deutschen Söldlinge kommen an.
» November, versuchen Danzig zu belagern.
» November 17., Belagerung aufgehoben.
1521, April 10., Waffenruhe auf vier Jahre.
1523, Juni, Albrecht frägt Luther um Rath.
1524, November, Unterredung mit Luther.
1525, April 8., Frieden von Krakau und Albrecht Herzog von Preußen.

[2] Der gar nicht stirbt. D. Uebers.

Grund. Kaiser Karl hatte stets seine Hände voll und es blieb ihm nichts, als gestempeltes Pergament und Drohungen gegen Albrecht abzufeuern. Das Deutschritterthum, (der deutsche Theil) desselben, verblieb im Genuß seiner werthvollen Balleien und sehr ansehnlichen Einkünfte in verschiedenen Theilen Deutschlands und Europas, indem es nur Preußen eingebüßt, und spazierte noch drei Jahrhunderte länger umher, mit Geld in der Tasche und solennem weißen Mantel mit schwarzem Kreuz auf den Schultern, — der reichst begüterte sociale Club, den es gab, und eine vortreffliche Versorgung für jüngere Söhne mit sechzehn Feldern im Wappen. Aber es war und blieb durch all die Jahrhunderte, in jedem wesentlichen Betracht, eine solenne Hypokrisie, ein befugungsloses, blos essendes Trugbild, von der Natur von Spuk, hungerigem Gespenst oder Ghaul (wie es deren viele giebt), — bis Napoleon es schließlich verschwinden hieß, indem seine Zeit, selbst als Trugbild, gekommen war.

Albrecht hatte wohl seine eigenen Schwierigkeiten als Regent in Preußen.[1] Die protestantische Theologie, um seinen Stand noch zu verschlimmern, hatte sich wüthend in 'Doxien' gespalten, und es gab einen Osiandersismus (da Osiander des Herzogs Caplan war), bitter befeindet von dem orthodoxeren Ismus. So waren auch "Ausländer", deutsch-ansbachische und sonstige, scheel von den Eingeborenen angesehen, fanden mitunter aber Beförderung. Ein gewisser Funccius, ein glänzender nürnbergischer Eingewanderter dort, der aus der Theologie in die Politik überging, mußte zuletzt (1564) geköpft werden, — der greise Herzog Albrecht selber "bitterlich weinend darüber", denn es war nicht Albrecht's Thun. Seine neuen allodialen Ritter waren wohl nicht die allergefügigsten, als sie erst erblich gemacht waren? Wir können nur hoffen, daß der Herzog ein Hohenzoller war und nicht ganz ungewachsen seiner Aufgabe in diesen Stücken. Ein Mann mit hoher kahler Stirn, prächtigem spatförmigen Bart, Miene nachdenklich, fast hager, hagere Art von Augen besonders, und ein wenig schielend, was das Strenge in seinem Aussehen noch vermehrt. Er behauptete seinen Besitz, jeden Zoll desselben, und hinterließ alles in sicherem Stande bei seinem Tode im Jahre 1568, da er nahe an achtzig Jahre alt war. Es war im zehnten Jahre unserer Elisabeth als Königin, die unbesiegbare Armada noch ungebaut, aber Herzog Alba sehr geschäftig in Brabant Köpfe abschneidend und die Holländer aufrüttelnd zu der gehörigen Wuth, die nöthig war, um Spanien und ihn zu explodiren.

[1] 1525—1568.

Dieser Herzog Albrecht war ein tief religiöser Mann, wie dies alle gedankenvollen Leute damals waren; gab sich viel mit Theologie und Gottesgelehrten ab, begierig, Gottes Gesetze in diesem Universum zu erkennen, und heilsam überzeugt von der Verdammniß, wenn er sie nicht befolgen würde; liebte auch die profanen Wissenschaften, namentlich die Astronomie: Erasmus Reinhold und seine Tabulae Prutenicae waren dereinst viel berühmt; Erasmus Reinhold verkündet dankbar, wie diese seine mühsamen Tafeln (angefertigt, nach den spätesten Entdeckungen, 1551 und weiter) vermöge Herzog Albrecht's erhabener Freigebigkeit ausgearbeitet worden, weshalb sie auch dem Herzog Albrecht zugeeignet und 'Prutenicae', d. h. preußische, benannt sind.[1] Die Universität zu Königsberg war bereits mehrere Jahre früher, 1544, gegründet.

Albrecht hatte nicht ermangelt zu heirathen, wie Luther rieth: mit seiner ersten Gemahlin hatte er nur Töchter, mit seiner zweiten einen Sohn, Albrecht Friedrich, der, ohne Widerspruch oder Schwierigkeit, seinem Vater succedirte. Dergestalt ward Preußen für die hohenzollerische Familie erworben; — denn der kurfürstliche Zweig bewerkstelligte es, in nicht langer Zeit, die Mitbelehnung zu erhalten, das heißt, ein Anrecht zur Succession, und Preußen ward ein Familienerbe, wie es Ansbach und Baireuth waren.

Siebentes Capitel.

Albrecht Alcibiades.

Wir müssen dem bereits erwähnten armen Albrecht, Casimir's Sohne,[2] ein Wort widmen. Dieser arme Albrecht, den sie Alcibiades nennen, machte großen Lärm zu jener Zeit. Er ließ sich als eine Art 'Verdorbenen Fritz' definiren, der wirklich Züge von jenem, dem der Name 'Friedrich der Große' zuerkannt worden, in sich hat, der aber seine glänzenden Eigenschaften als blos zeitweiligen Schimmer für die Zeitungen verflackern ließ, und es nie zu was Rechtem brachte.

Ein hoher und ritterlicher Jüngling, in der Kindheit vaterlos geworden, gelangte er vielleicht zu früh zur Gewalt: —

[1] Rentsch S. 855.
[2] 1522—1557.

jedenfalls kam er zu sehr vulkanischen Zeiten, da Deutschland durch und durch in Zuckungen war; die alte Religion und die neue endlich zu offener Schlacht gegen einander ausgebrochen, mit gewaltigen Ergebnissen zu hoffen und zu fürchten, und das gewaltigste Spiel vor sich gehend vor den Augen eines verwegenen Jünglings. Wie Albrecht dabei einsetzte, wie er mitspielte bis zu ungeheurer Höhe plötzlichen Gewinnstes und schließlich zu völligem Bankerott, kann ich hier nicht erörtern: ein deutscher Schilderer menschlicher Geschicke, "Künstler", des Namens würdig, wenn es deren gäbe, dürfte einen prächtigen Gegenstand in ihm finden.

Er war Mündel seines Oheims Georg, und man darf annehmen, daß er keinen treuern Vormund haben konnte. Nichtsdestoweniger, als er sich der Mündigkeit nahete, der Mündigkeit, aber nicht der Bedachtsamkeit, fand er für gut, mit seinem Oheim zu hadern, verlangte Dies und Jenes, das nicht bewilligt wurde: ein Hader, der Jahre lang währte. Ja, es kam so weit, daß beinahe ein Krieg zwischen ihnen ausgebrochen, wäre Georg nicht zu verständig gewesen. Der junge Hitzkopf forderte wirklich seinen Oheim heraus zu tödtlichem Zweikampf, wozu Georg vermuthlich blos seinen alten Bart schüttelte und nichts sagte. Nachbaren schlugen sich ins Mittel, der Reichstag selber schlug sich ins Mittel, und die Sache ward beigelegt. Albrecht, wir wollen hoffen, ein reuiger Jüngling. Wir sagten, er war voller Feuer, zuviel davon Wildfeuer.

Sein Handwerk waren die Waffen; er that sich viel im Krieg hervor, schlug und focht sich durch jene schmalkaldische und andere Händel seiner Zeit; ein hervorragender Heerführer, der sich einen Weg hauete nach irgend etwas Hohem, er sah selbst nicht recht was. Er hatte viel Kameradschaft mit Moritz von Sachsen in den Kriegen: zwei geschworene Freunde und Waffenbrüder die Beiden: — eben jener gewandte Moritz, der, selber Protestant, es anzulegen wußte, daß seines allzuprotestantischen Vetters Kurfürstenthum durch das Glück des Spieles ihm in die Hände fiel; derselbe Moritz gleichfalls, durch den Albrecht nachher seine letzte Niederlage erhielt, und die Moritzen dafür den Tod gab. Das war das Ende ihrer Kameradschaft. Alle Dinge enden, und nichts läßt ab sich zu verändern, bis es geendet.

Seine ursprüngliche Stellung war auf des Kaisers Seite, in dessen Dienst er sich hoch emporgeschwungen und große Waffen- und Feldherrnthaten verrichtet hatte. Da er aber seines Glaubens Protestant war, wechselte er nach jenem schmalkaldischen

Sturz (Niederlage bei Mühlberg, 24. April 1547), der Moritzen ein Kurfürstenthum brachte und Moritzen's allzuprotestantischem Vetter, nebst seinen Landen, beinahe sein Leben kostete.[1] Indem der siegreiche Kaiser die Saiten nun zu hoch anspannte, erhoben sich Beschwerden gegen ihn von allen Seiten, sehr laut von der protestantischen Seite, und Moritz und Albrecht griffen zu den Waffen, mit lauten Manifesten und den übrigen Phänomenen.

Dies geschah früh im Jahre 1552, fünf Jahre nach der Niederlage oder Schlacht bei Mühlberg. Der dort siegreich gewesene Kaiser ward nun plötzlich fast zu Grunde gerichtet, wie ein Rebhuhn ins innsprucker Gebirg gescheucht, — hätte gefangen werden können, nur daß Moritz nicht wollte: "er habe keinen Käfig groß genug für einen solchen Vogel", sagte er. So ward der Vertrag von Passau abgeschlossen, und der Kaiser mußte die Saiten herab spannen. Berühmter Vertrag von Passau (22. August 1552), der diese Händel abschloß und sie vertuschte bis in das folgende Jahrhundert.

Albrecht hatte sich unterdessen im inneren Lande herumgetummelt, hochauflodernd in Franken, seinem Heimathslande, mit einem Erfolg, der alle Welt in Staunen setzte. Sieben Monate lang war er thatsächlich König von Deutschland, brandschatzte Bamberg, brandschatzte Nürnberg (Städte, denen er grollte), brandschatzte allerlei Städte und Plätze, — namentlich reiche Bischöfe und ihre Städte mit dem Verbum Diaboli darin, — für ungeheuere Summen. König der Welt auf eine Weile, — und mußte wunderliche Gedanken bei sich gehabt haben, wären sie uns berichtet. War dabei auch ein frommer Mann, nicht im mindesten wie 'Alcibiades', außer in den plötzlichen Schicksalswechseln, die er erlitt. Sein Wahlspruch oder altes Reitergebet, das er bei kriegerischem Austritt im Steigbügel zu sagen pflegte, — ein von ihm selbst verfaßter rauher Reim, — ist auf uns gekommen, und mag hier stehen als ein Blick in das Innere einer verschwundenen Zeit und ihrer Waffenmänner:[2]

Das walt der Herr Jesus Christ
Mit dem Vater, der über uns ist:
Wer stärker ist als dieser Mann,
Der komm und thu' ein Leid mir an.

Er war bei der Belagerung von Metz (Ende jenes Jahres 1552) und zwar eine Hauptfigur darin. Der Leser hat von der Belagerung von Metz gehört: Wie Heinrich II. von Frank-

[1] Nachricht darüber in De Wette: Lebensgeschichte der Herzöge zu Sachsen (Weimar, 1770), S. 32—35.

[2] Rentsch, S. 644.

reich jene "Drei Bisthümer" (Metz, Toul, Verdun, welche zu Lothringen, einem begehrbaren Stück von Deutschland, gehören) mit Hülfe von Moritz, nunmehrigem Kur-Sachsen, und Albrecht aus den trüben Wassern deutscher Dinge herausgefischt hatte und sie nicht, Uebereinkommen gemäß, wieder hinein werfen wollte, als der passauer Frieden abgeschlossen war. Wie darauf Kaiser Karl beschloß, sie vor Jahresende zurück zu haben, es koste was es wolle, und Heinrich, sie zu behalten, es koste was es wolle. Wie der Guise vertheidigte mit all der Ritterschaft von Frankreich, und Karl belagerte [1] mit einem Heer von 100,000 Mann, unter Herzog Alba als obersten Befehlshaber. Belagerung tief in den Winter hinein dauernd, und 'der Donner der Kanonen nicht allein zu Straßburg, sondern auch vier Meilen über den Rhein' in den Winternächten zu hören. [2]

Von Albrecht, der sich nahe bei mit seinen eigenen Völkern apart hielt, hatte es abgehangen, ob die Belagerung auch nur anfangen konnte; aber er stieß zum Kaiser, wieder ausgesöhnt mit ihm, und die Laufgräben wurden eröffnet. Dank der Tapferkeit des Guisen und seiner Ritterschaft, — noch mehr vielleicht Dank den harten Fröstеn und eisigen Winterregen, und dem Hunger und den Strapazen von hunderttausend Menschen, die vergebens im gefrorenen Boden gruben oder bei nassem Wetter ihn zu Kothmooren stampften und selber hineinsanken, wie sie Tag und Nacht kanonirten, unter Ruhr, Hungersnoth, Mühseligkeit und Verzweiflung, — Metz konnte nicht genommen werden. "Unmöglich!" sagten die Generale einstimmig, nachdem sie es ein paar Monate versucht hatten. "Versucht es noch zehn Tage", sagte der Kaiser mit düsterer Starrheit, "laßt uns Alle sterben oder es nehmen!" Sie versuchten es mit verdoppelter Verzweiflung noch zehn Tage; Kanonen wüthen krachend durch die Wintermitternacht auf dreißig Stunden in der Runde: "Es geht nicht, Ew. Majestät! Wir können nicht, — der Winter und der Koth und der Guise und die Wälle, es übersteigt Menschenmöglichkeit zu dieser Jahreszeit. Wir müssen abziehen!" Karl hörte schweigend zu, aber man sah die Thränen über sein stolzes Antlitz fließen, das nun nicht mehr so jung war wie ehemals. "So laßt uns denn abziehen!" sagte er.

Alcibiades deckte den Rückzug bei Diedenhoff (Thionville nennen sie es jetzt), überlistete die Franzosen mit seinem Manö-

[1] 19. Oktober 1552 und weiter.

[2] Köhler, Reichshistorie S. 453, — und ausführlicher in Münzbelustigungen IX. 121—129. Der Jahrgang dieses Bandes und der fraglichen Nummer ist 1737; die zur 'Belustigung' dienende Münze eine Heinrich's II.

ver, zog sich glücklich zurück; er hatte bereits einen großen Herzog von Aumale, einen Guisischen Prinzen, zum Gefangenen gemacht, — was großes Lösegeld versprach. Man meinte, er hätte sich besser mit dem Kaiser abfinden sollen, ehe er sich einließ, aber er hatte es versäumt. Albrecht's Bahn ging abwärts von da an, Kaiser Karl's ebenfalls. Die Franzosen behalten die 'Drei Bisthümer (Trois Evêchés)', und Deutschland beklagt ihren Verlust bis zur heutigen Stunde. Kaiser Karl, schreiben Einige, habe niemals wieder gelächelt; — legte nicht lange nachher die Gewalt nieder, zog sich nach dem Kloster St. Just zurück und starb bald allda. Das ist die Belagerung von Metz, in welcher Alcibiades Hülfe leistete. Seine eigene Austragung mit dem Kaiser hätte er vorher sicher stellen sollen.

Unzufrieden mit jeder Abfindung, die jetzt noch zu haben war, unzufrieden mit dem Vertrag von Passau, mit einem solchen Abschluß und Vertuschen des Religionsstreites und überhaupt mit sich selbst und der Welt, zog Albrecht aufs Neue sein Schwert; überzog mit gewaltiger Hand seine alten bambergisch-würzburgischen Feinde, und rückte, nachdem er da Hülfsgelder erhoben, gegen Moritz und jene passauische Vertragende. Er ward zuletzt von Moritz geschlagen, 'Sonntag, 9. Juli 1553', bei Sievershausen im hannoverschen Land, wo Moritz selber im Gefecht blieb. — Albrecht floh hierauf nach Frankreich. Kein Glück in andern kleinen und verzweifelten Einsätzen, die er machte: das Spiel ist aus. Albrecht kehrte zurück zu einer Schwester, die er hatte, zu ihres Gemahls Hof in Baden; ein gebrochener, nackter, bankerotter Mann; — stirbt daselbst bald, den Schatten eines Namens hinterlassend.[1]

Sein Tod brachte großes Ungemach über Baireuth und die Familienbesitzthümer. So viele Nachbaren, Bamberg, Würzburg und die Uebrigen, dürsteten nach Vergeltung; ein neuer Kaiser begierig nach Confiscationen. Schloß Plassenburg ward belagert, beschossen, ausgehungert und niedergebrannt; gar Vieles ward

[1] Hier, hauptsächlich nach Köhler (Münzbelustigungen III. 414—416), folgt die Chronologie von Albrecht's Operationen: Ueberfall von Nürnberg 2c., 11. Mai bis 22. Juni 1552; Innspruck (mit Vertrag von Passau) folgt. Alsdann Belagerung von Metz, Oktober bis Dezember 1552; Bamberg, Würzburg und Nürnberg abermals gebrandschatzt, April 1553; Schlacht von Sievershausen, 9. Juli 1553. Würzburg 2c. erheben sich gegen ihn; Reichsbann, 4. Mai 1554. Hierauf nach Frankreich; kehrt zurück, in der Hoffnung zu unterhandeln, Ende 1556; stirbt zu Pforzheim, bei seiner Schwester, 8. Januar 1557. — S. Pauli III. 120—138. Vergl. auch Dr. Kapp: Erinnerungen an diejenigen Markgrafen 2c. (ein Abdruck aus dem Archiv für Geschichte und Alterthumskunde in Oberfranken, Jahrgang 1841).

niedergebrannt und verwüstet. Ja, ohne Hülfe von Berlin wäre die Familie völlig zu Grunde gegangen in dieser Gegend. Denn dieser Alcibiades war hinwieder Vormund über Georg's Sohn gewesen, den bereits erwähnten, zur Zeit noch minderjährigen, nachher aber wohlbekannten Georg Friedrich; und man versuchte, Seitens eines begierigen Kaisers Ferdinand, diesen armen Jüngling mit in seines Vetters Unrechtmäßigkeiten zu verwickeln, als ob Mündel und Vormund einerlei Person gewesen. Baireuth, das dem Alcibiades zugehört hatte, Ansbach, des jungen Mannes Eigenthum, ja Jägerndorf mit dessen Pertinenzien, waren sämmtlich zu einer Zeit von des Habichts Klauen gefaßt, — wäre nicht Hülfe von Berlin bei der Hand gewesen. Am Ende mußte man Recht gelten lassen; Georg Friedrich erhielt seine eigenen Lande (bis auf einige abgezwackte Stücke im Jägerndorfischen, wovon an anderer Stelle die Rede sein wird) zurück, und erhielt auch Baireuth, seines armen Vetters Erbtheil, — einziger Erbe, Er nun, in Culmbach, indem die Casimirsche Linie erloschen war.

Man muß eine Art Liebe für den armen Albrecht Alcibiades eingestehen. Zu gewissen gemeinen Zeiten ist selbst ein "Verdorbener Fritz" besser als manche gangbare Gelungenheiten. Ein Mann mit etwas wahrem Adel, dieser Albrecht, leider nicht mit Weisheit, nicht mit Glück genug. Hätte er 'Herr der Situation', wie unsere welschen Freunde sagen, bleiben können, um die fanatischen Papistereien und den Kaiser Karl mit Stumpf und Stiel daraus zu vertreiben, heim nach Spanien und San Justo ein wenig früher, die herankommenden Jesuitereien wie mit flammendem Schwert hinweg zu scheuchen, im Voraus den jammervollen dreißigjährigen Krieg zu bannen und die noch jammervollere geistige Atrophie, die darauf folgte (die schlaffe, immerfort gelehrten alten Kram durchstöbernde und neuordnende Pedanterei, die sich für Weisheit und Einsicht hält, das flaue Murren, Flöten, das lässige unvermögende Tagträumen und Tabackrauchen des armen neueren Deutschlands), — ach Gott, er hätte dreimal ein "Gelungener Fritz" sein können! Er hätte ein deutscher Cromwell sein können, sein Volk heranwinkend, adlergleich gradauf der Sonne zuzufliegen, anstatt drum herum zu kreiseln in jener traurigen dämmerigen und allzu spiralen Art! — Aber er war am Ende doch nicht der Mann dazu, hatte nicht die Fähigkeiten oder Gelegenheiten: und wir verschwenden nur die Zeit mit solchen Speculationen.

Achtes Capitel.

Historische Bedeutung der Reformation.

Die culmbachischen Brüder, sehen wir, spielen eine wichtigere Rolle in jener Aera, als ihre Senioren und Häupter von Brandenburg. Diese Culmbacher, Markgraf Georg und Albrecht von Preußen an ihrer Spitze, schreiten tapfer voran im Reformationswerk, indeß Kurbrandenburg, Joachim I., ihr Vetter Senior, laut auf Reichstagen spricht, nach Innspruck galoppirt, und was dem mehr ist, eifrig auf der conservativen Seite, und indeß Kardinal Albrecht Kurmainz, sein beredter Bruder, beflissen ist, die Sachen abzuglätten und heftige Maßregeln zu verhüten.

Die Reformation war das große Ereigniß jenes sechzehnten Jahrhunderts; je nachdem einer etwas dabei gethan oder nichts gethan und das Thun verhindert hat, hat er viel Anspruch auf Andenken oder keinen Anspruch an unser Zeitalter. Je augenfälliger es wird, daß die Reformation das Ereigniß war, welches damals verhandelt wurde, das Ding war, welches Deutschland und Europa entweder ins Werk setzte oder ins Werk zu setzen verweigerte, desto mehr knüpft sich die geschichtliche Bedeutung von Menschen an die Phasen dieser Verhandlung. Demgemäß bemerken wir von nun an, wie die denkwürdigen Punkte der brandenburgischen Geschichte, dasjenige davon was im Gedächtniß eines Lesers oder Forschers natürlich haften bleibt, sich von selber, fast alles, an die Reformation anreihet. Das hat sich als das Naturgesetz in ihrem Betreff, sachte sich begründend, bewiesen, und uns geziemt es, diesem Gesetz zu folgen.

Brandenburg, nicht einstimmig anfangs, keineswegs allzu unbedachtsam, aber mit überwältigender Einhelligkeit als die Sache erst klar geworden, war so glücklich die Reformation anzunehmen, — und hält seitdem stets fest daran in ihrer sich immer erweiternden Tragweite, unter was immer für Schwierigkeiten. Brandenburg hatte irgendwie gefühlt, daß es nicht anders konnte; und auch stets fürderhin, die Zeiten unseres kleinen Fritz hindurch und weiter (wenn wir das Wort 'Reformation' richtig nehmen wollen) fühlt Brandenburg so, indem es bis auf den heutigen Tag in einem ehrenhaften Grade unfähig ist Unglaubliches zu glauben, solennen Trug zu adoptiren oder angeblich von geistlichem Mondschein zu leben; was von unberechenbarem Vortheil für Brandenburg gewesen: — wie konnte es anders sein? Dies

war ja was wir: der vernehmbaren Stimme des Himmels gehorchen, nennen müssen. Und all Diejenigen, welche selbiger 'Stimme' damals kein Gehör gaben, — was ist seitdem aus ihnen allen geworden, haben sie nicht auffallend dafür büßen müssen!

'Büßen': hadere nicht mit der altväterischen Redensart, o Leser, beachte lieber das Ding, das damit gesagt ist. Das Wort ward ehedem, mit einer daran haftenden, gar feierlichen Bedeutung, auf Kanzeln und dergleichen Stellen vernommen, und läßt sich da noch immer mit einer halben Bedeutung oder mit gar keiner Bedeutung vernehmen, wiewohl es ziemlich verschollen ist für neuere Ohren. Aber das Ding hätte nicht in Verschollenheit gerathen sollen; das Ding ist eine große und feierliche Wahrheit, die ein immer-geltendes, schweigendes Himmelsgesetz ausdrückt. Der alleruntheologischste Mensch darf noch immer das Ding bejahen und alle Menschen auffordern, Acht darauf zu haben als auf eine stille Warnung und Prophezeiung in diesem Universum, es, mit mehr schauervoller Ehrfurcht als sie gewohnt sind, als eine richtige Leseart des Willens des Ewigen in Betreff solcher Sachen aufzufassen, und, in ihrer neueren Sphäre, sich dessen wohl bewußt zu bleiben. Denn es ist vollkommen gewiß und kann zur Stunde mit Augen geschaut werden in allen Theilen Europas.

Protestantisch oder nicht protestantisch? die Frage bedeutete überall so viel als: "Hast du des Edlen in dir, o Nation, oder nicht? Giebt es in dieser Nation genug der heldenmüthigen Menschen, um sich hervorzuwagen und zu streiten für Gottes Wahrheit contra des Teufels Lüge auf Lebens- und größere Gefahr hin? Menschen, die den Tod, und sonst alles, dem Leben unter Lug vorziehen, — die ein für allemal nicht unter Lug leben wollen, sondern, indem sie das Schwert dagegen gezogen haben (als die Zeit für solch seltenen und wichtigen Schritt gekommen), die Scheide von sich werfen und in frommer Klarheit, mit ganzer Seele zu sagen vermögen: 'Komm heran denn! Leben unter Lug ist nicht gut für mich, und wir wollen es nun mit einander ausmachen. Wohlan denn, gehe es um Tod und Leben zwischen uns!'"

Einmal emporgetragen zu einer solchen göttlichen Weißglut der Seele, und wäre es auch nur auf eine Zeitlang und nicht wieder, wird die Nation fortan bedeutend ihre ganze übrige Geschichte hindurch. Welche Massen von Unrath und heimlichen Giftstoff verbrennt sie nicht, in jener hohen Temperatur, aus sich hinweg im Verlauf weniger Jahre! Zeugen sind Cromwell

und seine Puritaner, — England, selbst unter solchen Bedingungen, wie sie Karl II. mit sich brachte, auf ein paar fernere Jahrhunderte bewohnbar machend. Es thut, glaube ich, Nationen auf lange Zeitalter hinaus wohl, wenn sie Einmal solchermaßen in göttliche Weißglut gerathen waren. Und keine Nation, die dergleichen göttlichen Paroxismus nicht einmal gehabt, hat das Zeug dazu, es weit zu bringen.

Das wollte es damals heißen, "den Protestantismus annehmen"; und daher ist nicht zu wundern, wie viel daran hing, ob das geschah oder unterblieb. Denn es daran fehlen lassen, ist buchstäblich, es an der Loyalität gegen den Weltschöpfer fehlen lassen. Wem die mangelt, was sonst hat Der oder kann Der haben? Wenn du Mensch oder du Nation die Wahrheit nicht genug liebst, sondern versuchst mit der Wahrheit zu feilschen, anstatt dich derselben, so wie du bist, mit Leib und Seel und Leben hinzugeben, alsdann wird die Wahrheit nicht bei dir weilen, wird die Wahrheit von dir scheiden, und nur Logik, 'Witz' (z. B. 'londoner Witz'), Sophisterei, Virtu, die ästhetischen Künste und vielleicht (auf eine kurze Zeit) die doppelte Buchhaltung, werden bei dir weilen. Du wirst der Lüge nachgehen und sie für die Wahrheit halten, du unglückseliger Mensch oder unglückselige Nation. Du wirst ganz sicher zum Teufel stolpern, und machst täglich und stündlich, wie wenig du es auch ahnst, Fortschritte dahinwärts.

Oestreich, Spanien, Italien, Frankreich, Polen, — die Reformation ward allerorten angeboten, und es ist wundersam anzusehen, was aus den Nationen, die nicht darauf hören wollten, geworden ist. In allen Ländern gab es Leute, die sie annahmen, aber in vielen gab es deren nicht genug, und der Ueberrest bewerkstelligte es, langsam oder schnell, mit verhängnißvollem, mühseligen Fleiß, sie aus dem Weg zu brennen. Oestreich war zu einer Zeit voller Protestanten, aber das darüber waltende verstockte flämisch-spanische Kaiserelement sagte hartnäckig zwei Jahrhunderte lang: "Nein, wir mit unserer schwerfälligen eigensinnigen cimburgischen Unterlippe und trägen Augen, mit unserer steifen östreichischen Tiefe des Schlendrians und Geisteslässigkeit, wir ziehen stetige Finsterniß dem ungewissen neuen Lichte vor!" — und alle Menschen können sehen, wo Oestreich nun hält. Noch mehr Spanien, das arme Spanien, das zur Stunde umhergehet und seine "Pronunciamentos" macht; all die factiösen Advokaten in seinen kleinen Städtchen sich zusammenthuend um virtualiter dies zu pronunciren: "Das Alte ist also eine Lüge, — o Himmel, nachdem wir so lange hart, härter als irgend eine

andere Nation, versucht haben, es für eine Wahrheit zu halten! — und wenn es nicht etwa Menschenrechte, Rothe Republik und 'Fortschritt' ist, so wissen wir nicht, was nun glauben oder thun, und sind wie ein Volk, das auf jähem Grunde strauchelt in der Finsterniß der Mitternacht!" — Sie wiesen die Wahrheit von sich als sie kam, und nun weiß die Wahrheit nichts von ihnen. Alle Sterne und himmlischen Lichter sind überschleiert für solche Menschen, sie müssen nun irdischen Lichtern nachgehen und sie für Sterne halten. Das ist das Gericht, das über sie ergangen.

Italien hatte ebenfalls seine Protestanten, aber Italien brachte sie um, bewerkstelligte es, den Protestantismus zu ersticken. Italien ließ stillschweigend praktische Lügen von allerlei Art sich gefallen, und zog es, schulternzuckend, vor, sich dem Dilettantismus und den schönen Künsten hinzugeben. Die Italiener, anstatt des heiligen Dienstes der Thatsache und Leistung, thaten nun Musik, Malerei und was dem mehr ist: — bis sogar dies ihnen unmöglich geworden, und keine edle, aus Virtus zur Virtu gesunkene Nation hat je zuvor ein solches Schauspiel dargeboten. Wer den Dilettantismus zu seiner Ausstattung in dieser Welt vorzieht, dem wird er zu Theil werden, aber alle Götter werden von ihm scheiden, und männliche Wahrhaftigkeit, Ernst im Zweck, fromme Tiefe des Gemüthes werden ihm nicht mehr zugehören. Er kann sich, wenn er will, zum Sopran machen und für Lohn singen, — und das ist vermuthlich sein wirkliches Endziel.

Aber das einschneidendste Beispiel ist Frankreich, das uns so beständig zur Erläuterung dienen muß. Frankreich, mit seinem scharfen Verstand, sah die Wahrheit und sah die Lüge zu jenen protestantischen Zeiten, und mit seinem Feuer hochherzigen Antriebs drängte es sich stark genug zur Annahme der Ersteren hin. Frankreich war um ein Haar breit daran, protestantisch zu werden. Aber Frankreich befand für gut, den Protestantismus zu massacriren und ihm in der Nacht von Sanct Bartholomäus 1572 den Garaus zu machen. Des Himmelskanzlei-Hofs erhabener Gerichtsbote, so darf man sprechen, der Genius der Thatsache und Wahrhaftigkeit, hatte seinen Vorladungsbefehl verabreicht, der Befehl ward gelesen, — und in besagter Weise beantwortet. Der Genius der Thatsache und Wahrhaftigkeit begab sich hierauf hinweg, ward abgewehrt, fern gehalten, zweihundert Jahre lang. Aber der Vorladungsbefehl war verabreicht worden, des Himmels Bote konnte nicht für immer wegbleiben. Nein, er kam pünktlich wieder, mit angelaufener Rechnung, zu Zinseszins, bis zur

thatsächlichen Stunde im Jahre 1792, — und dann endlich mußte ein Protestantismus stattfinden, und wir wissen von was für Art der war! —

Die Nationen verstanden es nicht so, Brandenburg nicht mehr als die anderen; aber die Frage aller Fragen für sie zu jener Zeit, entscheidend für ihre Geschichte auf ein Halbjahrtausend hinaus, war: Wollt ihr der himmlischen Stimme gehorchen oder wollt ihr nicht?

Neuntes Capitel.

Kurfürst Joachim I.

Brandenburg war in der Sache der Reformation Anfangs, — mit Albrecht von Mainz, Tetzel's Freund, auf der einen Seite und dem frommen Georg von Ansbach, "Nit Kop ab", auf der andern, — allerdings ein uneiniges Haus. Aber nach dem ersten Akt hörte es hervorstechend auf uneinig zu sein, ja, Kurbrandenburg und Kurmainz selber hatten bekanntlich reformatorische Richtungen und sahen sehr wohl ein, daß die Kirche, so wie sie war, nicht bestehen konnte. Auch ermangelte die Sache nicht der Anhänger in Berlin, in Brandenburg, — die sich kaum zurückhalten ließen, zu heller Flamme auszuschlagen, dieweil Kurfürst Joachim so vorsichtig und conservativ war. Von diesem lauten Kurfürsten Joachim I., dessen bereits beiläufige Erwähnung geschehen, laßt uns nun ein ausdrückliches Wort sagen. [1]

Joachim I., des Langen Johann's Sohn, schwankte eine Zeit lang herüber und hinüber, indem er versuchte, ob es nicht anging, Kaiser Karl's V. Leitung zu folgen, und zuletzt, ärgerlich vielleicht über die raschen Schritte seiner Freunde, erklärte er sich förmlich gegen weitere Reformation, und in seinem eigenen Haus und Land war er strenge in dem Punkt. Ich vermuthe, er war ein Mann von heftiger Gemüthsart, gelegentlich sehr laut auf den Reichstagen und sonstwo, — erinnert mich an einen gewissen König Friedrich Wilhelm, den meine Leser nachgerade sollen kennen lernen. Ein starkleibiger, mürrischer, dicknäsiger Mann, mit dicken Lippen, abstrusen müden Augen und so gut wie keine Augenbrauen: kein schöner Mann, wenn du ihm zu sehr in die Quere kommst.

[1] 1484, 1499, 1535, Geburt, Antritt, Tod Joachim's.

Von Joachim's Gemahlin und Schwager.

Seine Frau war eine dänische Prinzessin, Schwester des armen Christian II., Königs von Dänemark: des lüderlichen Christian, der sich mit einer Hökerfrau Tochter einließ, — 'die Mutter verkaufte Pfefferkuchen', wie es scheint, 'zu Bergen in Norwegen', wo Christian Vicekönig war; Christian entbrannte in begünstigter Liebe für die Tochter, "Divike (Täubchen)", wie er sie nannte. Ja, er machte die Mutter zu einer Art Premierminister, sagte das erzürnte Publikum, mit Recht scandalisirt über das Verhältniß mit "Täubchen". Er hatte mittlerweile die Schwester Karl's V. geehelicht, behielt aber jenes andere Verhältniß bei.[1] Er hegte jähe Gesinnungen, bald für die Reformation, bald dagegen, als er König geworden; ein sehr jäher, unweiser, explosivischer Mensch. Er machte ein 'Stockholmer Blutbad', das noch in der Geschichte berüchtigt ist (eine Art offenes, anbefohlenes oder erlaubtes Hinschlachten von achtzig oder hundert seiner Hauptfeinde daselbst); zu Stockholm, wo er freilich gesetzmäßiger König und nicht ohne ungesetzmäßige Feinde war, wäre ein Blutbad nur die rechte Manier gewesen, mit ihnen fertig zu werden. Gustav Wasa war ein junger Gesell dort, der diesem Blutbad geschickt entwischte, und der es nachher zu was gebracht hat.

In Dänemark wie in Schweden machte sich der jähe Christian der Feinde immer mehr; zuletzt war er gezwungen davon zu laufen und sie wählten einen anderen König oder ein Paar Könige nach einander. Christian floh zu Kaiser Karl nach Brüssel, beschwerte sich bei Kaiser Karl, seinem Schwager, — dessen Schwester er nicht gut behandelt hatte. Kaiser Karl hörte seine Beschwerden an, mit hängender Unterlippe, mit schwerfälligen, tiefen, unentzifferbaren Augen; offenbar keine Hülfe von Karl.

Nach diesem trieb sich Christian umher mit unausführbaren Speculationen und Projekten zur Wiedererlangung seiner Krone oder Kronen; nahm häufig Obdach bei Kurfürst Joachim, der sich von Anfang bis zu Ende viel Mühe um ihn gab, oder bei dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, oder nach ihm bei Friedrich dem Beständigen ("V. D. M. I. Æ." den wir in Augsburg sahen), die seiner Mutter Brüder und wohlthätige Männer waren. Er hielt sich auf diesem Fuße, ab und zu, in Sachsen auf, als eine gewisse andere Flucht dahin stattfand, wo-

[1] Hier sind die Daten dieses armen Christian in einem Haufen. Geboren 1481, König 1513 (Täubchen vorher schon), heirathet 1515, fortgeschickt 1523, invadirt, wird gefangen 1532, stirbt 1559. Vetter und sodann Vetters Sohn succedirten.

von wir sogleich sprechen werden und welche eigentlich die Ursache ist, daß wir seiner hier erwähnen. — Zuletzt (A. D. 1532) bekam er einige Kriegesmacht zusammen und schiffte damit nach Norwegen, vermochte aber nichts dort auszurichten, — im Gegentheil fror er während des Winters an der Küste ein, ergriffen, nach Copenhagen geschafft und in sicheres Verwahr gebracht auf 'Schloß Sonderburg', einem düstren Seequartier am schleswigschen Ufer, — Gefangener für den Rest seines Lebens, welches lange genug gewährt hat. Sechsundzwanzig Jahre der Gefangenschaft: die ersten sechzehn Jahre derselben streng und hart, fast kerkerartig, den übrigen Theil, nachdem er förmlich Verzicht geleistet, verlebte er in einem anderen Schloß, Callundborg in Seeland, 'mit schönen Gemächern und Bequemlichkeiten' und sogar 'dann und wann einem tüchtigen Trunk Malvasier' nach Belieben des alten Patron. Das war das Ende des ungestümen Christian II.; er hielt auf diese Weise bis zum Alter von achtundsiebzig aus.[1]

Seine Schwester Elisabeth zu Brandenburg ist vielleicht, was das Naturell anbelangt, erkennbarlich von derselben Art wie Christian, aber ihr Betragen unterscheidet sich gar sehr von dem seinigen. Auch sie ist eifrig für die Reformation, aber sie ist innerlich berechtigt dazu und ihre Gesinnungen in dieser Richtung sind stetig, und sie hat bisher, obgleich in einer schwierigen Stellung, ihrem Glauben nur Ehre gemacht. Mit dem mürrischen Joachim ist schwer zurecht zu kommen, er ist sehr positiv, nun da er sich einmal erklärt hat: er wolle in seinem Haus wenigstens nichts mehr von dem unseligen Zeug dulden. Arme Dame! ich sehe häusliche Schwierigkeiten sich über ihr anhäufen, nichts als Zwiespalt, sogar die Kinder in Parteien getheilt. Sie kann zum Himmel beten, sie muß ihr Weisestes thun.

Einmal nahm sie bei einer Gelegenheit insgeheim das 'Abendmahl unter beiderlei Gestalten': eine von ihren Töchtern wußte darum, sagte dem Herrn Vater davon. Der Herr Vater zieht seine dicken Lippen zusammen, rollt seine abstrusen mißfälligen Augen auf ominöse Weise: die arme Dame, vermuthlich von erregbarer Einbildungskraft noch dazu, zittert für sich: "Man glaubt, Seine Durchlaucht wolle Sie zeitlebens einmauern lassen, Durchlauchtigste Frau, finsterer Kerker auf Lebenszeit, die wohl nicht lange sein dürfte!" Diese argwöhnischen Einbildungen hatten

[1] Köhler's Münzbelustigungen XI. 47, 48. Holberg Dänemarkische Staats- und Reichshistorie (Copenhagen 1731, nicht das große Buch von Holberg) S. 241. Buddäus: Allgemeines Historisches Lexicon (Leipzig 1709), §. Christianus II.

an sich keine Glaubwürdigkeit: aber zu Ort und Stunde, in einem Schauder des Entsetzens, beschließt die arme Dame zu fliehen, entrinnt wirklich eines Nachts ('Montag nach Lätare', welches der 24. März ist) im Jahre 1528 [1] 'auf einem Bauernwagen' von der Dunkelheit umhüllt, mit nur einer Magd und einem Bedienten, — fahrend, als gälte es das Leben. Dies ist ganz sicher, auch sie ist auf der Flucht nach Sachsen, um bei ihrem Oheim, Kurfürst Johann, Obdach zu suchen, — es wäre denn, daß er aus Staatsgründen etwa Bedenken trüge? Auf der finstern Straße brach eine Speiche am Wagen: — "Kein bischen Strick zum Festmachen", sagte der unvorsichtige Fuhrmann. "Da, nimm meinen Schleier dazu", sagte die arme Fürstin, und so gelangten sie nach Torgau (ich möchte rathen, ihres armen Bruders Quartier) — und von da, kurz darauf, nach dem nahen schönen Schloß Lichtenberg, indem Oheim Johann, dem sie es inständig anheim gestellt hatte, es abzuschlagen, 'wenn er eine Gefahr ihrethalben zu besorgen hätte', es ebenso inständig erlaubt und sie zum Dableiben eingeladen hatte.

Und es widerfuhr ihr auch nicht die mindeste Belästigung von Seiten ihres Gemahls Joachim, welcher, wie ich vermuthe, obwohl ein heftiger Mann und strenge in seinem Haus, etwas lange nicht so Arges, als lebenslängliches Einmauern, mit ihr vorhatte: — der arme Joachim, wollen wir nicht minder sagen! "Indessen, da Sie nun einmal fort sind, Madame, bleiben Sie fort!" Und auch um Christian II. kümmerte er sich nicht weiter, sondern überließ ihn sich selber und seiner Gefangenschaft. Was die Dame anbelangt, so ließ er sogar seine Kinder sie in Lichtenberg besuchen, Kryptoprotestanten insgesammt und unter ihnen die reumüthige Tochter, die sie verrathen hatte.

Der arme Joachim, auf seinem Sterbebett hält er eine fromme Rede, seinen Sohn feierlich gegen diese neumodischen Ketzereien warnend, während der Sohn in seinem Herzen bereits davon ergriffen war. [2] Was mehr konnte der Vater thun? Vater

[1] Pauli (II. 584), welcher Seckendorf anführt und folgendes Stück eines Briefes von Luther an einen gewissen 'Linckus' oder Linke geschrieben am darauf folgenden Freitag (28. März 1528):

'Die Kurfürstin' (Markgräfin nennt er sie) 'ist mit Hülfe ihres Bru- 'ders, des Königs von Dänemark' (dem armen Christian II.) 'aus Berlin zu 'unserem Fürsten' (Johann dem Beständigen) 'geflohen, weil der Kurfürst sie 'hat wollen einmauern lassen (wie man sagt) von wegen dem Abendmahl unter 'beiderlei Gestalten. — Ora pro nostra Principe, der fromme 'Mann und herzliche Mensch ist doch ja wohl geplaget' (Seckendorf: Historia Lutheranisimi II. §. 62. No. 8. p. 122).

[2] Rede mitgetheilt in Rentsch S. 434—439.

und Sohn, denke ich mir, weinten. Dies war im Jahre 1535, diese letzte Scene, als die Dinge nun bedenklicher als je aussahen. Von Kurfürst Joachim will ich weiter nichts erinnern, außer daß er einmal, dreiundzwanzig Jahre früher, 'ein Turnier gehalten, zu Neu-Ruppin', Jahr 1512, Turnier von der prächtigsten Art und zu Neu-Ruppin,[1] einem Ort, den wir noch kennen lernen werden.

Die Dame aber verlebte achtzehn Jahre in jenem schönen Schloß Lichtenberg, sah ihre Kinder, wie gesagt, und freute sich, in der Stille oder anders, des Glaubens, dessen sie theilhaftig wurden. Sie sah manchmal Luther in Person, 'hatte ihn verschiedenemal bei sich zur Tafel', er pflegte in ihrem Schlosse zuzusprechen, wenn seine Reisen ihn des Weges führten. Sie wechselte fleißig Briefe mit ihm, ja, einmal zog sie auf ein Vierteljahr zu ihm hinüber und hauste mit Doctor Luther und seiner Käthe, wie eine königliche Frau mit einem heroischen Weisen wohl hausen durfte, wenn auch des Weisen jährliches Einkommen sich nicht über hundertundsechzig Thaler belief. Es ist kein Zweifel über diesen dreimonatlichen Besuch, man denkt daran als an etwas Natürliches, Treuherziges und Hübsches. Nichts in des mürrischen Joachim Geschichte ist halb so denkwürdig für mich oder in der That überhaupt denkwürdig da wo wir heutzutage halten.

Die Dame überlebte Joachim zwanzig Jahre, davon verbrachte sie noch elf zu Lichtenberg, nicht in allzu großer Eile heimzukehren. Da jedoch ihr Sohn, der neue Kurfürst, sich für den Protestantismus erklärt hatte, gab sie endlich dessen Einladungen nach, kam heim (1546) und vollendete ihre Tage zu Berlin in friedlicher und ehrwürdiger Weise. Ihr unglücklicher Bruder Christian liegt die ganze Zeit über hinter Schloß und Riegel, schickt verstohlen Botschaften heraus, und was dem mehr ist, — wie eine Stimme aus dem Land der Träume oder Alpe, schmerzhaft, unthulich, dann und wann kommend.

[1] Pauli II. 466.

Zehntes Capitel.

Kurfürst Joachim II.

Joachim II., sechster Kurfürst, zweifelsohne nach mühseligem Forschen und verwickeltem stillen Ueberlegen seit seinem zwölften Jahre, da die Welt zuerst von Luther hörte, kam allmälig zu dem Schluß, und war bereits vor seines Vaters Tod dazu gekommen, das Augsburgische Bekenntniß anzunehmen als die wahre Interpretation dieses Universums, soweit man zur Zeit damit gelangt, und that dies öffentlich im Jahre 1539.[1] Zur großen Freude Berlins und der gesammten brandenburgischen Bevölkerung, die schon seit einigen Jahren von einer protestantischen Stimmung war, welche sich kaum durch das Gesetz in Zaum halten ließ. Bei dieser Entscheidung hielt Joachim fest mit starkem gewichtigen Griff, durchaus nichts Krampfhaftes in seiner Handhabung der Sache und dennoch eine Kräftigkeit, die angenehm zu sehen ist. An dem Schmalkaldischen Krieg wollte er nicht theilnehmen, indem er vermuthlich einem solchen Krieg, von vielen Häuptern und wenig Rath, nicht viel Erfolg zutraute, auch noch nicht Willens war mit Kaiser Karl V., der ihm sonst viel Güte bewies, zu brechen.

Er hatte für diesen Kaiser persönlich, zweimal, gegen die Türken gefochten, zuerst als brandenburgischer Offizier, der sein Handwerk lernte, und hernach als kaiserlicher Obergeneral, im Jahre 1542. Er hatte bei dieser letztern Gelegenheit nichts ausrichten können gegen die Türken; was war da auch in einem solchen Moorsumpf von Undingen, wie das Element, in welchem Joachim sich dort befand, auszurichten? 'Zu sumtuös in seinen Mahlzeiten, zu viel Wein namentlich!' deuten Einige verläumderisch an.[2] 'Der Hector Deutschlands!' sagen Andere. Er versuchte irgend eine unbedeutende vorgängige Belagerung oder Ueberrumpelung von Pesth, kam nicht damit zu Stande und zog seines Weges wieder heim, als das beste, was zu thun war. Pedantische Chronisten geben ihm den Beinamen Hector, 'Joachim Hector', — als Seitenstück zu jenen Namen Cicero und Achilles. Ein Mann von festem Bau, dieser unser Hector, an Leib und Geist: weitläufige Backen, sehr breites, schwer be-

[1] Rentsch S. 452.
[2] Paulus Jovius ꝛc. S. Pauli III. 70—73.

ladenes Antlitz, fähig zu schrecklichen Zornausbrüchen, wie die von seinem Geschlecht überhaupt.

Der Schmalkaldische Krieg ward zu Wasser: Kur-Sachsen, — nämlich Johann Friedrich der Großmüthige, Sohn Johann's "V. D. M. I. Æ." und Neffe Friedrich's des Weisen, — hatte seine traurigen triftigen Gründe zu dem Krieg, auch starke Macht und genug eifrige Theilnehmer, Philipp von Hessen und Andere, aber keine oder nicht hinlängliche Heerführung für solch ein Geschäft. Dem starken Heer wurden, wie das so häufig geschieht, die Lebensmittel knapp, Kaiser Karl lauerte in der Nähe, zuversichtlich abwartend, bis es zur Hungersnoth kam. Johann Friedrich unternahm nichts Entscheidendes, so lange der Proviant dauerte, — und als er zuletzt, sonderbar genug und etwas taub gegen Rath, sein großes Heer in drei abgesonderte Haufen theilte, ward Johann Friedrich selber mit einem dieser Haufen zu Mühlberg an einem Sonntag (24. April 1527), als er eben in der Kirche war, überrascht und ward da unversehens gänzlich aufs Haupt geschlagen und sogar gefangen und es frug sich um seinen Kopf beim siegreichen erzürnten Kaiser. Philipp von Hessen, ein wenig verständiger, war mittlerweile mit seiner Abtheilung glücklich heim nach Marburg gelangt. — Kurfürst Joachim II. von Brandenburg hatte Ursache, sich über sein eigenes behutsames Rückhalten bei der Gelegenheit zu freuen. Jedoch trat er nun mannhaft hervor, als er vernahm, was für strenge Dinge im Winde waren.

Er sprach ernstlich, leidenschaftlich, Er und Vetter oder bereits schon 'Kurfürst' Moritz,[1] — der eben Johann Friedrich's Kurfürstenthum von ihm wegfischte aus diesen trüben Nöthen,[2] — für Johann Friedrich's von Sachsen Leben. Für Johann's Leben erstlich, dies ist Etwas, das unter keiner Bedingung aufgegeben werden kann, Ew. Majestät, ein sine qua non, dies Leben, für das ganze protestantische Deutschland. Worauf der Kaiser sich vernehmen ließ, "er wolle zusehen; auf keinen Fall unmittelbaren Tod; wir wollen sehen." Ein Leben, das auf diese Weise nimmer genommen werden könne und dürfe: das war der erste Punkt. Sodann zweitens, daß Philipp von Hessen, der nun wieder daheim zu Marburg, — mit nichten ein böser oder unloyaler Mann, wenn auch rasch und mit zwei Ehegemahlinnen, — nicht verwirkt sein solle, sondern daß ihm, auf seine völlige Unterwerfung, Friede und Verzeihung gewährt werden möge. Auf welchen zweiten Punkt der Kaiser antwor-

[1] Pauli III. 102.
[2] Kurfürst 4. Juni 1547.

tete: “Gut, auf seine Unterwerfung.” Das waren die zwei Punkte. Die Verhandlungen fanden zu Halle statt, wo der Kaiser nun in triumphirend siegreicher Laune lagert, in den frühen Junitagen, Jahr 1547. Johann Friedrich von Sachsen war von irgend einem kaiserlichen Hof-Rath, vermuthlich blos aus Spaniern bestehend, zum Tod verurtheilt worden. Er war eben beim Schachspiel, als man ihm den Spruch ankündigte: “Zeit damit bis unser Spiel aus ist”, dachte Johann, — “Pergamus”, sagte er zu seinem Gefährten, “fahren wir fort also!” Spruch soll noch nicht vollzogen werden, bis man erst zugesehen.

Mit Philipp's von Hessen Sachen sah es entscheidender aus. Philipp hatte die für ihn ausgewirkten Bedingungen angenommen; diese waren mühsam negociirt, zu Papier gebracht worden und bedurften nun nur noch der Unterschrift: — ‘Ohne einigen Gefängniß’, eine der Hauptklauseln. Und so kam Philipp nun nach Halle herüber, ward von seinen zwei Freunden, Joachim und Moritz, zu Naumburg, eine Station vor Halle, begrüßt; — alles im Reinen nun, daß er seine Unterwerfung mache und dem Kaiser Abbitte thue, übereinkunftsgemäß. Am andern Morgen, 19. Juni 1547, wurden die Papiere unterschrieben, und den Tag darauf, 20. Juni, that Philipp übereinkunftsgemäß dem Kaiser öffentliche Abbitte in Sr. Majestät Audienzsaal, (Rathhaus zu Halle, vermuthe ich), ‘kniete öffentlich zu des Kaisers Füßen auf beiden Knieen, indeß sein Kanzler die Unterwerfung und Abbitte verlas, wie übereingekommen’: und — und leider sagte der Kaiser dann gar nichts zu ihm! Der Kaiser blickte stolz, mit undurchdringlichen Augen und vorstehender Simslippe stolz über ihn hinweg, reichte ihm keine Hand zum Kusse und ließ den armen Philipp so dort knieen. Allerdings eine verlegene Stellung, — woraus ein rechter deutscher Maler ein Bild machen könnte, habe ich manchmal gedacht, ein Bild mit wirklichem Sinn, — wenn er vor symbolischen Thürmen von Babel, mittelalterlichen Mythologieen und was derart weitläuftiges Geschmier mehr ist, Muße dazu fände! — — Als Philipp eine billige Länge so gekniet hatte und fand, daß nicht zu helfen war, stand er auf in der grauenhaften Stille (Einige sagen, mit einem allzu dreisten Ausdruck im Gesicht) und zog sich aus dem Geschäft hinweg, indem er wenigstens seinen Theil geleistet hatte.

Das füglich nächst thubare war nun Abendessen. Ein ungemein selectes und hohes Souper: Wirth, der Herzog Alba, wo Joachim, Kurfürst Moritz und ein anderer hoher Beamte, der Bischof von Arras, den armen Philipp nach seinen überstandenen Plagen begrüßen sollten. Wie das hohe Souper verlief, habe ich

nicht gehört: möglicherweise ein wenig gezwungen, des Kaisers seltsames Schweigen Allen im Sinn liegend, Erwähnung davon nicht zulässig in gegenwärtiger Gesellschaft. Die Gäste erhoben sich endlich zum Fortgehen. Philipp logirt bei Moritz (der sein Eidam ist, wie gelehrte Leser wissen): "Eure Herberge, Philipp, ist die meinige, meine Herberge ist die Eurige, — sollte ich sagen! Können wir nicht miteinander gehen?" — "Philipp darf nicht von hinnen", sagte der kaiserliche Beamte, "Philipp muß dableiben und, wir fürchten, muß in Verhaft", — "Verhaft?" riefen sie alle aus: "Ohne einigen Gefängniß!" — "Wie wir die Worte lesen, lauten sie: 'Ohne ewigen Gefängniß'", antworteten Jene. Und so soll, populärer Ueberlieferung zufolge, die wenig oder keine Glaubwürdigkeit besitzt, wiewohl in vielen Büchern abgedruckt, ihr Falschschreiber sie wirklich umgeändert haben.

"Keine Absicht, Seine Durchlaucht von Hessen auf ewig einzusperren, nicht auf ewig!" antworten sie, und Kurfürst Joachim, in erstaunter Entrüstung, nach einigem Remonstriren und immer lauter werdendem Argumentiren, welches nichts fruchtete, brach in eine wahre Windsbraut von Wuth aus, zog vom Leder, flüstern schaudernd die Berichterstatter, — und zuckte sein Schwert oder wollte es zucken gegen den Herzog von Alba, und würde Gott weiß was gethan haben, hätten sich nicht Freunde dazwischengeworfen und den Herzog hinweggeschafft oder ihn hinweggeschafft.[1] Andere Berichte lauten, er habe sein Schwert gegen den Bischof von Arras gezogen, was freilich was Anderes wäre. Vielleicht zog er sein Schwert gegen Beide oder gegen die Menschen und Dinge im Allgemeinen, — denn sein Unwille kannte keine Grenzen. Der schwere massive Mann, jedoch mit einem menschlichen Herzen im Leib und einem Hohenzollerschen Abscheu vor Kniffen und Ränken, der ins Transcendentale steigen kann! Seine Türkenkriege und übrigen Hectorthümer will ich vergessen, aber dies, wie ein so weitläuftiges Antlitz sich gänzlich zu göttlichem Feuer entzündete um des armen Philipp's willen, soll mir denkwürdig sein.

Philipp ward nachgerade wieder in Freiheit gesetzt, obschon mit Mühe, indem sich der Kaiser sehr starr in der Sache zeigte und nur hartem Drängen und der Macht der Zeit und der Ereignisse nachgab. Philipp ward freigelassen, und wie dann Johann Friedrich von Sachsen, nachdem er an die fünf Jahre im Gefolge des Kaisers als ein Verurtheilter, der jeden Tag hingerichtet werden konnte, mit herumgeschleppt worden, am Ende gleichfalls frei kam mit heilem Kopf und verlorenem Kurfürstenthum: das

[1] Pauli III. 103.

sind bekannte historische Ereignisse, die wir bereits in anderer Verbindung berührt haben.

Denn der Kaiser stieß nachgerade auf derbere Verwendungen als Joachim's. Der Kaiser hatte endlich durch sein stolzes, hochmüthiges Verfahren in diesen und andern ähnlichen Dingen einen neuen Krieg um sich entzündet und fand sich alsbald wieder arg bedrängt, ins tyroler Gebirg verjagt und gezwungen, sich in mancherlei zu fügen. Ein neuer Krieg, von ganz anderer Emphase und Handhabung als der Schmalkaldische, gehandhabt von Kurfürst Moritz und unserm armen Freund Albrecht Alcibiades als Häupter. Ein Kaiser, ins Gebirge gescheucht, fangbar durch ein wenig Anspornen. — "Sollen wir ihn fangen?" sagte Albrecht: "Hab keinen Käfig, groß genug für einen solchen Vogel!" versetzte Moritz, und sie ließen den Kaiser laufen. Wie er alsdann gelaufen ist, zum Vertrag von Passau (1552), zur Belagerung von Metz und zu anderen traurigen Ausgängen, endigend in 'Abdankung': auch dies sind bekannte Phasen in der Reformationsgeschichte, wie bereits oben angedeutet. —

Hier zu Halle, im Jahre 1547, der Protestantismus gefesselt zu seinen Füßen und Vieles nach Wunsch gehend, stand der Kaiser auf seinem Höhepunkt. Er verkündete sein Interim (1548, wie ihr lästigen Protestanten euch zu verhalten habt, dieweil das Trienter Concil sitzt und bis es und ich wegen eurer entscheiden) und kurzum trieb und zügelte das Reich mit stolzer Hand und scharfer Peitsche, zur Zeit. Die lästigen Protestanten verwarfen größtentheils das Interim, Moritz und Alcibiades, mit Frankreich im Hinterhalt, griffen auf besagte Weise zu den Waffen, brandschatzten fette Bisthümer ("Verbum Diaboli Manet", wir wissen wo!), — trieben den Kaiser ins Gebirg, — und die Zeiten änderten sich bald wieder. In all diesen späteren Händeln, wie gespannt er sie auch beobachten mochte, trachtete Kurfürst Joachim II. sich ruhig zu verhalten und eher durch Gewicht des Einflusses und weisen Rath, als durch Losschlagen auf seinen Kaiser zu wirken.

Einer traurigen kleinen Anecdote erinnere ich mich von Joachim: eines Unfalles, der sich zur Zeit des Passauischen Vertrags, ein oder zwei Jahre nach jenem Schwertziehen gegen Alba zugetragen hat. Damals fiel nämlich Kurfürst Joachim einmal unglücklicherweise durch eine Treppe, da er, wie ich vermuthe, ein schwerer Mann gewesen. Es war im Schloß zu Grimnitz, einem seiner vielen Schlösser, ein geräumiges, altes, nicht in der besten Reparatur gehaltenes Jagdschloß. Der gute Herr, schwer von Tritt, führte eines Tages seine Kurfürstin

herab zur Mittagstafel in diesem grimnitzer Schloß, die breite Treppe windet sich an den Wänden einer großen, mit Hirschgeweihen, Waffengruppen und dergleichen Hausflurgeräth behangenen Halle entlang. Ein unglücklicher Balken gab nach, gähnende Kluft in der Treppe, Joachim und seine gute Fürstin sanken vermöge der Schwerkraft, Joachim auf den Flur mit geringer Beschädigung, seine arme Fürstin (schrecklich zu denken), der Wand zunächst, stieß auf die Hirschgeweihe und Eberspieße unten![1] Der armen Dame Schaden war unbeschreibbar: sie blieb all ihr Lebtag lahm und Joachim, hoffe ich (hoffe, doch nicht mit Zuversicht),[2] liebte sie dafür um so mehr. Dieses unglückliche alte Schloß Grimnitz, an fünf Meilen nördlich von Berlin, ist — von dem achten Kurfürsten, Joachim Friedrich, Enkel des gegenwärtigen, zu seinem und des Schlosses Ruhm, — in ein Schulstift umgewandelt worden: das berühmte Joachimsthaler Gymnasium, noch immer rühmlich bekannt, wiewohl und unter veränderten Umständen nun nach Berlin verlegt.[3]

Joachim's erste Gemahlin, von welcher die nachfolgenden Kurfürsten abstammten, war eine Tochter jenes Herzogs Georg von Sachsen, Luther's berühmten Freund, "Wenns gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete."

Joachim erhält Mitbelehnung in Preußen.

Die zweite Gemahlin, die, welche den Unfall zu Grimnitz hatte, war Hedwig, König Sigismund's von Polen Tochter, eine Verbindung, glaubt man, die dazu beitrug, daß Joachim die Mitbelehnung von Preußen (denn Er war es, der diesen Punkt erwirkte) von König Sigismund erlangte.

Mitbelehnung in Preußen, — wodurch Joachim und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf Preußen für den Fall der Erlöschung der culmbachischen Linie feierlich zugesichert ist. Es war ein Gegenstand, um den sich Joachim lange beworben, bis zuletzt, in etwa zwanzig Jahren von nun ab, sein Schwiegervater ihn bewilligte.[4] Sollte Albrecht's Linie ausgehen, so erhalten die andern Culmbachischen Preußen; sollten sämmtliche Culmbachischen aussterben, dann erhalten es die Berlinischen Brandenburger. Bei den Culmbachischen sieht es um diese Zeit karg mit Erben aus: der arme Alcibiades starb kinderlos, wie wir

[1] Pauli III. 112.
[2] Ebendas. 194.
[3] Nicolai S. 725.
[4] Datum Lublin, den 19. Juli 1568: Pauli III. 177—179, 193. Rentsch S. 457. Stenzel I. 341—342.

wissen, und Casimir's Linie ist erloschen, Herzog Albrecht selber hat nur Einen Sohn hinterlassen, der nun in Preußen nachfolgt, noch jung und nicht von den besten Anzeichen. Markgraf Georg der Fromme, der hinterließ blos Georg Friedrich, einen vortrefflichen Mann, der nun in guten Umständen und längst verheirathet ist, aber keine Kinder hat, so daß zwischen Joachim's Linie und Preußen nur zwei Zwischenerben stehen, — und der Gegenstand war es im hohen Grade werth, daß man sich darum bewerbe, woran man es denn auch nicht fehlen ließ. Und so hat Kurfürst Joachim, fast am Ende seiner Laufbahn, es nun sichergestellt.

Joachim macht Erbverbrüderung mit dem Herzog von Liegnitz. 1537

Etwas Anderes ähnlicher Natur hatte Joachim II. vor langer Zeit bereits bewerkstelligt, welches sich ebenfalls auf die Länge wichtig in seiner Familie und in der Weltgeschichte bewiesen hat: eine Erbverbrüderung nämlich mit dem Herzog von Liegnitz, — Datum 1537. Erbverbrüderungen (Bündnisse zu gegenseitiger Beerbung in Ermangelung der eigenen Nachfolge) waren allezeit zwischen befreundeten deutschen Fürsten üblich gewesen. Friedrich II., damaliger Herzog von Liegnitz, war, wie wir im Vorbeigehen gesehen haben, mit der Familie verwandt; er hatte fleißig mitgeholfen, die Angelegenheiten Albrecht's von Preußen zu gutem Ausgang zu bringen, — von dem er auch eine Nichte zur Gemahlin hatte: — war überhaupt ein enger Freund dieses unseres Joachim's, und zwischen den beiden Häusern hatte schon seit lange durch Heirathen und gute Dienste eine wachsende Verbindung bestanden.

Die Herzöge von Liegnitz waren souveraine Fürsten, von alten polnischen Piasten abstammend, und waren vollkommen befugt, auf einen solchen Erbverbrüderungs-Vertrag einzugehen mit wem sie immer wollten. Sie hatten sich zwar vor mehr als zweihundert Jahren, in den Tagen des Königs Johann Ich-Dien (A. D. 1329), freiwillig unter böhmische Lehnsherrschaft begeben:[1] aber das Recht der freien Verfügung über ihre Lande war diese ganze Zeit über anerkannt und unvermindert vorbehalten geblieben; und noch im Jahre 1521, gerade vor sechzehn Jahren, hatte der böhmische König Wladislaus der Letzte, unseres guten Markgrafen Georg's Freund, in einer noch vorhandenen Urkunde, mit jeder der Rechtssprache nur zu Gebote stehenden Ausdrücklichkeit und Bündigkeit, ihnen das Recht eigens bestätigt, 'besagte Lande schriftlich durch Testament, oder münd-

[1] Pauli III. 22.

'lich auf ihrem Sterbebett, zu vergeben, verkaufen, versetzen, 'verschaffen, verwechseln' unbeschränkt und nach eigenem Gutdünken; welches Privilegium gleichfalls, und zwar zweimal (1522, 1524), bestätigt worden von Ludwig, dem nächsten König, Ludwig Ohnehaut, der in den Moorsümpfen von Mohacz umkam und die eingeborne Linie der böhmisch-ungarischen Könige endete. Ja, Ferdinand, König der Römer, Karl's V. Bruder, nachmals Kaiser, der jene böhmische Krone mit den übrigen absorbirte, hatte 1529, vor erst acht Jahren, selber das Privilegium implicite gebilligt oder zugelassen.[1] Die Befugniß, die Erbverbrüderung abzuschließen, konnte Niemandem zweifelhaft erscheinen.

Und so ist sie auch abgeschlossen worden, unterschrieben, besiegelt, auf die gehörigen Pergamente ausgefertigt, 18. October 1537, folgenden klaren Inhalts: 'Daß, wenn Herzog Friedrich's Linie aussterben sollte, dessen sämmtliche liegnitzischen Lande, 'Liegnitz, Brieg, Wohlau, den Hohenzollern-Brandenburgern 'zufallen solle, und daß, wenn die Linie von Hohenzollern-'Brandenburg zuerst erlöschen sollte, alle und jede böhmische 'Lehne Brandenburgs (als Crossen, Züllichau und sieben andere 'dort aufgezählte Herrschaften) dem Hause Liegnitz zufallen sollen.'[2] Es schien ein klarer Vertrag, zweifelhaft für keinen Sterblichen. Doppelheirath zwischen den zwei Häusern (ältester Sohn jeder Seite mit einer passenden Prinzessin der andern) sollte darauf folgen, und folgte nach einigem Verzug 17. Februar 1545, so daß nunmehr die Sache vollständig schien, auf allen Punkten gesichert, und ein Gegenstand ruhiger Befriedigung für beide Häuser und ihre Freunde.

Jedoch Ferdinand, König der Römer, König von Böhmen und Ungarn und einstmaliger Kaiser, war nicht dieser Meinung. Ferdinand hatte zwar einmal das Privilegium stillschweigend anerkannt, aber nun, da er das Privilegium bethätigt und eine Herrschaft wie Liegnitz der Möglichkeit, in unbequeme Hände zu fallen, preisgegeben sah, änderte Ferdinand ausdrücklich seinen Sinn und beschloß nachgerade diese Erbverbrüderung zu verbieten. Demgemäß wurden die böhmischen Stände im Jahre 1544 (zweifelsohne auf Ferdinand's Veranlassung) bewogen, besagte liegnitzische Erbverbrüderung zu beanstanden,[3] worauf König Ferdinand ohne Weiteres den Herzog von Liegnitz bedeutete, daß der Vertrag rechtswidrig und zu widerrufen sei. Der Herzog

[1] Stenzel I. 323.
[2] Ebendas. 320.
[3] Ebendas. 233.

von Liegnitz, tief gekränkt, war nicht im Fall Widerstand zu leisten. Ferdinand, König der Römer, mit Kaiser Karl im Rücken und den böhmischen Ständen bellend auf seinen Wink, war zu mächtig für den armen Herzog Friedrich von Liegnitz. Es entspann sich weitläufiger Schriftenwechsel zwischen Berlin, Liegnitz, Prag über den Gegenstand: aber das Ende vom Lied war eine Aufforderung an Herzog Friedrich, — Aufforderung von König Ferdinand, im März 1546, 'auf dem Kaiserhof in Breslau zu erscheinen' und daselbst jene Erbverbrüderungs-Urkunde den Ständen zur Untersuchung zu unterwerfen. Die Stände, gehörig abgerichtet, waren mit der Untersuchung bald fertig (den 8. Mai 1546). Die Urkunde ward vernichtet und außerdem Friedrich angehalten, binnen sechs Monaten nachzuweisen, daß seine Unterthanen gleichfalls aller darauf Bezug habenden Eide oder sonstigen Verpflichtungen entbunden und daß überhaupt der Vertrag von Grund aus aufgehoben und gänzlich zu nichte gemacht sei. Friedrich willfahrte, mußte willfahren; tief gekränkt kehrte er heim und starb das Jahr darauf, man vermuthet aus Verdruß über den Handel. Er hatte äußerlich nachgegeben, aber nur der Gewalt. In einem etliche Monate später seinem Testament angehängten Codicill (welches vor Jahren ausgefertigte Testament die Erbverbrüderung als eine abgemachte Sache behandelte) deutet er, wie mit seinem letzten Athemzug, an, daß er die Sache noch als gültig betrachte, wenn auch durch die Hand der Gewalt bei Seite gesetzt. Der Leser merke sich diesen Gegenstand, denn er wird sicherlich eines Tages denkwürdig werden.

Die Hand der Gewalt, nämlich Ferdinand, König der Römer, hatte in gleicher Weise Joachim von Brandenburg angehalten, seinen Theil der Urkunde auszuliefern und auch seinerseits besagte Erbverbrüderung zu vernichten. Aber Joachim verweigerte standhaft und alle seine Nachfolger verweigerten standhaft, dies Stückchen beschriebenen Pergaments aus den Händen zu geben, verwahrten dasselbe unter ihren kostbaren Urkunden für einen künftigen Tag (und ich vermuthe, es liegt noch jetzt im Archiv zu Berlin), stillschweigend oder in Worten behauptend, daß die Erbverbrüderungs-Urkunde gültig bestehe und daß, wenn welche Hände auch Gewalt haben, keine Hand das Recht haben könne, sie unter solchen Bedingungen ungültig zu machen.

Wie König Ferdinand sich ein solches Verfahren erlaubte? Ferdinand, bemerkt einer seiner spätesten Schutzredner in dieser Sache, 'sah die Privilegien seiner Vorgänger, in Bezug auf Hoheitsrechte, als mit deren Tode für erloschen an.'[1] Was, —

[1] Stenzel I. 323.

wenn nur Thatsache und Wirklichkeit ebenso gefällig sein wollten, es so 'anzusehen', — allerdings bequem für Ferdinand gewesen war!

Joachim stand nicht auf so gutem Fuße mit Ferdinand, als er mit Karl, dessen kaiserlichem Bruder, gestanden. Joachim und Ferdinand hatten manche, mitunter scharfe Debatten dieser Art miteinander. Jägerndorf z. B. und die Baireuth-Ansbachischen Confiscationen, in Georg Friedrich's Minderjährigkeit: Ferdinand, nunmehr Kaiser, hatte dem armen jungen Georg Friedrich, Sohn des uns bekannten vortrefflichen Markgrafen Georg, Jägerndorf weggeschnappt; "gehört mit zu der Albrecht-Alcibiades-Beute", meinte Ferdinand, "ein guter Fund", — obschon der junge Georg Friedrich blos seines Vetters Alcibiades Mündel gewesen und durchaus nichts mit dessen politischen Händeln zu thun gehabt. "Trefflicher Fund", dachte Ferdinand, und hielt seinen Griff fest. Aber Joachim trat auf seine gewichtige feste Weise dazwischen; Joachim, emphatisch auf den Reichstagen und sonst, zwang Ferdinand, den Griff fahren zu lassen und Jägerndorf herauszugeben. Jägerndorf und das Uebrige mußte sämmtlich wiedererstattet werden und mit Ausnahme einiger Mausereien in den jägerndorfischen Pertinenzien (Ratibor und Oppeln nur scheinbar 'erstattet' und zuletzt ganz und gar aus der Tasche gespielt),[1] kam alles wieder an den rechtmäßigen Eigenthümer zurück. Auch ruhete Joachim nicht, bis des Alcibiades sämmtliche Lande ebenfalls pünktlich zurückgegeben waren an denselben Georg Friedrich, dem sie von Rechtswegen zugehörten. In diesen Punkten führte es Joachim mit einem starkhändigen Kaiser, der fähig war mitunter anderer Leute 'Rechte als erloschen anzusehen', hinaus. In der liegnitzischen Sache vermochte er weiter nichts, als die Urkunde zu bewahren, in standhaftem, stillen oder lauten Protest.

Doch nun genug von Joachim Hector, dem sechsten Kurfürsten, und dessen Thun und Streben. Er ging, möglichst leise auftretend, jedoch mit kräftigem gewichtigen Schritt durch diese Welt, besonnen das Gebüsch auseinanderreißend und schauend wohin der Weg führte. Einigermaßen ein kostspieliger Herr, hat viel gebaut, der Ausbau des Schlosses zu Berlin ein Beispiel darunter,[2] und auch sonst Ausgaben nicht gescheut, sei es in Reichsangelegenheiten oder in was für Stücken es immer angemessen schien: Wenn eine Erndte, wäre es auch eine ferne, in Aussicht steht, so ist es schlechte Wirthschaftlichkeit, mit dem Saatkorn zu geizen!

[1] Rentsch S. 129, 130.
[2] Nicolai S. 82.

1571.

Joachim war allezeit ein hervorstechender Mann in den öffentlichen Dingen, ein geschäftiger Politiker im Reich, fest zu seinen Verwandten haltend und mit nichten blind für sich selbst oder seine eigenen Interessen. Fest auch, man muß es zugeben, und stets thätig, wiewohl gewöhnlich auf eine behutsame, gewichtige, niemals auf eine rasche schnelle Weise, in der großen Sache des Protestantismus und in allen guten Sachen. Er war persönlich ein feierlich frommer Mann, seine Vorstellung vom Universum durchdrungen von tiefer schauervoller Ehrfurcht. Von ernstester Gesinnung, wiewohl gemeiniglich scherzhaft im Ausdruck, indem er eine heitere Laune in der Unterhaltung hatte. Luther's Bücher nannte er seinen Seelenschatz, Luther und die Bibel waren seine Hauptlectüre. Auch ein Liebhaber der weltlichen Gelehrsamkeit und der nützlichen und schönen Künste war er, liebte die Musik und 'pflegte selber laut zu singen', wenn er gerade eine melodische Mußestunde hatte. Der treffliche alte Herr: er starb, eher jäh, aber mit vielem Edelmuth, 3. Januar 1571, sechsundsechzig Jahre alt. Des alten Rentsch Erzählung dieser Begebenheit ist noch immer lesenswerth;[1] Joachim's Sterbescene hat eine milde fromme Schönheit, die nicht vom Bekenntniß abhängt.

Er hatte auch einen Bruder, der nicht wenig mit der Politik zu thun gehabt, und zwar stets auf der guten Seite, ein weiser frommer Mann, dessen Ruf in allen Kirchen war: "Johann von Cüstrin", auch Johann der Weise genannt, der sich der protestantischen Dinge stark annahm, in Frömmigkeit und Eifer nur seinem Vetter, Markgraf Georg dem Frommen, nachstehend und nicht so durch Staatsrücksichten gehemmt, wie mitunter sein Bruder, der Kurfürst. Johann von Cüstrin ist ein in den alten Büchern vielberühmter Mann; Johann war der Erste, der Cüstrin befestigte, baute sich ein prächtiges Schloß und 'deckte es mit Kupfer' zu Cüstrin (einem Ort, mit dem wir noch genau bekannt werden sollen) und lebte da, mit der Neumark zum Leibgedinge, eines echten Mannes Leben, — öfterst mit vielen Geschäften, kriegerischen und anderen in Händen, mit guten Büchern, guten Thaten und gelegentlich guten Menschen, die bei ihm einkehrten, zu seiner Erheiterung, — nach den Bedingungen, wie sie damals gegeben waren.

[1] Rentsch S. 458.

Elftes Capitel.

Der siebente Kurfürst, Johann Georg.

Kaiser Karl, sagten wir, war sehr gütig gegen Joachim, der sich allezeit, und mitunter sogar mit gedehntem Gewissen, befliß, in gutem Vernehmen mit dem Kaiser zu bleiben. Der Kaiser nahm Joachim's jungen Prinzen mit sich in jene schmalkaldische Kriege (nicht die behagliche Seite für Joachim's Gewissen, jedoch die sichere für einen besorgten Vater); der Kaiser schlug den jungen Prinzen bei einer Gelegenheit zum Ritter, schrieb öfters an Papa von ihm, was für ein versprechender junger Held er sei, — scheint den Jüngling wirklich lieb gehabt zu haben. Es war Johann Georg, der nachmalige siebente Kurfürst. — Folgender kleine Vorfall ist mir auf Zeugniß bekannt.[1] Ein geringfügiges Ding, das sich sicher bei der Belagerung von Wittenberg (A. D. 1547) während jener Landgraf-Philippischen Unterhandlungen zugetragen, vor dreihundert und etlichen Jahren.

Als der schmalkaldische Krieg zu nichte geworden und der sächsische Kurfürst, das Schwert über ihm hängend, in der Art wie wir gesehen, gefangen saß, ward das sächsische Wittenberg belagert, und der Kaiser war in großer Eile, es einzunehmen. Der Kaiser in eigener Person und der junge Johann Georg, als sein einziger Begleiter, ritten eines Tages um den Ort, die Werke zu besichtigen und um zu beurtheilen, wie bald oder ob überhaupt er zur Uebergabe gezwungen werden könne. Die Stückmeister oben auf den Zinnen bemerkten sie, sächsisch-protestantische Stückmeister vermuthlich und mit Recht erbittert über den Schimpf und die Gefahren, die gegenwärtig auf ihrem frommen Kurfürst Johann Friedrich den Großmüthigen lasteten. "He, schau! dort reitet der Kaiser selber und einer von seinen seidenen Junkern; gesetzt, wir geben dem Kaiser selber einen Schuß?" sagte der Stückmeister oder dachte es: "Es dürfte einen bessern Mann aus seiner Lebensgefahr helfen, wenn so ein Schuß —!" — Und das Stück blitzte wirklich los, mit gehörigem Krachen und beinahe mit der gehörigen Wirkung. Die Kugel schlug gerade unter den Füßen der zwei Reiter in den Boden, so daß sie nahe am Stürzen waren, eingehüllt in einer Wolke von Erde und Sand, — und die Stückmeister dachten augenblicklang, daß es mit dem Leben eines ungerechten halsstarrigen Kaisers

[1] Rentsch, S. 465.

aus und eines frommen Kurfürsten Leben gerettet sei. Aber es bewährte sich doch nicht so. Kaiser Karl und Johann Georg kamen in ein paar Minuten wieder zum Vorschein, unbeschädigt; — Kaiser Karl vielleicht ein wenig erröthend und befangen diesmal in seinen undurchdringlichen Augen, denke ich mir, und seine Cimburgislippe für den Augenblick geschlossen, — und sprengten davon, aus der Schußlinie hinaus. "Unvergeßlich ist mir dieser kleine Vorfall", ruft hier Smelfungus aus: "Es ist eines von den wenigen Malen, wo ich, am Ende von all meinem Lesen über jenen erstaunlichen Karl V., ich will nicht sagen das mindeste Verständniß oder den mindesten sachlichen Begriff von ihm und seinem Charakter und seinen Dingen, sondern die mindeste Augenansicht oder Vorstellung von ihm, als eine Thatsache unter Thatsachen, gewinnen kann!" Was für Smelfungus unglücklich ist. — Für Johann Georg war der Vorfall auf noch emphatischere Weise all sein Lebtag unvergeßlich. Und man muß allerdings eingestehen, daß, hätte der Schuß die beabsichtigte Wirkung gethan, der ganze Lauf der menschlichen Dinge auffallend geändert worden wäre, — und wie unter anderen Dingen weder Friedrich der Große noch die gegenwärtige Geschichte Friedrich's zu Tage gekommen oder ein aufgeklärtes Publikum oder mich behelligt haben würde!

Von Johann Georg, diesem siebenten Kurfürsten,[1] der sich als ein guter Regent bewährt und die Sachen der Familie im hergebrachten Styl des langsamen steten Erfolges weiter geführt hat, will ich weiter nichts erinnern, als daß er die erstaunliche Anzahl von dreiundzwanzig Kindern gehabt, wovon eines nach seinem Tode zur Welt kam, obgleich er im Alter von dreiundsiebzig starb.

Er ist Gründer der Neuen culmbachischen Linie: setzte zwei Söhne aus diesen dreiundzwanzig Kindern, Einen in Baireuth, den Andern in Ansbach, ein, von denen sämmtliche nachherige Häupter jenes Fürstenthums abstammen, bis der letzte derselben im Jahre 1806 zu Hammersmith starb, wie oben erwähnt.[2] Er war ein bedachtsamer wirthschaftlicher Herr, duldete keine Maitressen, keinen Luxus; beim Anblick eines neumodischen Rockes war er wohl im Stande, einen unglücklichen jungen Menschen hart anzufahren und fortgehen zu heißen. Er hielt strenge auf Gerechtigkeit: als ein Bauer ihn einmal auf einer seiner Inspectionsreisen durch das Land um Gerechtigkeit anflehete, weil er

[1] 1525, 1571 — 1598.

[2] Rentsch, S. 475 (Christian nach Baireuth, Joachim Ernst nach Ansbach); — s. das genealogische Diagramm weiter unten.

ein geborener kurfürstlicher Unterthan wäre, antwortete Georg: "Es solle dir Gerechtigkeit widerfahren, wenn du auch ein geborener Türke wärest!" — Es liegt etwas Besorgliches, Ernsthaftes und gleichsam Verwundertes im Blick dieses wackern Herrn. Er stiftete den obenerwähnten geraischen Vertrag, — begründete die Jüngere culmbachische Linie, mit strenger Einführung jenes wichtigen Primogeniturgesetzes. Hervorstechende Wirthschaftlichkeit, Wahrhaftigkeit, bescheidene Festigkeit blicken durch das Benehmen dieses Herrn; — ein entschiedener Protestant auch Er, wie das in der That die sämmtlichen Folgenden waren und sind. [1]

Von Joachim Friedrich, seinem ältesten Sohne, der zu einer Zeit Erzbischof von Magdeburg war, — heimgerufen aus den Kriegen, um dies werthvolle, durch den Tod eines Onkels erledigte Erbstück einzunehmen und warm zu halten, — und hernach eine 'löbliche Regierung' von dem Styl und der Physiognomie wie hergebracht, als achter Kurfürst, von seinem funfzigsten bis zu seinem sechzigsten Jahre (1598—1608) [2] führte: von ihm haben wir bereits das schöne 'Joachimsthaler Gymnasium', oder Stiftung für gelehrte Zwecke im alten Schloß zu Grimnitz, wo seine durchlauchtige Großmutter zu Schaden kam, erwähnt; und wollen an dieser Stelle sonst nichts von ihm erwähnen, als seine sehr große Besorgtheit, jene preußische Mitbelehnung, die sein Großvater Joachim II. zu Stande gebracht hatte und die nun eben im Reifen war, zu Nutze zu machen. Joachim Friedrich hatte bereits seinen ältesten Prinzen mit der Tochter Albrecht Friedrich's, des zweiten Herzogs von Preußen, welcher, es war nun augenscheinlich, der letzte Herzog seiner Linie dort sein würde, verehelicht. Als hierauf Joachim Friedrich selber Wittwer geworden, nahm er im folgenden Jahre, trotzdem er nun ein Sechsundfunfziger — doch es ist wohl gerathener, wir setzen erst ein wenig auseinander, wie die Sachen mit Preußen nun standen.

[1] Rentsch, S. 470, 471.

[2] Geb. 1547; Magdeburg, 1566—1598 (alsdann erhielt es sein dritter Sohn), — sehr unglücklich im dreißigjährigen Krieg hernach.

Zwölftes Capitel.

Von Albrecht Friedrich, dem zweiten Herzog von Preußen.

Herzog Albrecht starb im Jahre 1568, mit Jahren beladen und durch andern Verdruß sehr gebrochen in seiner letzten Zeit. Seine preußischen Räthe waren widerspenstig, seine Ossiander und lutherisch-calvinistischen Theologen waren in flammendem Hader gegen einander: Der arme Greis, mit den besten Absichten, aber ohne Macht sie auszuführen, hatte viel zu thun und zu dulden. Gottesfürchtig, gerecht und ehrenhaft, das Beste wollend, aber sein Gedächtniß verlierend und den Geschäften nicht mehr gewachsen, wie er nun klagte. In seinem sechzigsten Jahre hatte er sich zum zweiten mal verehelicht mit einer jungen braunschweigischen Prinzessin, mit deren thörichtem Bruder, Erich, er viel Plage hatte, und die selber zuletzt die Insolenz und Gewalt dieser zudringlichen Räthe und Theologen so übel vertrug, daß ihr häusliches Leben mit ihrem Gemahl und ihnen ihr unerträglich ward; sie zog sich auf eine andere Residenz, — einem kleinen Jagdschloß zu Neuhausen, ein paar Stunden von Königsberg, — zurück; und da oder in dem noch entfernteren Labiau verbrachte sie meistens in separatem Haushalt ihre übrige Lebenszeit. Geschieden für's Leben: — nichts destoweniger fügte es sich, daß sie an ein und demselben Tage starben; 20. Mai 1568 wurden sie Beide gleichzeitig von ihren Leiden in dieser Welt befreit.[1]

Albrecht hinterließ einen Sohn, das zweite Kind dieser letzteren Gemahlin: sein einziges Kind mit der ersten Frau, eine Tochter nun bei Jahren, war an den Herzog von Mecklenburg verheirathet. Der Sohn hieß Albrecht Friedrich, bei seines Vaters Ableben funfzehn Jahre alt. Ein hoffnungsvoller junger Prinz, aber von reizbarer abstruser Gemüthsart, — unter harter Vormundschaft gehalten von seinen Räthen und Theologen, und von Zeit zu Zeit in Rebellionsausbrüchen gegen sie aufbrausend. Dieser sollte nun (1568) souverainer Herzog von Preußen werden und einziger Vertreter der culmbachischen Linie in jenem schönen Gebiet; Markgraf Georg Friedrich von Ansbach aber, der einzige übrige Culmbacher, war kinderlos, obschon verheirathet.

Man braucht nicht zu zweifeln, daß das brandenburgische Haus, — der alte Kurfürst Joachim II. noch bei Leben und

[1] Hübner, T. 181; Stenzel, I. 342.

der wirthschaftliche Johann Georg, Erbprinz, — diesen Stand der Dinge scharf im Auge hielt. Aber es war schwer, unmittelbar einzuschreiten; die einheimischen preußischen Räthe waren sehr eifersüchtig und der polnischen Souverainetät war häkelig begegnen. Da Albrecht Friedrich noch minderjährig war, so schlug der polnische König Sigismund vor, ihn unter seine Vormundschaft zu nehmen, wie es das Verhältniß zwischen Lehnsherrn und Vasallen bei solcher Gelegenheit mit sich bringt. Aber die preußischen Räthe versicherten Seine Majestät, "ihr junger Prinz habe einen so lebendigen Verstand, daß er der Führung der Regierungsgeschäfte vollkommen fähig sei" (besonders mit einem so sachverständigen Rathskörper zum Beistand), "und sogleich mündig erklärt werden könne". Und so schlug man diesen Weg denn auch ein, indem Polen wenig an der Sache gelegen war, und Brandenburg sie verdauen mußte so gut es konnte. Dabei blieb es einige Jahre, selbst unter aufsteigenden neuen Schwierigkeiten; die Rathsclique führte das eigentliche Regiment, während der arme junge Albrecht Friedrich zuweilen in Thränen, zuweilen in unnachhaltigen Launen von feuriger Natur gegen sie ausbrach. Die Ossiander-Theologie und die Schlacht der 'Doxien' wütheten stark, und das preußische Rathsregiment war auch kein schön Ding.

Diese preußischen Räthe und die preußische Ritterschaft überhaupt, die ihre 'Stände' hatten, nährten die ganze Zeit über eine meuterische widerspenstige Laune. Es hatte sich der Gedanke bei ihnen festgesetzt, als seien sie nun vermöge der Geburt, was die alten Ritter mittelst Wahl waren, berechtigt, ob fähig dazu oder nicht, die Regierungsposten unter sich zu theilen: "Der Herzog ist erblich in seinem Amt, warum nicht wir? Alle Aemter, gehören sie nicht von Natur uns, um sie unter uns zu vertheilen?" Des Herzogs Meinung dagegen war, daß die Geschäfte seiner Aemter gut besorgt werden müßten, wenig bedeute es durch wen. Die Ritter sahen den Gegenstand weniger von dieser Seite an, — betrachteten jedweden im Amt stehenden "Fremden" (Ansbachisch-Deutschen oder sonstigen Nichtpreußen), was immer sein Verdienst sein mochte, als einen Eindrängling oder als eine Art von Dieb. Ihre Streitereien, Widersetzlichkeiten und Anmaßungen waren demgemäß mannichfaltig. Sie hegten Träume von einer 'Aristokratischen Republik, der Souverain zu Null reducirt', nach der Art, wie es sich bei ihren polnischen Nachbaren gestaltete. Sie hegten allerlei Träume, und Einzelne unter ihnen brachen von Zeit zu Zeit zu thätlichen Vermessenheiten und Meutereien aus. Es erforderte hundert-

undfunfzig Jahre brandenburgischer Zureitekunst, mitunter mit scharfer Tractirung und einem mächtigen Gebiß, um sie von jenen Ansichten abzubringen und stetig im Gleise gehen zu machen, was jedoch am Ende gleichfalls von den Hohenzollern bewerkstelligt wurde.

Von Herzog Albrecht Friedrich's Heirath: wer seine Gemahlin war, und was ihre mögliche Aussteuer.

Nach einem oder zwei Jahren kam des jungen Herzogs Friedrich Albrecht's Verehelichung zur Sprache. Die Prinzessin, die man nach gehöriger Berathung dazu auserſah, war Maria Eleonore, älteste Tochter des derweiligen Herzogs von Kleve: an diesen schickte man eine gebührliche Gesandtschaft für diesen Zweck ab, und sie kam mit bejahender Antwort zurück. Herzog von Kleve zu jener Zeit war Wilhelm, "der Reiche" in Geschichtsbüchern genannt; ein Souverain von einigem Umfang in jenen niederen Rheinlanden, den ich dem Gedächtniß des englischen Lesers nicht besser anzureihen weiß, als durch das Factum, daß er der jüngere Bruder (jünger um ein Jahr) einer gewissen "Anna von Kleve" war, — einer großen dicken Dame, die man hier in England ziemlich schnöde behandelt hat, indem sie, von Heinrich VIII. und uns, eine "große flandrische Stute", unpassend zur Ehe mit einem feinfühlenden König, genannt worden. Diese Anna von Kleve, die es sich ruhig gefallen ließ und ihr Leibgedinge verzehrte, als König Heinrich sie verstoßen, war die Tante der jungen Dame, von der nun in Preußen die Rede ist. Sie war noch bei Leben, hier in England, ruhig sich bequemend 'zu Burley an der Höh', bis zu Maria Eleonoren's siebentem Jahr, — die möglicher Weise noch jetzt in ihrem Gedächtniß verblichene Spuren liest von schwarzen Röckchen oder Garnirungen und kurzer Hoftrauer, beim Tod der armen Tante Anna über dem Meere drüben. — Eine andere Tante ist ehrenvoller ausgezeichnet: Sybilla, Gemahlin unseres edlen sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, der sein Kurfürstenthum und beinahe sein Leben um der Religion willen einbüßte, wie wir gesehen, und dem in seinen Gefahren und Nöthen Sybilla stets zur Seite stand, wie ein treues und edles Weib.

Herzog Wilhelm selber war ein Mann von namhaftem Belang zu seiner Zeit. Sein Herzogthum Kleve bestand nicht nur aus dem eigentlichen Kleve, sondern schloß auch die an sich bedeutenderen Herzogthümer Jülich und Berg und noch verschiedene andere kleine Herrschaften mit ein, die, allmälig agglom-

rirend durch Heirath, Erbschaft und das Glücksspiel der Ereignisse im Verlauf von Jahrhunderten, sämmtlich in Wilhelm's Besitz gekommen waren, so daß er unter seinen Zeitgenossen den Beinamen Wilhelm der Reiche erhielt. Er scheint von einem tollköpfigen, polternden, schwankenden Naturel gewesen zu sein; viel hin und her gestoßen in den Controversen seiner Periode. Zu einer Zeit war er ein erklärter Protestant, nicht ohne Ursachen verschiedener Art. Das Herzogthum Geldern war ihm durch ausdrückliches Vermächtniß des letzten Eigenthümers, dessen Linie erloschen war, überkommen, und Wilhelm hatte Besitz genommen. Aber der Kaiser Karl V. verwehrte ihm, Besitz zu behalten. Darauf hatte sich Wilhelm mit den Franzosen verbündet (es war in der Moritz-Alcibiadischen Zeit), Krieg erklärt und noch andere kühne Maßregeln unternommen: aber es kam zu nichts oder zu noch weniger. Das Ende war, Wilhelm mußte vor dem Kaiser 'auf die Knieen sinken' und Abbitte thun, gänzlich auf Geldern verzichtend, welches demzufolge auch seitdem seinen eigenen besonderen Weg gegangen. Wilhelm war eifrig protestantisch in jenen Tagen, wie sein Volk ist, und wie er noch zu dem Zeitpunkt ist, von dem wir handeln. Aber er wendete sich nicht lange hernach zur Papisterei, und machte noch andere jähe Wendungen und mißrathene Sprünge; nach allem Anschein ein hastiger, krakeelerischer, wankelmüthiger Herr. Dieser ist es, an den Albrecht Friedrich, der junge Herzog von Preußen, von seinem Rathe geleitet, nun (1572) eine Gesandtschaft schickt, dessen älteste Tochter, Maria Eleonora, sich zur Gemahlin ausbittend.

Herzog Wilhelm bejahete: 'schickte eine Gegengesandtschaft', nebst allem, was sonst nöthig war; und zur gehörigen Zeit machte sich die junge Braut mit ihrem Vater auf den Weg nach Preußen, um daselbst, so hatte man es verabredet, die Sache zur Vollendung zu bringen. Sie waren bis nach Berlin gekommen, bewillkommt vom Kurfürsten Johann Georg, als von Königsberg eine traurige Botschaft an sie gelangte: nämlich, daß der junge Herzog plötzlich von einer unüberwindlichen Niedergeschlagenheit und Geistesüberwölkung befallen worden sei, was man zwar nicht gänzlich mit dem Namen Wahnsinn bezeichnen, aber noch viel weniger völlige Geistesgesundheit nennen könne. Sein Verlangen nach seiner Braut sei unverändert, aber sein Geisteszustand sei der beschriebenen bedenklichen Art. Die junge Dame pausirte ein wenig, in einer Stimmung, wie man sich sie denken kann. Es waren ihr bereits zwei Anträge, die Bräutigame vom Tod weggeschnappt, verloren gegan-

gen, sagt Pauli,[1] und sie hielt dafür, es möchte von böser Vorbedeutung sein, den Dritten auszuschlagen. Also beschloß sie, voran zu gehen; stieß ihres Vaters Bedenklichkeiten bei Seite, schickte ihrem siechen Bräutigam 'eine Blumenguirlande zum Liebeszeichen', welcher gebührlich erwiederte, und Vater Wilhelm und sie verfuhren, als wenn nichts schlimm wäre. Den Geisteszustand des Prinzen, fand sie, hatte man ihr nicht übertrieben. Seine Launen und sein Wesen waren wunderlich, bedenklich, anders als sich wünschen ließe. Jedoch so wie er war, heirathete sie ihn auf die übereingekommenen Bedingungen, — hoffend wahrscheinlich auf Genesung, die niemals kam.

Die Umstände von Albrecht's Krankheit bleiben dunkel bis zur Stunde, und es sind über ihren Ursprung wunderliche Geschichten im Umlauf, welche nachlesen mag, wer sich für Psychologie interessirt;[2] sie sind nicht von der Art, um hier gemeldet zu werden. Es scheint eher eine Ueberwölkung, als eine gänzliche Zerrüttung des Geistes gewesen zu sein. Unheilbare Niedergeschlagenheit war dabei, düstere Stumpfheit abwechselnd mit Anfällen von heftigem Thun oder Leiden, große Unbeständigkeit zu allen Zeiten: — offenbare Geschäftsunfähigkeit. Man hoffte lange, daß er genesen würde; und Doctoren der Gottesgelahrtheit und der Medicin nahmen ihn in die Kur: Theologen, Exorcisten, Aerzte, Quacksalber, aber es erfolgte keine Heilung, nichts als gegenseitige Beschuldigungen, Heftigkeiten und sogar Verfluchungen von Seiten der besagten Doctoren und ihren respectiven amtlichen Beschützern, geistlichen und weltlichen, erfolgte daraus.

Markgraf Georg Friedrich kommt nach Preußen, um zu administriren.

Nach Verlauf von fünf Jahren, im Jahre 1578,[3] als Heilung nunmehr hoffnungslos geworden und selbst die Räthe die Geschäftsunfähigkeit des Herzogs einräumten, — kam Georg Friedrich von Ansbach-Baireuth ins Land, um die Regentschaft für ihn zu übernehmen; indem er und die andern Brandenburger die Sache bereits mit dem König von Polen, der hauptsächlich darüber zu entscheiden hatte, verhandelt hatten. Georg Friedrich war keineswegs den preußischen Räthen, noch der Gemahlin, noch der angesessenen Aristokratie willkommen; — das Gegentheil von willkommen, aus Gründen, die sich errathen

[1] Pauli IV. 512.
[2] Das. IV. 476.
[3] Das. IV. 476, 481, 482.

lassen. Aber er hat sich, nach dem Urtheil aller billigen Zeugen, als ein vortrefflicher Regent bewährt, und verwaltete das Land sechsundzwanzig Jahre zu dessen großem und dauerhaftem Nutzen. Seine Portraits zeigen uns eine große schwere Gestalt von einem Manne, sehr beleibt in seinen späteren Jahren, mit einem Ausdruck von ehrlichem Menschenverstand, Würde, gelassener Festigkeit, — sehr gewachsen der Aufgabe, die er nun in Händen hat.

Entschlossen, wenn auch mild in der Form, stillte er die lodernden Flammen seiner Geistlichkeit, indem er nun dieser, dann jener Streitfrage ('de concreto et de inconcreto' oder was es immer sein mochte) befahl, stillzuschweigen und sich blos mittelst Denken und Nachsinnen weiter zu führen, und ohne Worte. Er bändigte die meuterische Aristokratie, meuterische Bürgermeister, den Magistrat von Königsberg, was für Meuterei es immer gab. Er legte Sümpfe trocken, berichtet der alte Rentsch, er rodete Wälder aus, baute Straßen, errichtete Wirthshäuser. Preußen ward gut regiert bis an Georg's Tod, welcher im Jahr 1603 erfolgte.[1] Ansbach, sowie Baireuth und Jägerndorf, die sämmtlich zuletzt sein waren, hatte er mittlerweile durch Stellvertreter regiert; keine Veranlassung, jene ruhigen Länder zu besuchen, es wäre denn mitunter zur angenehmen Erholung oder für eine flüchtige allgemeine Ueberschau. Allen Nachrichten gemäß ein trefflicher, handfester, verständiger und gerechter Mann, dieser dicke Georg Friedrich, würdig des Vaters, der ihn erzeugt ("Nit Kop ab, löver Förſt, nit Kop ab!"), — welches viel sagen will.

Durch seinen kinderlosen Abgang fielen große Territorien dem älteren Hause heim, worüber zu verfügen war, wie im geraischen Vertrag vor fünf Jahren festgesetzt worden. Ansbach und Baireuth kamen an zwei Brüder des jetzigen Kurfürsten Joachim Friedrich, Söhne Johann Georg's seligen Andenkens; Gründer, sie, der uns bekannten 'Neuen Linie'. Jägerndorf fiel an den Kurfürsten selber, und Er, nicht lange darauf, übertrug es einem seiner Söhne, einem neuen Johann Georg, welcher zu jener Zeit ziemlich land- und berufslos geworden war: "Johann Georg von Jägerndorf", wie er nun hieß, dessen Geschichte uns noch angehen wird. Preußen sollte dem Kurfürstenthum einverleibt werden, — hätte man nur erst Besitz davon. Aber das ist ein häklicher Punkt; noch immer häklich, trotz der Anrechte darauf, und möglichen widrigen Zufällen ausgesetzt.

[1] Rentsch S. 666—668.

1605.
Joachim Friedrich, wie wir bereits angedeutet, ließ es nicht an Maßregeln mangeln. Aber der Gegenstand war voll Verwickelungen, ein wahres Wespennest von Aergernissen, und erforderte eine feine, obschon kräftige und entschiedene Handhabung. Joachim Friedrich's ältester Sohn, Johann Sigismund, Kurprinz von Brandenburg, hatte bereits, 1594, eine von Albrecht Friedrich's, des hypochondrischen Herzogs von Preußen, Töchtern geehelicht, und die Ehe war mit Kindern gesegnet; kein Mangel an Kinder. Nichtsdestoweniger that Joachim Friedrich, ein Wittwer nun und nahe an sechzig, unten den gegenwärtigen bewandten Umständen noch ein Uebriges, indem er sich selber mit einer andern dieser Prinzessinnen, einer jüngern Schwester der Gemahlin seines Sohnes, vermählte, — sieben Monate nach Georg Friedrich's Tode, — um dergestalt das Gewisse doppelt gewiß zu machen. Ein Mann, der nicht leicht eine Lücke offen ließ, die er zumachen konnte. Vermöge vortrefflicher Handhabung, — denn die Herzogin, die preußischen Stände und die polnische Krone mußten sämmtlich zufrieden gestellt werden, — bahnte sich Joachim Friedrich, mit sanftem Druck, obendrein einen Weg zur wirklichen Vormundschaft über Preußen und den blödsinnigen Herzog, wie sie ihm von Rechtswegen zustand. Dies letztere brachte er im Laufe eines fernern Jahres (11. März 1605)[1] zu Stande, und bekam hiermit Preußen förmlich zu fassen; packte es, 'die Fingerknöchel weiß', wie man sagen darf, und seine Nachkommen haben es seitdem nie wieder fahren lassen.

Geschickte Handhabung war sehr nöthig. Die Sache war an sich schwierig, — und war zugleich von höherem Belang, als wir annoch gewahr sind. Nicht allein Preußen, sondern ein noch besseres Land, das Herzogthum Kleve, Kleve-Jülich, Herzog Wilhelm's Erbe unten im Rheinland, — ein Erbe, das nun bald ausfallen dürfte und zu welchem, wie es sich nun ergiebt, dessen älteste Tochter hier das Anrecht hat, — steht bei der Sache in Frage. Diese erste Krise, die Einsetzung in die erledigte Curatel von Preußen, hat unser wachsame Kurfürst Joachim Friedrich glücklich bewerkstelligt, und er hält seinen Griff fest, Fingerknöchel weiß. In nicht langer Zeit kommt eine zweite Krise, bei der er ebenfalls entschieden dreingreifen muß, — Er oder die in seinen Schuhen Stehenden, und deren Knöchel noch festhalten können. Doch das mag zu einem frischen Kapitel gehen.

[1] Stenzel I. 358.

Dreizehntes Capitel.

Der neunte Kurfürst, Johann Sigismund.

Im Sommer 1608 (23. Mai 1608) starb Johann Sigismund's (und seines Vaters) Schwiegermutter,[1] die arme Gemahlin des armen blödsinnigen Herzogs von Preußen, worauf Johann Sigismund, Erbprinz von Brandenburg und dessen Anwartschaften, unverzüglich von Berlin abgeschickt ward, um die durch das Ereigniß abgerissenen Fäden aufzunehmen und zuzusehen, daß kein Schaden daraus entstehe. Auf dem Weg dahin übereilt ihn die Kunde, daß sein eigener Vater, der alte Joachim Friedrich, gestorben (18. Juli 1608), daß er nun selber Kurfürst sei,[2] und daß zahlreiche Fäden los seien an beiden Enden seiner Angelegenheiten.

Der "junge Mann", — nicht so gar jung nunmehr, indem er bereits fünfunddreißig und ziemlich erfahren, — fand sich in Schwierigkeit durch diese gewaltigen Nachrichten und, eine kurze Weile, in Ungewißheit, ob weiter zu reisen oder umzukehren. Er entschied, weiter zu reisen und die preußischen Dinge, wo die Sachen mehr auf dem Spiele standen, ins Reine zu bringen; das brandenburgische Geschäft konnte er schriftlich abmachen.

Seine Schwierigkeiten in Preußen und am polnischen Hofe waren in der That unermeßlich. Jedoch im Verlauf von acht oder neun Monaten brachte er durch vortreffliche Handhabung, wobei er das Geld, klüglich an Individuen verwendet, nicht sparte, eine erträgliche Uebereinkunft zu Stande und bekam Preußen in die Hand,[3] rechtsmäßiger Curator des blödsinnigen Herzogs, wie sein Vater es gewesen. Worauf er eilig nach Brandenburg mußte, indem dort große Dinge im Winde waren. Nichts Schlimmes los in Brandenburg zwar, aber in Kleve stand eine unermeßliche Anwartschaft eben auf dem Punkt der Entscheidung.

Wie die Klevesche Erbschaft herunterfiel und Viele herzusprangen, sie aufzuheben.

Wilhelm von Kleve, der brausköpfige Herzog, den wir zu Berlin und zu Königsberg bei der Hochzeit dieser armen, nun verstorbenen Dame sahen, hatte im Ehevertrag, sowie in allen

[1] Maria Eleonora, Herzog Wilhelm's von Kleve älteste Tochter: 1550, 1573, 1608 (Hübner T. 286.).
[2] 1572, 1608—1619.
[3] 29. April 1609. Stenzel I. 370.

späteren Verträgen und Urkunden dieser Art, eine Bestimmung über seinen Staatenbesitz ausgesprochen, die nun von höchster Wichtigkeit für Johann Sigismund geworden war. Das zur Zeit unter dem Herzogthum Kleve begriffene Land bestand, wie oben erwähnt, nicht nur aus dem eigentlichen Kleve, sondern aus noch zwei andern bessern Herzogthümern, Jülich und Berg, ferner aus der Grafschaft Ravensberg, Grafschaft Mark, Herrschaft — kurz, es war ein mannigfaltiges Agglomerat von vielen kleinen Ländern, zusammengebracht durch Heirath, Erbschaft und Glück, und nun in der Hand dieses Herzogs Wilhelm vereinigt. Ein von Natur wohlhäbiges Land,[1] mit fetten Weiden, Schifffahrtsfähigkeiten, metallreichen Gebirgen, und füllt sich eben um diese Zeit, in Folge des holländisch-spanischen Krieges und der großen Anzahl protestantischer Flüchtlinge, mit geschicktem Gewerbe und Betrieb, heranwachsend zu dem, was es noch jetzt ist, der geschäftigste Gau von Deutschland. Ein Land, wo Kühe auf der Weide brüllen, das Schwirren der Flachsspindel aus den Hütten tönt, in jenen alten Tagen, — 'ein großer Theil der 'sogenannten holländischen Leinewand wird in Jülich gewebt und 'von den Holländern blos gebleicht, gestempelt und verkauft', sagt Büsching. Ein Land das, in unsern Tagen, in kurzen Zwischenräumen mit dem gebührenden Thronhimmel von Steinkohlenrauch überdeckt ist und laut mit dem Getöse von Ambos und Webstuhl.

Dieses Herzogthum Kleve, dieses gesammte schöne Agglomerat von Herzogthümern, sollte nach Herzog Wilhelm's Festsetzung als ungetheiltes Erbe an seinen ältesten (und in der That, wie es sich bald auswies, einzigen) Sohn und an dessen Leibeserben, wenn deren da sind, kommen. Ermangelt dieser einzige Sohn der Leibeserben, so soll das gesammte Herzogthum Kleve an Maria Eleonora, als die älteste, gegenwärtig mit Friedrich Albrecht, Herzog von Preußen, sich vermählende Tochter und an deren ehelichen Leibeserben kommen: an die weiblichen Leibeserben, wenn keine männlichen da sind. Von den übrigen Schwestern, deren drei da waren, sollte keine den geringsten Anspruch auf die Erbschaft von Kleve oder auf irgend einen Theil derselben haben. Im Gegentheil sollten diese, wenn der Fall eintrete, daß die älteste Tochter oder ihre Sprößlinge Kleve erben, eine jede eine baare Geldsumme[2] von besagter Erbin von Kleve oder deren Erben ausgezahlt erhalten, und damit ihre Ansprüche als völlig abgefunden ansehen und für die Folge nicht weiter an Kleve denken.

[1] Vergl. Büsching Erdbeschreibung V. 642—734.
[2] '200,000 Goldgulden': Pauli VI. 542, III. 504.

Gestützt auf ein ausdrückliches Privilegium Kaiser Karl's V., ja auf ein noch älteres von Kaiser Maximilian, sowie auf das Reichsgesetz, zweifelte Herzog Wilhelm nicht, daß er berechtigt sei, diese Anordnungen zu machen: und diese machte er auch, indem seine Juristen in ihrer langwierigen Art die Bestimmungen wohl sechsmal wiederholten und sich bemühten, auf alle Weise jedwedem Mißverständniß vorzubeugen. Kleve mit all seinen Pertinenzien, Jülich, Berg und das Uebrige, geht an die älteste Schwester und deren Leibeserben männlichen oder weiblichen Geschlechts: Hat sie keine Erben, männliche oder weibliche, dann, aber nur dann, tritt die nächste Schwester in ihre Schuhe: hat sie deren aber, so, wiederholen wir zum sechsten und letzten mal, hat keine Schwester, noch Schwester Stellvertreter, das mindeste Wort dreinzusprechen, sondern nimmt ihre 200,000 Goldgulden und denkt nicht ferner an Kleve.

Die andern drei Schwestern wurden allmälig sämmtlich vermählt, — eine derselben an Pfalz-Neuburg, einen angesehenen Fürsten in der bayerischen Gegend, der Oberpfalz, welcher oder wenigstens sein ältester Sohn, sehr erwähnens- und erinnernswerth hier für uns ist, — und in diesen sämmtlichen Eheverträgen sprachen Wilhelm und seine Juristen die gleichen Bestimmungen in der gleichen elaborirten sechsfaltigen Weise aus: so daß Wilhelm und sie dachten, es könne nirgendswo in der Welt ein Zweifel darüber obwalten.

Kurz nach Ausfertigung des letzten dieser Eheverträge oder vielleicht geschah es über der Ausfertigung, ward Herzog Wilhelm vom Schlag gelähmt. Er hatte sich zuvor wieder mit der Papisterei eingelassen, der arme Mann. Die Wahrheit ist, er hatte wiederholte Schlaganfälle und, ein hastiger, explosiver Herr, wie er war, gerieth er zuletzt in totale Lähmung und sank langsam aus der Welt, in einem Nebel von Halbwahnsinn, welcher fast zwanzig Jahre lang andauerte.[1] Herzog Wilhelm hinterließ zwar einen Sohn, der ihm als Herzog nachfolgte, aber auch dieser Sohn bewährte sich von explosiver Natur, ward halb und zuletzt ganz wahnsinnig. Jesuitenpfaffen und ihre Ränke, um ein protestantisches Land wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen, hüllten den armen Mann all sein Lebtag in ein stechendes Nessushemd ein, und er hat, außer Unheil, wenig in der Welt gethan. Er heirathete, hatte keine Kinder, klagte sein unschuldig Weib, er und die Jesuiten klagten sie der Untreue an. Sie ward gerichtet, nicht förmlich verurtheilt, und dann von ihm und ihnen im Bett erdrosselt: — 'Jakobe von Baden (1597)', eine

[1] Gestorben 25. Januar 1592, Alter 76 Jahre.

1609.
dreimal tragische Geschichte. Darauf heirathete er aufs Neue, indem die Jesuiten gar zu begierig nach einem rechtgläubigen Erben waren; aber es erfolgte abermals kein Erbe, nur neuer Brand des Nessushemdes erfolgte. Endlich starb der arme Mann (Frühjahr 1609) und entledigte die Welt seiner. Starb 25. März 1609, das ist das genaue Datum, — ungefähr einen Monat, bevor unser neuer Kurfürst, Johann Sigismund, seine Geschäfte am polnischen Hofe zum Abschluß brachte und so hastig nach Hause eilte. Die Dinge im Klevefchen waren arg drängend für ihn.

Denn die mühsame Genauigkeit des Herzogs Wilhelm und seiner Juristen hat wenig gefruchtet und es tritt ein Prätendent nach dem andern auf mit Ansprüchen auf jenes werthvolle Klevesche Land, wie Johann Sigismund es freilich vorausgesehen hatte und von allen Seiten darauf verwarnt worden war. Seit Monaten bereits war seine ganze Aufmerksamkeit mit luchsäugiger Spannung dahin gerichtet gewesen, doppelt und dreifach ungeduldig, Preußen irgend haltbar zurechtgelöthet zu bekommen, seitdem diese andere Sache auf dem Punkt des Ausbruchs stand. Was immer die äußerste Wachsamkeit seiner Bevollmächtigten zu thun vermochte, war geschehen. Es war am 25. März, daß der wahnsinnige Herzog starb: am 4. April ward von Johann Sigismund's Bevollmächtigten und einem Notar, der den Akt bezeugte, 'das brandenburgische Wappen an das Regierungsgebäude von Kleve geheftet',[1] am 5. April thaten sie ein Gleiches zu Düsseldorf, an den folgenden Tagen zu Jülich und den übrigen Städten. Aber schon am 5. April waren sie zu Düsseldorf kaum damit fertig, da erschien — der junge Wolfgang Wilhelm, Erbprinz von Pfalz-Neuburg, in eigener Person, um das pfalz-neuburgische Wappen anzuschlagen! Der Pfalz-Neuburger, der die zweite Tochter heirathete, macht also wirklich Anspruch, — auf das Ganze oder auf einen Theil? Beiden Parteien ist es wohl bewußt, daß der Besitz neun Zehntel des Rechts ausmacht.

Pfalz-Neuburg's Anspruch ging auf das ganze Herzogthum. "Gehört insgesammt meiner durchlauchtigen Mutter!" schrie der junge Erbe von Pfalz-Neuburg: "Eigentlich insgesammt mir!" schrie er. "Ist sie nicht die nächste Blutsverwandte? Zweite Tochter freilich, aber doch Tochter, nicht Tochters Tochter, wie Ihr seid (wie Eure durchlauchtige Kurfürstin ist), o Durchlaucht von Brandenburg: — bedenket überdem, Ihr seid weiblich, ich bin männlich!" So lautete Pfalz-Neuburg's Logik: nicht die haltbarste, meines Erachtens, in juristischer Genealogie. Sein zehntes Zehntel war vielleicht ein wenig schwach, aber er hatte

[1] Pauli VI. 566.

Besitz, Mitbesitz, und die neun Zehntel in Sicherheit. Die andern zwei Schwestern legten durch ihre Söhne oder Gemahle ebenfalls Anspruch ein, jedoch nicht aufs Ganze: "Theilt es", sagten sie, "das sicherlich ist der eigentliche Sinn von Karl's V. Privilegium zur Ausstellung eines solchen Testaments. Theilt es zwischen den vier Töchtern oder deren Stellvertretern und laßt uns Alle Antheil haben!"

Aber diese vier Prätendenten waren noch nicht einmal alle. Die sächsischen Fürsten prätendirten zunächst, zwei Zweige sächsischer Fürsten. Erstlich der jüngere Zweig, Gotha-Weimar und die Uebrigen, die sogenannte Ernestinische Linie, Vertreter Johann Friedrich's des Großmüthigen, der das Kurfürstenthum um der Religion willen verlor, zu Mühlberg im vergangenen Jahrhundert, und vom Aelteren zum Jüngeren ward in der sächsischen Genealogie. "Johann Friedrich der Großmüthige", sagten diese, "hatte zur Gemahlin eine Tante des eben verstorbenen Herzogs von Klewe, Gemahlin Sybilla (Schwester der flandrischen Stute) glorreichen Andenkens, unsere Stammmutter in gerader Linie, zu deren Gunsten ihr Vater, der damalige regierende Herzog von Kleve, einen Ehevertrag ausstellte, genau desselben Inhalts, wie dieser euer preußischer; Er, und band damit seine sämmtliche Nachkommenschaft, wenn Verträge Geltung haben sollen." So lautet die Einsprache der Ernestinischen Linie sächsischer Fürsten, die nicht viel Gewicht hat in deren jetzigem herabgekommenen Zustande. Aber die Albertinische Linie, der dermalige Kurfürst von Sachsen, prätendirt gleichfalls: "Hier ist eine Urkunde", sagte er, "ausgestellt von Kaiser Friedrich III. im Jahre 1483,[1] ganze Menschenalter vor eurem Kaiser Karl, welche Urkunde dem Herzog Albrecht, jüngerer sächsischer Linie, und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf diese Herzogthümer, bei Ermangelung männlicher Leibeserben, die damals in Aussicht stand, feierlich zusichert. Wie konnte Kaiser Max seines Herrn Vaters Urkunde widerrufen, oder Kaiser Karl seines Herrn Großvaters? Der kleine Albrecht, der Albrecht des 'Prinzenraubs', der zum Manne emporwuchs und löwenmäßig für seinen Kaiser in den Niederlanden und westlichen Gegenden focht: ihm und den Seinen steht klar und von Rechts wegen die Erbschaft von Kleve zu, und wir, die nun Kurfürsten und Oberhaupt des sächsischen Hauses geworden, fordern dieselbe von der Hand eines erkenntlichen Hauses Habsburg, — und wollen uns auch der Gegendienste schönstens befleißen." —

[1] Pauli, ubi supra. Hübner T. 288.

1609.

"Ja, wenn ihr das zur Richtschnur annehmet, daß ältere Gesetze und Urkunden spätere ausschließen, dann sind wir", schreiet ein Haufe von Personen, — darunter französische Herzöge von Nevers und allerlei ferne exotische Gestalten, — "sind wir die eigentlichen Erben! Ravensberg, Mark, Berg, Ravenstein, dies Stück und jenes Stück eures großen Herzogthums, waren sie nicht von Urzeiten her ausdrücklich auf Manneserben beschränkt? Und sind wir die nächsten Manneserben besagter Stücke und Theile und wollen es nachweisen!" — Kurzum, so ein Rechtshandel war noch gar nicht dagewesen, — ein so fetter Bissen für die Advokaten, hätte man den Weg eingeschlagen, — wie dieser klevesche zu werden versprach.

Was der Kaiser davon hielt und was die Welt davon hielt.

Die Sache wurde noch vollends verwickelt durch den Antheil, den der Kaiser daran nahm. Dem Kaiser konnte ein mächtiger Protestant in jenem Lande wenig gefallen, noch weniger seinem Vetter, dem Spanier. Die Spanier, bis auf den Grund erschöpft von ihrem Kampf zur Bezwingung jenes weltberühmten holländischen Aufstands, und nicht wenig erstaunt darüber, als sie fanden, daß sie ihn nicht bezwingen konnten, hatten zur Zeit eben beschlossen Athem zu holen, ehe sie es weiter damit versuchten. Spanier und Holländer haben, nach funfzig Jahren solchen Fechtens, wie es uns bekannt, einen zwölfjährigen Waffenstillstand abgeschlossen (1609): aber der gedemüthigte Spanier, schnaubend, blaß in seiner unmächtigen Wuth und seinem Schweiß, hat die Sache noch nicht aufgegeben, er schöpft blos Athem und gedenkt es noch einmal zu versuchen. Nun ist aber Kleve sein Weg nach Holland bei einem solchen Unternehmen, Erfolg nicht möglich, wenn nicht Kleve in sichern Händen ist. Brandenburg ist protestantisch, mächtig, Brandenburg taugt mit nichten zum Nachbarn dort.

Pfalz-Neuburg auch nicht. Ein Protestant der Protestanten, dieser Pfälzer ebenfalls, — jüngerer Zweig, möglicherweise einstmaliger Erbe von Kurpfalz selber, in den Rheinlanden; Kurpfalz, welches anerkanntes protestantisches Oberhaupt ist, amtlicher 'Vorstand' der 'Evangelischen Union', die sie vor Kurzem unter sich errichtet haben, in diesen bedrohlichen Zeiten: — auch Pfalz-Neuburg, dieser junge Wolfgang Wilhelm, wenn er nicht von den Seinen abbricht, könnte dem Kaiser in Kleve-Jülich sehr in die Quere kommen. Ja Sachsen selber; denn sie sind *ja* Alle Protestanten: — es wäre denn etwa, daß Sachsen geschmeidig würde und sich einem freigebigen kaiserlichen Hause nützlich zu machen bestrebe?

Offenbar von Allem das gelegenste für den Kaiser und die Spanier wäre, daß sich überhaupt keine starke Macht in Kleve festsetze und durch dessen Besitz stärker würde: — noch gelegener als das gelegenste wäre, wenn Er, der Kaiser, es sich selber in die Hände spielen und es da festhalten könnte! welches letztere auch der Weg war, für den man sich unter sich im Hauptquartier entschied. Auf die Weise wird der "Klevische Successionsstreit" eine hochwichtige Sache und verflechtet sich mit dem großen protestantisch-papistischen Disput, dem allgemeinen bewaffneten Rechtshandel der Menschheit in jener Generation. Kaiser, Spanier, Holländer, Engländer, Heinrich IV. von Frankreich und alle Sterbliche werden an seiner Entscheidung betheiligt.

Vierzehntes Capitel.

Anzeichen eines herannahenden großen Krieges.

Indessen hatten Brandenburg und Neuburg auf besagte Weise, mit gegenseitig einander bedrohender fragender Miene, Kleve festgepackt; jeder erfaßt es (so zu sprechen) mit der einen Hand und hält mit der andern sein Schwert beim Griff, bereit vom Leder zu ziehen. Um aber das brandenburg-neuburgische Phänomen und die damalige Bedeutung des kleve-jülichschen Disputs richtig zu würdigen, müssen wir nachfolgende Stückchen Chronologie mit entlang nehmen. Denn das deutsche Reich, mit seinen protestantischen Klagen und papistischen Usurpationen und Gewaltthaten, war zu dieser Zeit eine dichte Masse bitteren trüben Rauches, in dem es bereits hie und da trübe aufflammte, — Anzeichen von der allgemeinen Feuersbrunst eines dreißigjährigen Krieges, der darauf folgte. Erstes Anzeichen ist das von Donauwörth und datirt über ein Jahr zurück.

Erstes Anzeichen, Donauwörth 1608.

Donauwörth, eine protestantische Frei-Reichsstadt im bayrischen Lande, war wegen eines Vergehens des Pöbels gegen eine prunkende Meßprocession, die nichts dort zu thun hatte, in die Reichsacht gekommen, war demgemäß von dem Herzog Maximilian von Bayern, als Achtsvollstrecker,[1] ergriffen (De-

[1] Michaelis II. 216. Buddaei Lexicon I. 853.

zember 1607) und arg gepufft und geschüttelt worden; — und was noch schlimmer, er wollte die Stadt mit nichten herausgeben, als er sein Geschäft vollzogen: die Stadt lag ihm bequem zur Hand und der Mann war rüstig und ein heftiger Papist. Daher die 'Evangelische Union', die wir sahen, — welche Donauwörth noch nicht wiedergenommen hat, und nimmer nehmen wird! Donauwörth ward nie wieder genommen, sondern ist bayrisch zur heutigen Stunde. Eine Stadt, die von da ab namhaft in der Geschichte ist, zu geschweigen, daß es derselbe Ort, wo lange nachher Marlborough 'die Linien von Schellenberg' bezwang: der Schellenberg blickt auf die Donau und auf Donauwörth herab, — seine 'Linien' und sonstige Geschichte sehr verwischt und Gras darüber gewachsen.

Als nun aber der ganze Protestantismus allenthalben zornigen trauervollen Tones erscholl: "Donauwörth! Heraus mit Donauwörth!" — und eine 'Evangelische Union' mit Geldmitteln, mit theoretischem Truppencontingent, für diesen und ähnliche Behufe auf den Beinen war, — kann man sich denken, welch ein Gereiß um dies Kleve-Jülich entstehen mochte und namentlich welche Wirkung diese Duellantenstellung von Brandenburg und Neuburg auf das protestantische Gemüth machen mußte. Protestantische Nachbarn, Landgraf Moritz von Hessen-Cassel voran, traten mit bebender Hast ins Mittel in diesem Kleve-Jülichschen Handel: "Frieden, o Freunde! Vertragt Euch; friedlicher gemeinschaftlicher Besitz, irgend eine temporäre Auskunft, bis auf Weiteres! Dürfen zwei Protestanten auf einander losschlagen bei solchen Aspecten des Reichs und seiner Jesuitereien?" — Und so schlossen sie eine Uebereinkunft (Dortmund, 10. Mai 1609), die erste von ihren unzähligen 'Uebereinkünften', auf zeitweiligen gemeinschaftlichen Besitz, — indem das dreimal dankbare Land Beiden huldigte 'mit Eidesleistung an Denjenigen, welcher als rechtmäßig anerkannt werden würde.' Und sie suchten auf diese Bedingungen gemeinschaftlich zu regieren und den Frieden zu erhalten, wiewohl es kein Leichtes war.

Denn der Kaiser hatte es bereits ausgesprochen (oder eigentlich sein Hof-Rath und sein spanischer Vetter, indem der arme Kaiser Rudolf sich zu wenig um dergleichen kümmerte,[1] hatten es bereits ausgesprochen), Kleve dürfe schlechterdings nicht in unrechte

[1] Rudolf II. (Kepler's allzu insolventer 'Gönner'), 1576—1612, alsdann Mathias, Rudolf's Bruder, 1612—1619, eher tolerant gegen Protestanten, — sodann Ferdinand II., seines Oheims Sohn, 1619—1637, sehr das Gegentheil von tolerant, durch welchen hauptsächlich der dreißigjährige Krieg kam, waren die Kaiser dieser Periode.

Ferdinand III., Sohn des II. (1637—1657), der den dreißigjährigen Krieg

Hände gelangen. Welches Mittel aber zu diesem Zweck so sicher, als daß der Kaiser selber Besitzer werde? In einem noch vorhandenen Schreiben des Hof-Raths an seinen Vicekanzler, der abgeordnet worden war, die Sache mit den Betheiligten zu verhandeln, heißt es: daß ein Ergebniß dieser Art allein zweckmäßig sei, daß es herbeigeführt werden müsse, daß er 'alle Spitzfindigkeiten auffordern sollte', um es herbeizuführen. [1] Dieses curiose Schreiben eines erhabenen kaiserlichen Hof-Raths an seinen Vicekanzler ist noch vorhanden.

Und demgemäß bewies es sich auch nicht unmöglich, Spitzfindigkeiten kaiserlicherseits zu ersinnen. "Sintemal Ihr nicht eins werden könnet", sagte der Kaiser, "und Eurer so Viele sind, die Anspruch machen (wozu wir selber privatim Mehrere angespornt haben), so ist nichts zu machen, als daß der Kaiser das Land unter Sequester nehme und es mit seinen eigenen Truppen besetze, bis die Sache entschieden, — was vermuthlich nicht so bald geschehen dürfte!"

Zweites Anzeichen, Besetzung Jülichs durch den Kaiser und Belagerung und Wiedereinnahme desselben durch die Protestantischen 1610. Hierauf 'Katholische Ligue' gegenüber der 'Evangelischen Union'.

Und der Kaiser that alsbald, wie er gesprochen, schickte den Erzherzog Leopold mit Truppen, der sich der Festung Jülich gewaltsam bemächtigte, mit Befehl an alle übrige Festungen und Plätze, sich zu übergeben, und sequestriren zu lassen, Brandenburg und Neuburg furchtbar bedrohend mit der Reichsacht, wenn sie sich unterfangen sollten Widerspenstigkeit zu zeigen. Worauf Brandenburg und Neuburg, zusammentretend, sich ganz entschieden widerspenstig zeigten, 'rissen die kaiserliche Proclamation herunter', [2] indem sie gute Hülfe hinter sich hatten.

Und 'am 4. September 1610' nahmen sie, oder die mitbombardirenden Holländer, Franzosen und Evangelische Unionstruppen, 'viele englische Freiwillige' mithelfend, Jülich auch wieder ein und schickten Leopold seiner Wege. [3] Die Holländer

zu Ende führte, theilweise durch eigenhändiges Fechten in jüngeren Tagen (Schlacht von Nördlingen seine Hauptthat), war Vater von

Kaiser Leopold (1658—1705), — dessen Söhne waren

Kaiser Joseph (1705—1711) und Kaiser Karl VI. (1711—1740), Maria Theresia's Vater.

[1] Pauli III. 505.

[2] Pauli III. 524. Kaisers Proclamation zu Düsseldorf 23. Juli 1609, — feierlich heruntergenommen 1. August 1609.

[3] Das. III. 527.

und Franzosen nahmen sich der Kleveschen besonders an, — der arme Heinrich IV. war eben dabei, jene französischen Truppen gen Jülich in Bewegung zu setzen, als Ravaillac, der verrückte Teufels-Jesuit, seinen Streich gegen ihn führte, so daß ein Anderer als Heinrich diesen Kriegszug anführen mußte. Der eigentliche Befehlshaber bei der Belagerung war Fürst Christian von Anhalt, der damals für den besten Kriegsmann von Deutschland galt: es wurde ihm ein Pferd unter den Beinen erschossen, da es heiß dabei herging, — es begegnete ihm Schlimmeres im Verlauf der Jahre. Es waren 'viele englische Freiwillige' bei dieser Belagerung, die englische Nation erfüllt von mächtiger Theilnahme, wennschon ihr König nicht handeln wollte, außer diplomatisch. Die Belagerung war das Gespräch der ganzen damaligen Welt, — das Abendlied und Morgengebet der Protestanten insbesondere, — bis sie auf diese Weise zu Ende gebracht wurde. Sie verdient als zweites Anzeichen in diesem Hergang zu zählen, ein noch weit stärkeres Aufflackern von Dunkelroth in dem allgemeinen Rauchcontinent, als jenes Donauwörthische gewesen. Sind denn keine Denkwürdigkeiten jener 'englischen Freiwilligen' vorhanden?[1] Ach, sie könnten redigirt werden, wie jene Bromleyischen Royal Letters es sind, — und da wäre es doch besser, sie blieben ruhig liegen!

Die 'Evangelische Union', zwei Jahre früher, wir haben gesehen weshalb, gegründet, hat Kurpfalz[2] an ihrer Spitze, aber ihre Truppen oder Operationen waren niemals von einem sehr kräftigen Charakter. Kur-Brandenburg trat derselben nun förmlich bei, wie noch viele Andere; Kur-Sachsen, beflissen sich an anderer Stelle nützlich zu machen, hat sich niemals dazu verstehen wollen. Zu diesen Phänomenen füge man die nun entschiedene Erscheinung einer "Katholischen Liga" noch hinzu, welche als Gegengewicht zur "Union" von dem Herzog Maximilian von Bayern vor mehreren Monaten gestiftet worden und die unter seiner Leitung nun in diesen schlimmen Umständen eine ausgedehnte Gestalt gewann. Herzog Maximilian, der "Donauwörther Max", als er die evangelische Union so kühn auftreten sah, und wohl wissend, wie wenig sein eigener Kaiser solchem Geschäft gewachsen (der arme hypochondrische Kaiser Rudolf II., mehr beschäftigt mit Drechselbänken und Löthröhren, als mit politischen Dingen, der

[1] In Carlyle's Miscellanies (IV. §. 'Two Hundred and Fifty Years ago: a Fragment about Duels. Vor zweihundert und funfzig Jahren: ein Fragment über Duelle') ist Eine kleine Scene, die daher stammt.

[2] Der Vater des Winterkönigs, gest. 9. September 1610, wenige Tage nach dieser Wiedereinnahme von Jülich.

folglich auch so summarisch aus Jülich hinausgefegt ist), — der Donauwörther-Max hatte diese Institution für nothwendig erachtet unter jetzigen Aspecten. Beide, 'Union' und 'Liga' wuchsen schnell unter dem Schall der Kanonen von Jülich, wie das natürlich war.

Kur-Sachsen, dafür daß es sich so hübsch abseits von der Union hielt, empfing von dem dankbaren Kaiser geschriebene Rechtstitel auf diese Herzogthümer Kleve und Jülich, kaiserliche Pergamente und Belehnungen von gehöriger Länge, aber niemals das mindeste Territorium in jenem Gebiet. Es erhob nie den Schild für seine Ansprüche, und Brandenburg und Neuburg, besonders Neuburg, antworteten ihm stets "Nein!" mit halbgezogenem Schwerte. Also schwand Kur-Sachsen wieder daraus hinweg und trug nur Pergamente aus dem Handel davon. Praktisch war für Brandenburg kein privater Mitbewerber von Belang da, als dieser Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, indem er allein zugegriffen hat. — Doch wir eilen zum dritten Anzeichen, welches uns besonders angeht und nun endlich verständlich sein wird.

Drittes Anzeichen, eine Tischscene zu Düsseldorf 1613: Spanier und Holländer schultern das Gewehr in Kleve.

Brandenburg und Neuburg hielten zu einander gegen dritte Parteien, aber ihre gemeinschaftliche Regierung entzweite sich leicht, wenn sich selbst überlassen und entledigt vom Druck der Gefahr. 'Sie regierten durch die inländischen Räthe und Stände' auf alte Weise und mittelst alter Beamten: sie hatten Beide jeder seinen eigenen Statthalter auf dem Platz, die zusammen präsidirten, wie sie eben konnten. Irrungen waren nicht zu vermeiden, wie dem aber abhelfen? Das bestrittene Territorium zu reguliren und ihren großen Prozeß zu beendigen, vermochten sie nicht, wie oft sie es auch versuchten, von aller Welt dazu ermuntert und angetrieben.[1] Die Zusammenkünfte die sie hatten, und die Verträge und zeitweiligen Uebereinkünfte die sie machten, und beobachteten und nicht beobachten konnten, in diesen und den folgenden Jah-

[1] Der alte Sir Henry Wotton, Probst von Eton in seinen alten Tagen, erinnert sich, wie er als Gesandter auf diesen Gang, wie auf so viele andere, gleich fruchtlose Gänge — geschickt worden, und schreibt sich 'Legatus', nicht nur 'dreimal nach Venedig, zweimal nach ꝛc. ꝛc.', sondern auch 'einmal nach Holland in der Jülichschen Sache (semel in Juliacensi negatio)': S. Reliquiae Wottonianae (London 1672), Vorrede. Es war 'im Jahre 1614', sagen die Biographien unbestimmt. Seine Berichte, sind die noch im Staats-Archiv? Sein gutes altes Buch verdient eine neue Herausgabe, sein wackeres altes, natürlich frommes Leben einer gehörigen Erläuterung durch eine treue Hand.

ren und Generationen gehen über unsere Kräfte des Berichtens davon.

Im Jahre 1613 war brandenburgischer Statthalter Ernst, jüngerer Bruder des Kurfürsten; Wolfgang Wilhelm in eigener Person, für seinen Vater oder vielmehr für sich selbst als Erbe seiner Mutter, vertrat Pfalz-Neuburg. Ernst von Brandenburg hatte sich zum Calvinismus bekannt, einer Confession, die den Lutheranischen (von welcher Sorte Wolfgang Wilhelm war) verhaßt und entsetzlich bis zu einem uns nunmehr völlig unbegreiflichen Grade war. Daraus entstand Zwiespalt zwischen den Statthaltern über Anstellungen zu Aemtern, geistlichen sowohl als weltlichen: "Ihr wollt den Calvinisten Vorschub leisten!" — "Und Ihr den Lutheranern, wie ich sehe!" — Johann Sigismund selber mußte sich ins Mittel legen: Wolfgang Wilhelm und Er hielten Zusammenkünfte, freundliche Unterredungen, — von welchen die schließliche Unterredung noch immer denkwürdig ist und in das dritte Anzeichen ausläuft.

Wir haben gesagt, daß in all den Hohenzollern eine starke Flamme des Jähzorns brannte, wiewohl sie sie wacker unter hielten. Hans Sigismund, ein trefflicher Geschäftsmann, wußte recht gut, wie sehr wesentlich ein milder Ton sei: nichtsdestoweniger fand er im Verlauf dieser Unterredung, wie die menschliche Geduld ihr Maß habe. Die Scene, nach einiger Forschung, läßt sich folgender Gestalt denken: Ort der Handlung Düsseldorf, das kurfürstliche Gemach im Schloß daselbst, Zeit Spätjahr 1613, Tag mir nicht entdeckbar. Die Zwei saßen bei Tafel, nach langer Unterredung den ganzen Morgen über: Hans Sigismund, ein Mann in mittleren Jahren, mit großem Kopf, strengem Gesicht, ehrlichem Blick, Haare kurz geschnitten, bemerke ich, und Augenlider ein wenig zusammengezogen, wie um die Dinge schärfer ins Auge zu fassen: Wolfgang Wilhelm mit für mich verblichenen Zügen, ein hoffärtiger junger Herr, mündig an Jahren, aber mich dünkt, mangelhaft an Weisheit, augenscheinlich anmaßend und unbeugsam in seinem Wesen.

Sein Vorschlag zur Güte und zur schließlichen Beendigung von all diesem Hader war folgender und er bestand darauf: "Gebt mir Eure älteste Prinzessin zur Ehegemahlin, ihre Aussteuer sei Euer gesammter Anspruch auf Kleve-Jülich; auf die Bedingung heirathe ich sie und wir sind Freunde!" Hier ist offenbar ein junger Herr, dem es wenigstens nicht an Eigendünkel gebricht: — dabei bedenke man noch, daß er in Johann Sigismunds Meinung kein Recht zu einem Quadratzoll dieser Lande hatte, wenn ihm auch zur Zeit, um des lieben Friedens willen,

ein Mitantheil zugestanden worden! "Auf die Bedingung, Naseweis?" dachte Johann Sigismund bei sich: "Mein Mädchen ist keine Mißgeburt, noch auch verlegen um Freier, bessere wie du hoffentlich!" So dachte er bei sich und konnte gar nicht anders denken, verhielt sich aber, es laut werden zu lassen. Der junge Naseweis fuhr indessen behauptend mit seinem Thema fort. Zuletzt übermannte den andern die Natur, Hans Sigismund hob die Hand auf (alle fürstliche Etiquette plötzlich zu Rauch zerschmelzend) und gab dem jungen Naseweis eine Ohrfeige. Wirkliche Ohrfeige, die dem jungen Pfalz-Neuburg auf eine schmähliche Weise die Augen über seine wirkliche Lage öffnete und ihn hochauflodernd seiner Wege schickte, undenkliche Rache gelobend. Eine merkwürdige Ohrfeige, wohl nachgewiesen, — wenngleich die alten Geschichtschreiber, starr vor Schrecken, Ehrfurcht und Staunen, sie mehrentheils nur pantomimisch versinnbildlichen können,[1] — eine Ohrfeige, die wichtige Folgen in der Welt gehabt hat.

Denn Wolfgang Wilhelm, zu undenklicher Rache entflammt, eilte nun geradeswegs nach München zu Max von Bayern, erklärte sich für ganz oder nahebei überzeugt von der römisch-katholischen Religion, freiete um und heirathete wenige Wochen darauf (10. November 1613) Maxens jüngere Schwester und machte bald hernach diese seine gottselige Glaubensveränderung pomphaft zu Düsseldorf kund, — unter gewaltigem Trompetenstoß und Pamphletenjubel seitens Heiliger Kirche.[2] Sein armer alter Vater, der inbrünstigste Protestant, wehklagte laut sein "Icabod! die Herrlichkeit ist dahin!" — Hielt fortan 'wöchentlichen Buß- und Bettag' — und starb nach wenigen Monaten vor Gram. Die katholische Liga hat nun ein neues Mitglied auf solche Bedingungen.

[1] Pufendorf (Rer. Brandenb. lib. IV. §. 16. p. 213) und viele Andere befinden sich in diesem Falle. Tobias Pfanner (Historia Pacis Westphalicae lib. I. §. 9. p. 26) ist deutlich:
'Neque, ut infida regnandi societas est, Brandenburgio et Neo-'burgio diu conveniebat; eorumque jurgia, cum matrimonii foedere 'pacari posse propinqui ipsorum credidissent, acrius exarsere; inter 'epulas, quibus futurum generum Septemvir ("Siebenmann" oder Kur-'fürst, "Einer der Sieben") excipiebat, hujus enim filia Wolfgango spe-'rabatur, ob nescio quos sermones ei inter utrumque altercatione pro-'vecta, ut Elector irae impotentior, nulla dignitatis, hospitii, cogna-'tionis, affinitatisve verecundia cohibitus, intenderit Neoburgio manus, 'et contra tendentis os verberaverit. Ita, quae apud concorda vincula 'caritatis, incitamenta irarum apud infensas erant.' Angeführt in Köhler Münzbelustigungen XXI. 341, welcher sich auf Levassor Histoire de Louis XIII. bezieht. — Pauli (III. 542) geht gänzlich in Dunst auf.

[2] Köhler a. d. S.

1618.

Auf der andern Seite erklärte sich Johann Sigismund, fast mit gleicher Eile (25. Dezember 1613), überzeugt vom Calvinismus, dem Bekenntniß seines jüngeren Bruders,[1] welches seitdem das Glaubensbekenntniß des brandenburgischen Hofes geblieben, während das Volk meist lutherisch ist. Die Leute sagten, es geschah den Holländern zu Gefallen, den Jülichern zu Gefallen, die meist calvinistisch sind. Der apologetische Pauli ist umständlich aber nicht bündig. Zu Berlin ward es sehr übel aufgenommen und veranlaßte Volksaufläufe sogar. Auch in Preußen hatte es seinen Nachtheil.[2]

Und nun, während Alles voll von Wechsel, Wandlung und unendlichem Gerüchte ist, marschirten das folgende Jahr (1614), unter geringem Vorwand, auf großen Argwohn beruhend, spanische Völker ins Jülich-Klevesche und fingen, von Neuburg begünstigt, an, sich dortiger Garnisonsplätze zu bemächtigen; darauf marschirten die Holländer gleichfalls, von Brandenburg begünstigt, und besetzten andere Festungen und Garnisonen: und so standen in jedwedem Waffenplatz entweder papistisch-spanische oder calvinistisch-holländische Völker und boten einander die Stirn und konnten durch keine Unterhandlungen wieder hinausgeschafft werden, — wie positiv elektrische Wolken gegenüber negativ elektrischen. Was in der That über ganz Deutschland der Fall wurde, schicksalsvoll bemerklich in jeder Landschaft, jedem Gau, jeder Gemeinde dort: bis ein Ungewitter, und eine Reihe von Ungewittern, von dreißigjähriger Dauer ausbrach, wovon diese gewaltigen Gerüchte und Wandlungen und Kriegsdrohungen, die aus jener schließlichen Unterredung und Ohrfeige hervorgingen, als das dritte vorwarnende Anzeichen anzusehen sind. Spanier und Holländer stehen einander in Kleve sieben Jahre lang, bis ihr Waffenstillstand zu Ende ist, elektrisch gegenüber, ehe sie auf einander stoßen; Deutschland wartet etliche Jahre weniger lang.

Viertes Anzeichen, und Katastrophe auf dem Fuße folgend.

Noch fünf Jahre (1618) und es ist ein viertes Anzeichen erschienen, das gewaltigste von allen, welches den Prozeß rasch vollziehet, — das Phänomen ist noch immer berühmt und die äußere Figur davon folgende: Drei officielle Personen aus einem Fenster des Schlosses zu Prag herabkommend, hinausgeschleudert von dem ungeduldigen böhmischen Protestantismus, siebzig Fuß tief, — glücklicherweise nur auf einen Misthaufen und ohne Lebens-

[1] Pauli III. 546.
[2] Pauli III. 544. Michaelis I. 349.

1620.

verlust. Daraus erfolgt ein "König von Böhmen", den man dort erwählte und der uns nicht unbekannt, — und die 'Gewitterwolken' prasseln sämmtlich auf einander und der 'Continent von bitterem Rauch' lodert ganz zu einem Continent von donnerndem Feuer auf: **Dreißigjähriger Krieg**, wie er nun heißt! Ein Brand, wie ihn das arme Deutschland nie zuvor oder seitdem gesehen hat.

Dies waren die vier vorläufigen Anzeichen jenes trübseligen Handels. 'Was die urgründlichen Ursachen desselben 'anbelangt', sagt eine meiner Autoritäten, 'so liegen solche tief, 'so tief fast wie die der Ursünde. Aber die näheren Ursachen schei'nen mir folgende zwei gewesen zu sein: einmal, daß die Je'suitenpfaffen und Potentaten gelobt und beschlossen hatten, mit 'Hülfe Gottes und des Teufels (das war das Eigenthümliche 'daran) Europa wieder rechtgläubig zu machen: und sodann 'das Factum, daß zu jener Zeit ein Max von Bayern existirte, 'dessen feuriger Charakter, schlauer aber hastiger Kopf und fa'natisch-papistisches Herz ihn bestimmten, das Unternehmen zu 'versuchen, Ihn, mit solchen und so geleiteten Hülfsquellen und 'Fähigkeiten.'

Johann Sigismund hat manche geschwinde entscheidende Geschäftsthat zu seiner Zeit gethan, Geschäfte von weitreichender und wichtiger Natur, aber dies mit der Ohrfeige an Neuburg hat sich dem müßigen Gedächtnisse der Menschheit am festesten eingeprägt. Düsseldorf, Jahr 1613: es war zur selben Zeit, da eben jener Friedrich, noch keineswegs 'König von Böhmen' aber bereits Erbprinz von Kurpfalz (Vetter dieses Neuburg's und Haupt der Protestanten), hier in England auf einem hübschen Geschäfte war, — hatte nämlich die schöne Elisabeth geheirathet (14. Februar 1613), Jakob's I. Prinzessin, "Goody Palsgrave, Gevatterin Pfalzgräfin", wie ihre Mutter, welche die Verbindung nicht leiden mochte, sie spöttisch nannte. Was für Art König von Böhmen dieser Friedrich fünf oder sechs Jahre nachher machte, und welches Meer von Ungemach er und die Seinen befuhren, ist uns bekannt: "Winterkönig" (auf Zeiten des Frostes gerathen oder aus bloßem Frost gebaut, ein wieder zerschmelzbarer Schneekönig) ist der Name, den er in den deutschen Geschichten erhält. Hier ist indessen noch ein fernerer Haken zum Behufe chronologischer Anknüpfung.

Noch war diese kurze böhmische Königschaft nicht auf dem Weißenberg bei Prag[1] gesprengt, als der alte Sir Henry Wotton, der als Botschafter gesandt worden, um in jener Gelegenheit 'im

[1] Schlacht daselbst Sonntag, 8. November 1620.

Ausland zu lügen'[1] (wie er es witzig zu seinen Kosten nannte), zu Linz, in der malerischen grünen Landschaft an den Ufern der Donau dort, eine sinnreiche Person sah, die nunmehr erkennbar als eine mit der merkwürdigsten der Menschheit ist. Herrn Johannes Kepler nämlich, Keplar schreibt ihn Wotton, indem er dem großen Lord Bacon (unglücklicherweise ohne alles Datum) unter anderen Gegenständen hiervon meldet. Von des Herrn Johannes nun ewig denkwürdigen Beobachtungen jener Bewegungen des Sterns Mars,[2] mit 'siebzigmal wiederholten Calcülen' und auch mit Entdeckung der planetarischen Gesetze des Universums, vor ungefähr zehn Jahren, scheinen Wotton und Bacon nichts zu wissen, aber hier ist noch etwas Anderes, das Herr Johannes ausgedacht,[3] welches der Beachtung eines Herstellers der Philosophie werth ist:

'Er hat ein kleines schwarzes Zelt (einerlei aus welchem Stoff)', meldet der Gesandte, 'welches er ohne Weiteres, wo er will, auf dem 'Felde aufrichten kann, und es läßt sich (wie eine Windmühle) nach jeder 'Seite hin, wie man will, umdrehen; es hält nicht viel mehr als eine 'Person, wie mir deucht, und zwar nicht sehr bequem, ist ganz zu und 'dunkel, — außer an einem Loch, etwa anderthalb Zoll im Durchmesser, 'worin er ein langes Perspectivrohr setzt, mit dem convexen Glas dem 'besagten Loche angepaßt, und das concave herausgenommen am andern 'Ende, welches ungefähr bis in die Mitte dieses aufgerichteten Zeltes reicht: 'durch welches hindurch die sichtbaren Strahlungen aller auswendigen Gegen- 'stände eingelassen werden und auf ein Papier fallen, das angebracht ist, sie 'zu empfangen; und so zeichnet er sie mit seiner Feder in ihrer natürlichen 'Erscheinung nach und dreht sein kleines Zelt nach und nach herum, bis 'er die ganze Rundschau des Feldes conterfeiet hat.'[4] — Genug, er hat eine Camera obscura und zeigt sie zur Ergötzung spazierender kaiserlicher Herrschaften, die des Weges kommen. Herr Johannes erfindet dergleichen Spielzeug, verfaßt Kalender, practicirt Medicin aus guten Gründen, indem seine Ermunterung seitens des Heiligen Römischen Reichs und der Menschheit überhaupt nur in einer Besoldung von zweihundert Gulden jährlich besteht, die kaum je ausgezahlt werden. Eine sinnreiche Person, wahrlich, wenn es je eine unter Adam's Nachkommenschaft gegeben hat. Steht eben in seinem funfzigsten Jahre und ist sehr schlecht bei Kasse.

[1] 'to lie abroad for his country' ist Wotton's bekannte Definition des Geschäfts eines Gesandten; 'to lie' ist synonym für liegen und lügen, also: 'Für das Vaterland im Ausland zu liegen (lügen).' D. Uebers.

[2] De Motibus Stellae Martis, Prag 1609.

[3] Es scheint, daß Baptista Porta (von Neapel, einige Jahr vor dieser Zeit gestorben) ihm den wesentlichen Fingerzeig dazu gegeben haben muß, — von welchem, oder dessen Fingerzeig, Herr Johannes Sr. Excellenz für jetzt gerade nichts gesagt hat.

[4] Reliquiae Wottonianae (London 1672) p. 300.

1620.

Dieser Blick von ihm, in seinem kleinen schwarzen Zelt mit Perspectivgläsern, dieweil sich der Dreißigjährige Krieg entzündet, ist uns willkommen als ein Datum.

Was aus der kleve-jülichschen Erbschaft und aus der preußischen wurde.

In den kleveschen Herzogthümern war das gemeinschaftliche Regiment nun schwieriger als je geworden: dennoch mußte man es, — unter gegenseitigen Aergernissen, Verdächtigungen und kaum unterdrückten Ausbrüchen, — dabei verbleiben lassen, indem eine schließliche Uebereinkunft und Abfindung sich auf keine Weise möglich zeigte. Verträge die Fülle und Besprechungen, Beweisführungen, Bekanntmachungen: — Könnte nicht irgend ein emsiger deutscher Statistiker versuchen, uns das annähernde Quantum unpracticabler Verträge, vergeblicher Besprechungen, Bekanntmachungen, Schriftenerlasse zu geben, kurz, irgend eine arithmetische Ziffer (sage in runden Millionen) der müßigen Worte, von offiziellen Menschengeschöpfen gesprochen, und annähernd (in Geviertmeilen) den Flächenraum des Pergaments und Papiers, die vollgeschrieben worden, im Verlauf dieser kleveschen Händel? In solcher Form dürfte das Ding ein momentanes Interesse haben.

Als die Sprengung des Winterkönigs erfolgte,[1] und dessen eigene unglückliche Pfalz zum Kriegsschauplatz ward (Tilly, Spinola, contra Pfälzer, Engländer, Holländer) und sämmtliche benachbarten Lande mitverwickelte, entging auch Jülich-Kleve seinem Schicksale nicht. Die Spanier und die Holländer, die so lange in dumpfem bewaffneten Waffenstillstand dagesessen hatten, mit hartnäckiger Vorsicht die Hauptfestungen dieser jülich-kleveschen Lande besetzt haltend, fielen nun, da ihr zwölfjähriger Waffenstillstand zu Ende (1621)[2], stracks fechtend und belagernd dort über einander her, denn der gewaltige Krieg, der ein dreißigjähriger wurde, stand nun in hellen Flammen. Was das Land in der Zwischenzeit litt, kann man sich denken.

Im Jahre 1624 geschah, aus Mitleid für alle Betheiligte, ein erneueter Versuch zu einer praktischen Theilung des Landes; Neuburg sollte Berg und Jülich, Brandenburg Kleve, Mark, Ravensberg und die kleinern Pertinenzien erhalten: und es ward ein Vertrag zu diesem Ende unterzeichnet (11. Mai 1624). Aber man beobachtete ihn nicht recht, konnte ihn nicht beobachten, und

[1] Gekrönt zu Prag 4. Nov. (N. St.) 1619, gänzlich geschlagen daselbst und gezwungen davon zu galoppiren (fast mitten im Essen) Sonntag, 8. November 1620.

[2] Pauli VI. 578—580.

1620.

die statistische Ziffer neuer Verträge, Erlasse, Besprechungen, und des ungefähren Flächenraums von Rechtsschriften fährt fort sich zu vermehren.

Nicht bis zweiundvierzig Jahre nachher erst, im Jahre 1666, wie sich weiter unten ausführlicher zeigen wird, hat man vermocht eine wirksame Theilung praktisch zu Wege zu bringen. Aber geendigt war der Prozeß auch dann noch nicht, — wie wir zum Ueberdruß sehen werden in lange darauf folgenden Zeiten. In der That ist noch niemals, weder am deutschen Reichskammergericht noch sonstwo, mit Waffen oder mit Perücken geführt, ein solcher Rechtshandel dagewesen, wie, Alles zusammengenommen, dieser kleve-jülich'sche. Und der Spruch ward praktisch nicht ertheilt, bis der Wiener Congreß (1815) in unseren Tagen ihn gab; und Das, was Johann Sigismund im Jahre 1609 beanspruchte, ist an Johann Sigismund's Nachkömmling im siebenten Geschlecht nach zweihundertundsechs Jahren wirklich erstattet worden, und zwar mit guten Zinsen. Diese bestrittenen Herzogthümer bilden heutiges Tages die preußische Provinz Jülich-Berg-Kleve und den Kern der preußischen Besitzungen im Rheinlande.

Ein Jahr vor Johann Sigismund's Tod starb Albrecht Friedrich, der arme verdunkelte Herzog von Preußen (8. August 1618): worauf unser rührige Kurfürst, nicht ohne daß seine Gewandtheit auch dort von Nöthen war, friedlichen Besitz von Preußen erlangte, — und auch das hat seine Familie bis auf den heutigen Tag sich nicht wieder aus Händen gehen lassen. Das folgende Jahr (23. Dezember 1619) beschloß er selber sein rühriges geschäftiges Leben (genug der Arbeit für ihn darin vielleicht, wiewohl im Alter von erst neunundvierzig Jahren) und sank in seine lange Ruhe und seine Werke folgen ihm nach, — unabänderlich fortan, nicht unfruchtbar etliche davon.

Funfzehntes Capitel.

Zehnter Kurfürst, Georg Wilhelm.

Bei weitem der unglücklichste dieser Kurfürsten, ob nun der unwürdigste oder nicht, war Georg Wilhelm, zehnter Kurfürst, welcher jetzt seinem Vater Johann Sigismund nachfolgte. Des Vaters Augen hatten sich geschlossen, als diese große Flamme

zum Ausbruch kam, und der Sohn brachte all seine Lebtage mitten unter der heißen Asche und dem wilden Lodern derselben zu.

Brandenburgs Stellung während dieses traurigen dreißigjährigen Krieges war eher leidend als thätig; ausgezeichnet nur in der erstern Art und nichts weniger als ruhm- oder siegreich. Nie, seitdem die Hohenzollern im Lande saßen, ist es Brandenburg so schlimm ergangen. Die Sache zu bessern war schwierig, ganz zu vermeiden unmöglich, — und Kurfürst Georg Wilhelm hatte nicht das Zeug dazu, um, mehr als seine gesammten Nachbaren, in einem solchen Elemente seinen Weg klar vor Augen haben zu können. Die vollkommene oder ideale Bahn war klar: Frank das Schwert zu ziehen für seinen Glauben und sein gutes Recht, sobald die Schlacht einmal begonnen, und dafür zu kämpfen, bis er sie entweder gerettet oder dafür gestorben. Leider ist das leicht gesagt oder geschrieben, aber, und namentlich für einen Georg Wilhelm, schwer zu thun! Seine Fähigkeit in jeder Art war beschränkt, seine Verbindungen mit dieser Seite und mit jener waren sehr verwickelt. Gustav Adolf und der Winterkönig waren seine Schwäger; Gustav war an seine Schwester verheirathet, Er an die des Winterkönigs. Sein Verhältniß zu Polen, Preußens Oberlehnsherrn, war kitzelig, und Gustav lag in Todstreit mit Polen. Und dann Gustav's plötzliches Ergreifen Pommerns, das kaum Wallenstein's und des Kaisers Händen entschlüpft war? Man muß zugeben, der arme Georg Wilhelm befand sich in einer Lage, welche Behutsamkeit nöthig machte.

Es ist ihm zu verzeihen, daß er sich auf die Speculation des Böhmenkönigs nicht einlassen wollte, wenngleich sein Oheim von Jägerndorf und sein Vetter von Liegnitz so eifrig und mit ganzem Herzen darin vorangingen. Verzeihlich in ihm, daß er die böhmische Speculation ablehnte, — wiewohl es allerdings zu bedauern ist, daß 'Butter und Holz' so knapp bei ihm waren, als der arme Exkönig und seine junge Gemahlin, die noch dazu sich in gesegneten Umständen befand, Obdach bei ihm suchten! [1] Aber als Gustav Adolf landete und ein Panier wie das seine in den Lüften flattern ließ, — dann fürwahr hätte ein protestantischer Herrscher über Menschen solch Panier einigermaßen

[1] Söltl (Geschichte des dreißigjährigen Krieges, — ein unbedeutendes neueres Buch) hat eine merkwürdige Eingabe der brandenburgischen Räthe betreffend besagte Schwierigkeiten in ihrem Hauswesen. Ihr wirklicher Zweck dabei, bemerkt man wohl, war, einen so gefährlichen Gast wie den geächteten Exkönig wieder los zu werden.

müssen lesen können. Ein nicht allzu unvollkommener Herrscher würde diesen Gustav Adolf und was er vor hatte und für sich hatte, erkannt haben; sein Gefühl, gezähmt von der erforderlichen Behutsamkeit, würde gewesen sein: “Auf, meine Leute, laßt uns diesem Mann folgen; wir wollen leben und sterben für die Sache, die dieser Mann vertritt! Anders mit Ehren zu leben oder anders mit Ehren zu sterben, gehet nicht an, nun da es so weit gekommen!” — Auf die Weise, im schlimmsten Falle, würde Brandenburg nur eine Klasse von Feinden gehabt haben, die es verheerten; und dürfte, arithmetisch zu reden, mit der halben Schindung davon gekommen sein, die es in diesem langen Handel hat ausstehen müssen.

Aber das protestantische Deutschland, — zu seiner traurigen Schande, die sich zugleich auch als dauerndes Leid bewiesen hat, — war insgesammt gleich erstarrt; Brandenburg bildete keine Ausnahme. Kein Fürst trat auf, wie sich es geziemte, oder etwa nur einer, und das kein großer: der Landgraf Wilhelm von Hessen, welcher, so wie seine brave Wittwe nach ihm, stets gewußt zu haben scheint, was es an der Zeit war. Wilhelm von Hessen durchaus, — und etliche wilde Gesellen, Christian von Braunschweig, Christian von Anhalt, Johann Georg von Jägerndorf, die im Anfang tumultuarisch heran stürmten, jedoch bald von den Tilly-Wallensteinschen Passatwinden und regulirten Kriegsheeren verwehet wurden: — die Uebrigen saßen still und suchten sich nur die Gefahr vom Leibe zu halten. Die “Protestantische Union” ließ eine große Menge Manifeste ergehen, pathetische, ungehaltene und sonstige; hielt feierliche Bundestage zu Heilbronn, zu welchen der alte Sir Henry Wotton als Gesandter kam, richtete aber nie was aus. Hätte die protestantische Union ihr Tintenhorn zeitiger zugemacht, ihr Kriegszeug angegürtet, als die Stunde gekommen war, und damals ein wenig damit zugeschlagen, anstatt gar nicht, — so hätte die protestantische Union wohl ihr Amt besser erfüllt. Sie hätte vielleicht Deutschland ein Unmaß von Elend erspart. Aber sie schlug nicht diesen Weg ein.

Freilich hätte es keinen bessern Protestantismus als jenen Deutschlands gegeben, es wäre mit dem Protestantismus aus gewesen; und Max von Bayern, mit dem fanatischen Ferdinand II. als Kaiser über sich, und Vater Lämmerlein zu seiner rechten Hand und Vater Hyacynth zu seiner linken, hätten ihr süß Gelüst mit der Welt erfüllt. Aber das protestantische Deutschland war zuletzt doch nicht das protestantische Europa. Ueber das Meer drüben saß und regierte ein gewisser König in Schweden;

bauete seinen Acker und wandelte sinnend an den Ufern des Ouseflusses in Huntingdonshire ein gewisser Mann: es gab einen Gustav Adolf über das Meer, einen Oliver Cromwell über das Meer, und es fand sich 'eine Schaar armer Männer',[1] ver-

[1] Aus einer Anrede Cromwell's an das zweite Protectorat-Parlament, 17. September 1656, — acht Jahre nach Abschluß des westphälischen Friedens. — Hier folgen zur näheren Verständigung noch einige Stellen aus jener merkwürdigen 'Parlamentseröffnungsrede' (übersetzt aus des Verfassers Cromwells Letters and Speeches), die den deutschen Leser, dem das Original nicht bekannt, vielleicht interessiren dürften:

'So wie nur in unserer Nation', sagt der Protector, indem er seinen Krieg mit Spanien vor dem Parlament motivirt, 'so wie nur in unserer 'Nation was man die reformirte Religion nennt, eingeführt ward, nach dem 'Tode der Königin Maria, durch die Königin Elisabeth ruhmreichen Andenkens, — wir brauchen uns nicht zu schämen, sie so zu nennen, — ging der 'Spanier sogleich darauf aus, besagte Person durch jedes nichtswürdige widernatürliche Mittel zu vernichten, und den Ruin und Untergang dieser Nation 'zu suchen'. — — 'Die Franzosen, sämmtliche Protestanten in Germanien, 'alle stimmen überein, daß sein Plan die Herrschaft über die ganze christliche 'Welt, wenn nicht noch darüber hinaus ist, und deshalb sieht er unsere Nation 'als sein größtes Hinderniß an.' — — 'Der König Jakob schloß zwar einen 'Frieden; aber ob diese Nation und das Interesse aller protestantischen Christen 'nicht mehr durch seinen Frieden, als je durch des Spaniers Feindseligkeit gelitten hat, stell ich eurem Gutachten anheim. — — Die helle Wahrheit ist 'aber: macht einen Frieden mit einer papistischen Macht, mit einer Macht, 'die dem Willen Roms unterworfen ist, — so seid ihr gebunden und sie sind 'ledig. Es ist das Belieben des Papstes, wenn er es für gut befindet, euch 'zu sagen, daß wenn ein Mann gleich ermordet worden, sein Mörder nichtsdestoweniger in den Himmel gekommen! Und eben so ist es auch wahr und 'hat sich durch allgemeine und beständige Erfahrung bestätigt, daß Friede, daß 'Friedensschlüsse nur so lange gehalten worden, als der Papst Amen dazu 'sagt.' — — 'In der Zeit, da Philipp II. an die Königin Maria verheirathet war, und seit jener Zeit, sind durch spanische Gewalt und Anstiftung '20,000 Protestanten in Irland hingemordet worden. Wir hielten, da gerechte Dinge uns verweigert worden' (Erlaubniß für englische Kaufleute und Seefahrer, in den spanischen Colonieen Bibeln bei sich zu führen, war eines der verweigerten 'gerechten Dinge') '— wir hielten es für unsere Pflicht, 'das mit dem Schwert zu erlangen, was anders nicht zu haben war. Und 'so haben Engländer es allezeit gehalten'. — — 'Alle ehrlichen Interessen, 'alle Interessen der Protestanten in Germanien, Dänemark, Helvetien und den 'Cantonen, und alle Interessen in der Christenheit, sind dieselben wie euere. 'Wenn es euch gelingt, wenn ihr wohl zum Ziele kommt und wohl handelt, 'und überzeugt seid, was Gottes Interesse ist, und es verfolgt, so werdet 'ihr finden, daß ihr für eine große Menge von Gottes Angehörigen gehandelt 'habt. Daher sage ich, eure Gefahr ist vom gemeinschaftlichen Feinde draußen, 'der das Haupt des päpstlichen Interesses ist, das Haupt des antichristlichen 'Interesses' — —: 'Ich sage, mit diesem Feind und auf diesen Grund habt 'ihr Fehde, — mit dem Spanier nämlich.' — — 'Und mit ihm ist alles 'päpstliche Interesse vereint. Der Papst' (Alexander VII.) 'ist, wie weltbekannt, eine für seine Religion eifrige Person, — worin er uns vielleicht 'beschämt, — und ein erfinderischer, gescheidter und politischer Mann; und

mögend, Lucifer beim Bart zu fassen, — der folglich, mit seinem Lämmerlein, Hyacynth, Habernfeldt und den Uebrigen, gemüßigt war zu weichen, nach zähem Kampf!

Sechzehntes Capitel.

Der dreißigjährige Krieg.

Der ungeheure dreißigjährige Krieg, allerverwickeltste neuerer Begebenheiten im Bereiche Dryasdust's, verfällt nach einigem Entwirren in drei Hauptacte oder Epochen, an welchen allen nach einander unser Kurfürst in fortschreitender Steigerung betheiligt war, aber die Betheiligung blieb immer eine leidende.

Der erste Act geht von 1620 bis 1624 und ließe sich betiteln: "Der böhmische König erhoben und erniedrigt". Mit dem böhmischen König persönlich war man bald fertig. Seine Königschaft, kann man sagen, ging in Explosion auf, in einer einzigen Schlacht nämlich, an dem weißen Berge bei Prag geliefert (Sonntag, 8. November 1620), während er in der Stadt bei Tafel saß, wo das Gerassel der Kanonen auf eine spannende Weise zu seinen hohen Gästen und ihm hereindrang. Er mußte sich noch selbige Nacht eilends auf die Flucht machen, indem er viele seiner wichtigen Papierschaften im Stich ließ, — und wird zu einem Winterkönig. Mit dem Winterkönig war man wohl bald fertig, aber das Ausrotten seiner Anhänger und die Eroberung seiner Erblande, Pfalz und Oberpfalz, kostete noch drei Jahre. Hartes Fechten um die Pfalz; Tilly und Genossen gegen die 'Unionstruppen und die Engländer unter Sir Horace Vere'. Die Unionstruppen, ob sie gleich unter einem Oheim unseres Kurfürsten (Markgrafen Joachim Ernst, jenem glück-

'seine Pläne sind allbekannt: nichts Geringeres als sämmtliche päpstliche Interessen in der ganzen christlichen Welt zu vereinen, namentlich gegen diese 'Nation und gegen das gesammte protestantische Interesse in der Welt.' —

Die oben im Text angeführten Worte bilden dann den Klimax zu diesen Betrachtungen. Die ganze Stelle lautet:

"Erlaubt mir aber zu sagen und zu sprechen, was ich weiß, — — und 'ich wünsche, alle Cavaliere in England und alle Papisten hörten mich es 'verkünden: Es giebt eine Schaar armer Männer, die bereit sind, 'ihr Blut zu vergießen gegen solche Willfährigkeit!'

Willfährigkeit nämlich zur Aussöhnung mit der papistischen Restauration und ihren Werkzeugen. D. Uebers.

lichen ansbachischen Oheim, Begründer 'der Linie'), der Anspruch auf Kriegstalent machte, dort umher marschirten, stellten blos das Bild von einer Armee vor; "observirten" nur und fochten gar nicht, so daß alles Fechten auf Sir Horace und seine arme Handvoll Engländer fiel, von deren Monate langen grimmigen Stellung 'in Frankendale'[1] und anderen Festungen in den alten englischen Geschichtsbüchern viel die Rede ist.

Da waren ferner gewisse rüstige Kriegshauptleute, die sich von der Niederlage am weißen Berge wieder sammelten: Christian von Braunschweig, der hauptsächlichste unter ihnen, Titularbischof von Halberstadt, ein schwärmerischer, feuriger junger Gesell und fürchterlicher Haudegen; dieser loderte gewaltig auf, 'den Handschuh der Königin von Böhmen am Hute tragend': "Herrliche Frau, da bleibe er, bis ich Euch das Eure wieder schaffe oder sterbe!"[2] Christian von Braunschweig, Georg von Jägerndorf (unseres Kurfürsten Oheim), Graf Mansfeld und Andere stürmten einmal und wieder kämpfend heran und umschwärmten dies centralische 'frankenthaler' Geschäft, bis sie und es hoffnungslos geworden. Denn der Kaiser und seine Jesuiten schwankten nicht in Zweifeln; ein sehr hochmüthiger, unscrupulöser Kaiser, offenbar überlegen nun an Macht, — und die ganze Zeit über von großer Ueberlegenheit in Frevel.

Christian von Braunschweig, Johann Georg und Mansfeld wurde man los: Christian durch Gift, Johann Georg und Mansfeld durch andere Mittel, — hauptsächlich dadurch, daß man sein Spiel mit dem armen König Jacob von England trieb und ihn an der langen Nase, die man an ihm entdeckte, herumführte. Die Pfalz fiel in des Kaisers Hände, die Oberpfalz hatte der daran gränzende Herzog Max von Bayern leicht weggenommen. "Verleibt die Oberpfalz Eurem Bayern ein", sagte der Kaiser, "Ihr glorreicher, dreimal-dienlicher Max! Und lasset Lämmerlein und Hyacinth mit ihrem Evangelium des Ignatius darüber los. Ja, zu noch reicherer Belohnung, sei Euer die verwirkte Kur dieses tollen Kurpfälzers oder Winterkönigs. Ich selbst will seine Rheinlande behalten, seine Untere Pfalz; seine Kurwürde und Oberpfalz, sage ich, sollen Euch gehören, Herzog,

[1] So schreiben es die alten englischen Bücher: Frankenthal, eine kleine Stadt in der Pfalz, unweit Mannheim.

[2] 1621—1623, Alter unter fünfundzwanzig, starb (vergiftet) 1626, als er eben wieder von hoher Wichtigkeit geworden. "Gottes Freund und der Pfaffen Feind", "Alles für Ruhm und Ihr" (für die schöne, zur Exkönigin gewordene Elisabeth nämlich) waren Sprüche von ihm. — Buddäus in voce (I. 649); Michaelis I. 110.

1629.
nunmehriger Kurfürst Maximilian!" [1] Was ein hartes Wort war in den Ohren Brandenburgs, Sachsens und der übrigen Fünf, und des Reichs überhaupt; aber sie mußten sich, nach vergeblichem Knurren, Alle fügen, denn der Kaiser ging eigenmächtig zu Werke. Er hatte den Exkönig in die Reichsacht gethan (ohne 'das Reich' darum zu befragen); hatte dessen drei hauptsächlichsten Anhänger, Johann Georg von Jägerndorf als einen derselben, Prinz Christian von Anhalt (einst Hauptmann bei der Belagerung von Jülich) als einen Zweiten gleichfalls geächtet; [2] und hatte überhaupt mit seinen Donnerkeilen auf gewaltig olympische Manier um sich geschleudert und schleuderte um sich. Zu all diesem was konnten Brandenburg und die Uebrigen thun, als zitternden Protest wimmern: "Klar wider Gesetz!" — und gehorsam still sitzen? Die protestantische Union zog jetzt nicht mehr als früher vom Leder. In der That löste sie sich nun förmlich auf, zerschmolz zu einem Schreckensdeliquium unter diesen umher fliegenden Donnerkeilen und ließ nichts weiter von sich hören in der Welt.

Zweiter Act oder Epoche, 1624—1629. Ein zweiter Oheim geächtet und Pommern weggeschnappt.

Außer im niedersächsischen Kreis (dem fernen nordwestlichen Bezirk, mit seinem Hannover, Mecklenburg, mit seinem reichen Hamburg, Lübeck, Magdeburg, insgesammt protestantisch und an den protestantischen Norden stoßend) lag das zitternde Deutschland da, vom Kaiser nach Gutdünken überritten. Das auswärtige Bündniß, veranstaltet von Frankreich, König Jakob von England, Christian IV. von Dänemark (Jakob's Schwager, mit dem er einmal ein solches 'Trinkgelag' in Somersethaus gehalten, bei Christian's Besuch hier vor langer Zeit [3]), ward zu Wasser oder noch schlimmer. Nur der niedersächsische Kreis zeigte einiges Leben, brachte ein Heer auf die Beine und hatte Christian von Braunschweig zu seinem Hauptmann bestallt, bis dieser vergiftet wurde, — worauf der durstige König von Dänemark den Befehl übernahm.

Der zweite Act geht von 1624 bis 1627 oder selbst bis 1629, und enthält die Thaten des durstigen Christian's, dessen Thaten unglücklich waren und beinahe Dänemark selber ebensowohl als den niedersächsischen Kreis zu Grunde richteten, — bis er in den letzten dieser Jahre wieder ein wenig auf die Beine

[1] Köhler, Reichs-Historie S. 520.
[2] 22. Januar 1621 (Köhler S. 518).
[3] Alte Historien Jacob's I. (Wilson 2c.)

kam und einen erträglichen Frieden bewilligt erhielt (Frieden von Lübeck, 1629); hernach sitzt er ruhig, betrachtungsvoll, mit einem bösen Blick auf Schweden dann und wann. Die Schläge, die er ganz in regelmäßiger Folge von Tilly und Genossen bekam, sind nicht der Meldung werth: das Einzige, dessen man sich nun von ihm erinnert, ist der schreckhafte Zufall, der ihm auf den Wällen von Hameln, gleich beim Eröffnen dieser Feldzüge, begegnete. Zu Hameln, das ein fester Posten werden sollte, ritt Christian an einem Sommernachmittag (1624) hinaus, um die Arbeiten auf den Wällen zu besichtigen, — als Pferd und Reiter (der Reiter betrunken, glaubt man) gefährlich stürzten. Man trug ihn für todt weg; — ja einige der vagen Geschichten scheinen zu halten, er sei wirklich da todt geblieben: — aber er erlebte noch öftere Schläge nach diesem, und hatte viele der feuchten Jahre mehr.

Unserm Kurfürsten ward noch ein Oheim geächtet in diesem zweiten Act, — Christian Wilhelm, Erzbischof von Magdeburg, 'weil er dem dänischen Könige beigestanden'; und die Acht war nicht all der Ruin, der diesen armen Erzbischof traf. Was konnte ein unglücklicher Kurfürst thun, als zittern und gehorchen? Da war aber ein noch empfindlicherer Schmerz, der unserm Kurfürsten aus diesem zweiten Act erwuchs: das schreiende Unrecht nämlich, das ihm in Pommern geschah.

Erinnert sich der Leser noch jenes Auftritts in der Schloßkirche zu Stettin, vor hundert und funfzig Jahren? Wie der Bürgermeister dort Schild und Helm in das Grab des letzten Herzogs von Pommern-Stettin hinein warf, und wie ein bereitfertiger Bürger sie zu Gunsten einer Nebenlinie wieder herausholte? Weder damals noch seitdem hat Brandenburg sein Anrecht auf Pommern zur Geltung bringen können. Die Nebenlinie, trotz Friedrich Eisenzahn, selbst trotz Albrecht Achilles und seiner Schilderhebung dafür, wußte, durch Anrufung des Reichs und sonstiges Lärmschlagen, ihre Ansprüche zu behaupten: und Verträge ohne Ende erfolgten wie gewöhnlich; Verträge, von jedem Nachfolger Albrecht's aufgefrischt und neu unterzeichnet, bis zum Ueberdruß, deren Inhalt stets lautete: "Pommern huldigt Brandenburg, ist ein brandenburgisches Lehn, — und fällt ihm heim, wenn die gegenwärtige Linie ausstirbt." Ja, es besteht eine Erbverbrüderung noch obendrein, seit langer Zeit begründet, und ermüdend erneut bei jedem neuen Regierungsantritt. Hunderte von Verträgen, erdrückend für den Gedanken: — und da ist nun der letzte Herzog, der alte Bogislaus, ohne Aussicht auf Kinder; und die Frucht all dieses Vertragens,

1629.

das wirkliche Pommern nämlich, wird endlich heimfallen? Ach, nicht doch, nichts weniger als das.

Denn der Kaiser, als er so triumphirend den Winterkönig und Christian IV. hinterher hinweg gefegt und Deutschland bereit gemacht hatte zur Bekehrung zur Rechtgläubigkeit, — wünschte nun einigen festen Fuß an der Seeküste zu gewinnen, um von da aus Dänemark züchtigen zu können; ja, um von da aus hoffentlich den Segen der Rechtgläubigkeit nach England, Schweden, Holland und den übrigen ketzerischen Staaten mit der Zeit zu verbreiten. Denn unsere Pläne sind weitaussehend! Dies ist des Kaisers feststehender, dann und wann zum Range der Hoffnung emporsteigender Wunsch: ganz Europa soll wieder papistisch werden, mit Hülfe Gottes und des Teufels. So entriß der Kaiser Mecklenburg, kaum mit einem Vorwand, seinen Eigenthümern, — "Verräther, wie konntet Ihr Euch unterstehen, es mit dem dänischen Christian zu halten?" — und machte Wallenstein zum Herzog davon. Herzog von Mecklenburg, "Admiral in der Ostsee", und fing an 'Kriegsschiffe zu Rostock zu bauen', — indem seine Plane weitaussehend waren.[1] Dies geschehen, ergriff er Pommern, welches gleichfalls ein gutes Küstenland ist, — indem er Max von Bayern zu irgend einer eiteln Prätension auf Pommern veranlaßte, auf daß dadurch der Kaiser es ergreifen könne, 'zur Sequestrirung bis darüber entschieden'. Welche unglimpfliche Behandlung Georg Wilhelm traurig und geduldig hinnehmen mußte, — obschon die Stralsunder anders thaten. Daher die weltberühmte Belagerung von Stralsund (1628). Der wilde Wallenstein erklärte, er wolle die Stadt nehmen und wäre sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden; fand aber, daß er sie doch nicht nehmen konnte, wegen der schwedischen Hülfe, der hartnäckigen Stimmung der Bürger und namentlich auch wegen des nassen Wetters und Moorbodens.

Einen zweiten Oheim Georg Wilhelm's, den unglücklichen Erzbischof von Magdeburg, ächtete der Kaiser, abermals aus eigenmächtiger Willkühr, in diesem zweiten Act: "Verräther, wie konntest Du Dich unterstehen, es mit den Dänen zu halten?" — was Tilly's Stürmung von Magdeburg zur Folge hatte (10 — 12. Mai 1631), einen der Menschheit unvergeßbaren Vorgang. — Was Pommern betrifft, so landete Gustav Adolf daselbst, als er sich in diese Sachen mischte: Pommern ward nun von Gustav Adolf, als ein unter den Umständen für Schweden unentbehrlicher Landungs- und Waffenplatz, ergriffen und

[1] Köhler, Reichs-Historie S. 524, 525.

fortan als solcher besetzt. Pommern wird Georg Wilhelmen jetzt nicht heimfallen.

Dritter Act, und was der Kurfürst in demselben litt.

Und nun halten wir am dritten Act: — der Landung Gustav Adolf's ‚auf der Insel Usedom, 24. Juni 1630', und von da ab weiter, achtzehn Jahre lang, bis zum westphälischen Frieden im Jahre 1648, — worauf, als dem Leser vermuthlich besser bekannt, wir hier nicht näher eingehen wollen. Auch in diesem dritten Act folgte Georg Wilhelm seinem alten Plan: Friede um jeden Preis, — eben so scheu gegen Gustav, wie er gegen die übrigen Vorkämpfer der Sache gewesen, und that, außer Beschwerdeführen, Bittstellen und Manifeste erlassen, mit großem Fleiß — nichts.

Der arme Mann; sein Geschick hatte ihn innerhalb der Schußweite dieser gewaltigen Zusammenstöße hingestellt, — Brücke von Dessau, Belagerung von Stralsund, Stürmung von Magdeburg, Schlacht bei Leipzig, — wo die Titanen mit Felsen gegen einander kegelten; und er hoffte durch gewandtes Hüpfen seinem Antheil an dem Spiel zu entwischen. In gutem Vernehmen mit seinem Kaiser, — und zwar solch einem Kaiser für Deutschland und ihn! — zu bleiben, das war stets das oberste Gebot für Georg Wilhelm. Wenn der Kaiser einem den Onkel gesetzwidrig confiscirt, einem Pommern wegnimmt, einen auf offener Straße beraubt, — selbst in solchen Fällen ist Georg Wilhelm voll schwankender Zweifel. Ja, sein Premierminister, ein gewisser Schwarzenberg, ein Katholik und vormaliger östreichischer Beamter, — Stammvater der heutigen östreichischen Schwarzenberge, — war insgeheim in des Kaisers Interesse, und wird sogar gezeihet, in des Kaisers Sold die ganze Zeit über gewesen zu sein.

Gustav Adolf hatte bei seiner ersten Landung Pommern ergriffen und es von Oestreichern gereinigt, für sich und seine Bedürfnisse; nicht sehr rücksichtsvoll auf Georg Wilhelm's Ansprüche auf das Land. Er reinigte Frankfurt, Küstrin und andere brandenburgische Städte auf gleiche Weise, — mittelst Kanonen und Sturmlaufen, wo es nöthig war, — trieb die Kaiserlichen und Tilly hinaus aus diesen Landen. Als er das Jahr darauf, zur Entsetzung des nun unter Tilly's Beschießung aufschreienden Magdeburgs, vorrückte, verlangte Gustav, wenn kein förmliches Bündniß, doch wenigstens die zeitweilige Ueberlassung zweier Waffenplätze von seinem Schwager, Spandau und Küstrin, die ihm für weitere Operationen unentbehrlich waren. Ein Verlangen, das Kurfürst Georg Wilhelm, wiewohl er all

sein Gebet der guten Sache widmete, durchaus nicht bewilligen konnte. Gustav mußte darauf bestehen, mit immer mehr Nachdruck, und rückte zuletzt bedrohlich gegen Berlin selber vor. Georg Wilhelm und seine Räthe trafen mit ihm im 'köpenicker Wald' zusammen, eine kurze Strecke östlich von der Stadt; hier wanderten Georg Wilhelm und seine Räthe umher, schickten Botschafter ab, hielten hoffnungslose Berathungen, indem sie einander sagten: "Que faire, ils ont des canons? Was kann man thun, sie haben Kanonen?"[1] viele Stunden auf die Weise um den unbeugsamen Gustav herum, — der dastand, wie ein unbeweglicher Meilenstein, und auf alle Fragen und für alle Kommenden nur Eine Antwort hatte! — "Que faire, ils ont des canons?" Das war am 3. Mai 1631, und ist wahrscheinlich wohl der ungefähre Nadirpunkt der brandenburg-hohenzollerischen Geschichte. Der kleine Friedrich, welcher Friedrich der Große wurde, hat, indem er davon schreibt, etwas grimmig Spöttisches in seinem Tone, und blickt nicht ohne Hohn auf die bangen Verlegenheiten seines armen Vorfahren, der so schlimm verkannte, was es nun an der Zeit war.

Im Ganzen that Georg Wilhelm, was man nichts nennen muß im dreißigjährigen Krieg; seine Function war blos die des Leidens. Er folgte allezeit dem schlimmen Vorgang des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, eines Mannes ohne Stärke, Frömmigkeit oder genügenden Menschenwerth, der, auf diesen negativen Gründen und ohne offenbare positive Schlechtigkeit, sich als ein unsäglicher Fluch für Deutschland bewährt hat. Nicht bis der Kaiser sein Restitutionsedict fulminirte und zeigte, daß es ihm Ernst damit sei (1629—1631), "Gebt unserer heiligen Kirche zurück, was Ihr seit dem passauer Frieden von ihr genommen!" — konnte dieser Johann Georg es über sich gewinnen, Schweden beizutreten oder auch nur Anderes als Haß gegen dasselbe zu hegen, aus Gründen, die er sah. Dergestalt bei der Gurgel gefaßt und gewaltsam aufgefordert herzugeben, vertrug sich Kursachsen und mit ihm zugleich Brandenburg mit dem Schweden.[2] Demzufolge sandten Beide einige Monate darauf, zur Mitwirkung mit Gustav in seinem großen Marsch auf Wien, ein Invasionsheer nach Böhmen, zu welchem Brandenburg armselige 3000 Mann stellte; welches Heer Prag

[1] Oeuvres de Frédéric le Grand (Berlin, 1846—1856 et seqq.: Mémoires de Brandebourg) I. 38. Friedrich's Bericht von dem Hergang ist übrigens sehr locker und dürftig; vergl. Pauli (IV. 568) und seine umständlichen Einzelheiten.

[2] 8. Februar 1631 (Köhler, Reichs-Historie S. 526—531).

und etliche andere offene Plätze einnahm, aber, sagen die Geschichten, ‘fast nichts dort that als Essen und Trinken’. Klar ist, daß es augenblicklich wieder heim gescheucht wurde,[1] so wie nur der erste Schimmer von Wallenstein wieder am dortigen Horizont auftauchte.

Nachdem Gustav verschwunden (Feld von Lützen, 6. November 1632[2]), war Oxenstierna, mit seiner stolzen Haltung und ‘Vorsitz’ bei der ‘Union zu Heilbronn’ eher ein Aergerniß für Kursachsen, das gewohnt war, die erste Stelle bei solchen Gelegenheiten einzunehmen. Kursachsen fiel wieder ab, schloß seinen Frieden von Prag,[3] dem Brandenburg ebenfalls beitrat, Brandenburg und nach und nach all die Uebrigen, bis auf den edlen Wilhelm von Hessen allein. Ein elender Friede, ein Stück zusammengeflicktes Chaos mit officiellem Firniß überstrichen, — welches sich als die Losung zur unabsehbaren Fortdauer des Krieges bewährte und Frieden unmöglich machte.

Hierauf zieht sich Georg Wilhelm vom Schauplatz zurück, lebt zu Küstrin hauptsächlich, nichts als elende Tage, die unsichtbar für uns bleiben sollen. Er starb im Jahre 1640, und außer daß er einen tüchtigen, tapferen, ihm sehr unähnlichen Sohn gezeugt, hat er nichts Erhebliches in der Welt geleistet. “Que faire, ils ont des canons!” —

Unter den zahllosen blutigen Händeln dieses Krieges zählt man drei große Schlachten: Leipzig, Lützen, Nördlingen. Unter dem einen großen Feldherrn, dem schwedischen Gustav, und den zwei oder drei übrigen ansehnlichen Befehlshabern, die darin erscheinen, werden hohe Thaten wilder Tapferkeit, geschickter Strategie und Taktik gemeldet. Aber im Ganzen war die große, und in den letzten Zeiten die ausschließliche Waffe dabei, der Hunger. Die entgegenstehenden Heere versuchten einander auszuhungern, zum mindesten versuchten ein jedes nicht selber zu verhungern. Jedes versuchte das Land aufzuzehren oder auf alle Fälle nichts Zehrbares darin übrig zu lassen: was dies für das Land heißen will, kann man sich denken. Da die Heere nur zu häufig, und die kaiserlichen gewohnheitlich, ohne Verpflegung, oft genug ohne Sold existirten, so sind alle in Kriegen und auf Kriegsschauplätzen seitdem erhörte Gräuel glimpflich im Vergleich mit Dem, was damals vorgekommen, wovon die Einzeldinge noch jetzt mit Entsetzen zu lesen. Deutschland in all seinen zehrbaren Gegenden mußte den Proceß durchmachen; —

[1] Oktober 1633 (Stenzel I. 503).
[2] Pauli IV. 576.
[3] 20. Mai 1635 (Stenzel I. 513).

gefoltert, in Stücke gerissen, zu Grunde gerichtet und wie in einem Mörser zerstoßen unter der eisernen Keule des Kriegs.[1] Brandenburg sah seine Städte belagert und geplündert, seine Bevölkerung auf dem platten Lande zur Verzweiflung getrieben, von der einen Partei oder von der andern. Dreimal, — zuerst in den Wallenstein-Mecklenburgischen Zeiten, da Feuer und Schwert die Waffe waren, und dann wieder zweimal, in den letzten Perioden des Kampfes, da Aushungerung das Mittel geworden, — ward Brandenburg zum Hauptkriegsschauplatz, wo alle Formen des Schrecklichen wucherten. Im Jahre 1638, drei Jahre nach jenem köstlichen 'prager Frieden', als die Schweden (Banier contra Gallas) die Kaiserlichen in jenen nordwestlichen Gegenden aushungerten, gingen die Verwüstungen, die der verhungerte Gallas und seine Kaiserlichen anrichteten, über alles Bisherige; und 'die Hungersnoth um Tangermünde ging so weit, 'daß die Leute Menschenfleisch aßen, ja menschliche Kreaturen aßen 'ihre eigenen Kinder auf.'[2] "Que faire, ils ont des canons!"

Siebzehntes Capitel.

Herzogthum Jägerndorf.

Dieser unglückliche Georg Wilhelm verfehlte Pommern zu erwerben, als es ihm Rechtens heimfiel; Pommern, von den Schweden festgehalten, war weit ab von ihm. Aber das war nicht der einzige Verlust an Land, den er hatte. Jägerndorf, — wir haben von Johann Georg von Jägerndorf, dem Oheim dieses Georg Wilhelm, gehört, wie der alte Joachim Friedrich ihn vor langer Zeit in Jägerndorf, als es dem Kurfürstlichen Hause heimfiel, einsetzte. Jägerndorf ist nun verloren; Johann Georg ist in der Reichsacht, schon seit des Winterkönigs Explosion und den darauf folgenden Donnerkeilen, und wandert landlos, — ja, er ist längst todt und hat sechs Schuh Erde als Terri-

[1] Curiose gelegentliche Einzelheiten von den verfallenen Zuständen in den Rhein- und Donauländern finden sich in des Grafen Arundel und Surrey Travels as Ambassador Extraordinary to the Emperor Ferdinando II. in 1636 (ein Bändchen oder Pamphlet, London, 1737).
[2] 1638. Pauli IV. 604.

torium, weit hinweg, irgendwo in Siebenbürgen oder dem Riesengebirge. Von Diesem ein Wort nun.

Herzog von Jägerndorf, des Kurfürsten Oheim, wird geächtet.

Johann Georg, ein offenmüthiger tapferer Mann, von dem nur Gutes und nichts Böses bekannt ist, hat viel ausstehen müssen in der Welt, fing mit schlimmen Plagen an und endigte mit schlimmeren. Er war zweiter Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, der ihn für die Kirche bestimmt hatte.[1] Der junge Bursch war Coadjutor von Straßburg fast vom Flügelkleide an. Er ward sodann, noch sehr jung, zum Bischof daselbst erwählt (1592), zum Bischof von Straßburg, — aber von dem protestantischen Theil der Domherrn; der katholische Theil, unfähig sich länger zu fügen und den Zeitpunkt für günstig erachtend zur Empörung gegen eine protestantische Bevölkerung und halsstarrig irrgläubige Majorität, wählte einen andern Bischof, einen gewissen 'Karl aus dem Hause Lothringen', und es kam zu Disput und sogar zum Schlagen, auf welches letztere jedoch der vorsichtige Papa sich nicht einlassen wollte, außer etwa nur flau und durch die dritte Hand, die ansbachischen Vettern oder wer sonst Lust dazu haben mochte. Beschwerliche Zeiten für den jungen Mann, die ein Dutzend Jahre oder drüber währten. Zuletzt kam ein Vergleich zu Stande (1604), die protestantischen und katholischen Domherren vertrugen sich irgendwie und das Haus Lothringen zahlte Johann Georgen einen großen Haufen Geldes, damit er wieder heimgehe.[2] Dergestalt zog sich Johann Georg aus dem Handel und soll nicht den kürzeren dabei gezogen haben, meinen Mehrere.

Er ward hierauf (1606) in Jägerndorf eingesetzt, das eben erledigt worden, indem unser vortreffliche dicke Freund, Georg Friedrich von Ansbach, Administrator von Preußen, kürzlich gestorben und es erledigt gelassen, wie wir gesehen. Georg Friedrich's Tod brachte schöne Apanagen, drei in Allem: erstens Ansbach, zweitens Baireuth und dies Drittens von Jägerndorf für einen noch jüngeren Bruder. Es war noch ein vierter jüngerer Bruder, Oheim Georg Wilhelm's, da, Erzbischof von Magdeburg, dieser, der gleichfalls, wie wir gesehen, in die Reichsacht und in arge Noth kam im dreißigjährigen Krieg. Er befand sich in Tilly's dreimal-mörderischen Sturm von Magdeburg (10. Mai 1631), ward gefangen, von der wilden Soldateska

[1] 1577—1624. Rentsch S. 486.

[2] Oeuvres complètes de Voltaire, 97 vols. (Paris 1825—1832), XXXIII. 284. — Köhler (Reichs-Historie S. 487) giebt die genauen Umstände.

herumgezerrt und beinahe umgebracht dabei. Der arme Mann mit seiner Inful und bischöflichem Chorrock so tractirt! Am Ende ward er sogar katholisch, — offenbar aus Ueberzeugung und Geistesverwirrung, — und lebte in Oestreich von einem Gnadengehalt und gab gelegentliche polemische Flugschriften heraus.[1]

Was Johann Georg anbelangt, so reparirte und verschönerte er das Schloß Jägerndorf sehr, sagt Rentsch: ließ sich aber unglücklicherweise stark auf des Winterkönigs Abenteuer ein, welches in jener traurigen Schlacht am weißen Berge so völligen Schiffbruch erlitt und Johann Georg und noch sonst Vieles mit sich zog. Johann Georg ward ohne Weiteres tyrannisch geächtet, Land und Leben für verlustig erklärt:[2] Johann Georg erkannte die Acht nicht an, hielt kühn aus für sich und den Winterkönig, und schlug sich wacker in den schlesischen Vesten und Gebirgspässen: fand sich jedoch gezwungen, zeitweiliges Obdach in Siebenbürgen zu suchen und starb in fernem Lande nach einem oder zwei Jahren (1624), als er eben auf dem Rückweg war, um es abermals zu versuchen. Schläft, glaube ich, im "Jablunkapaß", er und sein trauriger Schiffbruch, in das stumme Riesengebirge eingesargt.

Solchergestalt ward Jägerndorf von Ferdinand II. aus dem Hause Habsburg eingezogen, und ungeachtet es gegen alles Recht und Gesetz war, daß der Kaiser es behielt, — indem der arme Johann Georg jedes Hochverraths unschuldige Kinder hinterlassen hatte, und Brüder und einen sehr unschuldigen kurfürstlichen Neffen, denen, vermöge alter und neuer Verträge, die Erbschaft zugehört, — so wollte doch weder Kaiser Ferdinand II., noch Kaiser Ferdinand III., noch irgend ein Kaiser den Fang wieder herausgeben, sondern behielten Jägerndorf mit geschlossener Faust fest, taub gegen alle Argumente und Mahnungen der Götter und Menschen. Bis endlich, in der vierten Generation nachher, ein gewisser, uns nicht unbekannter "Friedrich der Zweite", — ein gescheutes, schmächtiges Männlein, schmächtig von Wuchs, aber mächtig an Begabtheit und Ruhm, der nun "Friedrich der Große" heißt, — die kaiserliche Faust fest packte (so zu sprechen), indem er seine Gelegenheit im Jahre 1740 ergriff, und besagte geschlossene Faust so drehte und renkte, daß nicht nur Jägerndorf daraus herausfiel, sondern ganz Schlesien zugleich mit Jägerndorf, da noch andere Ansprüche geltend zu machen waren. Und die Rechnung ward zuletzt, und zwar mit Zinseszins, quitt ge-

[1] 1587, 1628, 1665 (Rentsch S. 905—910).
[2] 22. Januar 1621 (Köhler Reichs-Historie S. 518, und verbessere Hübner T. 178).

macht, — wie das in der That mit solchen Rechnungen stets, auf eine oder die andere Weise, aber sicher, geschieht. Und somit lassen wir Johann Georg wieder im stummen Riesengebirge ruhen.

Achtzehntes Capitel.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, Elfter in der Reihe.

Brandenburg war wieder tief herabgesunken unter dem zehnten Kurfürsten in den unsäglichen Uebeln der Zeiten. Aber ruhmreich ward es wieder aufgerichtet durch dessen Sohn Friedrich Wilhelm, der im Jahre 1640 zur Regierung gelangte. Dieser ist es, den sie den „Großen Kurfürsten" nennen, von dem noch immer in preußischen Büchern viel geredet und gerühmt wird. Was das Beiwort betrifft, so ist es unter den kleinen deutschen Bevölkerungen kein ungewöhnliches und hat häufig nicht viel auf sich: so wird Max von Bayern, mit seinen Jesuiten Lämmerlein und Hyacinth, von den Bayern „Maximilian der Große" genannt. Friedrich Wilhelm, sowohl vermöge seines innern Werthes, als des Erfolgs, der ihm geworden, ist eher berechtigt dazu, als die meisten. Sein Erfolg, wenn man berücksichtigt, wo er begann und wo er endigte, übertraf Den jedes Andern seiner Zeit. Er fand Brandenburg vernichtet und hinterließ Brandenburg kräftig und blühend, ein großes Land oder bereits auf dem Wege zur Größe. Zweifelsohne ein gar geschwinder, hellblickender, thatkräftiger Mann. Er verstand es, einen Hieb zu führen, schnell wie der Blitz, gut gezielt meistens und dabei von achtbarem Gewicht, welcher, emsig wiederholt funfzig Jahre hindurch, eine ganze Welt von Hindernissen für ihn zerschmetterte.[1]

Kaum je ist ein zwanzigjähriger Jüngling zur souverainen Macht gelangt unter bedrückenderen, hoffnungsloser aussehenden Zuständen. Politische Bedeutung hatte Brandenburg keine: ein bloßes protestantisches Anhängsel an der Schleppe eines papistischen Kaisers. Seines Vaters Premierminister, wie wir gesehen haben, stand im Interesse seiner Feinde, nicht Brandenburgs Diener, sondern Oestreichs. Sogar seine Festungscommandanten, namentlich der Commandant von Spandau, verweigerten Fried-

[1] 1620, 1640, 1688.

rich Wilhelmen den Gehorsam bei seinem Regierungsantritt, "seien gehalten, vor Allem dem Kaiser zu gehorchen". Er mußte sanft sowohl, als geschwind zu Werke gehen, mit der feinsten Hand Den von Spandau beim Kragen packen und hinter Schloß und Riegel bringen, Ihn, zur Warnung für Andere.

Seit zwanzig Jahren war Brandenburg von feindlichen Heeren zerfegt worden, die, besonders der kaiserliche Theil, Gewaltthaten verübten, die neu in der Menschengeschichte waren. In etwa zwei Jahren ward Brandenburg abermals zum Geschäftsschauplatz, indem der östreichische Gallas dahin vordrang (1644), in der Absicht, 'Torstenson und seine Schweden in Jütland einzuschließen', wo sie den alten Christian IV. gezüchtigt hatten, der sich eben zum letztenmal wieder gerührt hatte und zu keiner Zeit ein guter Nachbar von Schweden war. Gallas konnte nichts weniger, als ausführen, was er gewollt, im Gegentheil mußte er vor Torstenson laufen, was Zeug hielt, Er und seine Marodebrüder (scharmante Erfinder der Marodirkunst), 'daß fast seine ganze Armee darüber crepirte', sagt Köhler.[1] Kein großer Verlust für die Gesellschaft, der Tod dieser Künstler, aber man kann sich vorstellen, was ihr Leben und besonders was der Prozeß ihres 'Crepirens' dem armen Brandenburg wieder gekostet haben muß! —

Friedrich Wilhelm's Ziel, in diesem, wie in anderen Nothfällen, stand ihm selber sonnenklar vor Augen, war aber zumeist dunkel für jeden Andern. Er mußte behutsam auftreten, Schweden an seiner einen Hand, der argwöhnische Kaiser an der andern; er mußte allerlei Schein tragen, ausweichende Worte in Bereitschaft haben und geräuschlos vorangehen auf vielen Umwegen. Kitzlichere Operationen lassen sich nicht denken. Aber er ging doch voran, ging voran und kam auch an. Mit ausnehmendem Talent, Fleiß und Glück wand sich der junge Mann aus dieser ersten mißlichen Lage heraus, schaffte sich diese fremden Armeen vom Hals und hielt sie zum Land draußen. Seine erste Sorge war gewesen, irgend eine Spur von Einkommen zu finden, solches auf einen klaren Fuß zu stellen und durch Anlehen oder sonstwie einige Geldmittel aufzubringen. Damit konnte ein kleiner Militairkörper aufgestellt und zu wirklicher Fähigkeit zu schlagen und zu gehorchen abgerichtet werden. Dies als eine Grundlage; darauf folgten allerlei Dinge, Befreiung von schwedisch-östreichischen Invasionen, als das Allererste.

Er war selber, wie es sich nachgerade auswies, ein Fechter erster Klasse, wenn es darauf ankam, war aber niemals fecht-

[1] Reichs-Historie S. 556. Pauli V. 24.

lustig, wenn es zu vermeiden war. Zog lieber vor, auszuweichen, zu manövriren und zu unterhandeln, was er gar wachsam, geschickt und meisterhaft zu machen wußte. Aber nach und nach hatte er eine Armee von 24,000 Mann, mit unter den besten damaligen Truppen, auf die Beine gebracht und konnte sie unterhalten. Mit oder gegen seinen Willen war er in all den großen Kriegen seiner Zeit betheiligt, — die Zeit Ludwig's XIV., welcher Europa viermal in Brand steckte, dreimal in der Zeit unseres Kurfürsten. Des Kurfürsten Lande, ein langgestrecktes, von Memel bis Wesel reichendes Gebiet, konnten sich aus kaum irgend einem Kriege, der erstand, halten. Er ließ sich brauchbar finden, niemals gegen die gute Sache des Protestantismus und deutscher Freiheit, jedoch stets an der Stelle und in der Art, die seinem eigenen Vortheil am ersprießlichsten war. Ludwig XIV. war seiner oft sehr benöthigt; noch öfter und dringender war es Kaiser Leopold, der kleine Herr in 'scharlachrothen Strümpfen, mit einer rothen Feder im Hut', den Mister Savage pflegte majestätisch umherwandeln zu sehen, mit östreichischer Lippe, die gar nichts sagte.[1] Seine 24,000 vortreffliche Kriegsleute, zur rechten Zeit auf den Plan gebracht, waren oft in der Lage, in großen Fragen den Ausschlag zu geben. Man mußte einen hohen Preis dafür zahlen, — den zu bedingen und zu sichern er allezeit vortrefflich verstand.

Was beim Friedensschluß aus Pommern wurde; schließlicher Blick ins Kleve-Jülich'sche.

Als der Westphälische Friede (1648) jenem dreißigjährigen Brand ein Ende machte und die Asche davon wieder zur Ordnung fegte, ward Friedrich Wilhelm's Recht zu Pommern allerseits anerkannt und seinerseits wacker behauptet: aber das Recht mußte den Staatsgründen weichen und er konnte es nicht erlangen. Die Schweden bestanden auf Kostenersatz, sie hatten Pommern inne, hatten es die ganze Zeit über inne gehabt, — als Unterpfand für ihre Kosten, sagten sie. Da war nichts zu

[1] A Compleat History of Germany, by Mr. Savage (8vo. London 1702), p. 553. Wer dieser Mister Savage eigentlich war, davon haben wir keine Spur. Dem Bande voran steht das Bild eines handfesten Gentleman in den Vierzigen, finster höflich, mit reichlicher Perrücke und Halskrause, — aller Wahrscheinlichkeit nach irgend ein belesener untergeordneter Diplomat aus dem Erbfolgekrieg. Sein Büchlein ist äußerst mager und unfruchtbar, aber ehrlich compilirt, — und mochte einiges Licht geben, wo gänzliche Finsterniß so vorherrscht. Sehr vermuthlich hat Addison seine Erzählung von den 'Weibern von Weinsberg' (mit unter seinen besten Spectators) diesem armen Büchlein entnommen.

machen, als den Schweden die bessere Hälfte Pommerns zu überlassen. Vorpommern (von nun an "Schwedisch-Pommern" genannt), mit noch einigen Städten und Parcellen außerdem, war Schwedens Antheil: Friedrich Wilhelm mußte mit Hinterpommern vorlieb nehmen, das obendrein um die Stadt Stettin und andere werthvolle Parcellen zum Vortheil Schwedens gekürzt wurde, sehr zu Friedrich Wilhelm's Verdruß und gerechtem Unwillen, hätte er sich nur helfen können.

Man wies ihm drei säcularisirte Bisthümer, Magdeburg, Halberstadt, Minden, mit sonstigen kleinen Resten, als Entschädigung an, und er mußte es für jetzt dabei bewenden lassen. Aber er gab den Gedanken an Pommern nie auf, viel der Anstrengung seines Lebens ging auf die Wiedererlangung von Schwedisch-Pommern, dreimal-begierig auf dies, wo sich immer eine rechtmäßige Gelegenheit darbot. Vergebens damals; er hat Schwedisch-Pommern nie wiedererlangen können, erst seine späten Nachkommen vermochten, und zwar nur langsam und nach und nach, es wieder an sich zu bringen. Der Leser erinnert sich jenes Bürgermeisters von Stettin mit dem ins Grab geworfenen und wieder herausgeholten Helm und Schild, — und mag urtheilen, ob Brandenburg, die Hände im Schooß, zu seinem Glücke kam.

Einmal, und nur einmal, hatte er freiwillig einen Krieg vor, und es blieb ein bloßes Vorhaben. Bald nach dem westphälischen Frieden erlaubte sich der alte Pfalz-Neuburg, derselbe, welcher die Ohrfeige erhielt, tyrannische Maßregeln gegen den protestantischen Theil seiner jülich-kleveschen Unterthanen, die Friedrich Wilhelm um Hülfe anriefen. Friedrich Wilhelm, ein eifriger Protestant, remonstrirte dagegen, übte Vergeltungsrecht; es währte nicht lange, da fiel ihm der Gedanke bei: "Gesetzt, wir werfen, von den Holländern unterstützt, diesen fantastischen alten Herrn, seine Papistereien und vorgeblichen Ansprüche sammt ihm selber rein hinaus?" Das war Friedrich Wilhelm's Gedanke und damit ließ er unversehens Truppen in das Land marschiren. Aber Europa ward allarmirt, die Holländer wurden flau: Friedrich Wilhelm sah ein, daß es nicht anging. Er hatte eine Besprechung mit dem alten Pfalz-Neuburg: "Junger Herr, wir erinnern uns, wie sich Euer Herr Großvater gegen uns und unser erhabenes Antlitz vergriff! Nichtsdestoweniger wollen wir —" Kurz, die 'Statistik der Verträge' ward um einen vermehrt und dabei blieb es bis auf stillere Zeiten.

Im Jahre 1666, wie schon erwähnt, brachte man eine wirksame Theilung dieser bestrittenen Lande zu Stande: Preußen erhielt das eigentliche Herzogthum Kleve, die Grafschaften Mark

und Ravensberg, nebst anderen Stücken und Pertinenzien; Neuburg die Herzogthümer Jülich und Berg, was der bessere Theil war. Ferner ward festgesetzt, daß, wenn von den beiderseitigen Linien eine ausstirbt, unter keiner Bedingung eine Nebenlinie zuzulassen sei, sondern Brandenburg soll Neuburg beerben oder Neuburg Brandenburg, je nachdem es sich treffen mag.[1] Ein klarer Vertrag dies endlich, und er zeigte sich in den nunmehrigen Zeiten auch so weit ausführbar. Aber wenn der Leser sich einbildet, der Prozeß sei hiermit endlich aus, so ist er ein sehr simpler Leser! In den Tagen unseres kleinen Fritz war die pfalz-neuburgische Linie offenbar auf der Neige: aber daß Brandenburg und nicht eine Nebenlinie succedire, darin eben lag der Streit, — noch immer offen, wie wenn er niemals wäre geschlossen gewesen; und wir werden genug davon zu hören bekommen.

Des Großen Kurfürsten Kriege: Was er bewirkt hat in Krieg und Frieden.

Friedrich Wilhelm's erstes thatsächliches Auftreten im Krieg, dem polnisch-schwedischen (1655—1660), geschah im höchsten Grade unwillkürlich, gezwungen dazu wegen Preußens, dessen Verlust oder Ruin in Aussicht stand, ohne seine oder des Landes Schuld. Nichtsdestoweniger zog er auch hierbei Vortheil aus dem Handel. Der großmächtige König von Schweden hatte mit seinem großmächtigen Vetter von Polen einen stehenden Streit, der in heißen Krieg ausbrach, das kleine Preußen lag zwischen ihnen und war bedroht beim Zusammenstoß zerquetscht zu werden. Schwedischer König war Karl Gustav, Christine's Vetter, Karl's XII. Großvater: ein mächtiger und gewaltiger Mann, der Löwe des Nordens zu seiner Zeit; polnischer König war ein gewisser Johann Casimir, ritterlich genug und umgeben mit Wolken von kecker polnischer Ritterschaft, glänzend in barbarischem Gold. Friedrich III., König von Dänemark zur Zeit, war ebenfalls stark in der Sache verwickelt. Gern wäre Friedrich Wilhelm daraus weggeblieben, aber er konnte nicht. Karl Gustav zwang ihn so zu sagen zur Theilnahme daran: er nahm daran Theil, focht zusammen mit Karl Gustav eine ruhmreiche Schlacht, dreitägige "Schlacht von Warschau", im Weichbild dieser Stadt, von wo aus die Leute 'aus den Dachfenstern zusahen'; die polnische Ritterschaft zuletzt gesprengt, wie Spreu im Winde zerstäubend, und Johann Casimir beinahe zu Grunde gerichtet.

[1] Pauli V. 120—129.

Kurz darauf wechselte Friedrich Wilhelm, der sich in der Schlacht sehr hervorgethan, seine Partei. Ein unbeständiger treuloser Mann? Vielleicht auch nicht, o Leser, vielleicht ein Mann, der 'in Kreisen' voranschreitet, als den einzigen Weg, den er hat, spiralartig, das Gesicht nun gen Osten, nun gen Westen, dabei sein eigenes vernünftiges privates Ziel stets sonnenklar vor Augen?

Johann Casimir verzichtete auf die 'Huldigung für Preußen' für diesen Dienst, ein großer Gewinn für Friedrich Wilhelm.[1] Wonach die Deutschritter vergebens gestrebt und im Streben danach ihr Dasein eingebüßt, das hat der gewandte Kurfürst nun erlangt: das herzogliche Preußen, auch Ostpreußen genannt, ist nun eine selbstständige Souverainetät, — und wird einmal so "königlich" werden, wie der übrige polnische Theil. Oder vielleicht sogar noch königlicher im Verlauf der Zeit! — Karl Gustav, arg aufgebracht, läßt den Kurfürsten wissen: er habe ihn gebucht und wolle die Schuld einmal abtragen!

Ein gefährlicher Schuldner in solchen Dingen, dieser Karl Gustav. Eben in diesen Monaten, mit dem dänischen Theil der Controverse beschäftigt, that er eine Kriegsthat, die ganz Europa in Staunen setzte. Nämlich im Januar 1658 läßt Karl Gustav sein Heer, Reiter, Fußvolk und Geschütz, zum Belauf von 20,000 Mann, über das baltische Eis marschiren und nimmt, ohne Schiffe, eine Insel, — die Insel Fünen, über den kleinen Belt drüben, dreiviertel Meilen Eis und ein Stück Meer offen, das auf Brettern überschritten werden muß. Ja, Fünen erst erreicht, vollbringt er noch weitere ganze zwei Meilen Weges auf Eis und nimmt Seeland selbst,[2] — zur Verwunderung der ganzen Menschheit. Ein gebieterischer, finsterstirniger, schnellen Hieb führender Mann, der sich von einem neuen Gothen-Reich hat träumen lassen: die gemeinen Heuchler und Gecken des Südens sollen einmal wieder von edler nordischer Tapferkeit bezwungen werden und eine neue Lection erhalten. Er hat auch schon einmal die Hand an das Schwert gelegt, indem er einen Gesandten (ihrer holländischen Hochmächtigkeiten) über seine königlichen Absichten aufklärte: "Nicht der Ein- oder Verkauf von Spezereiwaaren, merkt Euch das, Herr! Mein Sinn steht nach Höherem!" — Karl's des Zwölften Großvater und einigermaßen vom selben Schlag.

Aber Karl Gustav starb kurz nachher,[3] ließ seine gewal-

[1] Vertrag von Liebau, 10. November 1656 (Pauli V. 73—75), 20. November (Stenzel IV. 128, — der sich allezeit des Neuen Styls bedient).
[2] Holberg's Dänemarkische Reichs-Historie S. 406—409.
[3] 13. Februar 1660, Alter 38.

tige weithin wüthende nordische Controverse sich stillen, wie sie konnte. Schweden und die kriegführenden Mächte schlossen ihren 'Frieden von Oliva' (Abtei Oliva bei Danzig, 1. Mai 1660) und dieser Punkt wegen Preußen ward bündig mit unter den übrigen Punkten bestätigt. Keine Huldigung fernerhin, nichts über dem herzoglichen Preußen nunmehr, als der Himmel, und große Zeiten demselben bevorstehend. Dies war eines der gelungensten Geschäfte Friedrich Wilhelm's, den man mit purer Gewalt dazu gezwungen hatte, Theil an dem großen Spiel zu nehmen. — Das 'königliche Preußen', das westliche oder polnische Preußen: auch dies, wie allen Zeitungen wohl bekannt, ist, in unsern Zeiten, desselben Wegs, wie jenes andere gegangen. Den zu gehen es am Ende etwa doch eine Richtung von Natur aus hatte? Ursachen halber hinweggehauen durch das polnische Schwert in jener Schlacht von Tannenberg, vor langer Zeit, und dann, gleichfalls Ursachen halber, wieder zurückgehauen! Das ist der Sachverhalt, — nicht beispiellos in der Menschengeschichte.

Nicht lange nach jenem Frieden von Oliva dankte der alte Johann Casimir ab, seiner störrigen polnischen Ritterschaft und ihres Treibens überdrüssig, — begab sich in die Ruhe nach Paris und 'verkehrte viel mit Ninon de l'Enclos und ihrem Kreise' während seiner übrigen Lebzeit. Er pflegte über seine polnische Ritterschaft zu klagen, daß nichts Festes in ihnen sei, nichts als äußerlicher Glanz, mit Tumult und anarchischem Spektakel, verderblicher Mangel eines Talentes, des Talentes zu gehorchen, — und man hat ihn prophezeien hören, daß eine gloriose Republik, auf solchen Wegen beharrend, Resultaten entgegengehe, die sie überraschen würden.

Von da ab spielt Friedrich Wilhelm eine Rolle in der Welt, Politiker haben ihr Augenmerk auf ihn, Könige bewerben sich um ihn, — und holländische Kupferstichhändler hängen sein Bild an das Schaufenster für ein heldenverehrendes Publikum. Kriegsheld, hätte das Publikum es gewußt, war nicht sein eigentlicher Charakter, obschon er viel Krieg zu führen gehabt. Seinem eigentlichen Wesen nach war er ein Mann der Industrie, groß im Organisiren, Anordnen, im Zwingen chaotischer Massen, kosmisch für ihn zu werden. Er legt Sümpfe trocken, siedelt Colonien in den öden Stellen seiner Lande an, gräbt Kanäle, ermuntert unermüdlich Betrieb und Arbeit. Der Friedrich-Wilhelm's-Kanal, der noch heutiges Tags Schiffe von der Oder zur Spree trägt,[1] ist ein Denkmal seines Eifers in diesen Stücken, achtbar

[1] Gebaut 1662—1668, drei Meilen lang (Büsching Erdbeschreibung, 4. Auflage, III. 2064).

1660.
mit den Mitteln, die er hatte. Den armen französischen Protestanten in dem Edict-von-Nantes-Handel war er wie eine ausdrückliche Wohlthat vom Himmel: ein verordneter Helfer, dem selber die Hülfe nutzreich war. Er empfing sie mit freigebiger Mildthätigkeit in Brandenburg, zeigte wirklich edelmüthige Frömmigkeit und menschliches Mitleid, ebensowohl als ein richtiges Urtheil, und es blieb auch der Lohn für ihn und Brandenburg nicht aus. An 20,000 flinke französische Seelen, offenbar vom besten französischen Schlag, fanden eine Heimath da, — schufen 'wüste Sandstrecken um Berlin zu Gemüsegärten' um, und auch im geistigen Brandenburg ist etwas von ihrem Gartenbau noch bemerklich.[1]

Wohl war dieser Kurfürst einer der gewandtesten Männer und auch mit nichten ein ungerechter Mann. Ein frommer gottesfürchtiger Mann vielmehr, standhaft zu seinem Protestantismus und seiner Bibel haltend, mit nichten ungerecht, — noch auch auf der andern Seite allzu spröde in seinen Auslegungen des Gerechten: Billigkeit gegen mich selbst allezeit, oder gelegentlich sogar die äußerste Billigkeit! Und so focht er sich im Ganzen durch beständige Thatkraft, Wachsamkeit, geschickte Thätigkeit, durch stets bereite Einsicht und Kühnheit, wacker durch in der Welt, hinterließ Brandenburg als ein blühendes und beträchtlich vergrößertes Land und seinen eigenen Namen berühmt in der Welt.

Eine gedrungene handfeste Gestalt mit lebhaften Augen und hoher starker, unregelmäßig römischer Nase. Ein gutes gegossenes Standbild von ihm, von Schlüter, einem einst berühmten Mann, reitet noch auf der Langen Brücke zu Berlin, und seinem Portrait, in mächtiger gelockter Louis-Quatorze-Perrücke, begegnet man häufig in deutschen Gallerien. Sammlern niederländischer Kupferstiche ist er ebenfalls bekannt: hier ein ritterlicher kleiner Herr von adlerhaften Zügen, munter im Lächeln der Jugend, mit reichem Federbusch, mit Commandostab, auf bäumendem Streitroß, Aussicht auf Zelte in der Ferne, — dort ein gesetzter, gewichtiger, runzeliger alter Mann, Augen ein wenig zusammengezogen (die Augen *geschäftiger* als der Mund), ein von der Zeit wohlbefurchtes und nicht unfruchtbar befundenes Gesicht, eines der größten, arbeitsamsten, mächtigsten Gesichter (in einem Ozean von es umfließender Perrücke), die in jenem Jahrhundert

[1] Erman (der bereits angeführte schwache Biograph der Königin Sophie Charlotte): Mémoires pour servir à l'Histoire des Réfugiés Français dans les Etats du Roi de Prusse (Berlin 1782—1794) 8 tomes. 8vo.

anzutreffen sind.[1] Es giebt auch viele Geschichten über ihn, aber sie sind nicht angenehm zu lesen.[2] Auch er erforderte einen geweiheten Dichter und fand nur einen wirremachenden Dryasdust.

Seine zwei großen Thaten, die im preußischen Gedächtniß weilen, sind vielleicht keine seiner größten, waren aber geschaffen, die Einbildungskraft zu erregen. Sie haben Beide mit Dem, was die Centralaufgabe seines Lebens war, der Wiedererlangung Pommerns von den Schweden, zu thun. Die erste Großthat ist die berühmte ‘Schlacht von Fehrbellin’, gefochten am 18. Juni 1675. Fehrbellin, ein geringer, noch in jenen Moorgegenden, etwa sieben Meilen westlich von Berlin liegender Ort, hatte durch lange Zeitalter seine arme Fähre über den ölig aussehenden, braunen trägen Strom, Rhin oder Rhein mit Namen, gefahren, ohne die mindeste Kundnahme Seitens der Menschheit, bis sich dies zutrug. Es ist ein Wallfahrtsort für patriotische Preußen seit Friedrich Wilhelm's Ruhmesthat daselbst. Der Hergang der Sache war folgender:

Friedrich Wilhelm focht, weit weg südlich im Elsaß, an Kaiser Leopold's Seite in einem der Ludwig's XIV.-Kriege, jenem zweiten, der mit dem Vertrag von Nymwegen schloß, that dort eben sein Bestes, — als die Schweden, auf Ludwig's Anstiftung, Krieg mit ihm begannen, die pommerschen Marschen in hellen Haufen überschritten und sein brandenburgisches Gebiet mit einer Macht, die zuletzt auf 16,000 stieg, überzogen. Da war nicht zu helfen für den Moment: Friedrich Wilhelm konnte seinen Posten nicht im Stich lassen. Die Schweden, die sich zuerst mäßig angelassen, legten sich nachgerade aufs Plündern, strichen verheerend im Land umher nach Gutdünken und schufen eine schlimme Zeit für Friedrich Wilhelm und sein Volk. Noch gut, wenn sie blos zeitweiliges Uebel im Schilde führen, noch gut, wenn sie —! Dennoch verharrte er standhaft, vollbrachte auf seine gesetzte Weise zuerst das vor sich Habende, da dies einmal thunlich war. Selbst alsdann bezog er erst Winterquartiere, um seine Leute auszuruhen, und es schien als habe er die Schweden als 16,000

[1] Beide Stiche sind holländisch, dem Jüngeren, meinem Abdruck davon, fehlt der Name des Kupferstechers (das Alter des Kurfürsten ist siebenundzwanzig); das ältere ist von Masson, 1683, als Friedrich Wilhelm dreiundsechzig war.

[2] G. D. Geyler: Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's des Großen (Frankfurt und Leipzig 1703), Folio. Franz Horn: Das Leben Friedrich Wilhelm's des Großen (Berlin 1814). Pauli: Staats-Geschichte, Band V. (Halle 1764). Pufendorf: De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni Electoris Brandenburgensis Commentariae (Lips. et Berol. 1733, fol.).

1675.
Autocraten der Situation gelassen, die sich demgemäß auch danach benahmen.

Er meinte es aber nicht so, ganz anders, als so. Als er seine Mannschaft etliche Monate ausgeruht, läßt Friedrich Wilhelm sie in aller Stille in den ersten Junitagen (1675) wieder aufbrechen, marschirt, seine Reiterei und er als erste Rata, aufs Schnellste von Schweinfurt [1], das am Mainfluß liegt, nach Magdeburg, eine Entfernung von etwa vierzig Meilen. Zu Magdeburg, wo er, den ersten Haufen Fußvolk und einige Feldstücke abwartend, drei Tage Rast hält, erfährt er, daß die Schweden in drei Haufen weit auseinander zertheilt lägen, der mittlere Haufen innerhalb acht Meilen von ihm. Stärker vermuthlich, selbst dieser mittlere, als sein kleines Korps (von '6000 Reitern, 1200 zu Fuß und drei Kanonen'), — stärker, jedoch vielleicht im Stande sich überrumpeln, zusammenhauen zu lassen, ehe die Uebrigen herzukommen können? Rathenau ist der nächste Außenpunkt dieses mittlern Haufens: dahin wendet sich der Kurfürst, leise, geschwind, in der Juni-Nacht (16.—17. Juni 1675), gelangt durch flinke Kriegslist hinein, verjagt das darin liegende schwedische Reiterregiment, treibt es zurück auf Fehrbellin.

Er selber hart hinterher, — schnelles Reiten genug in der Sommernacht, durch jenes feuchte Havelland, nach alter Hohenzollernart: und wirklich, wie es der Zufall wollte, liegt das alte Friesacker Schloß, — Friesack, weiland Schauplatz des Dietrich von Quitzow und der Faulen Grete, — ganz nahe bei! Er hart hinterher, sagen wir: hauet ein auf diesen mittleren Haufen (an Zahl fast doppelt seine Stärke, aber Fußvolk meistens) und hauet ihn nach heftigem, beiderseits geschickt geführtem Kampf, gänzlich zu nichte, wie beabsichtigt. Damit hat er die schwedische Armee als bloßen Kopf und Schweif, ohne Leib, zurückgelassen, hat die schwedische Armee völlig zu Grunde gerichtet. [2] Dieselbe That, im Wesentlichen, wie sie Cromwell an Hamilton und den Schotten im Jahre 1648 ausgeführt. Es war, so zu sagen, der letzte Besuch, den die Schweden an Brandenburg abstatteten, oder der letzte von Belang, und machte der schwedischen Herrschaft in jener Gegend ein Ende. Eine Sache, die Brandenburg mit Recht in immerwährendem Andenken hält, — in einem geringern modernen Maßstab das Bannockburn, Sempach, Marathon Brandenburgs. [3]

[1] Stenzel II. 347.
[2] Stenzel II. 350—357.
[3] Vgl. Pauli V. 161—169, Stenzel II. 335, 340—347, Kausler: Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen (deutsch und französisch, Carlsruhe und Freiburg 1831) S. 417, Blatt 62.

Die zweite Großthat geschah vier Jahre später, einigermaßen eine Folgerung aus jener und ein Abschluß der schwedischen Händel. Die Schweden, in weiterem Verfolg ihrer Louisquatorze-Speculation, waren diesmal in Preußen eingefallen und wirthschafteten da schlimm. Es war mitten im Winter, Weihnachten 1678, die Entfernung über achtzig Meilen und die Schweden, des übrigen Schadens, den sie anrichteten, zu geschweigen, waren im Fall Königsberg zu nehmen und Preußen gänzlich zu ruiniren, wenn nicht anders verhindert. Friedrich Wilhelm bricht mit dem anfangenden Jahr von Berlin auf, auf seinen langen Marsch, die Reiterei voraus, Fußvolk eiligst nachfolgend, er selbst (von seiner Gemahlin, seiner stets treuen "Luise", wie gewöhnlich begleitet) reist mit unter den Letzten, seine 'zwölf Meilen per Tag'. Er langt noch zeitig an, findet Königsberg unverletzt. Ja, es heißt sogar, es herrsche viel Krankheit unter den Schweden, indem sie nach längerer Hungersnoth eine Unzahl von 'Schweinen, bei Insterburg', in jenen fernen Gegenden, angetroffen und sich das frische Schweinefleisch allzugut haben schmecken lassen.

Die darauf folgenden Manöver, die Niemanden interessiren würden, will ich nicht beschreiben: es genüge, daß am 16. Januar 1679 es von der äußersten Wichtigkeit für Friedrich Wilhelm geworden war, von Carve (einem Dorfe bei Elbing), am Ufer des Frischen Haffs, wo er stand, über Königsberg nach Gilge, am Curischen Haff, wo die Schweden standen, — in kürzester Frist zu gelangen. Die Entfernung nach dem Vogelflug beträgt ungefähr zwanzig Meilen; der Weg, der sich an den beiden Haffs (breiten, seichten Gewässern) entlang zieht,[1] ist rauh an sich und, versteht sich, umschweifig. Es hat aber heute und schon länger stark gefroren: — Friedrich Wilhelm läßt eiligst alle Schlitten, alle Pferde aus der Umgegend herbeischaffen, setzt an viertausend Mann auf Schlitten, schießt solchergestalt mit der Schnelle des Lichtes über das Eis dahin. Jagt entlang den ganzen Tag, und nach dem dazwischen liegenden Landstrich, abermals entlang, daß die stille Frostwelt dröhnte. Das düstere Frische Haff, in seine winterliche Wolkendecke gehüllt, mit seinen Oeden von durchwühltem Sand, seinen armen eingefrornen Fischerweilern, Tannenhügeln, — wüst aussehend, finster wie Grönland oder noch düsterer, sagt Büsching, der zur Winterszeit da reiste,[2] — hört unversehens menschliches Getöse und mächtiges Rasseln und Stampfen, die Viertausend in langer Schlittenflotte jagen so darüber hin. Den ganzen Tag lang schießen sie entlang, —

[1] Pauli V. 215—222. Stenzel II. 392—397.
[2] Büsching's Beiträge (Halle 1789) VI. 160.

aus dem Reifnebel des frühen Morgens hervor in das olivenfarbene Abendgewölk wieder hinein, — mit gewaltigem lautschleifendem Gerassel. Ein merkwürdiger Streif von Dingen, über jene gefrornen Einöden dahinschießend, im Neu-Jahr 1679, — wenig nachstehend jener That Karl Gustav's am andern oder dänischen Ende der Ostsee, vor zwanzig Jahren, da er ohne Schiffe Inseln nahm.

Diese zweite Großthat, — ob nun eingegeben oder nicht von dem besagten früheren Karl-Gustavischen Marsch über das Eis, — ist ein den Hohenzollern und den Preußen noch immer denkwürdiges Ereigniß. Die Schweden wurden hier, bei Friedrich Wilhelm's unversehenem Eintreffen, geschlagen, wurden zum unglücklichen eiligen Rückzug nach Norden gezwungen, den sie unter Hunger und Kälte ausführten, unabläßig kämpfend, wie nordische Löwen, unter dem grausen Himmel, während Friedrich Wilhelm ihnen hart im Rücken saß, — sie beim Schweife haltend, wie ein erzürnter Bärentreiber mit stählerner Peitsche in der Hand. Ein Ding, das, im kleinen Maßstab, einen an Napoleon's Erlebnisse erinnert. Nicht bis zu Napoleon's ungeheuerem Fluchtkampf, hundertundvierunddreißig Jahre später, habe ich von einem solchen Hergang in jenen Gegenden gelesen. Die schwedische Invasion Preußens ist gänzlich gescheitert.

Und somit wäre es mit Schweden und seiner bösen Nachbarschaft aus an diesen Küsten, wo es uns so lange tyrannisch auf der Nase gesessen? Schwedisch Pommern hatte der Kurfürst bereits inne: seit der That von Fehrbellin schon im Anzug, war er voriges Jahr in schwedisch Pommern eingefallen, hatte Stettin, ja und auch Stralsund, wo Wallenstein fehlschlug, belagert und eingenommen, — hatte Pommern gänzlich von seinen schwedischen Gästen gesäubert, die es darauf in Preußen versucht hatten, wir sehen mit welchem Erfolg. Von schwedisch Pommern durfte der Kurfürst nun wohl sagen: "Sicherlich ist es mein, aufs Neue mein, was es eigentlich längst gewesen, zum zweiten Mal wohl erworben, da ein erstes Mal nicht genügte!" Doch nein: — Ludwig XIV. bewies sich als ein Ehrenmann gegen seine Schweden. Ludwig, nun da der Frieden von Nymwegen gekommen und nur der Kurfürst von Brandenburg noch gerüstet dastand, sagte fest, wiewohl er es sich auch angelegen genug sein ließ, mit dem Kurfürsten in gutem Vernehmen zu bleiben: "Sie sind meine Bundesgenossen, diese Schweden, ich war es, der sie zum Einbruch in Euer Land veranlaßte: kann ich sie nun so im Stich lassen? Es darf nicht sein!" Und so mußte Pommern wieder ausgeliefert werden. Ein Fehlschuß, der Friedrich Wilhelm unendlich

weh that. Der siegreichste Kurfürst kann nicht immer treffen, wenn auch sein Recht noch so gut ist.

Ein fernerer Fehlschlag, mit dem er trotz seines guten Rechts und seiner guten Dienste vorlieb nehmen mußte, war jener mit den schlesischen Herzogthümern. Die Erbverbrüderung mit Liegnitz war endlich, 1675, zur Reife gekommen. Der letzte Herzog von Liegnitz war todt: die Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau gehören nun Brandenburg, wenn Recht gälte! Aber Kaiser Leopold mit den scharlachrothen Strümpfen will nichts von Erbverbrüderung hören. "Unsinn!" antwortet Kaiser Leopold: "Ein Ding, das von Haus aus, schon vor Jahren, unterdrückt worden, vermöge kaiserlicher Gewalt: ein reines Null von einem Ding gegenwärtig; — Ihr aber, ich wiederhole den Befehl, gebt mir Eure Papiere darüber heraus!" Diesen letzteren Act der Pflicht ließ der Kurfürst unerfüllt, bestand vielmehr auf sein Recht![1] "Jägerndorf wenigstens, o Kaiser der Welt", sagte er, "Jägerndorf, da ist kein Schatten von Vorwand mir das vorzuenthalten!" Darauf erwiedert der Kaiser wieder "Unsinn!" — und verfällt sogar auf erstaunliche Pläne deshalb, — giebt aber nichts her. Das herzogliche Preußen ist souverain, in Kleve herrscht Frieden, Hinterpommern gehört uns, — dieser Kurfürst hat viel erobert: aber Schlesien und Vorpommern und etliche andere Dinge muß er vorlieb nehmen zu entbehren. Ludwig XIV. soll sich einmal erboten haben, ihm zur Königswürde zu verhelfen,[2] das lehnte er aber für jetzt ab.

Sehr schön und menschlich ist sein eheliches und häusliches Leben, namentlich mit jener oranisch-nassauischen Prinzessin, die seine erste Gemahlin war (1647—1667): Prinzessin Luise von Nassau-Oranien, Tante unseres holländischen Wilhelm's, König Wilhelm's III. in nachmaliger Zeit. Eine vortreffliche, verständige Fürstin, von der die oranischen Erbschaften herrühren, die hernach schwer auseinander zu setzen waren: — Oranien ward zuletzt gegen das kleine schweizerische Fürstenthum Neuenburg umgetauscht, welches von da ab preußisch blieb. "Oranienburg", ein noch stehendes königliches Lustschloß, etwa vier Meilen nördlich von Berlin, war ein Sitz dieser Luise gewesen: sie hatte es zu einem kleinen Juwel nach holländischem Typus hergeputzt, — Küchengärten, Erziehungsanstalt für junge Mädchen, und was dem mehr ist, — ihr Lieblingsaufenthalt, wenn sie Zeit zur Erholung hatte. Ihr Leben war aber geschäftig und ernst, sie war Gehülfin, nicht nur dem Namen nach, eines immer-geschäftigen

[1] Pauli V. 321.
[2] Das. VII. 215.

Mannes. Sie heiratheten sich jung und aus Liebe. Des jungen Friedrich Wilhelm's Freien und Hochzeit in Holland, der redliche treue Wandel und Verkehr des souverainen Ehepaars, ihre gemeinschaftlichen Reisen, ihre gegenseitigen Hoffnungen, Befürchtungen und mannigfaltigen Schicksale, bis der Tod mit düsterer Schönheit es einschloß, — alles ist menschlich, wahr und gesund darin, interessant zu betrachten und rar unter souverainen Personen.

Nicht als hätte er nicht auch sein Theil Plage mit seinem Frauenzimmer gehabt. Sogar mit dieser seiner ersten Gemahlin, die er wahrhaft liebte und die ihn wahrhaft liebte, gab es Auftritte, indem die Dame über Alles, was vorging, ihr eigenes Urtheil beliebte und der Eheherr cholerisch von Gemüth war. Es ist wohl vorgekommen, daß er 'ihr seinen Hut vor die Füße warf', sinnbildlich sagend: "So regier Du denn, Madame! Nicht der Kurfürstenhut, eine Haube soll meine Tracht sein, wie es scheint!"[1] Jedoch war ihr Urtheil gut und er vernahm es gern über die wichtigsten Dinge, wenn es auch mit ihrer Schweigkraft mitunter haperte. Man hat Beispiele, daß er, bei Gelegenheit einer verwickelten Verhandlung, aus seinem Geheimen Rath in ihr Gemach gelaufen ist, um auch ihre Meinung zu hören, ehe man sich entschied. Wackere Luise, Fürstin voller schöner Frömmigkeit, gesundem Menschenverstand und Liebe, ein Hauch nassauischer Heldenhaftigkeit in ihr. In ihrem Todesmoment, wird erzählt, als die Sprache bereits geflohen war, fühlte er von ihrer Hand, die in der seinigen ruhete, drei leise, leise Drücke: "Lebewohl!" dreimal stumm gesprochen in der Weise, — nicht leicht vergeßbar in dieser Welt.[2]

Seine zweite Gemahlin, Dorothea, — welche die Linden zu Berlin pflanzte und sonstige Oekonomie trieb, von der wir bereits gehört, — blieb in vielen Stücken weit hinter Luisen zurück, aber nicht im Hang zum Rathgeben, Remonstriren und zu grämlichen Betrachtungen über das Geschehene und Unabänderliche. Dabei eine schrecklich ökonomische Dame, befaßte sich viel mit Schweizereien, Accise- und Steuerpachten: nicht noch einmal von jener Bierschänke zu sprechen, die sie in Berlin besessen und unter der Hand mit Kundschaft versehen haben soll! Welche Auftritte sie mit Friedrich, ihrem Stiefsohn, gehabt, ist uns bekannt. "Ach, ich habe meine Luise nicht mehr, bei wem soll ich mir nun Rath und Hülfe holen!" hat der arme Kurfürst zu Zeiten ausgerufen.

[1] Förster: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen (Potsdam 1834) I. 177.

[2] Wegführer: Leben der Kurfürstin Luise (Leipzig 1838) S. 175.

Er hatte einige, mitunter starke Plackerei mit aufsätzigen Geistern in Preußen, Leuten, die sich auf alte preußische Gerechtsame und Pergamente steiften, nicht einsehen wollten, daß selbige dermalen veraltet, unstatthaft, nicht zu sagen unmöglich geworden, wie der neue Souverain behauptete, und die sich zu Zeiten sehr störrig benahmen. Aber die Hohenzollern waren an derlei Dinge gewohnt gewesen, es ließ sich erwarten, daß ein Hohenzoller wie dieser seine Maßregeln sachte aber stark und immer stärker, bis zum genügenden Grade, mit aufsätzigen Geistern nehmen würde. Ein Bürgermeister von Königsberg, nach vielem Streicheln und Besänftigen, ward zuletzt in offener Sitzung festgenommen auf kurfürstlichen Befehl, — nachdem Soldaten vorher sachte die Straßen verrammelt und Kanonen darauf gerichtet hatten. Dieser so ergriffene Bürgermeister saß lebenslänglich gefangen und weigerte sich, um seine Freilassung nachzusuchen, ob er sie gleich, meinte man, um die bloße Bitte hätte haben können.[1]

Ein anderer Herr, ein Baron von Kalkstein, von alter deutschritterlicher Abkunft, der sich in den Ständen und auch sonst sehr störrig betrug, gerieth in dreiste, fast alleinstehende Opposition und zuletzt in offene Meuterei gegen den neuen "nichtpolnischen" Souverain, und verweigerte platt die Huldigung bei dessen Antritt. Verweigerte die Huldigung, dieser Kalkstein, Er für sein Theil; floh nach Warschau und betrieb äußerst heftig und laut seine Meutereien bei den Reichstagen und Hofconclaven dort, indem seine Einrede oder dermalige Einrede war: "Polen ist unser Lehnsherr" (was es freilich nicht immer gewesen) "und man kann uns nicht an Euch übertragen, ohne zuvor uns darüber befragt und unsere Einwilligung dazu eingeholt zu haben", — welches gleichfalls bei Gelegenheit der vorigen Uebertragung ein wenig vernachlässigt worden war, so daß der Große Kurfürst kaum wußte, was mit dem von Kalkstein zu machen, und ihn am Ende (da der Fall dringend war) durch seinen Gesandten in Warschau wegkapern ließ; 'in eine Decke gerollt' brachte man ihn in des Gesandten Kutsche, in der Form von Gepäck, über die Grenze nach seiner heimathlichen Provinz, dort ward er gerichtet und zuletzt (da ihm nun einmal nichts anders dienen wollte) in Vollziehung des Spruchs geköpft. Denn der Fall war dringend![2] — Diese Dinge, und besonders dieser Vorfall mit Kalkstein, der einen lärmenden polnischen Reichstag und par-

[1] Horn: Das Leben Friedrich Wilhelm's des Großen (Berlin 1814) S. 68.
[2] Horn S. 80—82.

lamentarische Beredsamkeit hinter sich hatte, gaben Anlaß zu Kritik und erforderten geschickte Handhabung Seitens des Großen Kurfürsten.

Unter all seinen Ahnen war dieser derjenige, den unser kleiner Fritz, als er groß geworden, bewunderte. Ein Mann, der in vielen Stücken sein Ebenbild war. Er scheint wirklich diesen sehr geliebt und geehrt zu haben. Im Jahre 1750 hatte man einen neuen Dom zu Berlin vollendet; die vorväterlichen Gebeine mußten aus der Gruft im alten, — der Grabstätte seit Joachim II., jenem Joachim, der sein Schwert gegen Alba zog, — herübergeschafft werden. König Friedrich mit einigem Gefolge sah dabei zu, Januar 1750. Als der Sarg des Großen Kurfürsten kam, ließ er ihn öffnen, betrachtete schweigend die noch ganz erkenntlichen Züge, legte seine Hand auf die längst-todte Hand und sagte: "Messieurs, der hat viel gethan!"[1]

Er starb am 29. April 1688, — sein Blick mit gespanntem Antheil auf des holländischen Wilhelm Vorbereitungen zur Herbeiführung einer 'Glorreichen Revolution' auf unserer Insel gerichtet, denn er war stets von eifriger protestantischer Gesinnung und ein aufrichtig religiöser Mensch. Friedrich, Kurprinz, Alter damals einunddreißig und bereits in zweiter Ehe, war natürlich der Haupterbe, — welcher, wie wir sehen, die Königskrone nicht ausgeschlagen hat, als sich eine Gelegenheit dazu darbot. Es waren auch noch vier Halbbrüder Friedrich's da, welche Leibgedinge, Versorgungen erhielten. Sie hatten zu einer Zeit zuversichtlich auf weit mehr gerechnet, indem ihre Mutter darauf hin arbeitete, mußten aber zufrieden sein und sich dem Geraischen Vertrag und Landgrundgesetz fügen. Sie werden Markgrafen betitelt; — zwei von ihnen hinterließen Kinder, Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, Heermeister (Haupt der Malteser Ritterschaft) zu Sonnenburg, Statthalter in Magdeburg oder ich weiß nicht, was sonst noch; deren Namen in den preußischen Büchern verworren vorkommen und, außer als zeitweilige genealogische Räthsel, nicht von vielem Belang für den auswärtigen Leser sind. Glücklicherweise ist sonst nichts von Prinzen von Geblüt zu unseres kleinen Friedrichs Zeit da, und glücklicherweise wird uns, was er mit Diesen oder ihren Söhnen zu schaffen hatte, bei Vorkommen nicht dunkel sein.

[1] S. Preuß I. 270.

Neunzehntes Capitel.

König Friedrich I. noch einmal.

Wir haben gesagt, daß der Große Kurfürst niemals vermocht hat, seine schlesischen Herzogthümer Kaiser Leopold's Faust zu entwinden: auf all seine drängenden Vorstellungen antwortete der kleine Kaiser in rothen Strümpfen nur mit Ausflüchten, Verweigerungen, und wollte nichts herausgeben. Wir haben auch bereits der Irrungen erwähnt, in die der junge Kurprinz, nachherige König, Friedrich mit seiner Stiefmutter gerieth, — wie er sich nach Tisch einmal plötzlich vergiftet fühlte, zu seiner Tante nach Cassel floh, auf Vertrag zurückkehrte, und was dem mehr ist. Das sind zwei Thatsachen, die dem Leser bereits bekannt, und aus diesen zweien erwuchs eine dritte, die ihm zu kennen zusteht.

In seinen letzten Jahren ließ sich bei dem Großen Kurfürsten, geschwächt von der vielen Arbeit und so behelligt obendrein von häuslichen Irrungen, augenscheinlich der Einfluß seiner Gemahlin stark verspüren; er schnitt große Apanagen (klar gegen den Geraschen Vertrag) für ihre Kinder aus, — mochte sich wohl gern Frieden in seinem Haushalt schaffen, um jeden Preis. Was den armen Prinzen betrifft, so lebte dieser, von Cassel heimnegociirt, vom Hof entfernt und war in offene Ungunst gefallen, — mit sehr schlimmer Wirkung auf seine Finanzen unter Anderem. Es wird gesagt, sein Vater habe ihn in Geldsachen etwas knapp gehalten und er hatte Anlage, ausgeberisch mit Geld umzugehen. Die Gerüchte von den seinen Halbbrüdern, den obenerwähnten Markgrafen, zugedachten Apanagen verursachten ihm auch einige Unruhe.

Wie Oestreich die schlesischen Ansprüche tilgte.

Unter solchen Bewandtnissen nun verfiel der östreichische Hof, welcher zu dieser Zeit gerade (1685) des Kurfürsten Beistandes gegen die Türken und Andere nothwendig bedurfte, diesen aber sehr drängend wegen seiner schlesischen Herzogthümer fand, auf was ich einen ganz außerordentlichen Nothbehelf nennen muß, um sich die schlesische Frage vom Hals zu schaffen. “Durchlauchtige Hoheit”, sagte er durch seinen Gesandten zu Berlin, “um diesen lästigen Besprechungen ein Ende zu machen und alle Ansprüche wegen Schlesien, zulässige sowohl, als unzulässige, zu

liquidiren, will kaiserliche Majestät Ihnen ein wirkliches Stückchen Territorium, werthvoll, wenn auch nicht so groß, als Sie erwartet haben, abtreten!” Der Kurfürst horchte auf mit beiden Ohren: Welches Territorium denn? Den ‘Schwiebusischen Kreis’, der am nördlichen Rand von Schlesien hängt und an das kurfürstliche Gebiet im Frankfurter Bezirk angränzt, diesen schlägt die großmüthige kaiserliche Majestät vor, an Friedrich Wilhelm zu überlassen und damit der Sache ein Ende zu machen. Freilich ein gar winziger Strich Land im Vergleich, von Boden und Klima nicht einmal zu reden! Es war aber doch ein wirklicher Strich Land, nicht der bloße Pergamentschatten von einem: Dieser letztere war ein verführerischer Punkt für den alten geplagten Kurfürsten. Solch freundliches Anerbieten machten sie ihm, glaube ich, im Jahre 1685, zur Zeit da er 8000 Mann Hülfstruppen für sie gegen die Türken marschiren ließ, ein Dienst, der ihnen im Augenblick sehr noth that. “Apropos, nicht durch Schlesien marschiren! — oder schneller marschiren!” sagte der vorsichtige östreichische Gesandte bei der Gelegenheit: “Andere Straßen conveniren besser als Schlesien!” sagten sie.[1] Baron Freitag, ihr Botschafter zu Berlin, hatte das Geschäft so weit negociirt: “Der Schwiebusische Kreis”, sagt Freitag, “und somit sei diesen dornigen Besprechungen auf immer ein Ende!”

Aber Baron Freitag hatte unterdessen auch mit dem jungen Prinzen Geschäfte gehabt, insgeheim Sympathie, Rath, Hülfe anbietend, deren der arme Prinz sämmtlich sehr benöthigt war. “Wir wollen Ihnen in jener gefährlichen Apanagensache behülflich sein”, sagte Freitag, “wollen behülflich sein in allen Dingen” — (denke ich mir, daß er sagte), — “nothwendiges Taschengeld ist ein Ding, woran es Ew. Hoheit nicht zu mangeln braucht!” Und so hatte Baron Freitag, was sehr curios ist, im Voraus einen Handel mit dem jungen Prinzen abzuschließen gewußt: Daß dieser, sowie er nur zur Macht gelange, Schwiebus wieder zurückgeben wolle, falls Papa das Angebot von Schwiebus annehmen s o l l t e. Baron Freitag hatte eine Urkunde dieses Inhalts in Händen, von dem jungen Prinzen unterzeichnet und ausgestellt, noch ehe Papa abgeschlossen hatte. Was sehr curios ist! —

Der arme alte Papa, ermüdet von vielen Mühseligkeiten, nahm Schwiebus an als Tilgung seiner sämmtlichen Ansprüche (8. April 1686) und ließ ein paar Tage darauf seine Truppen abmarschiren gegen die Türken: — und genau zwei Monate vorher, am jüngstvergangenen 8. Februar, hatte der Prinz s e i n e

[1] Pauli V. 327, 332.

geheime Verpflichtung unterzeichnet: Daß Schwiebus nichts als ein Phantasma für Papa sein solle, daß Er, der Prinz es zurückerstatten wolle bei seinem Regierungsantritt. Diese beiden sonderbaren Pergamente, unterschrieben, gesiegelt und in aller Rechtsform ausgefertigt, befanden sich zugleich in Freitag's Hand und sind sehr wahrscheinlich noch in irgend einem staubigen Winkel unter den solennen Schafshäuten der Welt vorhanden. Dies ist buchstäblich der Anschlag, auf den ein kaiserlicher Hof verfiel, um einem jungen Prinzen in seinen finanziellen und sonstigen Verlegenheiten auszuhelfen und sich die schlesischen Ansprüche vom Halse zu schaffen. Ein Anschlag, der wesentlich jener Praktik gaunerischer Geldwucherer nicht unähnlich ist, denen ein junger Herr in Schwierigkeiten und von geschmeidigem Naturell in die Hände gefallen.

Der Große Kurfürst starb zwei Jahre hernach, Schwiebus zur Zeit in seinem Besitz. Der neue Kurfürst, als er erst von der eigentlichen Bewandtniß der Sache unterrichtet worden, weigerte sich Schwiebus zurückzugeben,[1] erklärte den Handel für einen Betrug: — und behielt wirklich Schwiebus noch sieben Jahre in seinem Besitz. Aber der östreichische Hof bestand darauf mit Nachdruck, zuletzt mit Drohungen (da eben Ludwig oder die Türken nicht gar zu auffäßig waren), der arme betrogene Kurfürst mußte endlich Schwiebus nach den Bedingungen seines Versprechens herausgeben.[2] Er nahm Akt davon, daß es ein erschlichener Handel gewesen, den man ihm aufgeheftet, als er unwissend und ohne alle Macht oder Befugniß war, ein solches Versprechen von sich zu geben, daß es ihn nicht binde und er sich nicht davon binden lassen wolle, als durch Zwang so weit: und was anbelangt, daß Brandenburg damit gebunden sei, wie habe er zum damaligen Zeitpunkt seiner Geschichte Brandenburg binden können? Er habe damals nicht mehr über Brandenburg zu gebieten gehabt, um es zu binden, als über China.

Seine Räthe hatten Friedrich abgerathen, Schwiebus auf solche Weise herauszugeben. Aber seine Antwort ist noch vorhanden: "Ich muß, will und werde mein Wort halten, das "Recht aber an Schlesien auszuführen, will ich meinen Nach- "kommen überlassen, als welche ich ohnedies bei diesen wider- "rechtlichen Umständen weder verbinden kann noch will. Giebt "es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, so müssen wir "zufrieden sein, schickt es aber Gott anders, so werden meine "Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls ver-

[1] 19. September 1689 (Pauli VII. 74).
[2] 31. Dezember 1694.

"einst zu thun und zu lassen haben mögen."[1] Und so ward Schwiebus zurückgegeben und Oestreich erstattete was Brandenburg an Landesmeliorationen dort ausgelegt, '250,000 Gulden', — und die Hand der Gewalt hatte auf die Weise, sie hoffte schließlich, eine alte lästige Forderung Brandenburgs getilgt. Tilgte die Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer durch das zeitweilige Trugbild eines Geschenkes von Schwiebus. Dies buchstäblich ist der Liegnitz-Jägerndorfische Punkt, und der Leser hat darauf zu merken und ihn in Erinnerung zu behalten, denn er wird noch einmal in der Geschichte erscheinen. Die Hand der Gewalt ist wohl stark: doch eine noch stärkere dürfte vielleicht eines Tages, bei gelegener Zeit, ihre Knöchel fassen und ein Kunststück daran machen.

Die 'eventuelle Erbfolge in Ostfriesland', die vor etwa zehn Jahren dem Großen Kurfürsten vom Reich zugesagt worden war, 'wegen seiner Dienste gegen die Türken und des Schadens, den er durch die Schweden erlitten in der allgemeinen Sache', dieser Schatten von einer Erbfolge, sagte der Kaiser nun, solle nicht länger in Zweifel gesetzt, sondern wirklich bekräftigt und jetzt von Kaisers wegen bestätigt werden, — Wirkung einzutreten, wenn die friesische Linie erlösche. Laßt dies euch einigermaßen trösten für den Verlust von Schwiebus und eurer schlesischen Herzogthümer. Hier in Friesland ist der Schatten von einem kommenden Besitzthum, dort in Schwiebus war der Schatten eines scheidenden: an Trugbildern soll es euch mit nichten fehlen, aber ihre Realitäten giebt die Hand der Gewalt nicht heraus, wie sie auch immer dazu gelangt.

Sein wirklicher Charakter.

Des armen Friedrich's Leben als Kurfürst und König war viel vor der Welt, aber keine öffentliche That von ihm geht uns nunmehr so viel an, wie diese private in Betreff von Schwiebus. Sie ist historisch wichtig und fordert Erinnerung, während des Andern so Vieles bloße Vergessenheit von uns verlangt. Er war ein muthvoller Mann, ging in den Krieg, belagerte Bonn tapfer (Juli—October 1689), hat persönlich Theil genommen an Feldzügen und Belagerungen, — tapfer im Gefecht, besonders königlich in Geduld dabei, — in jenem dritten Kriege Ludwig's XIV., der den Vertrag von Ryswick herbeiführte. Durchaus den ganzen vierten oder spanischen Erbfolgekrieg zeigten seine preußischen Zehntausend, geführt von tüchtigen Generälen, höchlich, von welchem Schrot und Korn sie waren. Zeuge

[1] Wörtlich nach Pauli VII. 150.

davon, Leopold von Anhalt-Dessau (derzeit ein junger Dessauer) auf dem Feld von Blindheim, — Leopold hatte dort den rechten Flügel inne und rettete den Prinz Eugen, der sonst zusammengeschossen worden wäre, indeß Marlborough auf dem linken stürmte und siegte. Zeuge davon, derselbe Dessauer auf dem Feld von Hochstädt, das Jahr vorher,[1] wie er da den Rückzug handhabte. Oder man sehe ihn an der Brücke von Casano (1705), in den Linien von Turin (1706),[2] wo es immer heißen Dienst gab. Bei Malplaquet, in jenen mörderischen, uneinnehmbaren französischen Linien, der blutigsten hartnäckiger Schlachten (über 30,000 auf der Wahlstatt geblieben): die Preußen prahlen, daß sie es waren, die ein gewisses für unwegsam gehaltenes Torfmoor überschritten und die Franzosen in der Flanke faßten, — zur mächtigen Erleichterung Marlborough's und des kleinen Eugen's, seines flinken Cameraden an jenem Tag. Marlborough wußte recht gut den Werth dieser preußischen Völker zu schätzen und verstand es auch, von seiner Majestät zu erschmeicheln, daß sie im Felde blieben.

Er war ein kostspieliger König, umgeben von Ränken, von den Wartenberg's beiderlei Geschlechts, von Strudeln von Intriguen, die, nun da das Spiel aus ist, sehr vergeßbar werden. Aber man findet, daß er ein streng ehrenhafter Mann war, mit einem Ansatz von Schwunghaftigkeit und Großmuth, die zu anderem Adel, als den der Tapezierer verleiht, fähig waren. Er hatte was wir ein hartes Leben nennen müssen, that und litt viel in seiner Zeit und Generation, durchaus nicht auf unredliche und unmannhafte Weise. Im Grund ist er ganz erkennbar ein Hohenzoller, — mit halbzerbrochenem Rückgrat. Der Leser erinnert sich jenes betrübenden Vorfalls: wie die Amme bei einer jener eiligen Reisen, die seine Eltern beständig machten, das arme Kind rückwärts fallen oder sich arg stoßen ließ und es schlimm beschädigte, ja man dachte, sie habe es getödtet durch ihre Unachtsamkeit. Er war noch nicht Erbprinz, war nur zweitgeborner Sohn: aber der Aeltere starb, und Er wurde Kurfürst, König, und mußte ein verwachsenes Rückgrat mit sich herumtragen, — die Verunstaltung zwar nicht so sehr auffallend, obschon unleugbar, — und den Hohenzoller so vorstellen. Ja, wer weiß, ob nicht gerade dieser Stoß und die Halbzerrüttung seines

[1] Varnhagen von Ense: Biographische Denkmale (Berlin 1845) II. 155.

[2] Des weltberühmten Fürstens Leopoldi von Anhalt-Dessau Leben und Thaten (Leipzig 1742, anonym, von einem gewissen Michael Ranfft) S. 53, 61.

Nervensystems, — dieser verdoppelte Wunsch, schön zu sein, und dieser krumme Rücken, der sich aber verbergen und zur Ebenheit herausputzen ließ, — es war, wodurch der arme Herr zuerst auf Gedanken an kostspielige Zierrathen, und an die Königskrone insbesondere, gebracht wurde? Die Geschichte wird in dem Fall der Amme vergeben.

Vielleicht hat die Geschichte überhaupt zuviel bei der Schattenseite dieses kostspieligen Königs verweilt. Toland, als er sein Land betrat, ward vielmehr allenthalben von den Merkmalen guter Verwaltung betroffen. Kaum hat man von Westphalen her die preußische Grenze überschritten, sagt Toland, so machen sich gut gehaltene Straßen, wohlbebaute Felder und ein allgemeiner Anstrich von Betriebsamkeit und Regelmäßigkeit bemerkbar: massive Meilensteine, mit Messing eingefaßt und mit messingner Inschrift, sagen dem Reisenden, wo er sei, auch Wegweiser findet er und die Labung bewohnbarer Wirthshäuser. Die Leute scheinen alle zu thun zu haben, fleißig beschäftigt, Dörfer mäßig reinlich und angestrichen, — bessere Dorfkirchen kann man nicht sehen, neugebaut oder alt, sind sie sämmtlich in frischester Reparatur. Der Abstich gegen Westphalen liegt nahe und ist groß, aber letzteres war freilich ein betrübendes Land für jeden Andern als einen geduldigen Toland, der sich auf den Grund der Erscheinungen versteht. Keine Wirthshäuser dort, außer im wilden Naturzustande. 'Da muß sich der Mensch noch glücklich 'schätzen, wenn er reines Stroh zum Nachtlager antrifft, und 'darf nicht an Betttuch oder Decke denken, laß ihn auch willig 'auf Teller, Gabel oder Tischtuch verzichten, wenn er was zu 'essen kriegen kann.'

'Er muß sich es gefallen lassen, die Kühe, Schweine und 'das Federvieh zu Schlafcameraden zu haben und durch dieselbe 'Oeffnung einzutreten, durch die der Rauch hinausgeht, denn es 'ist kein anderer Auslaß für diesen da, als die Thüre, weshalb 'Fremde zu sagen pflegen: die Westphäler gehen zum Schornstein 'ins Haus hinein.' Und wohl zu merken: 'Daher kommt es 'auch, daß ihr Rindfleisch und Schinken so gut geräuchert ist, 'denn da die Feuerstelle hinten ist, muß der Rauch sich zuvor 'über das ganze Haus ausbreiten, ehe er die Thüre erreicht, 'wodurch inwendig alles grau und schwarz gefärbt wird, ohne daß 'die Hände und Gesichter der geringeren Leute eine Ausnahme 'dabei machten.'[1] Wenn Preußen Westphalen in Schinken nachsteht, so ist es ihm in allen andern Stücken auffallend überlegen.

[1] An Account of the Courts of Prussia and Hanover by Mr. Toland (oben angeführt) S. 4.

Er stiftete Universitäten, dieser arme König, die Hallesche Universität, die königliche Academie zu Berlin mit Leibnitz zum Präsidenten: er focht für den Protestantismus, — that was er konnte für die Sache des Cosmos contra das Chaos, nach seiner Art. Die Pracht seiner Charlottenburge, Oranienburge und zahlreichen Lustschlösser machen Toland fast poetisch. Dabei ein leutseliger gütiger Mann, obschon von jähem Gemüth, sein Wort ihm heilig. Ein Mann, der viel ausgestanden, und bekannt mit dem 'unendlich Kleinen (l'infiniment petit)', wie seine Königin es nannte.

Zwanzigstes Capitel.

Tod des Königs Friedrich I.

Der alte König Friedrich I. hatte nicht viel mehr zu thun in der Welt, nachdem er der Taufe seines Enkels mit gleichem Namen beigewohnt. Sein Insfeldführen oder Senden von Truppen, seine vielfältigen Unterhandlungen, sein feierliches Ceremoniel, seine betrübenden, manchmal 'unter Thränen' vor sich gegangenen Ministerwechsel sind meist zu Ende; der immer kreisende Staubstrudel der Intriguen, dessen Mittelpunkt er fünfundzwanzig Jahre lang gewesen, neigt sich schließlich der ewigen Ruhe zu. Kein Marlborough kommt mehr und überredet ihn mit gewandter Feinheit, — stolz darauf, einem so hohen König bei Gelegenheit als 'Mundschenk aufzuwarten', — zu neuen Truppensendungen für den nächsten Feldzug: wir haben aufgehört, ein eines solchen Mundschenken würdiger König zu sein; und auch Marlborough's Feldzüge sind alle zu Ende.

Vieles ist zu Ende. Zu Utrecht schließen sie den trübseligen Frieden ab. Ludwig XIV. selber ist auf der Neige; gramvoll in eine Ecke geschrumpft, mit seinem Meßbuch und seiner Maintenon; nicht ohne gerechten Schauder auf ein vergebens viermal um eines armen Sterblichen in großer Allongeperücke willen in Brand gestecktes Europa zurückblickend. Glücklich, wenn etwa Meßbuch, orthodoxe Litaneien und selbst protestantische Dragonaden Kraft besitzen können, eine solche Zeche für einen Menschen zu tilgen! Unglückseliger Ludwig: das sonnenhelle Gold ist matt wie Kupfer geworden; wir gingen in Stürmen auf und in Regen-

wolken gehen wir unter. Der Kaiser selber (Karl VI., Leopold's Sohn, Joseph's I. jüngerer Bruder) muß sich dem Utrechter Vertrag fügen: bleibt ihm doch keine Wahl übrig.

Die Engländer, allzeit eine wunderbare Nation, fochten und subsidirten von einem Ende Europa's bis zum andern für die spanische Erbfolgssache; schlugen sich zehn Jahre lang, wie sie sich nie zuvor noch seitdem geschlagen, unter 'Johann Herzog von Marlburg', der bekanntlich 'schlug die Franzosen durch und durch'. Die Franzosen, am Ende völlig geschlagen, und dies nicht ohne heroische Mühe und so edles Talent als je in Diplomatie oder Krieg zu Tage gekommen, sind bereit, in allen Stücken zu willfahren, im Verzichten auf Spanien unter Anderem: — da machen die Engländer auf einmal kehrteuch, mit plötzlichem neuen Gedanken: "Nein, wir wollen unsern Willen doch nicht haben, wir wollen es lieber anders, so wie es vorher war, — nun, da wir es überlegen, nachdem wir so für unsern Willen gefochten!" Und schließen auf diese Bedingungen Frieden, als ob gar kein Krieg gewesen wäre, und bezichtigen ihren großen Marlborough vieler Dinge, darunter des Diebstahls. Eine wunderbare Nation, und in ihrer Continentalpolitik (die freilich hauptsächlich in Subsidien besteht) dreimal wunderbar. Und so wird der Utrechter Vertrag abgeschlossen, welchem der Rastadter, von Seiten Kaisers und Reichs, die ohne Subsidien nichts ausrichten können, folgen muß: und nachdem solche Massen Pulvers verschossen und tapferer Leben hingeopfert worden, ist ein allgemeines Wiezuvor das Resultat, zu dem man gelangt.

Des alten Friedrich's Gesandten tagen mit zu Utrecht, quengelnd und plaidirend unter den Uebrigen; auch zu Berlin geht der Geschäftsgang holpernd seinen Weg: aber was ist dem alten Mann viel gelegen an Geschäften zu Utrecht oder zu Berlin? Scheint es doch, als ob ganz Europa sich verdüstere und in dumpfen Schlaf versinke, — wie nur allzugewiß wir selber in unserer armen königlichen Person. Eine Krone haben wir zu Wege gebracht, und Diamantknöpfe zu 10,000 Thaler das Stück: aber am Ende was ist eine Krone und was sind Knöpfe? — Ich vermuthe, das Geplauder und die singeries der kleinen Wilhelmine, mit der er sich ganze Tage abgab, und gelegentliches Zusprechen an der Wiege eines jungen Fritzchen, das mäßig gedeihet und eines Tages auch Affereien sprechen und üben wird, — sind seine hauptsächlichen Erquickungen in den verlaufenden Tagen. Viel von dieses Friedrich's Leben ist wie Rauch von Feuerwerken aufgegangen, ist traurig verblichen und hat sich

trugbildartig bewiesen. Hier ist ein altes, an der Seite jener Wiege geschriebenes und ein kleines Ereigniß daselbst betreffendes Handbillet von ihm, welchem wir, da es zwei ehrwürdige Correspondenten und ihr siebzehntes Jahrhundert mit einem großen Phänomen des achtzehnten verknüpft, hier ein Plätzchen geben wollen. Der alte König schreibt an seine ältere Schwiegermutter, die bekannte Kurfürstin Sophia von Hannover, wie folgt:

'Charlottenburg, den 30. August 1712.

'Ew. Churf. Durchlaucht werden Sich zweifelsohne mit uns er-'freuen, daß der kleine Printz Fritz nuhnmero 6 Zehne hat und ohne 'die incommoditet. Daraus kann man auch die predestination sehen, 'daß alle seine Brüder haben daran sterben müssen' (also nicht am Kanonengeknall und schweren Gewicht des Kopfputzes, meinen Ew. Majestät? Das wäre freilich ein schmerzlicher Gedanke!); 'dieser aber be-'kommt sie ohne Mühe wie seine Schwester. Gott erhalte ihn uns noch 'lange zum trohst, in dessen Schutz ich dieselbe ergebe und lebenslang 'verbleibe,

'Ew. Churf. Durchl. gehorsamster Diener
'und treuer Sohn,
'Friderich R.'[1]

Eines von Friedrich Rex seinen schlimmsten Abenteuern war sein spätestes, welches vor fünf oder sechs Jahren (1708) anhub und nun nicht mehr fern vom Ausgang ist. Er war Wittwer, von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, nahe an den funfzigen: seine schöne geistreiche "Serena", mit all ihren Theologien, Tabacksprisenkrönungen und übrigen irdischen Plagen, war todt, und die Aufgabe, das Hohenzollerngeschlecht fortzupflanzen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm überkommen, sah man als in guten Händen an. Seine Majestät Friedrich mit dem schwachen Rücken hatte sich im Jahre 1708 nach Karlsbad begeben, um den Gesundbrunnen zu trinken und seine schwachen Nerven ein wenig auszubessern. Hier, bei vertraulichen Spaziergängen, ward ihm von einem fuchsschwänzerischen Höfling eingegeben, ward ihm vorgestellt, daß es mit der Aufgabe der Fortpflanzung des Hohenzollerngeschlechts in den gegenwärtigen guten Händen nicht zum besten stünde: daß Sophie Dorothea, die Kronprinzessin, bereits zwei königliche Kinder geboren, die alsbald wieder gestorben; daß in der That von den Aerzten, wenn auch nicht gerade von ihren Worten, doch von ihren Blicken und behut-

[1] Preuß: Friedrich der Große (Historische Skizze, Berlin, 1838), S. 380.

samen Winken, zu entnehmen sei, Sophie Dorothea, die Kronprinzessin, werde niemals einen lebensfähigen Prinzen zur Welt bringen: bewußte Aufgabe scheine folglich wieder an Seine Majestät zurückzufallen, falls Seine Majestät nicht etwa unüberwindlich dagegen eingenommen? Seine Majestät war nicht unüberwindlich dagegen eingenommen. Die alte Majestät gab dem süßen Flüsterer Gehör und mußte schlimm genug dafür büßen.

Es fand sich auch bald eine Prinzessin, die man zur Braut wählte, die vierundzwanzigjährige Prinzeß Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin: diese ehelichte der König und führte sie heim nach Berlin in aller Herrlichkeit; — aber Gutes kam für Niemanden mit ihr. Sie brachte nicht nur dem armen alten Mann keine Kinder, ein Fehler, der sich gegenüber Sophie Dorothea's gutem Erfolg übersehen ließ, sondern sie brachte vielmehr eine zänkische, schwache und dünkelhafte Weiberlaune; fand seine Religion heterodox, indem er reformirt und vielleicht sogar lax-reformirt, sie lutherisch, wie die preußische Nation, und orthodox bis an die Fingerspitzen war: — völlig heterodox, bis auf einen die Seligkeit unmöglich machenden Grad; — und es entstanden Zeiten am berliner Hof, dergleichen man noch nicht erlebt hatte! "Seligkeit unmöglich, sagt meine Liebste? Ha! — Und eine unschuldige Hofmaskerade oder soirée dansante sei sündhaft in den Augen Gottes und der Königin? Und wir seien durchaus Kinder des Zornes und ein leichtfertig Geschlecht; und die Königin würde uns sammt und sonders zur Hölle fahren sehen —!" —

Das End vom Lied war, Seine Majestät, in trüben einsamen Tagen und Nächten, bereuete bitterlich seine Heirath mit einer solchen Dominikanerin; ward ihr gänzlich entfremdet, indeß die arme Dominikanerin es ihm auf ihre Weise vergalt, — lebte nämlich abgeschlossen in ihren Gemächern, von Orthodoxie, Eifersucht und anderer schlechter Kost zehrend; bis sie zuletzt völlig wahnsinnig wurde, und außer der nöthigen ärztlichen und sonstigen Bedienung sah oder erwähnte sie kein Mensch in Berlin. War das ein froher Ausgang eines solchen Abenteuers für den armen alten kostspieligen Herrn? Er suchte die bittere Kost, die er sich selbst bereitet hatte, im Stillen zu verdauen; dachte aber wohl oft bei sich: Was hab ich nicht für Koth gegessen!

So steht es damit im Schloß zu Berlin zur Zeit, da der kleine Friedrich, welcher dereinst der Große heißen wird, in die Welt kam. Die Lebensgewohnheiten des kostspieligen Königs, wann er aufstand, wie er sich ankleidete u. s. w., das ist alles

ausführlich bei Pöllnitz[1] zu finden; wir lassen es aber, aus Barmherzigkeit für den Leser, alles hier fehlen. Selbst beim närrischen Pöllnitz wird ein richtiges Auge herausfinden, daß dieser rückenschwache, schwerbelastete alte König von menschlichem und gerechtem Sinne war; Würde in seinem Wesen hatte, Fassung, Geduld besaß; und obgleich hitzig von Gemüth wie alle Hohenzollern, sich stets als ein feingesitteter Mann bewies und seinen hochgelegenen einsamen Weg entlang wankte, mit nichten auf unmannhafte Weise. Wären nicht seine Nerven durch jenen Fall in der Kindheit in Unordnung gerathen, wer weiß, ob wir nicht Besseres von ihm zu berichten gehabt hätten, als daß er keine Kosten gescheut hat in dieser Welt!

Seine letzte Scene, Datum Februar 1713, ist der tragische Schluß jenes schönen karlsbader Abenteuers der zweiten Ehe, — eigentlich dritten Ehe, wiewohl man die erste, vor "Serena", leicht vergißt, indem sie kurz dauerte und nur eine Tochter zur Frucht hatte, welche, außer durch Zufall, nicht denkwürdig ist. Diese dritte Ehe, die ihm so vielen Kummer gebracht, gab zuletzt gar dem alten Mann seinen Tod. Denn eines Morgens in den frostigen Februartagen des Jahres 1713 saß er, schwach von Nerven wie gewöhnlich, aber nichts besonderes Schlimmes ahnend, in seinem Gemach, als plötzlich mit schrecklichem Gerassel die Glasthür seines Zimmers zu Stücken splitterte, und hereinstürzte — blutig und mit aufgelösten Haaren, die schicksalsvolle "Weiße Frau", die, nach uralter Sage, im Schloß zu Berlin umgeht und den königlichen Bewohnern ihren Tod ansagt. Die Majestät ward ohnmächtig: "Weiße Frau? nicht doch, Ew. Majestät!" — Nicht die; aber freilich noch etwas Schlimmeres beinahe. — — Die wahnsinnige Königin, in ihren Gemächern, halb oder viertel angekleidet, war jenen Tag von ungewöhnlicher Orthodoxie oder ungewöhnlicher Eifersucht besessen worden. Ihre Gelegenheit ablauernd, war sie im äußersten Negligée auf den Gang geschlüpft, und wie ein wildes Reh nach Seiner Majestät Gemächer, wie eine Katapulte durch Seiner Majestät Glasthür geschossen, und erschien da, wie wir sahen, — in Unterrock und Hemd, mit strömenden Haaren, funkelnden Augen, blutigen Armen und was noch sonst dazu gehört. O Himmel, wer könnte lachen? Königen und allen Menschen sind wir Thränen schuldig.

[1] Pöllnitz: Memoiren zur Lebens- und Regierungs-Geschichte der vier letzten Regenten des preußischen Staats (Berlin, 1791). Ein vagues, ungenaues, jedoch nicht ganz unbelehrendes Buch: Auch französisch, in welcher Sprache das Original geschrieben, herausgegeben, Druckort und Jahr dieselben.

Es war tiefes Elend; "Sünde und Elend", wie Calvin richtig sagt, tief genug auf beiden Seiten! Der arme alte König ward zu Bett gebracht, und er ist niemals wieder aufgestanden; er starb wenige Tage darauf. Man hätte hoffen mögen, daß auch das Todesdatum der Weißen Frau nicht sehr fern sei; aber sie lebte in ihrem betrübten Zustande noch vierzig Jahre länger.

Des alten Königs Friedrich Todestag war am 25. Februar 1713, da der bewußtlose kleine Enkel in seinem vierzehnten Monat stand; zu dem wir, nach dieser langen Reise um die Welt, nun gern zurückkehren.

*** Zu des Lesers Gedächtnißerfrischung über diese zwölf hohenzollerischen Kurfürsten folgt hier ein fortlaufendes Verzeichniß derselben mit kurzen Erinnerungen hier und da.

Die zwölf hohenzollerischen Kurfürsten.

1. **Friedrich I.** (als Burggraf Friedrich VI.): geb., wird vermuthet, 1372 (Rentsch S. 350); Regierungsantritt 18. April 1417; gest. 21. September 1440. War 1412 als Statthalter nach Brandenburg gekommen. Die Quitzow's und Faule Grete.

2. **Friedrich II.**: 19. November 1413, 21. September 1440, 10. Februar 1472. Friedrich Eisenzahn zügelt die berliner Bürger. Sprach polnisch, sollte polnischer König werden. Kanonenschuß bei Tisch erschüttert seine Nerven so sehr, daß er abdankt und bald stirbt. Johannes Alchymista sein Aelterbruder, Albrecht Achilles sein jüngerer.

3. **Albrecht** (Achilles): 24. November 1414, 10. Februar 1471, 11. März 1486. Dritter Sohn Friedrich's I.; Stammvater in gerader Linie von all den Uebrigen.

   Sein ältester Sohn, Johannes Cicero, folgt als Kurfürst; ein jüngerer Sohn, Friedrich (von einer anderen Mutter), erhielt Culmbach und erzeugte die Aeltere Linie dort (s. Genealogisches Diagramm S. 300).

4. **Johannes** (Cicero): 2. August 1455, 11. März 1486, 9. Januar 1499. Johannes der (leiblich) Große. Friedrich von Culmbach älterer (Halb-) Bruder.

5. **Joachim I.**: 21. Februar 1484, 9. Januar 1499, 11. Juli 1535. Laut in den Reformationszeiten; erklärt sich schließlich peremptorisch für die conservative Seite. Gemahlin (Schwester Christian's **II.** von Dänemark) läuft von ihm.

   Jüngerer Bruder Albrecht Kurmainz, den Hutten feiert: geb. 1490; Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt 1513, von Mainz 1514; gest. 1545: brachte Tetzel und den Ablaßkram in Gang.

6. **Joachim II.** (Hector): 9. Januar 1505, 11. Juli 1535, 3. Januar 1571. Schwert einmal gegen Alba gezogen. Erbverbrüderung mit Liegnitz. Treppe zu Grimnitz. Ein gewichtiger, fleißiger Kurfürst.

   Erklärte sich protestantisch 1539. Gemahlin war Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, Luther's "Wenn es Herzog George regnete". — Johann von Cüstrin war ein jüngerer Bruder von ihm: starb zehn Tage nach Joachim; hinterließ keinen Sohn.

7. **Johann Georg**: 11. September 1525, 3. Januar 1571, 8. Januar 1598. Kanonenschuß bei der Belagerung von Wittenberg auf Kaiser Karl und ihn. Geraischer Vertrag.

Heirathete eines schlesischen Herzogs von Liegnitz Tochter (Ergebniß der Erbverbrüderung dorten, — oben S. 224). Hatte dreiundzwanzig Kinder. Er war es, an den Baireuth und Ansbach heimfielen: er übertrug sie auf seine zweiten und dritten Söhne, Christian und Joachim Ernst; Begründer der Neuen Linie von Baireuth und Ansbach (s. genealogisches Diagramm S. 300).

8. **Joachim Friedrich**: 27. Januar 1546, 8. Januar 1598, 18. Juli 1608. Zuerst Erzbischof von Magdeburg, — damit die Stelle besetzt bleibe. Joachimsthaler Schule im alten Schloß zu Grimnitz. Hält sein Auge auf Preußen, das der Erledigung nahe ist.

Zwei seiner jüngeren Söhne, Johann Georg (1577 — 1624), dem er Jägerndorf gab, und jener Erzbischof von Magdeburg, der bei Tilly's Sturm zugegen war, litten Schiffbruch im dreißigjährigen Krieg; — nicht ohne Ergebnisse im jägerndorfischen Fall.

9. **Johann Sigismund**: 8. November 1572, 18. Juli 1608, 23. December 1619. Preußen: Kleve; Ohrfeige an Neuburg.

10. **Georg Wilhelm**: 3. November 1595, 22. November 1619, 21. November 1640. Der Unglückliche des dreißigjährigen Krieges. "Que faire, ils ont des canons!"

11. **Friedrich Wilhelm**: 6. Februar 1620, 21. November 1640, 29. April 1688. Der Große Kurfürst.

12. **Friedrich III.**: 1. Juli 1657, 29. April 1688, 25. Februar 1713. Erster König (18. Januar 1701).

Genealogisches Diagramm: Die zwei culmbachischen Linien.

3ter Kurfürst (1471 — 1486):

Albrecht Achilles.

Aeltere culmbachische Linie.

Friedrich, zweiter Sohn des Kurfürsten Albrecht Achilles, jüngerer Bruder von Johannes Cicero, erhielt Culmbach: Ansbach zuerst, sodann Baireuth beim Ableben eines jüngeren Bruders. Geboren 1460; erhielt Ansbach 1486, Baireuth 1495; folgte Max in seinem venetianischen Feldzuge; ward blödsinnig 1515; † 1536. Hatte eine polnische Gemahlin, von der Interessen sowohl in Ungarn als in Polen für seine Kinder herrühren. Friedrich hatte drei namhafte Söhne:

1. Casimir, der Baireuth erhielt (1515): geb. 1481, † 1527. Sehr wütherisch im Bauernkrieg.	2. Georg der Fromme, der Ansbach erhielt (1515): geb. 1484, † 1543; erwarb Jägerndorf durch Kauf von seiner Mutter ungarischer Verwandtschaft 1524. Protestantisch erklärt 1528, und macht fortan eine ehrenhafte Figur in den Geschichten. Der Georg von Kaiser Karl's "Nit-Kop-ab." Ein Sohn.	3. Albrecht: geb. 1490; Hochmeister des Deutschordens, 1511; erklärt sich protestantisch und Herzog von Preußen, 1525; † 1568.
Albrecht Alcibiades: ein Mann, der zu seiner Zeit viel Aufsehen gemacht (1522–1551); niemals verehlicht. Zwei Schwestern, bei Einer von welchen er zuletzt Obdach nahm; kein Bruder.	Georg Friedrich: geb. 1539; ging Preußen zu administriren, als der dortige Vetter incompetent geworden; † 1603. Erbe seines Vaters in Ansbach und Jägerndorf, desgleichen seines Vetters Alcibiades in Baireuth. War unmündig hinterlassen worden (als vierjähriger Knabe, wie der Leser sieht); Alcibiades sein Vormund auf eine kurze Weile, woraus große Schwierigkeiten erwuchsen, und ungerechter Ruin würde daraus erwachsen sein, wäre nicht Kurfürst Joachim I. hülfreich und kräftig für ihn eingestanden. Georg Friedrich kam zuletzt in Besitz seiner meisten Lande: Ansbach und Baireuth ungeschmälert, auch Jägerndorf, außer daß Ratibor und Oppeln stark benagt waren von den kaiserlichen Chicanerien dort zu Land. † 1603, kinderlos; — worauf seine sämmtlichen Lande der brandenburgischen Hauptlinie anheim fielen, nämlich an Johann Georg dem siebenten Kurfürst oder dessen Stellvertretern, nach dem geraischen Vertrag; und die 'Aeltere culmbachische Linie' war dergestalt erloschen.	Ein Sohn, Albrecht Friedrich: geb. 1553; folgt als Herzog 1568, für melancholisch erklärt 1573; † 1618. Sein Vetter Georg Friedrich administrirte für ihn bis 1603, alsdann Joachim Friedrich, und dann, letztens, Joachim Friedrich's Sohn, Johann Sigismund, der neunte Kurfürst. Hatte die Erbin von Kleve geheirathet (woraus eine berühmte klevische Controverse später erwuchs). Kein Sohn; viele Töchter, deren eine dem Kurfürst Johann Sigismund vermählt war; von dieser kam das bestrittene klevische Eigenthum.

7ter Kurfürst (1571 — 1598):

Johann Georg.

Jüngere culmbachische Linie.

Kurfürst Johann Georg übertrug Baireuth und Ansbach auf zwei seiner jüngeren Söhne, welche Begründer der 'Jüngeren culmbachischen Linie' (gespaltene Linie oder Linienpaar). Jägerndorf behielt der neue Kurfürst, Joachim Friedrich; gab es einem seiner jüngeren Söhne. Hier sind die zwei neuen Stammväter in Baireuth und Ansbach, und einige Andeutungen ihrer 'Linien', so weit dies für jetzt von Belang für uns ist.

Baireuth.

(1) Christian, zweiter Sohn des Kurfürsten Johann Georg: geb. 1581, erhielt Baireuth 1603, † 1605. Ein ausgezeichneter Regent in seiner Sphäre. Hatte zwei Söhne; der ältere starb vor ihm, hinterließ aber einen Sohn, Christian Ernst; der (2) succedirte, und (3) dessen Sohn, Georg Wilhelm: 1644, 1655, 1712; 1678, 1712, 1726 (sind Geburt, Regierungsantritt, Ende dieser Zwei); wovon der letzte keinen Sohn hatte, der bei Leben blieb.

Worauf die Nachkommenschaft von Christian's zweitem Sohne succedirte, welcher zweite Sohn Christian's uns in zweierlei Weisen bemerkenswerth ist:

Erstens ist er, Georg Albrecht, Markgraf von Culmbach, der unerforschliche 'Marquis de Lulenbach' jener Bromleyischen Briefe (Antea S. 233 Anm. Die Erklärer mögen Trost schöpfen!):

Zweitens und besser stammt von ihm der Gemahl unserer kleinen Wilhelmine ab, — wie nachher erklärt werden wird. Sein Enkel (4) succedirte in Baireuth, Georg Friedrich Karl (1688, 1726, 1735), Vater von Wilhelmine's Gemahl. Nach ihm (5) sein Sohn Friedrich (1711, 1735, 1763), Wilhelmine's Gemahl, der (1763) nur eine Tochter hinterließ, worauf Baireuth an Ansbach fiel, 1769, nachdem ein alter Onkel (6) kinderlos ebenfalls gestorben war.

Sechs baireuthische Markgrafen dieser Linie; fünf Generationen: und dann an Ansbach, im Jahre 1769.

Ansbach.

(1) Joachim Ernst, dritter Sohn des Kurfürsten Johann Georg: geb. 1583, erhielt Ansbach 1603, † 1625. Hatte militairische Tendenzen, Erfahrungen; hatte kein Glück als Feldherr der Evangelischen Union (1619 bis 1620), als der Winterkönig zu Tage kam und der dreißigjährige Krieg mit ihm. Hinterließ zwei Söhne, wovon der ältere (2), Friedrich, dem Namen nach Souverain, erst achtzehn Jahr alt, in der Schlacht von Nördlingen (schlimmste Schlacht des dreißigjährigen Krieges, 1737) blieb, worauf der jüngere davon (3), Albrecht, succedirte (1620, 1634, 1667), und sein Sohn (4), Johann Friedrich (1654, 1667, 1686), und (5, 6, 7) nicht weniger als drei Enkel, — Kinder meistens, obschon "Souverain" betitelt, — in paralleler Art (Christian Albrecht, 1675, 1686, 1692; Georg Friedrich, 1678, 1692, 1703; Wilhelm Friedrich, 1685, 1703, 1723). Zwei kleine Punkte auch hier bemerkenswerth, und kein dritter:

Erstens, daß eine der Enkelinnen, rechte Schwester des Letzten, Halbschwester der zwei vorherigen, dieser drei parallelen Figuren, — Königin Karoline, Georg's II. Gemahlin, die noch im Rufe bei uns steht, war.

Zweitens, daß der jüngste der besagten drei Enkel, Königin Karoline's rechter Bruder, einen Sohn, damals minderjährig, hinterließ, der volljährig (8) wurde, und eine Schwester unserer lieben kleinen Wilhelmine ehelichte, von der wir hören werden (Karl Wilhelm Friedrich, 1712, 1723, 1757): ein unerheblicher Markgraf übrigens. Sein und ihr Sohn war es (9), Christian Friedrich Karl Alexander (1736, 1757, 1806), der Baireuth erbte, Schauspielerin Clairon, Lady Craven, erbte und zu Hammersmith der Geschichte ein Ende machte.

Neun ansbachische Markgrafen; in fünf Generationen: Ende 1806.

Viertes Buch.

Friedrich's Lehrjahre, erste Stufe.

1713—1723.

Erstes Capitel.

Kindheit: Zwiefaches Erziehungs-Element.

Friedrich's Kindheit, wieviel wir auch darüber gelesen, enthält nicht viel, dessen Meldung ein fremdes Publikum ansprechen dürfte; vielleicht überhaupt nicht viel des Wißbaren, das wissenswerth wäre. An Büchern, die ausdrücklich davon handeln, und Büchern über Friedrich Wilhelm's Hof und Geschichte, in denen der Gegenstand stets viel Raum einnimmt, fehlt es allerdings nicht: sie gehören aber meist zu der traurigen Gattung, die uns mit Mühe und Schwierigkeit nichts lehren. Bücher, verfaßt von Pedanten und finstern Personen unter dem Namen Menschen, die sich nicht mit Dingen, sondern, in endloser Länge, mit den äußern Hülsen von Dingen abgeben: dabei von beispielloser Verwirrung; — geben nicht einmal ein Register; zu dem armen Halb-Metzlein Löschkohlen, das unter diesen Wagenvoll Asche versteckt liegt, ist kein Sieb gestattet! Bücher, die wirklich danach sind, den Geist mit Staubwirbelwind zu erfüllen, — wenn der Geist sie nicht stracks wieder von sich bliese, was auch geschieht. Reden wir nicht von diesen. Selten ist einem so wunderlichen Phänomen schlimmere Behandlung von der Dryasdustgattung zu Theil geworden.

Unter diesen Büchern, die Friedrich's Kindheit berühren und von seines Vaters Hofe handeln, ist kaum über ein einziges, das wir als echt menschlich charakterisiren möchten: das Buch, welches seine kleine Schwester Wilhelmine schrieb, als sie groß wurde und zur Kenntniß Gutes und Böses kam;[1] — und dieses, von was für flüchtiger ungewisser Art es ist, ist der Welt zum Theil bekannt. Jedoch ist es ein menschliches Buch, kein pedantisches: hier ist eine gellende weibliche Seele mit gespanntestem Ernst geschäftig, sehend und uns lehrend zu sehen. Wir finden es ein

[1] Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine de Prusse, Margrave de Bareith (Brunswick, Paris et Londres, 1812). 2 Bde. 8.

wahrhaftiges Buch, mit Herz, Auge und Verständniß verfaßt; — von einer Wahrhaftigkeit, die tiefer ist als jene oberflächliche. Voller Irrthümer ist es freilich und übertreibt entsetzlich, auf seine gellende weibliche Weise; aber es ist erhaben über die Absicht, hinter das Licht zu führen: ziehe den nöthigen Subtrahend ab, — sage etwa fünfundzwanzig Prozent oder in äußersten Fällen sogar fünfundsiebzig Prozent, — und du erhältst irgend ein menschliches Bild glaubbarer Wirklichkeiten von Wilhelminen. Praktisch ist sie eigentlich unsere einzige Hülfsquelle bei diesem Gegenstand. Ueber den seltsamen König Friedrich Wilhelm und seinen seltsamen Hof, wo ein solcher Erbprinz aufwächst, ist kein wirkliches Licht zu erhalten, als was Wilhelmine gewährt, — oder womit sie die finstern Bücher Anderer erleuchtet, daß sie ebenfalls Einiges gewähren. Denn auch dies ist ein Ergebniß, das man ihr, nach langem Forschen, hier und da verdankt. Mit einer so flackernden Wachskerze über Friedrich's Kindheit gehalten, — und die übrigen schmutzigen Talglichter sämmtlich in unerträglichem Geruch ausgehend, — urtheile man, ob unser Erfolg sehr triumphirend sein kann!

Wir bemerken, das kleine Geschöpf hat viel von der Natur empfangen; nicht nur die große Arena, sondern auch schöne innere Gaben, denn er ist in mehr als einem Sinne wohlgeboren, — und daß sich in seiner Erziehung zwei ganz verschiedene Elemente vorfinden: ein deutsches und ein französisches. Dies ist vielleicht die Haupteigenthümlichkeit, die noch am ersten umfassende Berücksichtigung verdient, so weit unsere Mittel es erlauben.

Erstes Erziehungs-Element, das französische.

Seine Wärterinnen, Gouvernantinnen, gleichzeitige und aufeinanderfolgende, meist französischer Herkunft, stehen in den preußischen Büchern gebührlich aufgezeichnet und werden von den Preußen pflichtmäßig in Andenken erhalten, dürfen aber von uns hier nur als Gruppe und in allgemeinen Zügen behandelt werden. Er hatte eine Frau von Kamecke zur Obergouvernantin, — die Dame, deren Namen Wilhelmine in ihren bekannten 'Memoiren' immer Kamken schreibt, und von welcher nichts erinnerlich ist, als was in jenem Buche von ihr geplaudert wird. Unter ihr stand, als eigentliche Aufseherin, Sous-gouvernante und Quasi-Mutter, die Dame de Roucoulles, eine wichtigere Person für uns hier. Dame de Roucoulles, gewesene de Montbail, dieselbe ehrbare Edikt-von-Nantes-Französin, die vor fünfundzwanzig Jahren desgleichen Amtes bei Friedrich Wilhelm gewartet hatte; ein Umstand, der günstig spricht für ihre damaligen

Leistungen in diesem Fache. Sie hatte ihre erste Auflage eines preußischen Prinzen zur Zufriedenheit ausgeführt, und zwar nicht ohne schwierige Zufälle und Wunderlichkeiten, wie wir bereits gehört haben: von letzteren blieb sie verschont bei dieser ihrer zweiten Auflage (so darf man es wohl nennen); eine zweite und in allerlei Weise eine verbesserte. Der junge Fritz verschluckte keine Schuhschnallen, stürzte sich zu keinem Fenster hinaus, mit den Händen festhängend, und that überhaupt nichts Stürmisches oder sonst Erhebliches in seiner Kindheitsgeschichte, deren Lauf im Ganzen eben war und zu ihrem Glück jenseits der Sehweite des Gerüchts verfließt. Der Knabe, wird gemeldet und ist auch leicht zu glauben, war von einer ausnehmenden Lebendigkeit, schnell im Auffassen der Dinge und anmuthig im Anknüpfen von Beziehungen zu ihnen. Ein überaus hübscher lebensvoller kleiner Knabe, mit Augen, mit Geist und Wesen von ungemeinem Glanze, — nur daß er weniger Lust zur Soldaterei merken läßt, als das väterliche Gemüth gerne hätte, und andere Dinge in der Welt ganz ebenso bemerkenswürdig zu finden scheint, als laute Trommeln und steife Kerle in Reih und Glied. Dazu ist er mitunter ein wenig kränklich und erfordert Sorgfalt von seinen Wärterinnen, auf welche die verständige Roucoulles ein wachsames Auge haben muß.

Ueber diese ehrbare Madame de Roucoulles habe ich, wenigstens sieben mal, gelesen, was die preußischen Bücher Biographisches von ihr zu berichten haben, aber dieses ist immer in ihrem langweiligen Grabsteinstyle gegeben, hat auch außerdem an sich fast keine Bedeutung, und ich, — ach ich habe es noch immer nicht so recht im Gedächtniß behalten. Sie war aus der Normandie, von adligem Geblüt, niemals sehr begütert, protestantisch in den Edict-von-Nantes-Zeiten, und mußte landesflüchtig werden als junge Wittwe, mit Tochter und Schwiegermutter an ihr hängend, sämmtlich fast ohne Pfennig. Aber am Berliner Hof, nach dortigem Brauch bei dergleichen traurigen Fällen, nahm man sie freundlich auf und sorgte für sie in ihrem neuen Vaterlande. Die Königin Sophie Charlotte liebte ihren Umgang, und da sie ihr Wesen besonnen und verständig, auch ihre Manieren angemessen fand, so hatte sie ihr die Aufsicht über Friedrich Wilhelm anvertraut. Sie war damals Madame de Montbail, Wittwe, wie gesagt, später heirathete sie ihren Landsmann Roucoulles, einen adligen Refugié, der, wie so Viele Seinesgleichen, Dienst in der preußischen Armee genommen hatte. Sie war abermals Wittwe, Madame de Roucoulles, ihre Tochter Montbail noch immer bei ihr, als der erkenntliche,

verständige Sinn Friedrich Wilhelm's, wie wir sehen, ihr abermals Zutrauen schenkte, — und so ist ihr die Ehre zu Theil geworden, Friedrich den Großen während der ersten sieben Jahre seines Lebens zu regieren. Die ehrbare Dame, sie beaufsichtigte seine Wärterinnen, Breischüsselchen, — 'Biersuppe und Brot', sagt er selbst einmal, war seine hauptsächliche Nahrung als Kind, — seine Biersuppen, Staatsröckchen, seine ersten Versuche im Laufen und dann auch seine Bischen Verstandes- und Sittensdinge, seine Sprechanfänge, Benehmensweise und geistige Entwicklung, und that ihr Amt ohne Zweifel ganz redlich.

Wilhelmine erwähnt ihrer zu einer späteren Zeit, und wir erblicken da diese selbe Roucoulles, wie sie 'mit nur einem Zahn im Munde' (bildlich gesprochen) unter dem königlichen jungen Volk umhergleitet und, nach Prinzeß Wilhelmine's Meinung, ein wenig dem Klatschen ergeben ist. Alt und greis nun geworden, die arme Dame, und erschrecklich langweilig, wenn sie auf Hannover zu sprechen kommt und auf ihre und der Königin Sophie Charlotte Erlebnisse an jenem splendiden Hof unter Gentleman Ernst. Hüte sich vor dem Thema, wem die Ruhe lieb ist![1] — Sie hat ganz sicher die Aufsicht über das Kind Fritzchen während seiner ersten sieben Jahre geführt, den Ruhm kann ihr keiner nehmen. Und auch ihr Zögling, wie man mit Vergnügen gewahrt, hat sich stets dankbar für ihre damaligen Dienste bewiesen. Wöchentlich einmal, wenn er, in seiner Jugendzeit, in Berlin war, erschien er sicher bei Frau von Roucoulles' Soirée und blickte und sagte seiner "chère maman", wie er sie zu nennen pflegte, und ihrer respectablen kleinen Gesellschaft allerlei Angenehmes. Von anderen handgreiflicheren Aufmerksamkeiten nicht zu reden.

Roucoulles und die übrigen Weiber, Französinnen meistens, unter denen der aufkeimende Fritz sich nun befand, scheinen, so gut sich erwarten ließ, gethan zu haben, was an ihnen lag. Ehrbare Edict-von-Nantes-Französinnen, mit hohen Hauben, gespreizten Reifröcken, ein klares, correctes, aber etwas dürftiges Geschlecht, enggeschnürt und hochfrisirt in Geist und Leib. Kein sehr fruchtbares Element für eine junge Seele: nicht sehr viel an stillem Frommsinn darin, und vielleicht an lautem Frommsinn mehr als im Verhältniß hinlänglich. Ein auf sogenannten 'aufgeklärten Protestantismus', auf 'Gedankenfreiheit' und was dem mehr ist, fußendes Element, das leicht redselig und allzu selbstbewußt wird, und überhaupt eher zur Verachtung des Fal-

[1] Obenangeführte Mémoires.

schen, als zu einer tiefen oder sehr wirksamen Erkenntniß des Wahren führt.

Es ist aber wiederum in manchem andern wichtigen Betracht ein helles und reines Element. Zum mindesten werden dem armen Knaben keine bewußten Halblügen und freiwillige Gleisnereien gelehrt: Ehre, Klarheit, Wahrheit im Wort wenigstens, ein anständiges, würdevolles Benehmen, mancherlei dünne gute Dinge werden ehrlich eingeprägt und exemplificirt, und es wird auch nichts Schlimmes, Ungefälliges oder Verdächtiges zugelassen, wenn es als solches erkannt ist. Das Element hätte schlimmer sein können und man muß dankbar dafür sein. Fritz trägt sein ganzes Leben hindurch tiefe Spuren dieser französisch-protestantischen Keimung an sich: — ein mächtiger, weit auszweigender königlicher Baum zuletzt, aber ein so kleines und biegsames Reis einstmals, wie irgend einer von uns!

Die gute alte Dame de Roucoulles ward gerade alt genug, um seine Thronbesteigung zu erleben, bei welchem großen Vorgang und fortwährend nachher, wie früher, er ihr auf allerlei graziöse und nützliche Weise seine Dankbarkeit und aufrichtige Liebe für sie und die Ihrigen zu erkennen gab. Theeservice, Geschenke geschliffenen Glases und anderer Dinge, mit für die alte Dame noch kostbareren Briefen, waren von jeher zu bestimmten Zeiten eingelaufen: und eins seiner ersten Geschenke als König war eine anständige Versorgung für Montbail, die ältliche Tochter dieser armen alten Roucoulles,[1] die eben so zu sagen ihr Dimittas noch auf fröhliche und fromme Weise sang. Denn sie sah nun (im Jahre 1740) ihren kleinen Zögling zum glänzenden Mann und König herangewachsen, einem König, der zumal soeben in den Krieg gezogen war, während sich ganz Europa wundernd fragte, was daraus werden würde. Sie aber, als die Sachen so standen, schloß fromm ihre armen alten Augen, in fremdem Lande, fern von ihrer heimathlichen Normandie, und

[1] Preuß: Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte (5 Bde. Berlin 1832—1834), V. (Urkundenbuch S. 4). Oeuvres de Frédéric (Herausgabe desselben Preuß, Berlin 1846—1850 2c.) XVI. 184, 191. — Der Herr Doktor J. D. E. Preuß, 'Historiograph von Brandenburg', seit fünfundzwanzig Jahren mit Studien über Friedrich, und seit mehr als einem Dutzend Jahren fleißig mit der Herausgabe der Oeuvres de Frédéric beschäftigt, — hat, außer der oben angeführten Lebensgeschichte, noch drei oder vier kleinere Bücher unter nicht sehr bestimmt verschiedenen Titeln über denselben Gegenstand. Ein verdienstvoller exacter Mann, vertraut mit den äußeren Umständen von Friedrich's Biographie, wie Wenige je gewesen oder sein werden. Wo wir hier 'Lebensgeschichte', ohne weitern Titel, anführen, ist immer obige darunter verstanden, und unter 'Oeuvres de Frédéric' die von Preuß, wenn nicht anders angegeben.

hat nicht weiter gesehen, was daraus geworden ist. Die gute alte Dame, ich habe, wie bemerkt, siebenmal was sich als biographische Auskunft über sie ausgiebt gelesen, habe es aber siebenmal (durch die Gunst des Himmels, glaube ich, zum Theil) meist wieder vergessen, und möchte keinem Leser, ohne besondere Ursache, eine gleiche Plage zumuthen. Um eine werthvolle Sache im Gedächtniß zu bewahren, wie viele werthlose muß man zu vergessen verstehen!

Von dieser Edict-von-Nantes-Umgebung, welche unserm jungen Fritz seine erste Unterweisung in menschlicher Gesittung ertheilte, — einem artigen, gescheidten Bürschlein, wie wir hoffen und vernehmen, — lernte er auch seine Bischen Gedanken, Empfindungen und sein kindisch Geschwätz in Französisch einkleiden. Lernte sprechen und auch, was wichtiger ist, denken im französischen Dialect, der auch außerdem im Palast einheimisch war und seine zweite Muttersprache ward. Kein übler Dialect, aber auch keiner der besten. Sehr mager und seicht, wenn auch sehr klar und bequem, gar Manches im armen Fritz unausgedrückt, ungedacht und ungeübt lassend, das anders im Verlauf seines Lebens hätte wirksam werden können. Er lernte vermuthlich bei Zeiten lesen, lernte aber weder damals noch nachher richtig schreiben. Er schreibt in der That schrecklich unrichtig bei seinem ersten Erscheinen auf der Schriftbühne, wie wir bald sehen werden, und blieb bis zu Ende einer der Unorthographen seiner Zeit. Ein Umstand, den ich mir nie recht erklären konnte und der Erforschung des Lesers anheimstelle.

Von allerhand Quellen, — von der niedern Dienerschaft, von preußischen Beamten, von der königlichen Majestät selber, wenn nicht in Gala, — lernte er weniger gründlich die verdorbene preußische Mundart des Deutschen, und bediente sich derselben sein ganzes Leben über unter seinen Soldaten, inländischen Beamten, gemeinen Unterthanen, und wo sie immer bequemer war, sprach sie und schrieb sie (sehr unrichtig) mit völliger Ungezwungenheit, wiewohl stets mit einem gewissen Widerwillen und mit unverstellter Geringschätzung, was ihm seitdem von mancher Seite Tadel zugezogen hat. Man muß zugeben, daß die provinzialisch-preußische Form der deutschen Sprache roh ist, und es steht zu vermuthen, daß Friedrich, außer zuweilen in Luther's Bibel, niemals ein deutsches Buch gelesen hat. Wenn man es recht bedenkt, was konnte er eigentlich von seiner ersten Muttersprache wissen? Deutsch ist bis auf den heutigen Tag ein schrecklicher Dialect für die Gattung der Dummen, Pedantischen und Langweiligen! Nur in den Händen der Begabten wird es zur vor-

züglichen Sprache. Es war aber noch nicht die Sprache eines Göthe, eines Lessing, obgleich auf dem Sprung dazu. Die Sprache Luther's, Ulrich Hutten's, Friedrich Barbarossa's und Anderer war sie bereits gewesen, und seit uralten Zeiten waren verschiedene äußerst wichtige Dinge auf sehr angemessene Weise in ihr gesprochen und einige liebliche Dinge sogar in ihr gesungen worden, — hätte Kronprinz Friedrich dies alles nur gewußt. Aber er war nicht im Fall, darum zu wissen: — und die verständigern Deutschen vergeben ihm nun sein Nichtwissen und halten es sogar für gut, daß er nichts davon gewußt.

Zweites Capitel.

Das deutsche Element.

So daß, wie gesagt, zweierlei, und das höchst verschiedenartige Elemente für den jungen Fritz da sind, aus welchen beiden er Nahrung ziehen und sich davon assimiliren muß, was er kann. Außer besagtem Edict-von-Nantes-französischem Element, und in beständigem Contact und Contrast mit diesem, das hauptsächlich im weiblichen Quartier des Palastes vorherrscht, — ist für den jungen Fritz das einheimische deutsche Element da, dessen Mittelpunkt der Herr Papa ist, der nun König geworden und gewaltig als solcher auftritt. Ein kurz-angebundener, peremptorischer junger König, und deutsch bis auf die Knochen. Neben ihm, als Gefährten in Erholungsstunden und Gehülfen in seinen Geschäften, steht eine Reihe sehr ungeschlachter deutscher Natursöhne, die sich von den französischen Söhnen der Kunst stark unterscheiden. Baron Grumbkow, Leopold Fürst von Anhalt-Dessau (noch nicht der "Alte Dessauer" genannt, indem er erst unter Vierzig ist), General Glasenap, Oberst Derschau, General Flans, diese und die übrigen namenlosen Generäle und Beamten bilden ein wunderliches Gegenstück zu den Camas', Hautcharmois', Forcade's, mit ihren gewandten Zungen und Rapieren, und noch mehr zu den Beausobre's, Achard's, voll geistlicher, aus zusammengeknetetem Bayle und Calvin zugestutzter Logik, und zu den hochfrisirten, in steifer Seide rasselnden Damen, auf denen gleichmäßig der Schatten Versailles' und der Dragonaden ruht.

Geborene Hyperboreer sind diese Andern aber, rauh wie Hanf und stark von Faser wie Hanf, einheimische Gewächse des strengen Nordens, von denen wir, trotz alles Lesens, wenig wissen. — O Himmel, haben sie nicht lange Reihen ungeschlachter Vorfahren gehabt, die in derselben rauhen handfesten Form gegossen waren und ihr derbes Leben dort führten, von denen wir gar nichts wissen! Stumm sind alle jene altvordern rührigen Geschlechter, und dieses Friedrich-Wilhelmische ist beinahe verstummt. Mürrische, halb-artikulirte preußische Männer, die für uns eitel Säbel und Schnurrbart geworden sind. Wunderliche, blonde, nicht unschöne preußische ehrbare Frauen, in Brocadreifröcken und unverständlichem Kopfputz und Haargethürm, — ach Gott, auch sie sind verschwunden, — und ihr klangreiches französisches oder deutsches Geplauder, auch das ist verhallt, und die hohle Ewigkeit hat es, nach ihrem Brauch, auf erstaunliche Weise verschlungen! —

Grumbkow, ein schlauer, gieriger, verschlagener Gesell, von altpommerschem Adelsgeschlecht, trägt eine Art oberflächlichen Firniß über seinem Hyperboreerthum: er war im Auslande gewesen, auf Gesandtschaften und diplomatischen Geschäften, für welche, oder wenigstens für deren reinecke'sche Seite, er Talent hat. Er schreibt und spricht artikulirtes grammatisches Französisch, aber weder in diesem noch in dem angeborenen pommer'schen Plattdeutsch, giebt er viel zu Tage, außer die Tiefen seiner eigenen Gier, seiner eigenen Verschlagenheit und verstohlenen Dreistigkeit, wovon wir noch mehr als genug hören werden.

Von dem, noch nicht 'Alten', Dessauer.

Was den Fürsten von Anhalt-Dessau betrifft, den ungeschlachten Mann, dessen Gesicht sogar eine Schießpulverfarbe hat, so versteht auch er französisch und kann es sogar schreiben, wenn ihm beliebt, — indem er einen ordentlichen Hofmeister dieser Nation und seltsame Abenteuer mit ihm auf Reisen und sonst gehabt hat, — giebt sich aber wenig mit Schreiben ab, wenn es nicht gerade nothwendig. Seine Kinder, habe ich gehört, hat er ausdrücklich kein Lesen oder Schreiben lernen lassen, indem er keinen Nutzen in solcher effeminirten Kunst sah, sondern ließ sie es auf eigene Hand klauben, wie sie konnten. Seine Fürstin, nun gehörig geadelt, — welche zu heirathen er sich nicht hindern ließ, obschon man ihn auf weite Reisen geschickt, um es zu hintertreiben, — war die Tochter eines Apothekers Fos zu Dessau, und ist noch immer eine schöne und verständige Frau, die ihm recht gut zuzusagen scheint, nicht weniger, als wenn sie eine ge-

borene Prinzessin gewesen wäre. In fürstlichen und anderen Kreisen hat man viel von ihr geredet, aber seine Heirath ist nicht der einzige seltsame Streich, den Leopold gemacht. Er hat das Zeug dazu, die Zungen der Welt viel in Bewegung zu erhalten, und zwar nicht immer auf das musikalischste, wiewohl er selber von sehr stimmloser Natur ist. Vielleicht die gewaltigste Masse unartikulirter menschlicher Lebenskraft, sicherlich eine der gewaltigsten, die damals in der Welt umhergingen. Ein Mensch von ungeheurer stummer Fähigkeit, stumm, aber ergiebig, tief; kein Ende der sinnreichen Einfälle in seinem rauhen Kopf: — soviel Mutterwitz darin, will mir oft dünken, als man in ganzen Sprechparlamenten antrifft, die ihr Pfund in Vocabeln und beredtem Wind aufgehen lassen!

Dabei ein Mann von fürchterlichem Ungestüm, versessen auf seinen Willen, als das eine Naturgesetz, mit unbezähmbarer Heftigkeit heranstürmend: eine wahre Windsbraut von einem Menschen. Er war minderjährig, als sein Vater starb, seine Mutter Vormünderin über ihn. Nichts vermochte ihn abzuhalten, diese Apothekerstochter zu heirathen, nicht die Thränen noch Versuche seiner Mutter, die er sehr liebte und die ihre Maßregeln klug nahm. Vierzehnmonatliche Reise nach Italien, große Tour in Begleitung des passenden französischen Hofmeisters, — auf den er einmal, als er eines Nachts in Venedig einen Verweis von ihm erhielt, seine Pistole richtete und ihn umgebracht haben würde, wäre der Mann nicht flink, gewandt und sublim zugleich gewesen: — es fruchtete nicht. Sein Erstes nach seiner Zurückkunft nach Dessau, mit seinem Hofmeister, war, daß er beim Apotheker Fos einkehrte, um die reizende Mamsell zu besuchen; seine Mutter zu besuchen war sein Zweites. Nicht einmal seine große Leidenschaft für den Krieg vermochte es die Fösin auszutreiben: Er ging in des holländischen Wilhelm's Kriege, noch immer auf den Rath der klugen Mutter, die des holländischen Wilhelm's Tante war und Gefallen an dem Plan fand. Er belagerte Namur, focht und belagerte hier und dort, — mit unersättlichem Appetit zum Fechten und Belagern, mit großer Ehre ebenfalls und erwachendem Ehrgeiz, — Feldzug auf Feldzug: aber neben der flammend-donnerhaften idealischen Braut, figürlich Bellona genannt, befand sich stets eine sanfte wirkliche, Mamsell Fos von Dessau, welcher er standhaft treu blieb. Die Regierung seiner Lande überließ er willig seiner Mutter, selbst als er mündig wurde: "Ich bin für Erlernung des Kriegs, als des einzigen rechten Handwerks; schalten Sie nach Gefallen über Alles, Mama, — nur nicht über Mamsell, nicht über die!" —

Leser mögen sich folgende Scene vorstellen und darob schaudern. Ein hübscher Vetter der Mamsell, Mediciner oder was er immer war, war in Dessau erschienen: — "Scheint ein großer Anbeter von Mamsell zu sein, versteht sich auf platonische Weise", munkelte das Gerücht. — "Er, Anbeter?" denkt Leopold, — denkt viel daran, nicht in philosophischer Stimmung. Als er eines Tages am Josischen Hause vorüberging, sind der Mediciner und Mamsell beisammen am Fenster zu sehen, angenehm ins Freie hinausblickend mit einander, — versteht sich, aus reinem Zufall, bemerken einige Historiker höhnisch. Wohl scheint es möglich, der Mediciner habe sich als Köder brauchen lassen, was er besser unterlassen hätte. Leopold stürmt ins Haus: "Zieh Schuft und wehr dich!" Und auf die oder ähnliche Weise, will eine Ueberlieferung haben, habe er den armen Mediciner auf der Stelle getödtet. Man versucht immer zu hoffen, es sei dem nicht so: aber Varnhagen ist positiv, wiewohl die übrigen Geschichten nichts davon wissen. Gott weiß. Der Mann war ein Prinz; kein Reichshofrath, Speier-Wetzlarisches Kammergericht oder sonstige allerhöchste Behörde mochte wohl sich, außer mit formellem Perückenschütteln, viel auf so einen Fall einlassen. Kurz, Leopold heirathete das Fräulein Fos (1698, in seinem zweiundzwanzigsten Jahre) 'zur linken Hand' — und sodann mit der rechten und mit beiden Händen, indem er ihr durch seine glänzenden Militairdienste die nöthige Erhebung in den Adelstand verschafft hatte. Sie war ihm, wie angedeutet, eine vortreffliche Gemahlin während der funfzig oder sechzig folgenden Jahre.

Es ist dies ein wunderliches ungeschlachtes Exemplar, dieser unartikulirte Leopold; fängt, wie man wohl bemerken kann, bereits an, mythisch zu werden, für die polirten sprecherischen Zeiten, die allerhand Fabeln einmischen in die ansehnliche Geschichte, die er hat. Er wird dem Leser noch in namhaften Gestalten begegnen. Ein Mann, der bisher, außer in seinem Vaterlande, wenig bekannt ist und doch für das gesammte Europa viel zu bedeuten hat, indem die Frucht seiner Thätigkeit, unverbunden mit seinem Namen, überall zu Tage liegt. Er hat den eisernen Ladstock erfunden, er hat den gleichen Schritt erfunden; im Grund ist er der Erfinder der neuern militairischen Tactik. Es ist wirklich an dem, wenn wir es wüßten: der Soldat jedes civilisirten Landes empfängt noch immer von diesem Mann, auf Paradefeldern und Schlachtfeldern, das Commandowort; aus seinem rauhen Kopfe entsprang das Wesentliche von alledem, was unzählige Corporäle in verschiedenen Sprachen täglich wiederholen und einschärfen. Ein solcher Mann ist wohl eines kurzen Blickes von

seinen Mitgeschöpfen werth, — insbesondere wenn ein kleiner Fritz neben seinem Fuße trabt und Folgerungen aus ihm zieht.

Dessau, hätten wir zu des englischen Lesers Behuf sagen sollen, war und ist noch ein kleines selbstständiges Fürstenthum, etwa so groß wie Huntingdonshire, aber mit Wäldern, anstatt Moorsümpfen, — seine Einkünfte zu Leopold's erster Zeit waren keine 100,000, vielleicht kaum 60,000 Thaler. Es liegt ungefähr sechzehn Meilen südwestlich von Berlin, mit Postpferden in einem Tag erreichbar. Leopold, wie schon sein Vater gethan, hielt zu Preußen, wie zu seinem Vaterland. Leopold's Mutter war Schwester jener edlen Luise, des Großen Kurfürsten ersten Gemahlin; seine Schwester ist an den Markgrafen von Schwedt, Friedrich Wilhelm's Halbonkel verehelicht. So benachbart liegend und so mit dem preußischen Hause verschwägert, kann man sagen, daß die Dessauer seither ihr Hauptquartier zu Berlin gehabt. Leopold und Leopold's Söhne, wie sein Vater vor ihm gethan, ohne darum ihr Dessau und Fürstenthum zu vernachlässigen, halten sich zur preußischen Armee, als ihrem eigentlichen Beruf. Vernachlässigen auch Dessau nicht, sondern gehen im Winter oder sonst besuchsweise dahin; am allerwenigsten vernachlässigt es Leopold, welcher nichts vernachlässigt, das ihm nützlich sein kann.

Er ist Generalfeldmarschall der preußischen Armee, der Erste in Kriegsdingen bei dem neuen König, und würdig es zu sein. Er erfindet (oder brütet nach über) allerlei Dinge, — "eiserne Ladstöcke" unter Anderem, eine große Verbesserung, gegenüber dem zerbrechlichen unnachhaltigen hölzernen Werkzeug, sagen all die Bücher, geben aber kein Datum dafür an. — Dies ist das erste Ding, und andere, gleichfalls undatirt, aber später, werden nachgerade Meldung von uns erfordern. Erfindet Vieles — und übt allezeit tüchtig bereits Erfundenes und Erprobtes. Mit einem Wort, er drillt mit emsiger Strenge die preußische Infanterie zur Vollkommenheit, bis sie das Wunder der Welt wird. Auch geschlagen hat er mit ihr, auf bündige Weise, und ist jederzeit in Schlagbereitschaft.

Er war mit derselben bei Malplaquet, wenn auch nur als Freiwilliger zu jener Gelegenheit. Bei Blindheim befehligte er sie selber, stand auf dem rechten oder Eugen'schen Flügel in jener weltberühmten Schlacht, sich trotzig wehrend, als die ganze östreichische Reiterei die Flucht ergriffen hatte, — trotzig feuernd, angreifend, geschickt schwenkend und manövrirend, und behauptete mit bullenbeißerischer Hartnäckigkeit seinen Posten, — bis Marlborough und Sieg von der Linken her, ihm und den Uebrigen

Entsatz brachten. Er war bei der Brücke von Cassano, wo Eugen und Vendome an einander geriethen, — wo Mirabeau's Großvater, Col d'Argent, sich seine sechsunddreißig Wunden holte und 'umkam', wie er es gern nannte. [1] "Das heißeste Feuer, das ich je gesehen", sagte Eugen, der Malplaquet damals noch nicht gesehen hatte. Während Col d'Argent auf der Brücke zusammensank und über ihn weg die Reiterei zum Angriff sprengte und abermals sprengte und schlug und geschlagen wurde, zu drei verschiedenen Malen, — platschte Anhalt-Dessau, ungeduldig ob solcher Hin- und Hergeigerei, mit seinem preußischen Fußvolk in den Strom hinein, platschte schenkeltief und brusttief hindurch und würde die Sache wohl entschieden haben, wären seine Patronen nicht naß geworden. Der alte König Friedrich gab ihm bittren Verweis über sein hitziges Ungestüm bei dieser Gelegenheit und den argen Verlust an Leuten.

Er war ferner bei der Erstürmung der Linien von Turin, — Eugen's That von 1706, und ein sehr vulkanisches Geschäft, — war der Erste über die Verschanzung dort, der vorderste Mann, sein Gesicht ganz schwarz vom Pulverdampf und hier und da mit Rinnen von Schweiß cannelirt, — nicht eine liebliche Erscheinung für die Franzosen dahinter! die noch immer wie verrückt fortfochten, aber endlich zu Paaren getrieben wurden und laufen mußten. Kurz ehe sie liefen, trat der Dessauer einen Augenblick auf die Seite zu einem Hauptmann, den er an gelegener Stelle mit seiner Compagnie postirt bemerkte, und fragte: "Bin ich blessirt? — Nicht? Dann habt Ihr was zu trinken?" und trank gelassen 'ein Glas Aquavit', welches der vorsichtige Offizier für den Nothfall bei sich führte, aß auch 'mit großem Appetit ein Stück Kommisbrot aus dem Tornister eines Grenadiers und sagte dabei, er hielte dafür, die heißeste Arbeit sei nun gethan und nichts mehr zu besorgen.' [2]

Ein Mann, der viel Krieg mitgemacht hat, in dessen rauhem Kopf sich Entwürfe ausbrüten. Was an Religion er hat, ist von protestantischer Art, aber er hat nicht viel, — auf der doctrinellen Seite blutwenig. Luther's Lied 'Eine feste Burg ist unser Gott' nennt er "unseres Herrgotts Dragonermarsch". Wenn die Schlacht anfängt spricht er, mit entblößtem Haupt, hörbar irgend ein grimmig ungeschlacht Gebet, mitunter sehr unorthodox, aber sehr im Ernst: dies Hutabnehmen zum Gebet ist das letzte Signal bei solchen Gelegenheiten. Sehr listig ist er auch, wenn

[1] S. Carlyle's Miscellanies IV. §. Mirabeau.
[2] Des weltberühmten Leopoldi 2c. (Anonym, von Ranfft, wie oben angeführt) S. 42—45, 52, 65.

es erfordert wird, verschmähet die Schlangenmethode nicht, wenn keine andere ausreicht. Mit Friedrich Wilhelm, der sein Geschwisterkind im zweiten Gliede ist (Urneffe seiner Mutter, wenn der Leser das ausrechnen kann), steht er von jeher auf dem besten Fuße und weiß in manchen Dingen außer Krieg den Mentor bei ihm zu machen. Bis er mit Grumbkow ausfiel, wovon wir hören werden, war er leitender Rathgeber, auch in politischen Dingen, und hatte Anschläge, oder soll welche gehabt haben, die der Königin Sophie viel Schrecken machten.

Ein langer, starkknöchiger, haarigter Mann, mit wolkigen Brauen, wachsamen geschwinden Augen; hat 'eine bläuliche Gesichtsfarbe', sagt Wilhelmine, 'wie wenn das Schießpulver noch in ihm steckte'. Er trägt einen langen Schnurrbart; dreieckiger Hut, Feder und übrige Ausstaffirungen sind von ökonomischer practischer Größe. Er kann höflich genug im Gespräch sein, verbirgt aber viel von seiner Gesinnung, die allerdings meist unartikulirt und nicht immer erbaulich für den Dabeistehenden ist. Er macht auch wohl derbe Späße bei Gelegenheit, und hat ein mächtiges wieherndes Gelächter in sich, wo es gilt einen Narren zu hänseln. Verlassen wir ihn für jetzt, in der Hoffnung, ihm wieder zu begegnen.

Merkwürdige Leute, Viele dieser alten preußischen Soldaten, über die man sich vergebens mehr Auskunft wünscht. Aber die Bücher schweigen, kein Maler, kein genialisch schauender Mensch war zugegen, sie mit seiner Feder abzuconterfeien. Grimme zottige hyperboreische Gestalten, wandeln sie meist stumm an uns vorüber: vierschrötig, brummig, mit Schnurrbärten, in blasser, ungewisser Ausstaffirung, von der nur die gelbledernen Gehänge und der Stahl ins Auge fallen. Sie brummen, was Weniges sie an artikulirtem Sinn besitzen, in gutturalem Deutsch: verthun von dem unartikulirten ein gut Theil mit Hazardspielen, vermuthlich auch mit Biertrinken, haben aber einen unermeßlichen Ueberschuß, den sie nicht so verthun, sondern in der wirksamen Arbeit, die ihnen jedesmal vorliegt, zu äußern streben. So hatten die weiland Hyperboreer von Uralters her gelebt. Von des Tacitus und Pytheas, geschweige von Odin's und Japhet's Zeiten an, wie viele Schaaren derselben sind nicht dergestalt durch das Dasein gezogen, — und wo ist das Gedächtniß, das, selbst wenn es könnte, von ihnen allen sprechen möchte!

Wir wollen hoffen, daß der Geist unseres kleinen Fritz Assimilationskräfte besitzt: Baylisch-Calvinische Logik und Abschattungen von Versailles auf der einen Seite, und Schießpulver-Leopolde und Hyperboreer auf der andern: hier ist eine große Ver-

schiedenartigkeit der Nahrungsstoffe, sämmtlich zäher Art, die sich der jungen Seele darbieten. Unzählige unbewußte Folgerungen mußte er wohl in seinem kleinen Köpfchen gemacht haben! Fürst Leopold's Gesicht mit dem Schnurrbart und der blauen Haut, finde ich, pflegte er in späterer Zeit als Carricatur, unter der Gestalt eines Katzenkopfes, darzustellen; — Entsetzen und Bewunderung nicht die einzigen von dem Feldmarschall in ihm erweckten Gefühle. — Zu seiner leiblichen Nahrung hatte er 'Biersuppe', ein entschiedener spartanischer Ton, wo immer möglich, vorherrschend in seiner Erziehung und Behandlung.

Und man braucht nicht daran zu zweifeln, bei weitem das bedeutendste Element in seiner Erziehung war sein unbewußtes beständiges Inderlehresein unter einem solchen Spartaner, wie Friedrich Wilhelm, von dessen Thun und Lassen er nicht umhin konnte täglich und stündlich ärgerliche oder sonstige Kunde zu nehmen, noch auch am Ende, wenn er wirklich verständig war, umhin konnte, dasselbe zu würdigen und davon zu lernen. Ein harter und fast, wie es dem armen Lehrling oft dünken wollte, halb-wahnsinniger Meister, jedoch ein biederer und tüchtiger, dessen wirkliche Weisheit jene all der Uebrigen aufwog, wie er zuletzt wohl einsah.

Drittes Capitel.

Friedrich Wilhelm ist König.

Mit dem Tode des Königs Friedrich gingen alsbald große Veränderungen am Berliner Hofe vor; es erfolgte eine völlige und allgemeine Umwandlung in der dortigen Lebens- und Geschäfts-Ordnung. Friedrich Wilhelm trug, aus kindlicher Pietät, bei der Bestattung seines Vaters die große französische Perücke und die übrigen Großheiten französischer Tracht; aber er trug sie zum letzten Mal: jene traurige Pflicht einmal erfüllt, warf er all' das Zeug, nicht ohne Ungeduld, bei Seite und hat bei keiner Gelegenheit solch' Costüm wieder getragen. Er war kein Liebhaber französischer Moden und war es keiner Zeit gewesen, ganz das Gegentheil vielmehr. Als Knabe, erzählen die Biographen, erhielt er einmal ein prächtiges, goldgesticktes, oder sonstwie superfeines Schlafröckchen, wollte es aber unter keiner Bedingung anziehen, stopfte es im Gegentheil ärgerlich in's Feuer

und verlangte, daß man ihm an dessen Stelle guten brauchbaren Düffel gebe.

Er begann mit seiner Reform buchstäblich vom ersten Augenblick an. Wie er in das Gemach gerufen wurde, wo sein armer Vater in den letzten Zügen lag, konnte er kaum durch die dichten Haufen der Kammerherren, Kammerjunker und übrigen solennen theatralischen Officianten, die sich sämmtlich herzudrängten, um ihre trübselige Pantomime bei der Gelegenheit zu spielen, hindurchkommen, keine liebliche Begleitung in Friedrich Wilhelm's Augen. Seines armen Vaters Todeskampf erst vorüber und alles zur ewigen Ruhe hier beschwichtigt, blickte Friedrich Wilhelm schweigend eine Weile auf das Unaussprechliche hin, ohne auf das Kammerherrnvolk und ihre neuen Huldigungsbeeiferungen zu achten, ging raschen Schrittes hinweg nach seinem Gemach, stieß die Thüre laut hinter sich zu und begann daselbst, die Thränen aus den Augen schüttelnd, mit einer merkwürdigen Pflicht, — der zunächst liegenden und daher, wie ihm schien, zuerst zu erfüllenden. Es war am Nachmittag um etwa 1 Uhr, 25. Februar 1713; sein Vater todt eine halbe Stunde vorher: "Muß man sich die Thränen am Todtenbett eines Vaters hemmen lassen von Wuth über einen solchen Pack gieriger Comödianten?" dachte Friedrich Wilhelm. Er befahl dieses sein Hofvolk zu sich, das heißt, befahl ihren Oberhofmarschall und Repräsentanten zu sich und bedeutete sie durch denselben: Daß, bis die Bestattung vorüber, ihre Dienste fortdauern sollen, und daß, am Morgen nach der Bestattung, sie sammt und sonders entlassen seien, vom obersten Kammerherrn an bis zum untersten Haiducken den Haushalt des Königs zu räumen haben, — indem besagter Haushalt nunmehr auf einen ganz anderen Fuß gesetzt werden solle.[1] Welches eine Bestürzung sonder Gleichen unter das Hofvolk verbreitete, melden die Geschichten.

Aber die Sache war abgethan und es unterstand sich Keiner, Mißbehagen darüber laut werden zu lassen; denn dieser ungeschlachte junge König, mit seiner weinerlichen metallenen Stimme, mit seinen fest-strahlenden Augen, schien schrecklich in Ernst damit und eine Person zu sein, der in die Quere zu kommen nicht geheuer sein dürfte. Er setzte demgemäß sofort seinen Hofstaat auf den niedersten Fuß des Unentbehrlichsten herab und entließ ein ganzes Regiment überflüssiger Officianten, Hofschranzen, niedere, obere und oberste, ohne alles Erbarmen. Er gedenkt, sich fortan keinen Oberhofmarschall oder dergleichen Müßiggänger

[1] Förster I. 174. Pöllnitz, Memoiren II. 4.

zu halten, gedenkt mit einem Minimum von Kammerdienerschaft auszukommen.

Acht Lakaien, in den Vorzimmern oder sonstwo, mit einem Jägerburschen für jeden, zum helfen wenn nicht gejagt wird, müssen genug sein: die Lakaien zu 'acht Thaler monatlich'. Drei flinke Pagen, mitunter nur zwei, statt der wohl drei Dutzend müßigen, die man hatte. Zu König Friedrich's Lebzeit pflegten tausend Reitpferde in Futter zu stehen, aber wie viele derselben standen in wirklichem Gebrauch? Eine namhafte Anzahl derselben waren blos imaginäre Thiere, ihr Preis und Futter von irgend einem nichtsnutzigen Stallmeister eingesteckt. Friedrich Wilhelm hält sich nur dreißig Pferde; aber es sind ganz wirkliche, schlechterdings keine eingebildete, deren Hafer mit nichten in eines Schurken Tasche, sondern thatsächlich hier in die Krippe läuft und zu wirklicher vierfüßiger Schnellkraft zermalmt wird, bereit zum Dienst auf Feld, Jagd oder Reise. An dreißig Reitpferde nebst einigen Wagengespannen sind, was Friedrich Wilhelm mäßig verwenden kann, und mehr will er nicht um sich haben.

In gleicher unbarmherziger Laune geht er seine Pensionslisten durch, streicht dreiviertel davon ganz aus und scheert das übrige Viertel bis auf die Haut. In gleicher Laune geht er jedwedes Departement seiner Verwaltungs-, Haushalts- und anderer Ausgaben durch; scheert alles, hier um hundert Thaler, dort um zehn, verschmähet einen halben Thaler nicht, wo er ihn sparen kann. Zu drei verschiedenen Malen geht er all' dies durch; — die drei Listen, deren er sich nacheinander dabei bedient, sind gedruckt.[1] In etwa zwei Monaten hat er sich überzeugt, was das genügende Minimum ist, und dabei läßt er es. Herabgesetzt unter das Fünftel von demjenigen, was es gewesen, 55,000 Thaler anstatt 276,000.[2]

Nach und nach ging er solchergestalt alle Bereiche des preußischen Staatswesens durch; stetig, behutsam, jedweden Posten darin unwiderstehlich zwingend, denselben Charakter vollkommener Oeconomie und Solidität, purer und schlichter Nützlichkeit anzunehmen. Nöthige Arbeit soll strengermaßen gut geleistet werden; unnöthige Arbeit und unwirksame oder imaginäre Arbeiter sollen strengermaßen zur Thür hinausgeworfen werden. Welch' ein Segen für diese Erde, werth fast, daß man ihn um jeden Preis

[1] Rödenbeck: Beiträge zur Bereicherung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen (Berlin, 1836). S. 99—127.

[2] Stenzel III. 237.

erkauft! Die Ersparniß an Geld ist etwas, ist nichts, wenn man will: aber den Belauf der ausgemerzten Lügenhaftigkeit, hat Jemand den berechnet? Lügenhaftigkeit nicht nur der Zunge, sondern jener weit gefährlicheren Gattung, der Hand, des Herzens und des Geistes; der kurze Inbegriff von jederlei Teufelscultus. Die sich, einmal eingelassen, schweigend ausbreitet, mit voller Börse oder mit leerer, während manche Thoren sie sogar rühmen: der stille Wurmfraß der Völker! Dergleichen auszumerzen, ist höchlich die Pflicht jedes Menschen, insbesondere jedes Königs. Unbewußt, nicht an Teufelscultus, oder geistigen Wurmstich, sondern hauptsächlich nur an Geld denkend, und geleitet von der Natur und der Art, wie sie mit uns verfährt, war es die Lebensaufgabe Friedrich Wilhelm's, dies segensreiche Ergebniß in allen Bereichen der preußischen Dinge, großen und kleinen, öffentlichen und sogar privaten, zu erzielen. Von Jahr zu Jahr vervollkommnet er es, treibt es unermüdet täglich und stündlich vorwärts. So daß er Preußen zuletzt als ein ganz nach seinem Ebenbild geformtes Preußen hat, das sparsamste, abgehärtetste, strengste und spartanischste Land, über das je in neuerer Zeit ein König geherrscht hat; er selber aber (falls er daran gedacht) in der That ein König. Wer Völker nach seinem Ebenbilde formt, der ist ein König, wäre auch sein Scepter nur ein Spazierstock, und sonst eigentlich keiner.

Unzählige Sterbliche wunderten und lachten ob Friedrich Wilhelm's Treiben, das freilich sonderbarlich genug war. Nicht daß er etwa eine große Rolle in der sogenannten öffentlichen Geschichte spielte, oder zu spielen begehrte; denn obgleich ein wachsamer Regent, gab er sich doch wenig mit Protokollen und Campagnen ab, — er begnügte sich mit einem Minimum von diesen. Aber auf Hoffsoiréen, wo elegantes leeres Geschwätz an der Tagesordnung und, unter allem Stoff dazu, Scandal bei weitem der beliebteste ist, kam wohl kein Name öfter, als der seiner preußischen Majestät, auf's Tapet; und während dieser sechzehn Jahre seiner Regierung gaben seine wilden Streiche und Ausbrüche Nahrung zu beständigem Gerede in solchen Kreisen.

Denn er war wie kein anderer damaliger König, und seinesgleichen war überhaupt unerhört. Selten ist ein wilderer Natursohn in die künstliche Welt gekommen, auf einen Königlichen Thron dort, wohl niemals. Ein wilder Mensch; völlig in Ernst, wahrhaftig wie die uralten Felsen, — und auch mit einem furchtbaren vulkanischen Feuer in sich. Er wäre überall absonderlich gewesen, aber unter den geschniegelten Königlichen Herren des achtzehnten Jahrhunderts, was war da mit einem

solchen Brummbären von König anzufangen? — Ihn in's Tollhaus thun und die Stimmurnen an seine Stelle setzen? Auch die neuere Generation nimmt ihren Eindruck von ihm noch immer aus diesen Gerüchten, — mehr noch jetzt aus Wilhelmine's Buche, welches die außenseitige Wildheit des Königlichen Menschen mit grellen Farben malt und das Innere leer läßt, unentdeckt von Wilhelminen oder den Gerüchten.

Nichtsdestoweniger gab es, wie es scheint, einige beobachtende Augen, selbst unter seinen Zeitgenossen, die ein erstaunliches Talent für die 'Staatswirthschaft' wenigstens in ihm wahrnahmen: ein leipziger Professor, Sachse, nicht Preuße von Nation und Interessen, erkennt in Friedrich Wilhelm "den großen Wirth der Epoche", und giebt Vorlesungen über seine bewundernswürdigen 'Arbeiten, Anordnungen und Institutionen' dieser Art.[1] Ja, die geschniegelten Königlichen Herren sahen mit Neid das unzweifelhafte Wachsen dieses tollen wilden Bruders, und schrieben es 'seinem Geiz', seinem knauserigen Treiben zu, das gegen das sublime ihrige so abstach. Daß er sich auf die Staatswirthschaft verstanden hat, liegt nun zu Tage. Seine grimmen, halbartikulirten Schriften und Erlasse über diesen Gegenstand sind fast noch immer lesenswerth für einen Liebhaber echten Menschentalentes in der stummen Form. In Orthographie, Grammatik, Schrift und Abfassung sind sie mit nichts Vorhandenem zu vergleichen; sehen aus, als wären sie mit der Tatze eines Bären gemacht: in der That klingt die Aeußerung überhaupt eher wie das Brummen eines Bären, als wie irgend etwas, das sich bequem buchstabiren oder sylbiren ließe. Aber es steckt ein entschiedener menschlicher Sinn dahinter, und offenbart einen grimmigen Haß gegen leere Blasen, Unwirklichkeiten und hypokritische Formen und Prätensionen, was er "Wind und blauen Dunst" nennt, wie wirklich seltsam ist. Seltsam unter Menschen überhaupt; doppelt und dreifach seltsam unter der unglücklichen Gattung, die in unserer Zeit Könige genannt werden. Denen, — aus traurigen Gründen, die sich angeben ließen, — "Wind und blauer Dunst", artistisch gehandhabt nach akustischen und optischen Regeln, alles uns übrig Gebliebene zu sein scheint!

Man muß zugeben, dieser Mann ist unbeugsam und mit einer verbissenen langsamen unerbittlichen Entschlossenheit darauf versessen, Wirklichkeiten um sich her zu haben. Es wohnt ihm eine göttliche Idee der Thatsache inne; das Geschlecht der

[1] Rödenbeck's Beiträge (S. 14) — Jahr oder Namen des Vorlesers nicht angegeben.

Schemen und Schelme hat nie einen abgesagtern Feind gehabt. Mögen sie ihm aus dem Wege bleiben, fern von dem Schwungkreise seines Stockes; sonst könnten sie was zum Merkzeichen mitbekommen. Dabei auch ein gerechter Mann, der Niemandem Unrecht zufügen, oder in Wort oder That beeinträchtigen möchte. Was ist Gerechtigkeit anders, als eine andere Form der Wirklichkeit, die wir lieben, eine bethätigte Wahrheit? Von allen bekannten "Blauen Dünsten" ist die Lüge am wenigsten dazu geeignet, Menschen oder Königen zu nützen! Ein gerechter Mann, sage ich, und ein braver und wahrhaftiger: aber ungeschlacht wie ein wilder Bär, durchaus unartikulirt, wie stumm. Keine Ergüsse parlamentarischer Beredtsamkeit sind in ihm, noch auch die mindeste Tendenz nach dieser Seite hin. Sein Talent zur Stumpf-Rednerei kann in der That zum Minimum, wie es sich nur denken läßt, angenommen, oder practisch als Null notirt werden. Ein Mensch, der in neueren politischen Kreisen nicht aufgekommen wäre; ein Mensch, nicht wählbar in Wahlversammlungen und Caucus;[1] ein Mensch, ewig unsichtbar und sehr unbewundernswürdig wenn gesehen, für den 'Tüchtigen Redacteur' und die zu ihm halten. Wirklich eine Art wilder Mensch, wie wir sagen; aber höchst anziehend, wenn Du stummen menschlichen Werth zu lesen verstehest, und von unaussprechlichem Nutzen für die preußische Nation.

Während der ersten zehn Jahre seiner Regierung hatte er einen schweren fortdauernden Kampf, seine Finanzen und übrigen Verwaltungszweige aus ihren erwürgenden Imbroglios verknäulter Sinnlosigkeit herauszuwirren und auf einen verständigen Fuß zu bringen. Seine Arbeit in diesen Jahren, den ersten Lebensjahren des kleinen Fritz, muß groß gewesen sein, das Schieben und Ziehen stark und beständig. Schon der gute Entwurf an sich kommt nicht von selber; er ist die Frucht des 'Genie's' (welches vor allen Dingen überschwengliche Fähigkeit zur Bemühung heißen will): Gesetzt, du hättest einen ungeheuern Wirrwarr von Fäden vor dir, so kannst du nicht im Schlaf das treffende Centrum davon, oder den ersten Faden beim Ende erfassen! Und dann die Ausführung, das Verwirklichen, unter dem Widerspruch, sei er nun still oder ausgesprochen, von Menschen und Dingen? Explosive Heftigkeit war keineswegs Friedrich Wilhelm's Verfahrungsweise; der Belauf von langsamer, hartnäckiger, breitschulteriger Stärke, die der Mann verwendete, kommt uns als auffallend groß vor.

[1] So nennen die Amerikaner ihre politischen Massenversammlungen.
D. Uebers.

Da ist z. B. der Handel wegen des Ritterdienstes, der nur ein kleines Item seiner Geschäftssachen bildet, die Umwandlung in eine fixe Geldabgabe der alten Lehnsverpflichtungen seiner Gutsbesitzer zu gewissen Leistungen in Kriegszeiten; nichts konnte billiger, beiderseitig offenbar vortheilhafter sein, und die meisten seiner 'Ritter' nahmen den Vorschlag gerne an; aber ein aufsässiger Theil derselben, der magdeburgische, angehetzt von Sieben oder Acht aus ihrer Zahl, "kaum über sieben oder acht wirklich gegen mich", sah für gut, sich zu widersetzen, remonstrirte, recalcitrirte, klagte beim Kammergericht (der Kaiser nur zu froh damit, um einen Haken an Friedrich Wilhelmen zu haben), und Jahre lang diente ihm der lumpige Handel zum Aergerniß.[1] Ist aber Dein Plan gerecht und ein Stückchen des Naturplans, so beharre darauf wie auf ein Naturgesetz. Auch dies Geheimniß war Friedrich Wilhelmen bekannt. In einem Zeitraum von zehen Jahren, kraft wirklicher Stärke, loyal angewandt, hatte er Vieles in's Werk gerichtet, sah Alles auf dem Wege zur guten Handhabung. Alle Dinge, so zu sagen, gehörig im Lauf; — das vielfältige Gespann nach Einer Richtung ziehend, in vernünftigem menschlichem Geschirr, nicht in Imbroglios verknäulter Fäden, vom Alp gesponnen.

Wie er ein neues Verpachtungssystem bei seinen Domainen einführte, die einen Hauptzweig seiner Einkünfte bilden, und fortan regelmäßig auf Zeitpacht verliehen und nicht durch Unterschleif und Verderb, wie bisher, verwüstet werden sollen;[2] neue Systeme der Steuer- und Abgabenerhebung;[3] wie er all' die mannichfaltig collidirenden Amtskammern, die bei seinem Regierungsantritt in dunklem Schlendrian aneinander rieben und stießen und ihre Arbeit halb ungethan ließen, am Ende sämmtlich in Einklang brachte und in Einem wohlgeläufigen wirksamen "General-Directorium" concentrirte;[4] wie er nimmer nachließ, bis er überall die Geschäfte durchgelüftet und helles Tageslicht bis auf den Grund eingelassen, Gradheit und Billigkeit zur Richtschnur gesetzt und den kürzesten Weg um dazu zu gelangen eingeführt hatte; wie er Moräste trocken legte, Kolonieen pflanzte, Fabriken anlegte, seine Uniformen aus preußischer Wolle in seinem eigenen Lagerhaus anfertigte; wie er dem Juden Gumperz sein Tabacksmonopol verpachtete; — wie er aus manchem

[1] 1717—1725. Förster II. 162—165; IV. 31—34. Stenzel III. 316—319. Samuel Buchholz, Neueste Preußisch-Brandenburgische Geschichte (Berlin, 1775), I. 197.
[2] Förster II. 206. 216.
[3] Das. II. 190. 195.
[4] Vollendet 19. Januar 1723 (Förster II. 172).

krummen Ding, mit langem oder kurzen Prozeß, etwas Grades zog, sich nimmermehr vorenthalten ließ, was sein war und nicht begehrte, was nicht sein war, und sich wirklich als ein Schrecken bewährte für Uebelthäter von mancherlei Art, insbesondere für Verbrecher, Entwender, Arbeiter für den Schein und schlüpfrige ungerechte Personen; wie er alle Sterbliche zum Fleiß anwies, nicht einmal leiden wollte, daß die Höckerweiber ohne Stricken müßig in ihren Buden säßen, und unverbesserliche Tagdiebe mit dem Stock bedrohete, ja wohl gar traf;[1] — all' dies ist, ebensowohl als seine lächerlichen Explosionen und vernunftlosen Heftigkeiten, in Betreff Friedrich Wilhelm's beurkundet; obschon es hauptsächlich Letzteres ist, worauf die Welt, bei ihrem Urtheil über ihn, ihr unweises Augenmerk gerichtet. Er war ein sehr willkürlicher König. Dagegen war aber viel von seiner Willkür oder seinem souverainen Willen, zugleich auch der des ewigen Himmels, und es geziemte sich höchlich, daß er geschehe, wenn die Erde gedeihen sollte. Was ein ganz unermeßlicher Erwägungspunkt in Betreff seines souverainen Willens und seiner ist! Er war rasch mit seinem Rohr zur Hand, wenn die Gelegenheit drängte; hatte auch seinen Galgen, bereit genug, wo es noth that. Er sehe nur zu, daß kein Irrthum passire, wie es ganz gewiß seine Absicht ist, keinen passiren zu lassen!

Mit jedem Jahre machte er sein Land reicher, und zwar nicht an Geld allein (das von sehr ungewissem Werthe ist und zuweilen gar keinen, und sogar weniger als keinen, Werth hat), sondern an Frugalität, Fleiß, Pünktlichkeit, Wahrhaftigkeit, — den großen Quellen, woraus Geld und alle wirklichen W e r t h e und Würdigkeiten für die Menschen entspringen. Friedrich Wilhelm, in seiner rusticalen Einfalt, schätzte den Werth des Geldes mit nichten gering. Dem schlichten hausbackenen Mann galt es an sich als ein Succeß von trefflichster Qualität und als das Hauptwahrzeichen von jeder Art von Succeß. Jährlich machte er seine Einkünfte und zu gleicher Zeit auch die seines Volkes, als die Quelle von jenen, größer; und bei jedem Stande seiner Einkünfte hatte er Sorge getragen, daß seine Ausgaben geringer als diese waren, und erübrigte jährlich Massen Geldes und 'legte es in Fässern in seinem Schloßkeller nieder', — wo es sich eines Tages sehr nützlich bewährte. Vieles von Friedrich Wilhelm hat sich nützlich bewährt, über seine eigene Erwartung hinaus. Als Volkswirth sucht er seines Gleichen unter Königen, alten und neueren. Glücklich das Volk, dem ein solcher Wirth einmal in

[1] Dohm: Denkwürdigkeiten meiner Zeit (Lemgo und Hannover, 1814 — 1819), IV. 88.

den halbtausend Jahren zu Theil wird. Das Volk, wie es die Art thörichter Hauswirthinnen und Völker ist, ist wohl mürrisch und scheel, indem seine kurzsichtigen Wünsche und Launen oft durchkreuzt werden, aber es schreitet stetig, mit oder ohne sein Wissen, voran auf der Bahn wirksamer Tüchtigkeit, und nach langen Zeiten wird dieses emsigen Säens Erndte dem Volke und allen Völkern offenbar.

Seltsam, wie es in der Literatur klingen mag, sind wir versucht, Friedrich Wilhelm einen Menschen von Genie zu nennen; — ein Genie, das dazu beschieden und befördert war, sich in Volkswirthschaft zu bethätigen und nicht im Abfassen von Versen oder dreibändigen Romanen. Ein schweigendes Genie. Seine melodische Strophe, in welcher jede mißtönige Sylbe ihm unerträglich ist, ist eine zur regelrechten Ordnung gebrachte rauhe Thatsache, eine Thatsache fest auf ihre Füße gestellt, mit dem Felsengrund unter ihr, und das Gesicht frei nach allen Winden und allen Sternen. Er geht umher, Plattheiten unterdrückend, Nichtsnutzigkeiten durchlüftend, Trug an den Pranger stellend. Das Reich der Unordnung, das da ist Unwahrhaftigkeit, Unwirklichkeit, was wir Chaos nennen, hat keinen gefährlicheren Feind. Die biedere Seele! und er hielt sich selber oft für so dumm; nicht die mindeste Zungengelehrsamkeit; wenig im Stande Rechenschaft zu geben von dem Grund des Glaubens, der in ihm war. Er kann nicht argumentiren in artikulirter Logik, nur in unartikulirtem Gebrüll oder in noch Schlimmerem. Er muß ein Ding t h u n, es unbewiesen lassen; einmal gethan, wird es nach gerade selber sagen, welcher Art Ding es sei. Menschen von Genie, sehe ich, sind hart daran, sie mögen auf dem Thron geboren sein oder nicht, und müssen sich auf fast unerträglichen Widerspruch gefaßt machen, — indem die Vielheit der Dummköpfe so äußerst groß ist!

Ich finde, außer Samuel Johnson, Niemanden von gleicher Wahrhaftigkeit mit Friedrich Wilhelmen zu jenem Zeitpunkt, und auch Samuel Johnson besaß, bei all' seiner Zungengelehrsamkeit, nicht g e n u g Logik. Es kommt im Grunde darauf an, wieviel Ueberzeugung einer hat. Dem Himmel sei Dank, es wird hier und da ein Mensch geboren, der die Wahrheit liebt wie die Wahrheit geliebt werden müßte, mit seinem ganzen Herzen und seiner ganzen Seele; und der die Unwahrheit haßt mit einem entsprechenden vollkommenen Hasse. Solche Menschen laufen in höflichen Kreisen, wo es gilt, daß allerdings die Wahrheit besser als die Unwahrheit sei, daß man aber gegen Beide höflich sein müsse, Gefahr, mit ihrer Logik zu Ende zu kommen. Selbst

Johnson führte ein Brüllen mit sich, und Johnson konnte sich doch jederzeit in's Stillschweigen zurückziehen, da ja sein ganzes Königreich unter seinem Hute steckte. Wievielmehr erst Friedrich Wilhelm, der gar keine Logik besaß und dessen Königreich außer ihm lag, weit und breit, ein Ding, von dem er sich nicht zurückziehen konnte. Der ungeschlachte Bärmensch, es that ihm noth, im Rechten zu sein. Vom äußersten Memel bis hinab nach Wesel, über den halben Umkreis von Europa ausgestreut, hingen allerlei Arten Dinge und Personen von ihm und dem Richtig-, nicht Unrichtigsein, seiner Ideen ab.

Ein Mensch von klarer Unterscheidungskraft, gutem natürlichen Blick, und unerschütterlich vertrauend in das, was sein Blick ihm sagte, was sein Glaube war, — dabei jedoch von ungeheuerer Einfalt; im Stande, sich bis zu einem seltsamen Grad ködern und an der Nase herumführen zu lassen, wenn ein Künstler, geschickt genug, dreist genug dazu, da war! Sein eigenes natürliches Urtheil war gut, und obschon leicht hastig und übereilt, stets geeignet sich am Ende zu berichtigen; innerlich aber, wie man bemerken kann, muß seine Bescheidenheit, sein Selbstmißtrauen, seine Besorgtheit und manche andere unerwartete Eigenschaft, groß gewesen sein. Und dann seine Explosivität, Ungeduld, Reizbarkeit, seine gefühlte stumme Unkenntniß von Allem, das über dem eigenen engen Horizont seiner persönlichen Ueberschau hinaus lag! Ein Bärmensch, fähig genug dazu, sich von einem Tausendkünstler ersten Ranges ködern und kitzeln zu lassen; — ersten Ranges mußte der Künstler sein, einer vom zweiten Rang hätte dürfen fehlschlagen und zu Stücken zerrissen werden für seine Mühe. Aber Seckendorf und Grumbkow, wie haben die ihn nicht am Seile tanzen lassen, bei etlichen Dingen, — wie wir sehen werden und wie der arme Fritz und Andere sehen werden!

Er war voll Empfindlichkeit, rauh wie er war und zottig von Haut. Seine wilde Einbildungskraft trieb ihn auf traurige Weise herüber und hinüber. Man muß ihm eigentlich die Vorrechte des Genius zu gute kommen lassen. Sein langes potsdamer Regiment, seine wie verrückt aussehende Leidenschaft, lange Leute anzuwerben: auch dies deucht mir eine jener Grillen des Genie's, — eine übertriebene Idee von der Abdrechslung seiner 'Strophe' bis zur äußersten Präcision, — dessengleichen sich in der Geschichte der Dichter nachweisen ließe. Einen seltsameren 'Menschen von Genie', oder in eigenthümlicheren Umständen, hat die Welt niemals gesehen!

Friedrich Wilhelm hatte bereits seiner Zeit als Kronprinz,

und mehr noch nun da er selber die souveraine Stelle einnahm, mit natürlichem arithmetischen Verstand, fortwährend eingesehen, daß seine Stärke in dieser Welt, wie die Dinge einmal standen, wesentlich von dem Belauf der ihm beiwohnenden Schlagfähigkeit bedingt wäre, — von der Anzahl und Güte der Truppen, die er unterhalten und jederzeit in Kriegsbereitschaft haben könne. Eine unwiderlegliche Wahrheit und, im gegenwärtigen Falle, eine tiefgefühlte. Erhöhung der Zahl, Verbesserung der Güte, in diesen dreimal wesentlichen Stücken lag der Schlußstein und die oberste Spitze von Friedrich Wilhelm's sämmtlichem Dichten und Trachten, dem er sich hingab, wie es nur der beste Spartaner hätte thun können. Näher hierauf einzugehen, dazu werden sich noch andere Gelegenheiten finden. Denn es war eine weltmerkwürdige Sache, weltlächerlich wie man sie damals hielt, deren äußerst ernsthafte Frucht endlich auch merkwürdig genug geworden ist.

In der Malplaquet-Zeit, bei einer Gelegenheit einmal, so wird erzählt, besprachen zwei englische Offiziere, die schlecht über den Gegenstand unterrichtet und in ihrer wegwerfenden Unwissenheit um so beleidigender waren, vor Friedrich Wilhelm's Ohren die kriegsfähige Stärke des preußischen Staates und, ob der König von Preußen wohl mit eigenen Mitteln mehr als 15,000 Mann in's Feld stellen könne? Friedrich Wilhelm, aufgebracht über die Sache und den Ton, soll mit Hitze gesagt haben: "Ja doch, mehr als 30,000";[1] worauf die Herren Militairs ihre Köpfe leicht schüttelten und den Gegenstand für jetzt fallen ließen. Aber er bekräftigt es nach und nach, doppelt und dreifach, — und bringt es, ehe er stirbt, bis zu einer Armee von siebzig bis hunderttausend der best eingeübten Truppen;[2] und was das Wunder noch erhöht, hat einen gefüllten Schatz obendrein. Dies ist der brandenburgische Spartanerkönig, dem die Staatswirthschaft geläufig. Allein unter zeitgenössischen Königen legt er alljährlich Geld zurück, und legt noch manche andere viel kostbarere Dinge zurück, für Preußen und den kleinen Buben, den er hier hat.

Friedrich Wilhelm's Leidenschaft für das Drillen, Werben und Vervollkommnen seiner Armee, zog ihm viel Aufmerksamkeit zu; lachlustige satyrische Aufmerksamkeit in den hundert Mäulern des gemeinen Gerüchts, woran er sich wenig kehrte, und zornvolle drohende Aufmerksamkeit, wenn es ihn mitunter mit den

[1] Förster I. 138.

[2] '72,000 Feldtruppen, 30,000 Garnisonstruppen' (Geständnisse eines Oesterreichischen Veterans. Breslau, 1788. I. 64).

selbstständigen Theilen der Menschheit in Collision brachte. Diese letztere Art war nicht angenehm und trug zuweilen ein bedenkliches Aussehen; aber auch dies hat er allezeit irgendwie erträglich zu verdauen gewußt. Er fuhr fort zu drillen und zu werben, — man kann sagen, nicht nur seine Armee, sondern seine Nation in allen ihren Bereichen, — wie noch Keiner zuvor oder seitdem gethan, den Belauf der ihm und ihr beiwohnenden Schlagkraft vermehrend.

In einem militairischen, und auch in einem noch viel tieferem Sinne, kann man ihn als den großen Drillfeldwebel der preußischen Nation bezeichnen. Es war dies freilich von jeher das Geschäft der Hohenzollern gewesen, dies schwierige, verdrießliche und unerläßliche des Drillens. Von dem ersten Auftreten des Burggrafen Friedrich, mit gütigen Worten und mit der Faulen Grete, zwischen den Trümmern des anarchischen Brandenburgs, und abwärts seitdem, ist dies stetig genug vor sich gegangen. Und nicht wenig gutes Exercitium haben, vom Anfang bis zu Ende, diese Völkerschaften gehabt; erhielten gerechte Befehle (weise und gerechte, die in einem achtbaren Grade zugleich des Himmels Befehle waren): und sicherlich, die Faule Grete z. B., — die Faule Grete, wie sie dem weiland Quitzow seine starke Burg um die Ohren stäubte, — war ein achtbarer Corporalstock für die Bekräftigung derselben. Dies ist nun dreihundert Jahre lang so vor sich gegangen. Aber Friedrich Wilhelm vollendet die Procedur, arbeitet sie bis zum äußersten Grad der Vollkommenheit aus. Friedrich Wilhelm bringt sie in jede Faser und Spalte des preußischen Wesens und, soweit als möglich, des preußischen Lebens, so daß Preußen durchaus wie eine eingeübte Phalanx, befehlsverständig, dasteht, und was wir im Heere sehen, ist nur der äußerste vollendete Geist Dessen, was der ganzen Nation innewohnt. Das war Friedrich Wilhelm's Function, vorbereitet für ihn, ihm zur Hand gegeben, von seinen hohenzollerischen Vorgängern; und sie hat sich allerdings auf's Heilsamste bewährt.

Denn ich habe bemerkt, daß eine Nation unter allen Dingen zuvörderst des Gedrilltwerdens bedarf; und keine Nation, die nicht erst von sogenannten "Tyrannen" regiert und straff an der Stange gehalten worden ist, bis sie vollkommen pariren und Regel und Gesetz beobachten, und diese innerlich werth halten und ihren Mangel verabscheuen lernte, hat es je weit in dieser Welt gebracht. Selbst England, in thörichten Theilen von England, schreiet und lamentirt noch immer erbärmlich über seinen Wilhelm den Eroberer und die strenge Reihe von Normannen und Plantagenete; aber, wenn man es recht bedenkt, was wäre

es ohne Diese je gewesen? Ein gefräßiges Geschlecht von Jüten und Angeln, unfähig zu großen Combinationen; in dickbäuchiger Gleichmüthigkeit sich fortschleppend, sich nichts beikommen lassend von heldenmüthiger Arbeit und Stillschweigen und Ausdauer jener Art, die zu den Höhen dieser Welt führt und zu den goldenen Bergkuppen, wo die Geister der Dämmerung hausen. Selbst ihre Wahl- und Stimmgerechtsamen, was sie ihre "Freiheit" nennen, wenn dieselben wirklich "Freiheit" bedeuten und ein solcher Weg zum Himmel, eine angelsächsische Heerstraße dahin, sind, — hätten unter solchen Bedingungen nimmer für sie möglich werden können. Hätte doch nichts als Zusammenstoß und unerträgliches Ineinanderdrängen (wie von Leuten, die nicht senkrecht stehen), und daraus entstehendes häufiges Losschlagen auf einander, diesen ungedrillten Angelsachsen bevorstehen können; — sogar ihre dickbäuchige Gleichmüthigkeit beständigen Unterbrechungen fortwährend ausgesetzt, wie zu den Zeiten der Heptarchie. Ein aufgeklärtes Publikum denkt nicht über diese Dinge nach gegenwärtig, wird es aber nachgerade wieder thun. Wenn man mit Menschenaugen über das jetzt bestehende England, und über das Amerika und das Australien, von Pol zu Pol, blickt, und dann den constitutionellen Litaneien Dryasdust's und seinem Lamentiren über die alten Normann'schen und Plantagenet'schen Könige zuhört, und seiner Würdigung abgeschiedenen Verdienstes und Erkennung von Ursachen und Wirkungen, — da verstummt der menschliche Verstand!

Viertes Capitel.

Sr. Majestät Art und Wesen.

Die Geschichte Friedrich Wilhelm's gehört zur Geschichte der Wirthschaftslehre, deren Studium, sobald es erst wieder einmal Könige in der Welt giebt, diesen theuer sein wird. Bei einem solchen glücklichen Stand der Dinge wird die Geschichte Friedrich Wilhelm's ihre Erforschung gut verlohnen, und durch Beispiele auf sehr schlichte und unmittelbare Weise lehren. In dem sogenannten politischen, diplomatischen Verbleibegehorsamst-Fache ist nicht viel und kann nie viel von ihm zu melden sein, indem dieser Wirthschafts-König sich allezeit hübsch daheim gehalten und um seine eigenen Sachen bekümmert hat. So daß er, für jetzt,

als ein König, von dem, was man Geschichte nennt, fast gar nichts hat: und nur als ein Mitmensch von absonderlicher Begabtheit und in einer höchst eigenen und hervorragenden Stellung, kann er interessant für die Menschheit sein. Für uns hat er, als Vater und täglicher Lehrer und Meister des jungen Fritz, ein fortwährendes Interesse; und wir müssen von des Meisters Art und Wesen und von den Hauptphänomenen der Werkstatt, wie sie sich nach einander ereigneten, um des merkwürdigen Lehrlings willen, der darin diente, Kunde nehmen.

Er war nicht hoch von Wuchs, dieser willkürliche König: ein stämmiger blühend aussehender Mann, mit ernstem, aufrichtigem, gebieterischem Gesicht; seine Haltung und Ausstaffirung sehr spartanisch von Typus. Ein Mann von untersetzter, rüstiger Statur; steht (in Pesne's besten Portraits) ungezwungen und doch wie ein Thurm. Sehr handfest, wohlbeleibt; Augen standhaft wachsam; die Backen gleichfalls ein wenig zusammengedrückt, die den Mund eher nach vorn schieben, wie wenn er schweigend früge: "Ist was los? Alles in Ordnung hier?" Gesicht, Gestalt und Haltung, Alles an ihm trägt den Ausdruck von robuster Einsicht und unmittelbarer Entschlossenheit, von gesunder Thatkraft, practischem Wesen, unbezweifelter Autorität; — ein gewisses königliches Air, auf die schlichteste Form zurückgeführt. Das Gesicht, in Pesne's und anderen Bildern, ist nicht schön oder angenehm; gesund, echt, autoritätisch ist das Beste, was sich davon sagen läßt. Ursprünglich mag es jedoch, als wie es geschildert wird, schön gewesen sein. Ziemlich hoch gewölbte Stirn, reichliche Backen und Kiefern, Nase etwas klein und stumpfartig; große graue Augen, glänzend von stetigem Feuer und Leben, oft genug düster und ernst, doch auch lachend, wenn er wollte, sagt Pöllnitz; — ein Lachen, das in schrecklich donnernde Wuth ausschlagen kann, wenn man ihn reizt; insbesondere wenn man ihn belügt, denn das haßt er über Alles. Blick ihm gerade in das Gesicht: er meint, in *deinen* Augen lesen zu können, ob eine innere Lügenhaftigkeit in dir steckt: du mußt ihn daher beim Sprechen ansehen; so ist sein stehender Befehl.

Sein Haar ist blond, in's Aschfarbige oder noch Dunklere fallend, schönes reiches Haar, als er es im natürlichen Zustande trug. Es ward aber bald zu einem Zopf, im Militairstyl, zusammengebunden, und endlich ganz weggestutzt und durch braune und zuletzt durch weiße Stutzperücken ersetzt. Welche letzteren, obgleich schlechte Perücken, ihn ebenfalls, unter seinem dreieckigten Hute mit Cocarde, nicht schlecht kleideten, sagt Pöllnitz.[1] Die

[1] Pöllnitz: *Memoiren* (Berlin, 1791), II. 568.

Stimme, vermuthe ich, war, selbst wenn nicht laut, von schallendem und durchdringendem, metallartigem Klange; und ich erfahre ausdrücklich einmal, daß ein näselnder Ton darin war.[1] Seine Majestät sprach durch die Nase, schnüffelte seine Rede auf eine ernste ominös weinerliche Weise. In zornigen Momenten, die häufig waren, muß sie — unangenehm zu hören gewesen sein. Im Uebrigen ein stattlicher Mann für seine Größe; augenfällig wohlgebauet an Leib und Gliedern, und fein geformt bis zu den äußersten Theilen. Seine Füße und Beine, sagt Pöllnitz, waren sehr schön. Seine Hände, hätte er sie in Acht genommen, waren besonders weiß, die Finger lang und dünne; eine zugleich zum Greifen flinke, zum Tasten zarte, und zum faustfesten Halten starke Hand: was man eine schöne Hand nennen darf, weil es eben die nützlichste ist.

Nichts ging über die Schlichtheit der Gewöhnungen Seiner Majestät. Aber seine scrupulöse Achtung auf Reinlichkeit in Person und Geräumen erregt unser besonderes Wohlgefallen. Er wusch sich wie ein wahrer Muselmann, fünfmal des Tages; hielt auf Reinlichkeit in allen Dingen bis zu einem abergläubischen Grad; ein Zug, der in dem ungeschlachten Manne angenehm und in der That aus einem Stück mit dem Uebrigen seiner Naturart ist. Er schafft allmälig all seine seidenen und andere zeugenen Zimmermöbel ab; duldet, in seinem Haß gegen den Staub, keinen Fußteppich, ja nicht einmal einen Polsterstuhl; sondern es muß alles von Holz sein, wobei man sich den Staub völlig vom Hals schaffen kann.[2] Frau und Frauenzimmer und Die, so es mit ihnen halten, mögen Polster und Sopha's haben: er, für seine Person, sitzt auf bloßen Holzsesseln; — sitzt, und denkt und wirkt auch, nach Art eines hyperboreischen Spartaners, der er war. Er aß stark, aber wie ein rauher Landmann und Jäger ißt, ländliche Gerichte, gutes Gesottenes und Gebratenes, mit Verschmähung des französischen Kochs, als eines Wesens ohne Sinn für ihn. Sein Lieblingsgericht am Mittagstisch war gut zubereiteter Speck und Gemüse; was konnte, für einen Menschen von der Art, der französische Koch thun? Er aß mit Heftigkeit, beinahe mit ununterscheidendem Ungestüm, nicht sowohl nach Güte als nach Fülle fragend. Er trank auch, betrank sich aber nicht; auf des Doctors Vorschrift konnte er sich davon enthalten, und hatte sich in späteren Jahren enthalten. Pöllnitz rühmt die Feinheit seiner Gesichtsfarbe, die ursprünglich ausnehmend weiße Haut, welche er durch starkes

[1] Büsching: Beiträge I. 568.
[2] Förster I. 208.

Reiten und Jagen gegerbt und broncirt und außerdem durch seine Nahrungs- und Verdauungsweise arg zugerichtet hatte: ach, seine Weste maß zuletzt, ich fürchte zu sagen, wieviel preußische Ellen, — einen sehr beträchtlichen Durchmesser! [1]

In den ersten Jahren nach seinem Regierungsantritt erschien er bei Gelegenheit noch in bürgerlicher Kleidung, 'braunem englischen Rock, gelber Weste' und dem übrigen Unentbehrlichen. Aber diese Tracht ward mit jedem Jahre seltener bei ihm und hörte ganz auf (sagen die Chronologen) um das Jahr 1719: von da ab erschien er allezeit als Oberst der potsdamer Garde (seines eigenen Leibregiments) in einfacher preußischer Uniform: engem Soldatenrock, blau mit rothen Aufschlägen und Kragen, gelber Weste und Beinkleidern, weißleinenen Kamaschen bis an die Knieen. Er schnallte seinen Degen hoch um die Lenden, damit er nicht in den Koth schleppe; ging stets mit einem dicken Bambus in seiner Hand gelassenen, nicht langsamen Schrittes; mit seinem dreieckigten Hut, milchweißer Stutzperrücke (in älteren Tagen) und purpurröthlichem Gesichte, — die Augen spähend, im Blick scharfe behende Autorität und eine gefährliche Bereitfertigkeit Verweise zu geben und das Rohr zu schwingen: — so ging er auf Erden einher, und Leute vom gemeinen Schlag wichen ihm lieber aus, als daß sie ihm in den Weg kamen.

Denn er war allerdings gefährlich, und fragte wohl auch auf beunruhigende Weise: "Wer ist Er?" Windbeutelige, mehr noch verdächtig aussehende Personen mochten schlecht wegkommen. Einem müßigen Gaffer an der Straßenecke hat er einmal mit dem Stock über den Kopf geschlagen: "Scher Dich heim, Kerl, und thu' was!" Daß die Höferinnen zum Stricken zu ermuntern seien, während sie auf Kundschaft warten, — zu ermuntern und gelinde zu zwingen, und endlich fortzujagen und ihr Budenrecht von ihnen zu nehmen, wenn sie sich nicht zwingen ließen, — darüber ist, wie schon erwähnt, eine ausdrückliche Verordnung herausgekommen, sehr seltsam zu lesen. [2]

Stutzerhafte Figuren, ja Leute, die wie Franzosen aussehen, müßige flitternde Frauenzimmer sogar, denen ist es gerathen, ihm aus dem Weg zu gehen. "Wer ist Er?" und wenn einer log oder verdrehete ("Er blicke mich gerade an!") oder auch nur stotterte, stockte und des Verdrehens verdächtig aussah, so mochte es ihm schlecht bekommen. Eine sanfte Antwort ist weniger geeignet, Zorn abzuwenden, als eine fertige, klare. „Ein Candidatus Theologiae, Ew. Majestät," ant-

[1] Förster I. 163.
[2] In Rödenbeck: Beiträge S. 15.

wortete einmal ein so befragter handfester, schäbig aussehender Bursche. "Woher?" — "Von Berlin, Ew. Majestät." — "Hm, na, taugen nichts, die Berliner." "Freilich, die Mehrzahl, Ew. Majestät, aber es giebt doch Ausnahmen; ich kenne deren zwei." — "Zwei, wer sind die?" — "Ew. Majestät und ich!" — Majestät bricht in helles Gelächter aus: der Candidatus ward von den Consistorien und einschlägigen Behörden examinirt und erhielt eine Caplanstelle.

Dieser König war durchaus kein Freund der Franzosen oder ihrer Moden. Wir sagten, er schaffte die große Perücke ab, — setzte sie zum letzten Mal bei seines Vaters Begräbniß auf, so weit ging die kindliche Pietät, und packte sie dann von sich, indem er sie abschaffte, ja sogar verbannte und für immer verbot. Die Perücke und gleichsam Alles, was die Perücke symbolisirte. Denn Dieser war ein König, der zu ganz anderen Zwecken in die Welt kam, als große Perücken zu tragen und, unbekümmert um die Kosten, Platzfrosch gegenüber dem Versailler Ochsen zu spielen, welcher letztere vielleicht selber ein unnütz Thier ist. Von Friedrich Wilhelm's Perückensteuer, von den alten "Perückeninspectoren" und den Streichen, die sie spielten, indem sie den Leuten auf der Straße die Perücke vom Kopf zogen, um zu *sehen*, ob solche auch gehörig gestempelt sei, und das Perückenthum, bis etwa auf die schlichte und nützliche Stutzperrücke, unter Menschen hintertrieben: von diesen und anderen ähnlichen Dingen könnte ich reden, thue es aber nicht. Folgender kleine Umstand, der sich einmal auf dem Musterungsfelde im Weichbild von Berlin zutrug, wird genügen, um seine Laune in diesem Betreff zu bezeichnen. Es war im Frühjahr 1719, unser kleiner Fritz damals sechs Jahre alt, der natürlich viel zeitweiligen, offenen und versteckten Commentar, triumphirendes Mannsgelächter und vielleicht rebellische Weiberseufzer, bei Gelegenheit eines solchen Streiches zu hören bekam.

Der Graf Rothenburg, von Geburt ein Preuße,[1] ein gebildeter und in diplomatischen und anderen Geschäften geschickter Mann, aber viel an Paris und die dortige Lebensart gewöhnt, war kürzlich als französischer Gesandter zu Berlin erschienen, — und, nicht unnatürlich, in vollem französischem Costüm: dreieckigtem Hut, Perücke, galonirtem Kleid und was sonst noch dazu gehört. So geputzt pflegten er und eine flotte Gruppe von Gefolge und Anhängern umher zu gehen, und konnten leicht Andere anstecken. Was anfangen mit ihnen? denkt der besorgte

[1] Buchholz, *Neueste Preußisch-Brandenburgische Geschichte* I. 28.

Vater seines Volkes. Sie würden bei der nächsten großen Revue erscheinen, erfuhr Friedrich Wilhelm, und nahm hierauf im Stillen seine Maßregeln. Kleidete nämlich seine Profoße, oder Regimentsscharfrichter, in eine ungeheuerliche Uebertreibung jenes Costüms; Hüte, ungefähr eine Elle im Durchmesser, bis an die Kniekehle reichende Perücken, nebst anderer entsprechender Ausstaffirung: Diese ließ Friedrich Wilhelm, als Graf Rothenburg und seine Gesellschaft auf dem Felde erschienen, durch laute Fanfare aufrufen, und sie marschirten feierlich über Graf Rothenburg's Gesichtsfeld; der seltsamste Aufzug von Phantasmen, der ihm kürzlich zu Gesichte gekommen. Nutzreiche Betrachtungen in ihm erweckend.[1] Man denke sich diesen Auftritt in der Geschichte; Friedrich Wilhelm als komisch-symbolischen Dramaturgisten. Götter und Menschen (oder wenigstens Houyhnhnm'sche[2] Pferde) hätten es mit homerischem Gelächter begrüßen mögen, — so ungeheuer und leer ist es und doch mit einem Anflug wirklichen Humors darin; — aber den Leuten, auf Parade, war nicht mehr als ein verbissenes Kichern, oder allgemeines unterdrückbares raschelndes Gemurmel erlaubt; und nur die Götter lachten laut heraus, falls sie so gelüstet waren. Die Regimentsscharfrichter kehrten auf ihre Plätze zurück, und Graf Rothenburg legte sich schlichte deutsche Tracht zu, so lange er sich im Lande aufhielt.

Friedrich Wilhelm zeigt bei vielen Gelegenheiten einen stummen derben Witz und Spott dieser Art, nicht ohne Genialität in seiner brobdignagischen Uebertreibung und Einfalt. Wie ein wilder Waldbär, der sein Kurzweil treibt, mit einigem Sinne des Menschlichen unter seinem rauhen Fell. Nicht in französischer Sumtuosität, sondern in heimischerzeugter deutscher Sparsamkeit, sieht dieser König sein Heil; so hat die Natur ihn geformt: und die Welt, die seit lange ihre Spartaner verloren, sollte wieder einen urthümlichen Spartaner sehen, und viel Geschrei über ihn erheben; indeß die Natur stillschweigt und gleichsam in sich hineinlacht über das Schreien der Lakaienwelt. Denn die Natur, wenn sie einen Spartaner schafft, hat ihre eigenen Absichten mit ihm, und erwartet nicht augenblicklichen Beifall, sondern nur allmäligen und nachhaltigen.

[1] Förster I. 165. Faßmann, Leben und Thaten des allerdurchläuchtigsten &c. Königs von Preußen Frederici Wilhelmi (Hamburg und Breslau, 1735), S. 223. 319.

[2] Dem Leser ist diese Race hoffentlich aus des weltberühmten Samuel Gulliver's 'Reisen' erinnerlich. D. Uebers.

'Für mein Theil', ruft ein gewisser Redacteur einmal aus, 'bemerke ich wohl, daß noch niemals ein großes Reich, römisches, englisches, 'bis herab auf ein preußisches oder holländisches, gegründet, noch überhaupt irgend eine große Masse von Arbeit unter der Sonne geleistet 'worden, es wäre denn, daß ebendieselbige bescheiden aussehende Eigenschaft der Sparsamkeit dabei zu Grunde gelegen sei und das Werk thunlich gemacht habe. Was freilich als eine wunderliche Doctrine klingen 'mag in diesen Tagen der Goldstufen, Börsenreichthümer und mirakulösen Sumtuositäten, die nichts nach Kosten fragen. Nichtsdestoweniger 'sind ernsthafte Leser eingeladen, darüber nachzudenken. Obgleich neu, 'ist sie uralt, und hat eine traurige Bedeutung für uns in diesen 'Zeiten. Daß du in eiteln Narretheien, bauend wo kein Grund war, 'deine Hunderttausend, deine achthundert Millionen[1] verschleudert hast, 'daraus mache ich mir im Vergleich wenig. Du kannst immer wieder 'reich werden, wenn du endlich weise geworden. Aber wenn du deine 'Anlage zu strenger, frommtapferer Arbeit, zu Geduld, Beharrlichkeit, 'Selbstverläugnung, zum Glauben an die Ursache von Wirkungen, vergeudet hast; ach, wenn dein einst gesundes Urtheil über den eigentlichen 'Werth und Unwerth von Dingen vergeudet und dein stilles festes Vertrauen auf das ewig Wahrhaftige deiner selbst und der Dinge, nicht 'mehr vorhanden ist, — dann hast du in der That eine Einbuße erlitten! 'Du bist im Grund ein völlig bankerottes Individuum, wie du nachgerade 'gewahr werden wirst. Ja, und wenn auch ganz Californien dein eigen 'wäre, und du könntest allen Tapeziererkram, alles Confect, fondirtes 'Capital, allen zeitweiligen (sehr zeitweiligen) Grundbesitz in der Welt 'mit Einem Male aufkaufen, es würde dir nichts fruchten. Fortan für 'dich keine Ernte mehr auf dem Saatfeld dieses Universums, das seine 'heilsamen Gutthaten und edlen himmelgesandten Gaben für ganz Andere, 'als du bist, aufbewahrt; und ich möchte keine Stecknadel für alles, was 'du daselbst herbsten wirst, geben. Bloße imaginaire Ernten, Säcke mit 'Goldstufen und dergleichen, leer wie der Ostwind, — und alle Dämonen über dich lachend! Denkst du etwa, die Natur sei auch eine 'aufgedunsene Lakaienseele, gierig nach Trinkgeldern, und ließe sich durch 'deine sublime Airs von Sumtuosität und deinen großen Saldo in der 'Bank täuschen? Geh zum — allgemeinen Kothpfuhl mit sammt deinen 'Goldstufen!'

Die Lakaienwelt, ihre Borten und Accidenzien ansehnlich geschmälert, klagt mit Bitterkeit Friedrich Wilhelm des Geizes und der verwandten Laster an. Aber es ist nicht an dem; innerlich und in der Hauptsache läßt sich sein Verfahren als ehrenwerthe Sparsamkeit definiren, — die hin und wieder an Geiz angrenzte, wie denn gewöhnlich arme menschliche Tugenden überhaupt sich nach einer oder der anderen Seite hinneigen! Er kann sich auch prächtig zeigen und scheut keine Kosten, wenn die

[1] Betrag der englischen Nationalschuld. D. Uebers.

Gelegenheit ihm würdig erscheint. War die Gelegenheit unvermeidlich und doch nicht ganz würdig, dann hat er wohl auch seine Zuflucht zu wunderlichen Behelfen genommen. So pflegte z. B. der Czaar Peter häufig das preußische Gebiet zu betreten, zu öfterst in seinen eigenen Geschäften, und so einen Mann muß man, so lange er bei uns ist, königlich freihalten; man möchte aber auch, daß es zu billigen Kosten geschehe. Postpferde, 'zweihundert und siebenundachtzig auf jeder Station', erhält er vom Land; aber den Rest seiner Unkosten, den ganzen Weg von Memel bis nach Wesel? Friedrich Wilhelm's Marginal-Bescheid an sein Finanz-Directorium, als dies einmal deshalb um Befehle nachsuchte, ist folgenden seltsamen Inhalts: Ja, den ganzen Weg (außer Berlin, welches ich aparte übernehme). "Ich will 6000 Thaler dazu destiniren, nit einen Pfennig gebe "mehr dazu;" und dies ist der merkwürdige Punkt: "vor der "Welt sollen sie von 30 à 40,000 Thaler sprechen, daß es mir "koste!"[1] So daß also der König von Preußen, der mehr als alle Menschen Lügen verabscheuet, hier Befehl zu einer giebt? Leider ja, zu einer Art von Lüge oder Flause, erpreßt in der Klemme der Sparsamkeit! Aber welch' ein Fenster in dem kunstlosen inneren Menschen Sr. Majestät, selbst diese Flause, oder Nothlüge, — die man nicht selbst macht, sondern dem Diener zu machen befiehlt, als wenn das so billiger zu stehen käme!

'An Geiz gränzend', freilich: aber wer nicht ungerecht und böswillig sein will, kann ihn mit nichten als einen Geizhals-König darstellen. Er sammelt, was ihm gehört, giebt euch genau, was euch gehört. Für bezahlten Lohn verlangt er geleistete Arbeit: er versichert sich mehr und mehr, ob die geleistete Arbeit auch für ihn nothwendige Arbeit sei, und streicht sie aus, wenn nicht. Ein spartanischer Mensch, wie gesagt, — wiewohl er wahrscheinlich ebensowenig von den Spartanern wußte, wie die Spartaner von ihm. Aber die Natur ist noch immer solcher Erzeugnisse fähig: wenn in Hellas vor uralten Zeiten, warum nicht in Brandenburg jetzt?

[1] 1717: Förster I. 213.

Fünftes Capitel.

Friedrich Wilhelm's einziger Krieg.

Einer der frühesten starken Eindrücke Fritzen's von der Außenwelt war, wie es sich fügte, von Krieg, — es fügte sich so, wiewohl er allzuwenig Geschmack nach dieser Richtung hin zeigte und er dergleichen Phänomene noch nicht fassen konnte; — und es muß viel halbartikulirtes Gefrage und Gespräch, seinerseits, über die Dinge, die nun vor sich gingen, mit der Dame Roucoulles stattgefunden haben.

Im Jahre 1715, Fritzen's drittem Jahre, kam ein gewaltig Treiben, nicht nur des Exercirens, sondern des wirklichen Krieges: der stralsunder Feldzug. Friedrich Wilhelm's Eine That in dieser Art. Lautes Gerücht hiervon füllt natürlich das Mutterherz, die Gemächer des Berliner Schlosses, und erregt mit neuen lebendigen Interessen die Einbildungskraft von Jung und Alt. Denn es rasseln nun die wirklichen Kriegstrommeln, es knarren die Züge des schweren Geschützes, und Krieger nehmen Abschied und marschiren, tramp, tramp; Majestät in Grenadier-Garde-Uniform voraus: Reiterei, Fußvolk und schwer Geschütz; nordwärts gen Stralsund an der baltischen Küste, wo ein furchtbarer Menschenlöwe sich kürzlich eingelagert hat. Karl XII. von Schweden nämlich, der ist aus dem türkischen Bender oder Demotika losgebrochen und hat seinen hartnäckigen Starrschlaf endlich beendigt; ist ein vierzehn oder sechzehn Tage lang geritten, er und ein oder zwei Reitknechte, über öde Steppen und Gebirgswildnisse, durch wimmelnde gefährliche Städte, ('kam über Wien und Cassel, dann durch Pommern'), indem er sein 'Königsgefolge von zweitausend Personen' langsam nachfolgen ließ. Er, für sein Theil, ist ohne Pause voran geritten, immer voran, im tiefsten Incognito, der nicht zu ermüdende Mann; — und schließlich am Abend vor Allerheiligen (22. — 11. November 1714), in tiefer Nacht, zog ein Reiter, dem noch zwei andere folgten, reisebespritzt und 'weiß von Schnee' vor dem Thor von Stralsund die Zügel ein, und begehrte, zum Staunen der schwedischen Schildwache, augenblicklichen Zutritt zum Gouverneur. Der Gouverneur, anfangs ein wenig mürrisch gelaunt, erkannte allmälig, wie sich die Sache verhielt, sprang aus dem Bett und umfaßte die Knieen des schneeigen Mannes; ganz Stralsund sprang aus dem Bett und illuminirte, am selbigen Allerheiligen-

vorabend: — und mit einem Wort, Karl XII., nach fünfjähriger Verfinsterung, ist wieder auf dem Schauplatz der Dinge erschienen, und bedrohet die Welt auf seine alte Weise, von jener Stadt aus. Weswegen es vielen Parteien, und zuletzt auch Friedrich Wilhelmen selber, dringend wird, ihn herausgetrieben zu sehen.

Die Wurzel dieser stralsunder Geschichte gehört noch in die vorige Regierung, eben so wie die großartige Erscheinung Karl's XII. auf der Bühne der europäischen Dinge, und der Schrecken und das Staunen, die er daselbst hervorrief. Er ist jetzt dreiunddreißig Jahre alt, und nur der Ausgang von Beidem, von ihm und der stralsunder Geschichte, fällt innerhalb unseres gegenwärtigen Feldes. Vor funfzehn Jahren wirkte sie gerade wie das Bersten eines Katarakts von Bomben in einem schlaffen Ballsalon, diese Erscheinung des jungen kriegerischen Schweden unter den üppigen Königen und Königlein des Nordens, die insgesammt dergestalt faullenzten und matt menuettirten, unbekümmert um die Kosten! Friedrich IV. von Dänemark, zechend beim rothen Burgunder, August der Starke, allgemach seine 'dreihundertvierundfunfzig Bankarte' erzeugend;[1] diese und andere Nachbaren waren zuversichtlich, unter allerlei Vorwand, herzugetreten, indem sie sich aus den Besitzthümern des noch unmündigen Jünglings zu bereichern gedachten, als der junge Unmündige sich plötzlich zu einem Vollmündigen und Uebermündigen entfaltete und als ein solcher Feuerkönig unter ihnen auftrat.

Folge davon waren endlose nordische Irrungen, und durch den ganzen Louisquatorze'schen oder Marlborough'schen großen 'Erbfolgekrieg' hatte ein besonderer 'nordischer Krieg' auf eigene Hand gebrannt oder geglimmt; Schweden contra Sachsen, Russen und Dänen sich herumbalgend in langwierigem verwickelten Hader, und jene nördlichen Gegenden in Rauch, wenn nicht in Flammen, haltend. Karl XII. war die letzten fünf Jahre über (seit Pultava und dem Sommer 1709) in der Türkei halsstarrig auf der Bärenhaut gelegen, indem er die Türken antrieb, den Czaar Peter zu vernichten, was sie schlechterdings nicht vermochten, obschon sie es dann und wann versuchten, und nicht wenige Veziere mußten ihre Köpfe darüber einbüßen. Karl lag störrig schlafend; indeß die Dänen gegen seine holsteinischen Interessen und angrenzenden Territorien operirten, Sachsen und Russen fortwährend auf Schwedisch-Pommern losschlugen, fortwährend hin- und dann wieder heimmarschirend, ohne Erfolg,

[1] Mémoires de Bareith (Wilhelmine's Buch, Londres, 1812) I. 111.

— immer durch das brandenburgische Land, wie sie nicht umhin konnten. Letzteren Umstand hatte Friedrich Wilhelm, noch als Kronprinz, mit Verdruß mit angesehen, hätte das was genützt. Aber Karl XII. wollte nun kein Haarbreit nachgeben; schickte von seinem Bett zu Bender oder Demotika peremptorische Befehle, alle Uebergabe verbietend. Und der saumselige Feind vermochte auch nicht, Uebergabe zu erzwingen.

So daß es zuletzt zu einem matten langwierigen Gewirre von unabwickelbaren Streitereien geworden war, die abgematteten Kämpfenden erschöpft von Allem außer ihrer Feindseligkeit, und schien nimmer enden zu wollen. Eingewurzelter unwirksamer Krieg, zerstörend für alle wirklichen Interessen in dortiger Gegend. Was hat nicht Holstein für Ungemach davon gehabt, das bis auf den heutigen Tag dauert. Auch Mecklenburg ward in schlimme Uebel dadurch verstrickt, die lange genug dauerten, wie wir sehen werden. Vor Allem aber darf Brandenburg ungeduldig sein, Brandenburg, das nichts damit zu schaffen hat, außer als unglücklicher Nachbar. Eine von Friedrich Wilhelm's allerersten Operationen, als König, war es, diesem mißlichen Zustand, dem er noch als Kronprinz lange mit Ungeduld zugesehen, ein Ende zu machen.

Sogar der Utrechter Vertrag war ihm willkommen gewesen in der Hoffnung, daß solcher wenigstens diese nordischen Händel beendigen würde. Dies versuchte der Utrechter Vertrag, vermochte es aber nicht: indessen gab er ihm seine preußischen Kriegsvölker zurück, — die er bereits um sechs Regimenter vermehrt hat, errichtet, wie man ersehen kann, auf den Trümmern seines ehemaligen Lakaien- und entlassenen Kammerherrenthums; — mit Diesen will es nun Friedrich Wilhelm selber versuchen, dem Ding ein Ende zu machen. Diese ließ er alsbald ein Lager auf seiner Grenze, hart am Schauplatz des Streites, beziehen, und bedeutete nunmehr, Anfangs 1713, mit Nachdruck, daß es ihm entschieden darum zu thun sei, den Frieden in jenen pommer'schen Gegenden hergestellt zu sehen. Es erfolgten Unterhandlungen,[1] sehr ausgedehnte Unterhandlungen, indem Ludwig XIV. und der Kaiser mithalfen, diese kriegführenden nordischen Könige und ihren Czaaren zu beschwichtigen: endlich machte die holsteinische Regierung, als Vertreter ihres geschworenen Bundesgenossen, Karl's XII., bei der Gelegenheit ein Anerbieten, das versprechend schien. Sie schlug nämlich vor, daß Stettin und der dazu gehörige Distrikt, die starke Grenzstadt und gleichsam der Schlüssel von Schwedisch-Pommern, von den

[1] 10. Juni 1713: Buchholz I. 21.

Schweden geräumt und von neutralen Truppen, Preußen und Holsteiner in gleicher Anzahl, besetzt werden solle; welche neutrale Truppen jeden feindlichen Angriff von außen her zu verbieten hätten, während Schweden sich anheischig mache, keinen Angriff über Pommern von innen vorzunehmen. Das wäre so gut wie Frieden in Pommern, bis zur Erlangung eines allgemeinen schwedischen Friedens. Und Friedrich Wilhelm stimmte freudig bei.[1]

Aber unglücklicherweise wollte der schwedische Commandant in Stettin den Platz nicht auf bloße vertretende oder secundaire Autorität ausliefern, nicht ohne einen ausdrücklichen eigenhändigen Befehl seines Königs; der, da sich sein König in weiter Ferne, in abstrusen türkischen Umständen und Oertlichkeiten befand, für den Augenblick nicht zu haben war, und es entstanden neue Schwierigkeiten und Ungewißheiten, was neuen Aufschub mit sich brachte, der an sich allein schon verderblich werden konnte. Das Ende war, die Russen und Sachsen mußten den Mann mittelst regelmäßiger Belagerung hinauskanoniren: sie übergaben alsdann die Stadt an Preußen und Holstein; verlangten jedoch zuvor Erstattung ihrer gehabten Belagerungskosten, — 400,000 Thaler, laut Rechnung und Erweis.

Friedrich Wilhelm zahlte das Geld (indem Holstein keinen Groschen hatte); nahm Besitz von der Stadt und den dazu gehörigen Städten und Vesten, gesonnen sie zu behalten bis er wiederbezahlt sei. Dies war im Oktober 1713, und seitdem ist in jenem Bezirk wirklich Ruhe gewesen; mag immerhin die Asche des nordischen Krieges anderswo noch brennen oder dampfen, hier ist sie völlig gelöscht. Anfangs war es ein gemeinschaftlicher Besitz Stettins, Holsteiner und Preußen in gleicher Anzahl; und wäre nur Friedrich Wilhelm seines Geldes sicher gewesen, so wäre es dabei geblieben. Aber die Holsteiner hatten nichts gezahlt; Karl's XII. Bestätigung konnte nie ausdrücklich erlangt werden, und die Holsteiner waren bloße Abhänglinge von ihm. Wäre es daher nicht gerathen, unsere preußische Besatzung nach und nach zu verstärken und irgendwie, mit einem Minimum von Gewalt, die Holstein'schen aus Stettin hinaus zu practiciren? Friedrich Wilhelm hat es so befohlen und ausgerichtet. Nachdem die preußische Stärke dieser wichtigen Garnison sich allmälig verdoppelt hatte, wurden die Holsteiner in einer Nacht ruhig entwaffnet und ihnen befohlen abzuziehen, bei Strafe; — was auch geschah. Mit einem solchen Pfandschein wie Stettin sicher in unserer Tasche, rechnen wir nunmehr darauf, unsere 400,000 Thaler erstattet zu erhalten, ehe wir ihn herausgeben.

[1] 22. Juni 1713: Buchholz I. 21.

Die Sache ergab sich, wie Friedrich Wilhelm befürchtet hatte. Hier ist Karl XII. zurück, unbeugsam wie kaltes schwedisches Eisen; will von keinem Vertrag, der solchermaßen über sein Gut verfügt, hören: Sei er etwa bankerott, daß man seine Städte versteigern wolle? Karl glaubt im Grund gar nicht, daß Friedrich Wilhelm je die 400,000 Thaler wirklich bezahlt habe; Karl verlangt, für sein Theil, daß man ihm seine schwedische Stadt Stettin zurückgebe, und gedenkt nicht im mindesten und ist in der That nicht im Stande, Geld dafür zu zahlen. Vergebens antwortet man: Stettin sei gegenwärtig keine schwedische Stadt, es sei ein preußischer Pfandschein! — Es erfolgte viel Unterhandlung, Schriftenwechsel, indem Ludwig XIV. und der Kaiser sich abermals ins Mittel schlugen, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Umsonst! Ludwig, der beherzte alte Bankerottier, versuchte stark, sich Karl's mit Nachdruck anzunehmen; aber er hatte nun selbst kein Geld mehr, vermochte nur, durch seine Gesandten, es mit ein wenig Finessen, mit ein wenig Drohen, zu versuchen, welches Beides nichts fruchtete. Friedrich Wilhelm, nichts begehrend, als Frieden auf seiner Grenze, nach funfzehnjährigem äußeren Tumult dorten, hat 400,000 Thaler in harter Münze dafür gezahlt: man erstatte ihm diese Summe und verspreche Frieden auf seiner Grenze, so will er Stettin räumen; anders nicht. Große Worte, von einem französischen Ambassadeur in großer Perücke, reichen nicht aus: 'Bange machen gilt nicht', — was vertragen ist, muß geleistet werden! Der arme Ludwig der Große, den wir nun den "Bankerott-Großen" nennen, starb über diese Verhandlungen; indeß Karl, sein Bundesgenosse, gegen die ganze Welt argumentirte und focht, ohne weitere Hülfe, als einen hochrednerischen Gesandten, von Ludwig. "J'ai trop aimé la guerre", sagte Ludwig auf seinem Sterbebette, indem er einen neuen kleinen (fünfjährigen) Ludwig, seinen Urenkel und Nachfolger, anredete: "Ich habe den Krieg all zu lieb gehabt; ahme mir darin nicht nach, ne m'imitez pas en cela".[1] Welcher Rath ebenfalls, wie wir sehen werden, beträchtlich in der Luft verloren ging.

Friedrich Wilhelm hegte eine wahre persönliche Achtung für Karl XII., einen Mann in vielen Stücken ganz nach seinem Sinn, und hätte ihn gern zu sanfterem Benehmen überredet. Aber vergeblich. Karl wollte nicht auf politische Gründe hören, noch auch begreifen, daß sein Vermögensstand bankerott sei, oder daß man seine Städte in Pfand geben könne. Dänen, Sachsen, Russen, sogar Georg I. von England (indem Georg

[1] 1. September 1715.

so eben einen großen hannöver'schen Kauf, Bremen und Verden, vom dänischen König, der dessen habhaft geworden war, aus dem quasi-bankerotten Vermögensstand des armen Karl billig erstanden hatte), — müssen sich gegen ihn zusammenthun, um ihn unterzubringen; und unter ihnen muß Preußen, von Karl im stettiner Land endlich wirklich angegriffen, ungern den Anfang in dieser Repressivbewegung machen. Am 28. April 1715 erklärte Friedrich Wilhelm den Krieg gegen Karl; ist bereits auf dem Marsch nach Stettin mit starker Macht, um besagten Karl zu zwingen und abzuwehren. Ist einmal nicht zu ändern, wie hart es ihm auch ankommt: "Warum will mich gerade derjenige König, den ich am meisten schätze, dazu zwingen, sein Feind zu sein?" sagte Friedrich Wilhelm.[1]

Zu den Originalitäten Friedrich Wilhelm's gehört seine Abschieds-Ordre und Instruction an seine drei Hauptminister bei dieser Gelegenheit. Ilgen, Dohna, Prinzen, schweigsame dunkle Gestalten, denen man in preußischen Büchern begegnet und niemals die mindeste Vorstellung von ihnen gewinnt, außer als grimme, eher schlaue, verschlossenste altfränkische Herren, — eine Art menschlicher Eisentruhen, gravitätisch angefüllt (unter drei- und vierfachen Patentschlössern) mit was leider nunmehr für uns völlig zu Maculatur, Staub und Spinnweben geworden ist: — diese drei verschlossenen schlauen Herren sollen ein dreimal wachsames Auge auf alle untergeordnete Aemter und Personen halten, und wohl zusehen, daß Niemand schlummere oder fehle. Kurzer wöchentlicher Bericht ist an Se. Majestät zu senden; Staffetten, bei Fällen von drängender Eile: Anfragen, die ihr an mich zu machen habt, sind auf gefaltete Bogen zu stellen, 'worauf ich Marginalien schreiben kann': wenn nichts Besonderes passirt 'nit schreiben'. Zahlt kein Geld aus, außer was nach den Büchern fällig wird, sonst keins; — wenn ein außerordentlicher Zahlungsfall sich ereignen sollte, zieht meine Frau zu Rathe, und sie muß ihren Befehl dafür unterschreiben. Ueberhaupt, in Sachen von Belang, sollt ihr meine Frau zu Rathe ziehen, aber nur sie; außer ihr und dem Geheimen Rath soll kein Sterblicher seine Nase in meine Geschäfte stecken: ich sage 'sonst kein Mensch.'

'Es soll Alles an meine Frau gesagt werden', schreibt er an einer anderen Stelle, 'und man soll sie um Rath fragen.' Der ungeschlachte Paterfamilias, aber der menschliche! 'Dieweil ich aber ein Mensch bin', fährt er fort, 'und kann todt-

[1] Oeuvres de Frédéric (Histoire de Brandebourg), I. 132. Buchholz I. 28.

'geschossen werden, so befehle ich Allen, für Fritz zu sorgen, da-'vor sie Gott belohnen wird, und ich gebe Allen, von meiner 'Frau an, meinen Fluch, daß Gott sie sowohl zeitlich als ewig 'strafen möge sofern sie mich nach meinem Tode' — nun, um's Himmelswillen, was denn? — 'nicht im Gewölbe der Schloß-'kirche begraben! Sie sollen dabei kein Festin machen; bei Leib 'und Leben keine Ceremonie und Festin, als daß sie sollen die 'Regimenter in der Reihe das Gewehr nehmen und schießen 'lassen.' Ist das nicht ein bärenhafter Mensch von Genie in seiner Art, wie wir ihn schon definirt haben? Er fügt plötzlich und schließlich hinzu: 'Ich bin versichert, daß ihr Alles mit der 'größten Exactitüde von der Welt bestellen werdet, wofür ich 'alle Zeit eifrig, so lange ich lebe, euer Freund sein werde.'[1]

Russen, Sachsen thaten als wollten sie sich Friedrich Wilhelm's pommer'schem Feldzuge anschließen; und von den Letzteren kamen und dienten auch, unter einem sogenannten Feldmarschall von Wackerbarth, mit hohem Federbusch und hohen Titeln, an viertausend Mann; — unter welchen nur ein Oberst von Seckendorf, der eines der Reiter-Regimenter commandirte, uns merkwürdig ist. — Den Ueberrest, und die Russen insgesammt, sah er eben so gern in der Entfernung bleiben. An 16,000 Dänen stießen ebenfalls zu ihm, der König von Dänemark an ihrer Spitze, alle sehr wüthend gegen den schwedisch-eisernen Helden; aber eigentlichen Dienst, wie man bemerkte, leisteten sie fast gar nicht, außer zur See ein wenig gegen die schwedischen Schiffe. Auch Georg I. hatte eine Flotte in der Ostsee; aber blos 'um den englischen Handel zu beschützen.' Im Ganzen ward die Belagerung von Stralsund, worauf der Feldzug bald hinauslief, hauptsächlich von Friedrich Wilhelm betrieben. Er hielt zwei Monate in Stettin, um sich vollends in Verfassung zu setzen: seine gute Königin, Gemahlin "Fiechen", eine Weile mit ihm, ich weiß nicht, ob jetzt oder nachher. Ende Juni brach er von Stettin auf, nahm die zwischenliegenden Außenplätze weg, und eröffnete dann die Laufgräben vor Stralsund, wo einige Tage später die Dänen zu ihm stießen. Es war nun Mitte Juli: eine vereinigte Armee von nahe an 40,000 Mann gegen Karl, der zur Bemannung seiner Festungswerke etwa das Viertel dieser Zahl mustert.[2]

Stralsund, mit seinen äußeren und inneren Linien, mit sei-

[1] 26. April 1715: Cosmar's und Klaproth's Staatsrath S. 223 (in Stenzel III. 269).

[2] Pauli VIII. 85—101. Buchholz I. 31—39. Förster II. 34—39. Stenzel III. 272—278.

nen Sümpfen, Gräben, Wällen und reichlichem Geschütz darauf, und mit der einen Seite an das tiefe, annoch von schwedischen Schiffen beherrschte Meer gelehnt, ist sehr stark. Wallenstein, wie wir wissen, versuchte einmal einen wüthenden Angriff darauf; beschoß, minirte, lief Sturm; schwor, er wolle es einnehmen, "und wäre es mit Ketten an den Himmel gehangen;" konnte es aber doch nicht einnehmen mit all seinem vulkanischen Wüthen, und wurde hinweggetrieben, theils von den Schweden und dem bewaffneten Stadtvolk, hauptsächlich aber von dem Sumpffieber und anhaltendem Regenwetter. Seitdem ist Stralsund einmal durch preußische Belagerung eingenommen worden; wie alte Leute, aus des Großen Kurfürsten Zeit, sich noch erinnern. Dem drohenden Gesandten Ludwig's XIV. scheint Friedrich Wilhelm zu bedeuten: große, eisenfresserische Worte könnten den Ort freilich nicht einnehmen, aber preußische Kanonen und Leute dürften es doch können.

Der Hergang dieser Belagerung von Stralsund ist umständlich beschrieben und genoß einst einer gewissen Berühmtheit in der Welt; darf uns aber, außer als fernes Echo, hier nichts angehen. Sie dauerte bis in den Winter hinein, unter beständigen kühnen Gegenbewegungen und verzweifelten Ausfällen des schwedischen Löwen, der gegen die ganze Welt sich hier auf die Hinterbeine gestellt. Aber Friedrich Wilhelm war die Wachsamkeit selber, und er hatte seine Anhalt-Dessau's bei sich, seine Borck's, Finkenstein's, Veteranen und Hauptleute, die ihr Handwerk unter Marlborough und Eugen erlernt hatten. Die kühnen Ausfälle und verzweifelte Tapferkeit des Löwenkönigs richteten nichts aus. Ein Punkt nach dem andern ging ihm verloren. Köppen, ein preußischer Oberst-Lieutenant, aus der Stadt gebürtig und der in seiner Jugend in diesen Gewässern gebadet hat, erinnert sich, daß, wenn man bis an das Knie watet, man um Karl's äußerstem Außenwerk herumkommen könne. Köppen legt sein Project vor, es wird gebilligt; — er watet also mit einem auserlesenen Haufen in dunkler Nacht (4. November, ein gar kalt-heißes Geschäft), indeß andere preußische Bataillone, unter Gewehr, außen, unsichtbar in der Dunkelheit, gespannt abwarten, was aus ihm wird. Köppen watet glücklich, bemächtigt sich der ersten Batterie des besagten Werkes, — überwältigt besagtes Werk mit dessen Batterieen, er und die Bataillone von außen. Unwiderstehlich, mit entsetzlichem Getümmel von außen und innen; die fliehenden Schweden kaum im Stande die Stadtzugbrücke aufzuziehen, wie er sie jagte. Diese wichtige Linie ist für Karl verloren.

Demnächst nahmen sie die Insel Rügen weg, wodurch der Hafen geschlossen wird. Leopold von Anhalt-Dessau, unser ungeschlachter Freund, in schlecht geführten dänischen Schiffen, bewerkstelligt es, eine Woche nach jener That Köppen's, bei Einbruch der Nacht auf Rügen zu landen, schlägt den schwachen schwedischen Posten zurück, — verschanzt, verpfählt sich bis an die Zähne, und legt sich nieder unter Waffen. Letzteres war eine weise Vorsichtsmaßregel. Denn gegen vier Uhr in der Frühe kommt Karl in Person mit acht Stück-Kanonen und viertausend Mann zu Pferd und zu Fuß: Karl ist von Erstaunen betroffen über den Graben und das Pfahlwerk („Mein Gott, wer hätte das erwartet!" hörte man ihn verwundert ausrufen); stürmt wie eine Feuerfluth auf Graben und Pfahlwerk heran, reißt selber an den Pfählen, die sich uneinnehmbar für seine Kanonen und ihn bewähren: er stürmt und wüthet einmal über's andere, bald hier, bald dort heran, wird aber überall von sicherem mörderischem Gewehrfeuer empfangen und muß gegen Tagesanbruch fruchtlos abziehen, er selber verwundet, mit Zurücklassung seiner acht Kanonen und vierhundert Gebliebenen.

Der arme Karl, er hatte keinen Schlaf jene Nacht und blutwenig seit sehr vielen Nächten: ‚als er am Strand von ‚Stralsund sein Pferd besteigen wollte, ward ihm wiederholt ohn- ‚mächtig, aus einer Ohnmacht fiel er in die andere; aber seine ‚Wuth war so groß, daß er immer wieder zu sich kam und ‚auf's Neue zu Pferde stieg.'[1] Der arme Karl: ein Stück ächten königlichen schwedisch-deutschen Schrootes, in seiner Art, und tragisch übel mitgenommen nun zu guter Letzt! Es ist dies sein letzter Auftritt, den er hier macht, — noch immer sich selbst getreu. Funfzehn Jahre sind es her seitdem er zu Kopenhagen an's Ufer watete und zuerst die Kugeln um sich pfeifen hörte. Von jener Zeit ab, was hat er nicht für eine Laufbahn durchrennt; allerlei aufgereihete Armeen, diplomatische Combinationen durchbrechend, stracks voran, wie eine Kanonenkugel; manche solenne Perücken in jenen nordischen Gegenden herunterreißend und den Winden preisgebend, — wie er es an jenem ersten Tage von Kopenhagen ungeduldig mit seiner eigenen Allongeperücke gethan, als er sie unfördersam für thatsächliches Hantiren in der Schlacht befand.[2]

Im Verlauf eines weiteren Monats ward das letzte wichtige Hornwerk erobert; Karl, den man selber wild da fechten sah,

[1] Buchholz I. 36.
[2] Köhler: Münzbelustigungen XIV. 213.

ist aus seinem letzten Hornwerk verdrängt, und der nun nicht mehr abwehrbare Hauptsturm ist augenscheinlich vor der Thür. Auf das, oft sogar mit Thränen (heißt es), wiederholte und fußfällige Flehen der Seinigen, verstand sich Karl endlich dazu, fortzugehen. Er hinterließ keine Befehle zur Uebergabe, wollte das Wort nicht aussprechen; 'hinterließ nur zweifelhafte unbestimmte Befehle.' Aber am 19. Dezember 1715 reist er wirklich ab; besteigt ein kleines Boot, auf dem Wege zu einer schwedischen Fregatte, die eine Viertelmeile weit draußen liegt. Der ganze Weg dahin, zwischen Rügen und dem Festland, ist nun hartes Eis, das man beim Fahren durchschneiden muß. Diese langsame Operation, die den ganzen Tag währte, ward von den Linien der Belagerer aus gesehen und ihre Bedeutung wohlverstanden. Der König von Dänemark beobachtete das Boot und ließ eine Batterie darauf richten; er war immer der Meinung gewesen, man müsse Karl in Stralsund fangen oder tödten, und nicht entwischen lassen. Friedrich Wilhelm war ganz anderen Sinnes und hatte sogar insgeheim dahin gewirkt, begierig für Karl's Entkommen. Es wird erzählt, er habe leidenschaftlich gegen den Dänenkönig und seine Batterieen remonstrirt; ja, Einige fügen hinzu, als Einwendungen nichts fruchteten und die Batterie noch immer zu feuern drohte, habe Friedrich Wilhelm ein oder zwei preußische Regimenter vor die Kanonenschlünde aufmarschiren lassen und gesagt: Erst müßt ihr uns erschießen.[1] Welches wenigstens eine angenehme Mythe ist, und die eigentliche Wirklichkeit versinnbildlicht.

Karl erreichte seine Fregatte gegen Nachtanbruch, kam aber wegen Mangel an Wind nur langsam von der Stelle.. Es heißt sogar, er habe den anderen Tag noch die Chamade in Stralsund schlagen hören, und daß eine dänische Fregatte nahe daran war, ihn zu fangen; welche beide Angaben wohl ebenfalls ein wenig mythisch sind. Gewiß ist nur, er entschwand an diesem Punkt nach Scandinavien, und das übrige Europa sah ihn niemals wieder. Entschwand in ein Gewölk unhaltbarer Pläne, geleitet von Alberoni, Baron Görtz und Anderen; wilde Pläne, finanzielle, diplomatische, kriegerische; nichts enthaltend, das nicht chimärisch war, außer seine eigene undämpfbare wirkliche Thatkraft; — und fand seinen Tod (durch Meuchelmord, wie es scheint) in den Laufgräben vor Friedrichshall, zwischen den norwegischen Bergen, in einer Winternacht, drei Jahre später. Meuchelmord, angestiftet von den hohen schwedischen Officianten, glaubt man. Die Kugel ging durch seine beiden Schläfen; er

[1] Buchholz S. 133 Anmerk.

war mit der Hand nach dem Degengriff gefahren, und in dieser Stellung fand man ihn gegen die Brustwehr gelehnt, — abgegangen nun auf einen langen Marsch. So verschwand Karl XII.; indem die verkümmerten schwedischen hohen Officianten und Adelsherren auf diese etwas verruchte Weise über ihn explodirten, — begierig zu jedem Preis von der Kette zu brechen. Ein Mann von antiker Naturart; wahr wie ein Kind, schlicht, schüchtern sogar, und von einer Stärke und Tapferkeit, wie man wenig Beispiele unter Menschen hat. Offenmüthige antike Völker würden so eine Erscheinung stark angebetet haben; — auch Voltaire hat, für die gekünstelten Modernen, eine Mythe, von anderem Typus, aus ihm geschaffen; einen jener unmöglichen, gußeisernen, heroisch-verrückten Biedermänner, wie sie in den Comödienhäusern, angenehm aber nicht nutzreich, einem uneinsichtsvollen Publikum gezeigt werden.[1] Der letzte der Schwedenkönige starb auf die Weise; und die losgelassenen officiellen Herrschaften haben an seine Stelle mit keinem sonderlichen Erfolg den König gespielt. Karl starb; und, man kann sagen, nahm das Leben Schwedens mit sich, denn es hat seitdem niemals unter den Völkern geglänzt, oder besondere Erwähnung verdient, außer wegen seiner Unglücksfälle, krampfhaften Unmächtigkeiten und Unweisheiten.

Stralsund schlug unverzüglich die Chamade, wie wir hörten, und es erfolgte allgemeine Uebergabe und Unterwerfung in jenen Gegenden. Uebergabe; noch nicht Herstellung des Friedens, nicht so lange Karl lebt: und noch auf ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode haben Mecklenburg, Holstein-Gottorp und Andere von seinen Verbündeten mit einem Knäuel von Trübsalen, den er ihnen hinterließ, zu schaffen gehabt. Friedrich Wilhelm kehrte, im Januar 1716, siegreich von seinem ersten preußischen Kriege, der zugleich sein letzter war, nach Berlin zurück, und fühlte sich ohne Zweifel glücklich, nicht 'in der Schloßkirche (bei Strafe des Gottesfluchs) begraben zu werden', sondern seinen kleinen Fritz und sein Fiechen, und alle Welt, sich mit ihm freuen, und auswärtig wie daheim Alles wieder im Geleise zu sehen. Er verbat sich den 'Triumpheinzug', den Berlin ihm bereitet hatte; kam in der Stille an, und befahl für den Sonntag darauf Dankpredigten in allen Kirchen.

[1] Vgl. Alderfeld (Militairische Denkwürdigkeiten Karl's XII.) und Köhler (Münzbelustigungen ubi supra), wo sich einige echte Züge von seinem Leben und ihm finden.

Der Teufel im Joche: Creutz der Finanzminister.

In des Königs Abwesenheit war nichts Besonderes vorgefallen, — außer, freilich, daß ein schreckliches Gespenst drei Nächte auf den Gängen des berliner Schlosses umging, an den Thüren vorüber, wo unser kleiner Prinz und Wilhelmine schliefen: nicht himmlische Lichte mit sich bringend, ist zu fürchten, sondern Windstöße aus der anderen Region! Die vierschrötigen Schildwachen bebten in ihren Schritten, und wurden 'halbtodt' vor Schrecken. 'Ein entsetzlicher Lärm, eines Nachts', sagt Wilhelmine, 'als Alles im Schlaf versunken war: alle Welt sprang 'auf in der Meinung, es sei Feuer, war aber sehr erstaunt zu 'finden, daß es ein Gespenst sei.' Augenscheinliches Gespenst, das gesehen worden da vorübergehen, 'die Gallerie entlang 'schleichen, wie gegen die Gemächer der Damen der Königin.' Der wachhabende Hauptmann konnte nichts in besagter Gallerie, noch irgendwo, finden, und zog sich wieder zurück: — doch, sieh' da, es kommt denselben Weg zurück, den es gegangen! Vierschrötige Schildwachen fand man zu wirklichem Ohnmachts-Deliquium zerschmolzen, wie das Uebernatürliche zum zweiten Male vorbeistreifte. 'Man sagte, es sei der Teufel in Person, 'von schwedischen Zauberern heraufbeschworen, um den Kron-'prinzen umzubringen.'[1] Armer Kronprinz; fest schlafend, hoffen wir, wenig über drei Jahre alt um diese Zeit, und nichts davon ahnend! — Ganz Berlin redete von der Geschichte. Die Leute befürchteten, es möchte ein 'Gespenst' mit schwedischen Tendenzen sein, das etwa damit umging, das Schloß niederzubrennen, die königlichen Kinder wegzuhexen, und zu thun, wer weiß was?

Nichts von alle dem! Der Hauptmann von der Wache, nachdem er sich, zur Trotzbietung selbst des Uebernatürlichen, verstärkt hatte, packt das Gespenst bei dessen dritter oder vierter Erscheinung; findet, daß es, — ein herumschleichender Schloßküchenjunge ist, beschäftigt hier, er will nicht sagen wie, der stracks ins Loch gesteckt, und so wenigstens gebannt wird. Die Bannung ist vollständig; jedoch Berlin bleibt über das Uebrige im Dunkeln, — und nur der Königin Majestät und einige Wenige der Eingeweiheteſten erfahren das Geheimniß. Folgender Gestalt:

Der Gespenster-Küchenjunge, wie es sich herausstellt, war von Grumbkow als Spion gebraucht worden gegen eine von der Königin Ehrenjungfern, — die er in Verdacht hat, daß sie eine

[1] Wilhelmine: Mémoires de Bareith I. 18.

Nichtjungfer der Unehre, und von bösen Absichten obendrein, sei, — welche in jenem Theil des Schlosses wohnt; in Betreff deren Herr von Grumbkow innigst zu wissen wünscht: Hat sie eine Intrigue mit Creutz, dem neuen Finanzminister, oder nicht? "Hat eine, zweifelsohne!" hofft der Gespenster-Küchenjunge entdeckt zu haben, vor der Bannung. Worauf Grumbkow, hinlänglich erleuchtet über den gewünschten Punkt, dem Gespenster-Küchenjungen wieder loshilft, nicht gänzlich gehängt, indem er gegen Se. Majestät, bei dessen Zurückkunft, die Sache zu beschönigen weiß: richtet im Uebrigen die Creutz'sche Speculation völlig zu Grunde und bewirkt, daß die Nichtjungfer, genannt der Ehren, — durch welche Creutz gedachte, den jungen König gleichfalls verführen und ihn gelehrig machen zu lassen, — peremptorisch und unwiderruflich des Hofes verwiesen wird. Das ist das Geheimniß von dem Gespenster-Küchenjungen, völlig an den Tag gelegt von Wilhelminen, viele Jahre hernach.

Den Einen kurzen Blick in die Satans-Unsichtbare-Welt des berliner Schlosses konnten wir nicht umhin, dem Leser zu gewähren, als ein wirklicher Spuk daraus gerade in unserer Nähe umging. Eine solche Unsichtbare-Welt Satans existirt in den meisten Menschenwohnungen und in allen Menschenpalästen; mit ihren Kobolden, Hausgeistern, Spionen, Kupplern und geschäftigen bösen Engeln beständig auf- und absteigend auf ihrer Jakobsleiter, oder Schloßhintertreppe: betrieben von Beschwörern von der Grumbkow-Creutz'schen oder irgend anderer Sorte. Eine tyrannische Mamsell Leti,[1] verrätherische Mamsell Ramm, Kammerchirurg Eversmann, und mehr die Fülle: Lesern von Wilhelmine's Buch sind Diese nur allzu bekannt. Und auch an geschickten Beschwörern fehlt es nicht, die das Zeug dazu haben, mit einem so plastischen Element wie Friedrich Wilhelm's Gemüth wunderliche Stücke aufzuführen. Dieser Eine kurze Blick in jene unterirdische Welt mag der Phantasie des Lesers als hinlänglicher Fingerzeig genügen.

Creutz ward nicht entlassen, wie es gewisse Leute erwartet hatten. Creutz bleibt Finanzminister; spielt eine große Rolle in der berliner Modewelt in diesen kommenden Jahren, und die alten Bücher haben viel von ihm zu sagen, — wiewohl, da er mehrentheils unter dem Boden arbeitet, und bloße Budgets und

[1] Leti, Gouvernante Wilhelmine's, jedoch wegen insolenter Grausamkeit und anderem schlechten Betragen bald entlassen, war Tochter jenes Gregorio Leti ('protestantischen italienischen' Refugié, 'Historiographen von Amsterdam' rc. rc.), der einst hier in England pensionirt war, und der historische Bücher schrieb, darunter ein Leben Cromwell's, mit wenig Rücksicht auf den Unterschied zwischen Wahr und Falsch.

Finanzsachen mit ausnehmendem Talent und Erfolg thut, zu hoffen steht, daß wir beinahe nichts ferner von ihm hören werden. Seine Majestät hatte, als Kronprinz, als er sein erstes Regiment von Papa empfing, diesen Creutz als Auditor darin gefunden; einen armen aber hübschen Kerl, der ein Einkommen von vielleicht zehn Groschen täglich genoß, aber begabt mit einem Talent für das Auseinandersetzen, Rechnen und Documentiren, mit einem Wort für die Finanzcontrolle, welches das königliche Gemüth mehr und mehr einnahm.[1]

Es war einer der ersten Schritte Seiner Majestät, ihn als Finanzminister anzustellen;[2] und in diesem Posten blieb er fest, nicht zu stürzen von leichten Windstößen, wie dieser, den der Gespenster-Küchenjunge angefacht. Es ist sicher, er ward selber reich, und half tüchtig Seine Majestät bereichern. Ihn müssen wir uns als Seiner Majestät Secundanten denken in jenem Kampf mit den Finanzdrachen und Wirrwarren, als es in jenem Fache so viel zu unterwerfen und einzuexerciren gab. Augenscheinlich ein schlauer durchtriebener Gesell, stark vom Grumbkow'schen Typus; — steht sehr tief in Wilhelmine's Urtheil, und ist schlecht angesehen bei der Königin Majestät, die ihn lieber ganz vermeidet. 'Der Mensch war eines armen Amtmanns 'Sohn: vom Regimentsauditor', in Papa's eigenem Regiment, 'war er zum Finanzdirector und Staatsminister emporgestiegen. 'Sein Gemüth war niedrig wie seine Geburt: es war eine 'Sammlung aller Laster',[3] sagt Wilhelmine in der Sprache der Uebertreibung. Er bleibe bei seinen Budgets, gehe Wilhelminen und der Königin aus dem Weg, — und hüte sich namentlich, wieder in Grumbkow's Gehege zu jagen.

[1] Mauvillon ('der Aeltere', anonym): Histoire de Frédéric Guillaume I., par M. de M*** (Amsterdam et Leipzig, 1741), I. 47. Eine vage, lose Compilation, — giebt reichliche 'Urkunden' (Denen, die sie brauchen) und Wiederklänge alter Zeitungsgerüchte. Sehr ausführlich über Creutz.

[2] 4. Mai 1713: Preuß I. 349 Anm.

[3] Wilhelmine I. 16.

Sechstes Capitel.

Der kleine Trommler.

Diese Belagerung von Stralsund, der letzte militairische Auftritt Karl's XII. und der erste, von welchem unser kleine, nun ins vierte Jahr gehende Fritz je praktisch hörte, und über den er in seinem jungen Köpflein viel gedacht haben muß, — indem Papa und sogar Mama deshalb abwesend sind, und ringsum so viel Marschirens und Gerede vor sich geht, — bewies sich noch in anderer Hinsicht von einigem Belang für den kleinen Fritz.

Die Mehrzahl seiner Lehrer ward von dem sorgfältigen Vater bei diesem Stralsunder Geschäft aufgelesen. Duhan de Jandun, ein junger Franzose von Adel, Hofmeister in der Familie des Generals Grafen von Dohna (ein Vetter unseres Ministers Dohna), der aber lieber focht als docirte, den Friedrich Wilhelm in den Laufgräben über Soldatenarbeit antraf und dessen Wesen ihm gefiel: dieser, als der Grundstein des Lehrerthums, ist zuerst zu nennen. Sodann Graf Fink von Finkenstein, ein ausgezeichneter Veteran, hoch im Befehl hier (von dessen Eigenschaften als Oberlehrer oder gelegentlichen Reisehofmeister Friedrich Wilhelm in seinen eigenen jungen Tagen Erfahrung hatte[1]), und Oberstlieutenant Kalkstein, ein Kriegsgefangener von der schwedischen Seite, welchen Friedrich Wilhelm, da er eine gute Meinung von ihm faßte, in dieser Absicht in seine Dienste nimmt: diese Drei kamen alle von der stralsunder Belagerung, und waren in der Folge von lebendigem Belang für unsern kleinen Fritz. Ferner Oberst Seckendorf, der bei den Viertausend Sachsen hier in Befehl stand und eine vorübergehende alte Bekanntschaft mit Friedrich Wilhelmen zur Vertrautheit auffrischte, — ist nicht auch dieser von schrecklicher Wichtigkeit für Fritz und ihn? Wie wir zeitig sehen werden! —

Uebrigens ist hier noch ein anderes kleines Ereigniß. Wir sagten, es war dem Herrn Papa ein Verdruß, daß sein kleiner Fritz so gar keine Lust zu der Soldaterei merken ließ, sondern

[1] Biographisches Lexicon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in Preußischen Diensten berühmt gemacht haben (4 Bde. Berlin 1788). I. 418. §. Finkenstein. — Ein in seiner Art lobenswerthes, bescheidenes, sehr correctes Buch, welches wir, wenn wir es in der Folge anführen, Militair-Lexicon nennen werden.

andere Anblicke anziehender fand, als die des Exercierplatzes. Man fühle daher mit dem gestrengen Herrn Papa, als er eines Nachmittags, — das Datum ist nicht gegeben, aber wohl allem Anschein nach aus diesem Jahr 1715, da das Kriegsgerede und Marschiren nach Stralsund an der Tagesordnung war, — heimkommt und den kleinen Fritz dabei antrifft, wie er, herzhaft eine kleine Trommel schlagend, einherschreitet, während Wilhelmine ihm zusieht.

Das Vaterherz floß vor froher Liebe über, den Himmel um Bekräftigung des guten Vorzeichens anrufend. Man erzählte es der Mutter, man sprach von dem Phänomen, — allerschönster, hoffnungsreichster kleiner Trommler. Der Maler Pesne, ein französischer Eingewandeter oder Einberufener, aus der vorigen Regierung, ein Mann von großer Geschicklichkeit mit seinem Pinsel, dem die Geschichte noch bei verschiedenen Gelegenheiten Dank weiß, ward gerufen oder er hörte von dem Umstand und bot seine Dienste an. Ein Bildniß des kleinen Fritz, trommelnd, dem Wilhelmine zusieht, welchen, wohl des Colorits und malerischen Effects halber, seitwärts ein Mohr, ein Präsentirbrett in der Hand und beifällig die Zähne bleckend, beigegeben ist, ward von Maler Pesne entworfen und mit Geschicklichkeit in Oel ausgemalt. Ein Bild das bei den Leuten damals Beifall fand. Und es hängt noch, in vollkommener Erhaltung, an einer Wand im charlottenburger Schloß, wo der verständige Tourist es ohne Schwierigkeit sehen und Betrachtungen darüber anstellen kann.

Ein wirklich anmuthiges kleines Bild und sicherlich, für preußische Leute, nicht ohne nachhaltigen Sinn. Noch auch vielleicht für Sammler und Liebhaber von Gemälden überhaupt, wes Landes immer, — könnten sie einen Augenblick die Corregiositäten des Corregio und den gelehrten Jargon des Auctionssaals und firnissenden Antiquitätenkrämers vergessen und einmal bedenken: warum wohl Gemälde in der Welt seien und zu was Ende die himmlische Malerkunst von den ernsten Göttern der armen Menschheit verliehen worden? Ich möchte es, für einmal ein wenig, anrathen! Schindung des Bartholomäus, Raub der Europa, Raub der Sabinerinnen, Pfeifereien und Liebschaften des bockfüßigen Pan, Romulus, den die Wölfin säugt: all Das und so manches andere Fabelhafte, Fernliegende, Unwichtige, nicht zu sagen Unmögliche, Häßliche und Unwürdige, mag, in einem so begüterten Haushalte, wie unserer, wo viel verschwendet wird und wo die Dinge seit lange auf keinem ernsten Fuße stehen, ohne allzustrenge Kritik passiren. Als geschaffene Gegenstände oder gemalt dargestellte Phantasmen von solchen soll all Das meinetwegen Werth

oder keinen Werth haben. Aber ich sage, hier ist jedenfalls Einer, mit nichten phantasmisch, von unzweifelhafter Gewißheit, heimisch erzeugt, der eben sein Wesen beginnt, aus dem was geworden ist!

Fritz ist noch, wenn nicht im 'Polröckchen', wenigstens im fliegenden röckchenartigen Kleide, das aussieht, wie von dunkelblauem Sammet, recht einfach, hübsch und passend, trägt eine Mütze von demselben Zeug, in der eine kurze Rabenfeder, und blickt herauf mit einem Gesicht und mit Augen voll schönster Lebhaftigkeit und kindischem Enthusiasmus, eine der schönsten kleinen Gestalten, indeß die kleine Trommel von seinen Trommelschlägelchen ertönt. Schwester Wilhelmine, um drei Jahre größer, sieht in hübscher neigender Stellung und mit ernsterem Lächeln zu. Der Mohr, das Zimmermöbel, stattlich genug, und schließlich die Figur eines durch das offene Fenster in der Ferne gesehenen wachhabenden Grenadiers, — bilden den Hintergrund.

Wir haben Stiche von diesem Gemälde, die von plumper ungeschickter Hand verfaßt, und es schlecht wiedergeben: eine vortreffliche Copie in Oel, was man fast ein Facsimile und vollkommenes Abbild nennen darf, ist nun (1854) in Lord Ashburton's Sammlung hier in England. In den berliner Gallerien, — die, wie andere Gallerien, aus bockfüßigen Pan's, Europa's Ochs, Romulus' Wölfin und den Correggiositäten des Corregio zusammengesetzt sind, und z. B. kein Portrait Friedrich's des Großen enthalten, keine oder so gut wie keine Abbildungen der edlen Reihe menschlicher Wirklichkeiten oder irgend eines Theils derselben, die nicht aus dem müßigen Gehirn träumender Dilettanten entsprungen, sondern aus dem Haupte des Allmächtigen, auf daß sie diese arme Erde ein wenig denkwürdiger für uns machen und ein wenig Arbeit thun, die sich da verewige: — in diesen kostspielen Hallen sogenannter 'hoher Kunst' zu Berlin waren, nach meiner Erfahrung, wenig erfreulichere Bilder, als dieses Pesne'sche. Willkommen, wie Ein winziges Eiland der Wirklichkeit mitten in dem uferlosen Meer von Phantasmen, für das denkende Gemüth, welches ernsthaft liebt und sucht, was würdig und denkwürdig, ernsthaft haßt und meidet, was das Gegentheil, und ernsthaft beflissen ist, nicht den Dilettanten in dieser Welt zu spielen.

Von demselben Pesne, einem trefflichen Künstler, ist Friedrich als Kronprinz gemalt: ein bildschöner junger Mann mit feucht blickenden, enthusiastischen Augen von außerordentlichem Glanze, glattem ovalem Gesicht, seiner Mutter stark ähnlich sehend. Nach dieser Periode sucht man authentische Portraite von Friedrich ver-

gebens; denn es scheint, er hat in seinen Regierungszeiten niemals einem Maler gesessen, und der Preuße Chodowiecki,[1] der Sachse Graff, der Engländer Cunningham mußten seine Physiognomie aus der Ferne stückweise erhaschen, wie sie eben konnten. Ebensowenig ist Rauch's große Reiterstatue ein glaubwürdiges Portrait, und will es auch wohl gar nicht einmal sein. Das gangbare Portrait Friedrich's, welches allen deutschen Zeichnern geläufig ist, — der dreieckige Hut, die großen Augen und wachsame Miene, die Einen eben so gut an einen ungemein rührigen alten Feldwebel oder Greenwich-Invaliden, als an einen königlichen Helden erinnern, ist nichts weiter, als ein allgemeiner durchschnittlicher Auszug aller Gesichter Friedrich's, wie man stillschweigend darüber übereingekommen, und ist wohl als eine überlieferte Bildmythe, keineswegs als eine Wirklichkeit oder glaubhafte Lebensähnlichkeit zu bezeichnen.

Doch nun genug von Bildern. Dieses von dem kleinen Trommler, die uns überkommene Schilderei und die geschilderte Sache, kann man als Friedrich's erste Erscheinung auf der Weltbühne ansehen und demgemäß begrüßen. Es ist eines von dem sehr wenigen Sichtbarlichen oder bestimmt Gewissen aus seinen jungen Jahren, das wir aus den wüsten preußischen Staubwolken nichtssagender Geschwätzigkeit, die uns davon berichten wollen, erfassen und unserer Vorstellung aneignen können. Ob es als ein schattenhafter Ausfluß der stralsunder Expedition in das Dasein kam, kann nur Sache der Vermuthung sein. Nach der Größe zu urtheilen, müssen diese Figuren um das Jahr 1716 gemalt worden sein: Fritz drei oder vier Jahre alt, seine Schwester Wilhelmine sieben.

Es bleibt nur noch anzudeuten, daß Friedrich Wilhelm seinestheils alles erlangt hatte, was er mit diesem Unternehmen beanspruchte: nämlich Stettin mit den Nebenstädten und Ruhe in Pommern. Stettin war von jeher die Hauptstadt des ihm gehörenden Theils von Pommern, den Schweden als Zugabe mit dem andern Theil (eingestandenermaßen aus purer Nothgedrungenheit) überlassen, beim westphälischen Frieden vor sechzig Jahren und drüber: — und ist nun durch gutes Glück wieder zurückgekommen. Noch hundert fernere Jahre Geduld, und es kommt schwedisch Pommern vielleicht ganz und gar zurück! Aber von all Dem ist Friedrich Wilhelm noch fern. Stettin und Ruhe ist Alles, was er dort zu verlangen sich träumen läßt.

Stralsund rechnete er nicht zu dem Seinen: überließ es den

[1] Sprich Kotowjetzki, — und suche Bekanntschaft mit diesem "preußischen Hogarth" zu machen, der wirklichen Werth und Originalität besitzt.

Dänen, als Pfand bis zu einem allgemeinen Vertrag. Es kam auch zu keinem weitern Kriegsausbruch in dieser Gegend, wiewohl der eigentliche Friedensabschluß erst im Jahre 1720 erfolgte und die Sachen sicher stellte. Die neue Königin von Schweden, Ulrike Eleonore (Karl's jüngere, dem jungen Landgrafen von Hessen-Cassel vermählte Schwester) war es, welche — stark unterstützt von einem englischen Gesandten — diesen Frieden mit Friedrich Wilhelm machte. Ein junger englischer Gesandter, mit Namen Lord Carteret, war sehr hülfreich dabei, eine seiner ersten Thaten in der diplomatischen Welt. Für welchen Frieden[1] Friedrich Wilhelm, der gute friedselige geharnischte Mann, so viel Dank wußte, daß er, als ihm selbiger Zeit gerade eine Tochter geboren ward, das kleine Geschöpf nach Ihrer schwedischen Majestät nannte, eine neue "Ulrike", die heranwuchs und selber mit der Zeit von Bedeutung für Schweden wurde.[2]

Siebentes Capitel.

Durchzug des Czaren Peter.

Im Herbst 1717 stattete der Czar Peter, auf der Heimkehr von seiner berufenen französischen Reise, Friedrich Wilhelmen einen Besuch ab, und hielt sich vier Tage in Berlin auf, wovon wir, wenn es sich in der Kürze thun läßt, einen Blick gewähren wollen.

Friedrich Wilhelm und der Czar, die sich in verschiedenen Stücken glichen, wie unähnlich sie sich auch in anderen waren, hegten allezeit eine gewisse Achtung für einander und waren um diese Zeit, durch ihre gemeinschaftliche Gefahr Karlen gegenüber, seit jenem stralsunder Handel in engeren Verkehr versetzt worden. Die Gefahr war wirklich, insbesondere als ein Görtz und Alberoni sich daran bethätigten, und die umlaufenden Gerüchte, die Unruhe und Ungewißheit waren groß in jenen Jahren. Der verwundete Löwe, ergrimmt in seine Höhle verjagt, mit Ränke schmiedenden Künstlern nun des edlen Thiers Wuth bearbeitend: wer weiß, welchen Sprung er zunächst machen mag?

[1] Stockholm, 21. Januar 1720: Urkunde vollständig bei Mauvillon (I. 380—417).

[2] Louise Ulrike, geb. 24. Juli 1720, Königin von Schweden nachmals.

Georg I. hatte eine Flotte und wieder eine Flotte in den baltischen Meerengen kreuzen, — indem er so, auf oblique Weise, für Bremen und Verden zahlte, das er ja übrigens so billigen Kaufes seinem Hannover erworben hatte. Czar Peter hatte eine Armee nach Dänemark marschiren lassen; die dort zu einer gemeinsamen Invasion und muthmaßlichen Vernichtung Schwedens vereinten Russen und Dänen zählten Funfzigtausend: aber es ward doch nichts daraus, indem Karl allzugefährlich herüberblickte, 'sichtbar drüben, bei hellem Wetter, von der dänischen Seite aus.'[1] Und so sind Peter's Truppen wieder abmarschirt, Dänemark nur zu froh, sie los zu werden. Wären vielleicht ganz und gar in Dänemark geblieben, dessen grüne Weiden und bequeme Lage ihnen wohl zusagte, — hätte sich nicht der englische Admiral Norris mit seinen Kanonen dort befunden! Vielleicht? Und es heißt, der Prätendent kommt wieder? Und wer weiß, was kommt? — Wie, ungefähr ein Jahr darauf, Görtz ergriffen und losgelassen und dann schließlich gerichtet und geköpft worden (als man erst seines Löwenherrn quitt war),[2] wie, indem man den Gesandten Callamare und den spanischen Theil des Complotts in Paris entdeckt hatte, Cardinal Alberoni in Madrid entdeckt und das ganze Geheimniß an den Tag gelegt wurde: jener gesammte tolle Anschlag, den Prätendenten nach England zurückzubringen, Georg I. zu verdrängen, den Regenten Orleans zu verdrängen, und noch viel Mehres, — ist nun genugsam zur Stille versunken und nicht werth, daß man ihn wieder aufwecke; aber er war damals eine sehr laute Sache, die die europäischen Höfe und namentlich den berliner Hof, mit Gerüchten und Befürchtungen erfüllte. Kein Wunder, daß Friedrich Wilhelm für seinen besagten schwedischen Frieden Dank fühlte und ihm zu Ehren sein Töchterlein "Ulrike" nannte. Die tumultuarische Wolkenwelt lappländischer Hexerei hatte hiermit aufgehört und Tageslicht hatte begonnen: alte Weiber (oder alte Cardinäle) auf Besen durch die Lüfte reitend, um Satan zu treffen, wo sind sie jetzt? Thatsache ist, wie man noch immer dunkel wahrnehmen kann, daß Europa, Dank jenem Schwarzkünstlerpaare, Görtz und Alberoni, Law's, des Finanz-Hexenmeisters und seiner französischen Beschwörungen zu geschweigen, während der letzten drei oder vier Jahre gemeiniglich in dem Zustande eines Hauses, in welchem es umgehet, gehalten worden war, Poltergeister, mit unbekanntem scheußlichen Vorhaben, nun in

[1] 1716: Faßmann S. 171.

[2] 19. März 1719. S. in Köhler (Münzbelustigungen VI. 233—240, XVII. 297—304) viele curiose Einzelheiten über Görtz und sein Ende.

dieser Kammer spukend, nun in jener; nirgends Ruhe für die verstörten Einwohner.

Was Friedrich Wilhelm anbelangt, so war sein Plan, im Jahr 1717, wie während dieser ganzen Zeit des behexten Zustandes der Dinge: seine Grenzstädte zu befestigen; Memel, Wesel, zur Rechten und Linken, namentlich Stettin, seine neue Erwerbung, zu befestigen; — und seine Armee und seinen Schatz (oder Kriegskasse) mehr und mehr in Stand zu setzen. Solchermaßen läßt sich jedwedem Spuk, der sich zeigen sollte, besser begegnen, denkt Friedrich Wilhelm. Graf Lottum, Held der Preußen zu Malplaquet, thut sein wissenschaftliches Aeußerstes in Stettin und jenen Grenzstädten. Im Uebrigen hat sich Seine Majestät, vom Czaren und von Frankreich dazu aufgefordert, bereitwillig finden lassen, sich mit ihnen zu vertragen, wie er sich mit allen friedlichen Nachbaren zu vertragen bereit ist. Wirklich hatten der Czar und er im vorigen Jahre zu Havelberg, — Havelberg, an zwölf Meilen von Berlin, auf der Straße nach Dänemark, als Peter des Weges kam, ihre Privatbesprechung, — weitläufige, fünftägige Besprechung;[1] — und wurden unter sich da über viele auf Ruhe zielende Punkte einig.

Und mit gleichem Zweck war es, wenn auch vorgeblich um sich die Kunst und sogenannte höhere Kultur anzusehen, daß Peter bei dieser berufenen Gelegenheit von 1717 Frankreich besucht hatte. Allerdings sah er auch bekanntlich viel Kunst, sah Marly, Trianon und die Grandiositäten und Politessen; — sah, unter anderen Dingen, 'eine Medaille auf ihn selbst wie durch 'Zufall ihm zu Füßen fallen'; welche aufmerksame Medaille 'in der Münze gerade geschlagen wurde, mit einer aufgehenden 'Sonne darauf und dem Motto: VIRES ACQUIRIT 'EUNDO.'[2] Vorgeblich war es, um cette belle France zu sehen; im Stillen aber wünschte der Czar hauptsächlich, sich mit dem Regenten Orleans wegen jenes in den nördlichen und südlichen Landen umgehenden Spuks, und was damit anzufangen sei, zu verständigen. Und das Resultat war: Der Czar, Friedrich Wilhelm und besagter Regent haben so eben eine Uebereinkunft geschlossen,[3] indem sie im Allgemeinen über sich nehmen, den Spuk scharf zu überwachen, und daß sie Drei bei dem Geschäft zusammenstehen wollen. Und nun auf der Heimreise will

[1] 23. bis 28. November 1716: Faßmann S. 172.

[2] Voltaire: Oeuvres Complètes (Histoire du Czar Pierre) XXXI. 336. Köhler: in Münzbelustigungen XVII. 386—392 (die fragliche Medaille der Gegenstand), giebt authentischen Tagesbericht von des Czaren Besuch dorten.

[3] 4. August 1717: Buchholz I. 43.

der Czar Berlin besuchen. Das ist der Stand der Dinge als er diesen Besuch abstattet. Peter war schon früher mehr wie einmal in Berlin gewesen, jedoch fast immer nur unter gedrängten eiligen Umständen; niemals bis jetzt mit seinem 'Hof' um ihn. Dies ist seine letzte, und bei weitem seine größte, Erscheinung zu Berlin.

Ein solcher Durchzug, der barbarischen halbfabelhaften Souverainitäten, konnte nicht anders als wunderbar für Jedermann sein. Wilhelmine's Phantasie, nun in ihrem neunten Jahre, war augenscheinlich stark davon betroffen. Was ihr kleiner Bruder dabei that oder dachte, davon finde ich nirgends einen Wink; schließe blos, daß es sich auch seinem Kopfe einprägen mußte, ihm sichtbar gelegentlich all seine Lebzeit. Wilhelmine's Erzählung, sehr locker, undatirt oder falsch datirt, hat dennoch ihren Werth für uns: menschliche Augen, selbst eines Kindes, sind etwas werth, im Vergleich mit dem menschlichen Augenmangel, der in Geschichtsbüchern und anderswo allzu häufig ist! — Czar Peter ist nun fünfundfunfzig, seine Czarina Katherina ungefähr dreiunddreißig. Im Jahre 1698 war es, daß er zuerst hier durchkam, auf dem Wege nach Sardam und practischem Schiffbau: innerhalb dieser zwanzig Jahre, was hat er nicht alles gethan! Sieg von Pultawa liegt acht Jahre hinter ihm;[1] Siege vieler Art liegen hinter ihm: er ist jetzt als ein siegreicher Czar anzusehen, und ist sicherlich die seltsamste Mischung von heroischer Tugend und thierischer samojedischer Rohheit, die je dagewesen.

Es war Sonntag, 19. September 1717, als der Czar in Berlin ankam. Da er der theatralischen Paraden bereits genug gehabt, hatte er sich alle Ceremonieen verbeten; hatte gebeten, in Monbijou wohnen zu dürfen, dem kleinen, von Fluß und Bäumen umgebenen Gartenschloß der Königin, wo er am ruhigsten zu sein hoffte. Und so hat man Monbijou dazu hergegeben, nachdem die Königin zuvor, nicht in der gnädigsten Laune, all ihre Krystall- und zerbrechlichen Sachen wegräumte, da ihr die Sitten der Muskowiter bekannt waren. Auch viel Ceremonie gab es nicht: König und Königin fuhren hinaus, ihn zu empfangen; die Kanonen auf den Wällen feuerten drei donnernde Salven als die czarische Majestät hervortrat. "Ich freue mich, Sie zu sehen, mein Bruder Friedrich", sagte Peter auf deutsch, seine einzige verständliche Sprache, indem er auf herzliche menschliche Art der Brudermajestät die Hand schüttelte. Die Königin würde er, auf noch herzlichere Art, 'geküßt haben', aber sie

[1] 27. Juni 1709.

wich dem graziös und wirksam aus. Was die Czarina anbelangt, — die wegen hebammischen und anderen Ursachen, die uns nichts angehen, in Wesel verweilte, so lange er in Frankreich war, — so kam sie nun in einem Zwischenraum von zwei Tagen nach; nicht zugleich mit ihm, wie Wilhelmine erzählt. Wilhelmine sagt, sie küßte der Königin einmal über's andere die Hand; bat, ihre Damen vorzustellen, — 'an vierhundert sogenannte Damen, die in ihrem Gefolge waren.' — Gewiß doch nicht volle Vierhundert, Du allzuwitzige Prinzessin? 'Bloße deutsche Mägde mehrentheils', sagt die witzige Prinzessin; 'Damen, wenn es die Gelegenheit erheischt, dann, wenn die vorüber ist, als Kammermädchen, Köchinnen, Waschfrauen fungirend.'

Der Königin Sophie war es zuwider, diese Geschöpfe zu begrüßen, da die Czarina Katherina aber Repressalien an unseren Markgräfinnen nahm, und der König peinlich ernsthaft dazu blickte, so that sie sich Gewalt an. Hat man je zuvor ein solches Reisegesindel eines souverainen Hofes gesehen? 'Mehrere dieser Creaturen' (presque toutes, sagt die übertreibungslustige Prinzessin) 'hatten reichangethane Kinder auf dem Arm; und wenn man fragte: "Ist das Ihr Kind?" antworteten sie, indem sie sich auf russische Manier verbeugten: "Der Czar hat mir die Ehre erzeigt (m'a fait l'honneur de me faire cet enfant)!"' —

Welcher Bericht, wenn man die gehörigen 25 Procent abzieht, am Ende wohl doch nicht mythisch ist. Vor ein paar Tagen war der Czar, auf dem Weg hierher, zu Magdeburg gewesen, um die dortigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen; und die Behörden, — Präsident Cocceji (nachmals ein sehr berühmter Mann) an ihrer Spitze, — warteten dem Czar respektmäßig auf. Als sie eintraten, um ihn mit der schuldigen Anrede zu begrüßen, fanden sie Seine Majestät 'zwischen zwei russischen Damen stehen', augenscheinlich Damen vom obbemeldeten Schlag; denn sie standen dicht an ihm, ihre Nacken von seinen Armen umschlungen, und seine Hände amüsirten sich in dieser Stellung so lange Cocceji redete. Ja, und sogar dies war noch nichts unter den magdeburgischen Phänomenen. Den Tag darauf z. B. erschien im Audienzsaal ein gewisser durchlauchtiger hochauftretender Herzog von Mecklenburg mit seiner Herzogin; — ein dreimal-unglücklicher Herzog, von dem wir nur zu oft wieder hören werden, der nach etlichen Abenteuern, zuerst unter Karl XII. und dann unter Karl's Feinden, vor etwa einem Jahre, nachdem er sich von seiner ersten Frau getrennt, eine Nichte Peter's geehelicht hatte: — Herzog und Herzogin stellen

sich nun ein, auf Befehl oder gnädige Einladung ihres souverainen Onkels, um ihn in diesen Gegenden zu begleiten, und werden einem ungestümen Czaren, der eben den magdeburgischen Honoratioren Audienz giebt, angemeldet. Wie, beim Anblick dieser begehrenswerthesten Herzogin und Bruderstochter, Peter aufsprang, sie satyrartig in seine Arme faßte, nach einem inneren Gemach schleppte, die Thüre halb offen lassend, und da — es ist zu samojedisch für die menschliche Sprache, und würde den Glauben übersteigen, wäre es nicht zu stark bezeugt.[1] Ein Herzog von Mecklenburg, wie es scheinen möchte, der sich als den Non-plus-ultra von Ehegemahlen jener Epoche betrachten darf; — wie er auch unter souverainen Herrschern, kleinen oder großen, in Mißgeschick seines Gleichen sucht!

Herzog und Herzogin begleiten den Czaren nach Berlin, wo sie Wilhelmine unter den Vorgestellten nennt, mit unter jenen 'vierhundert' Anomalien. Sie nahmen den Czaren mit sich heim nach Mecklenburg: wo freilich einige, bei ihrer Rückkehr aus Dänemark dagelassene, russische Regimenter sehr nützlich gewesen, die rebellische Ritterschaft zu bändigen, — bis endlich das allgemeine Geschrei und die Stimme des Reichs selber, besagte Regimenter zwangen, ihres Weges zu ziehen.[2] Denn Mecklenburg ist voll Rebellion, passiver Rebellion; indem Steuern so unentbehrlich und die Ritter so mißgeneigt, und dieser Herzog ein Souverain ist, — wie man sich ihn aus seinem Gehader mit fast Jedermann, und seinem Nichthabern mit einem Onkel von bewußter Art, construiren kann.[3] Seine Plackereien als herzoglicher Souverain, seine Fluchtnahmen nach Danzig, sein Vertriebenwerden, Rückkehren, seine Rechtshändel und thörichten Wirren, dauerten all seine Lebzeit, noch dreißig Jahre, und hinterblieben als ein trauriges Vermächtniß für die Nachkommenschaft und Nachbarländer. Voltaire sagt, der Czar wollte ihm sein Herzogthum abkaufen.[4] Und für diesen jämmerlichen Herzog wäre es allerdings gut gewesen, sich desselben zu jedem Preis zu entäußern: aber da waren noch Andere, die bei einem solchen Handel mitzureden hatten, falls überhaupt je ernstlich die Rede davon war. Mit dieser außerordentlichen Herzogin wird er

[1] Pöllnitz (Memoiren II. 95) giebt Friedrich Wilhelm als Gewährsmann an, 'der es, als von einem Augen- und Ohrenzeugen, zu erzählen pflegte.'

[2] Die letzten derselben, '17. Juli 1717'; vor zwei Monaten. (Michaelis II. 418.)

[3] Eine arme Andeutung zu seinem Behuf müssen wir nicht auslassen: 'seine Gemahlin verließ ihn im Jahre 1719 und lebte nachher zu Moskau!' (General Mannstein: Memoirs of Russia. London, 1770. S. 27 Anm.)

[4] Ubi supra XXXI. 414.

(wirklicher oder vermeintlicher) Vater einer gewissen Prinzessin, von der wir noch hören dürfen; und ist durch sie hinwieder Großvater eines unglücklichen Prinzen, von welchem, "als gemordetem Iwan", viel Gerede war in nachmaligen Zeiten. Mit einem solchen Herzog und solcher Herzogin wollen wir unsere Bekanntschaft beim Minimum des unerläßlich Nothwendigen lassen.

Wilhelmine gründet sich bisher auf Hörensagen, und hat hoffentlich nichts von diesen magdeburgisch-mecklenburgischen Phänomenen gehört; nach Ankunft der Czarina aber sieht das kleine Geschöpf mit eigenen Augen:

'Tags darauf', nämlich Mittwoch den 22sten, 'kam der Czar und 'seine Gemahlin, um der Königin den Gegenbesuch zu machen; und ich 'sah selbst den Hof.' Staatsgemächer im Schloß; die Königin geht eine gehörige Strecke entgegen, bis zur äußern Wachtstube sogar; giebt der Czarin die rechte Hand und führt sie auf solche ausgezeichnete Weise in den Audienzsaal: König und Czar folgten dicht hinterdrein; — und hier war es, wo Wilhelmine's persönliche Erfahrungen anhuben: 'Der Czar 'erkannte mich sogleich, indem er mich vor fünf Jahren' (März 1713) 'schon einmal gesehen hatte. Er hub mich in seine Arme, beküßte mich, 'als wollte er mir die Haut vom Gesicht schinden. Ich schlug ihm in's 'Gesicht, zappelte und sträubte mich aus allen Kräften, indem ich schrie, 'ich wolle solche Familiaritäten nicht zugeben und daß er mich entehre. 'Er lachte sehr über diesen Gedanken, machte Frieden und unterhielt sich 'lange mit mir. Man hatte mir meine Lection einstudirt: ich sprach von 'seiner Flotte und seinen Eroberungen, — welches ihn so entzückte, daß 'er mehr wie einmal zu seiner Czarina sagte: Wenn er ein Kind wie ich 'haben könnte, würde er gern eine seiner Provinzen dafür hergeben. Die 'Königin' (Mama) 'und sie nahmen unter dem Thronhimmel Platz, jede 'auf einem Armsessel' von gehöriger Würde; 'ich war neben der Königin, 'und die Prinzessinnen von Geblüt', oberwähnte Markgräfinnen, 'waren 'ihr gegenüber,' — sämmtlich stehend, wie sich es gebührt.

'Die Czarina war eine kleine stumpfige Person, sehr braun, und 'hatte weder Air noch Grazie; man brauchte sie nur anzusehen, um ihre 'niedrige Abkunft zu errathen.' Es ist kein Geheimniß, daß sie in ihrer lithauischen Heimath Küchenmagd, hernach ein Weibsbild von der sogenannten 'unglücklichen' Gattung, unter verschiedenen Gestalten, gewesen: indessen, sie hat den Czaren einmal durch ihren gescheidten Einfall und Muth aus einer verschlingenden türkischen Schwierigkeit gerettet, und er hat sie glücklich und zur Czarina gemacht, die unter einem Thronhimmel sitzt, wie nun. 'Mit ihrem Geschlamp von Anzug sah sie über Alles 'wie eine deutsche Comödiantin aus; man hätte sagen mögen, ihre Klei'der wären vom Trödler gekauft; alles an ihr war außer Mode, alles 'beladen mit Silber und schmierigem Schmutz. Ihre Miederbrust war 'mit Juwelen in einem sonderbaren Muster verziert: einem Doppeladler 'in Stickerei, und die Federn desselben mit lumpigen kleinen Diamanten

'vom allergeringsten Karat besetzt und sehr schlecht gefaßt. Die ganze 'vordere Länge ihres Kleides war mit Orden und Metallfächelchen behan-'gen, wohl ein Dutzend Orden und eben so viel Heiligenbilder, Reliquien 'und dergl., so daß sie beim Gehen ein Geläute machte, wie wenn man 'ein mit Glocken geschirrtes Maulthier hörte.' — Arme kleine Czarina, gewandtes nußbraunes Mitgeschöpf, seltsam umhergejagt von der Niederung hinan zum Gipfel dieser Welt; sie macht augenscheinlich kein Glück an Königin Sophie Dorothea's Hof! —

'Der Czar dagegen war hochgewachsen und könnte schön genannt 'werden', fährt Wilhelmine fort: 'sein Gesicht war herrlich, hatte aber 'etwas Wildes, das Einem Furcht einjagte.' Einigermaßen eine Art miltonische Satansphysiognomie? Die Portraits machen den Eindruck. Ein Erzengel, nicht völlig ruinirt, aber in traurig ruinirtem Zustande; sein Heroismus so kothbeschmutzt, — auch mit einer Neigung zu starken Getränken, zu Zeiten! Eine Physiognomie, die Einem zu denken giebt. 'Seine Kleidung war nach Seemannstracht, Rock ganz einfach.

'Die Czarina, die selbst sehr schlecht deutsch sprach und nicht gut 'verstand, was die Königin sagte, winkte ihre Hofnärrin zu sich' — eine arme Creatur, die einmal eine Prinzeß Galitzin gewesen, aber, in schlimme Händel verstrickt, von ihren hohen Verwandten beim Czaren als wahnsinnig entschuldigt worden war, und so Rettung von Tod oder Sibirien in ihrem gegenwärtigen sonderbarlichen Zufluchtshafen gefunden hatte. Mit ihr unterhielt sich die Czarin in unbekanntem Russisch; augenscheinlich 'viel und laut lachend', bis das Souper angemeldet wurde.

'Bei Tisch', fährt Wilhelmine fort, 'setzte sich der Czar neben die 'Königin. Es soll auf diesen Fürsten in seiner Jugend ein Giftversuch 'gemacht worden sein, und sich etwas davon in seinen Nerven festgesetzt 'haben. Soviel ist sicher, er hatte sehr oft convulsivische Anfälle, wie 'von Tic oder Veitstanz, deren er sich nicht erwehren konnte. Dies 'traf sich nun so bei Tisch. Er gerieth in Zuckungen, Gesticulationen; 'und da ein Messer in seiner Hand war und der Königin hart um den 'Leib tanzte, so erschrak sie darüber und machte mehrere Male Bewegung 'zum Aufstehen. Der Czar bat sie, sich nicht daran zu kehren, er würde 'ihr kein Leid thun; dabei nahm er ihre Hand, die er mit solcher Ge-'walt faßte, daß die Königin laut aufschreien mußte. Darüber lachte 'er herzlich, indem er sagte, ihre Knochen wären nicht von so hartem 'Schrot, wie die seiner Katherina. Nach der Mahlzeit war ein großer 'Ball angeordnet; aber der Czar entwischte alsbald, ging allein zu Fuß 'nach Monbijou und ließ die Uebrigen beim Tanz zurück.'

Wilhelmine's Erzählung von dem Antiquitäten-Cabinet, von der anstößigen Statuette daselbst, und den Befehlen, dieselbe zu küssen, mit einem "Wenn nicht, Kopf ab!" welche Katherina von dem gespäßigen Czaren erhielt, dem sie gehorchen mußte, — ist nicht unglaublich, nach Dem, was wir gesehen haben. Es scheint, er erbat sich dies Stückchen antike Anstößigkeit von Friedrich Wilhelm; und es läßt sich denken, daß dieser ihm einen

solchen Artikel mit besonderer Bereitwilligkeit geben würde. An demselben Tage, dem vierten des Besuches, Donnerstag, den 23sten des Monats, zogen die hohen Gäste wieder ihres Weges; Friedrich Wilhelm gab das Geleit 'bis nach Potsdam', welchen Weg der Czar sammt Gefolge gen Mecklenburg nahm, wo er vor seiner Heimkehr noch eine kleine Pause zu machen gedenkt. Friedrich Wilhelm nahm Abschied, und sah den Czaren niemals wieder.

Bei dieser Reise, die nunmehr in der Hauptsache überstanden, war es, daß die berühmte Ordre lautete: 'Thut es für 'sechstausend Thaler, nit einen Pfennig gebe mehr dazu; aber 'man soll ausgeben, es koste mich dreißig- oder vierzigtausend 'Thaler!' Ja, es ist beurkundet, daß die Summe reichlich und überreichlich war, indem sie zur Hälfte übrigblieb.[1] Die Bewirthung zu Berlin nahm Friedrich Wilhelm über sich, und hat sie geleistet wie wir sehen. Ihr sollt Seine czarische Majestät freihalten bis zum letzten preußischen Meilenstein, pünktlich, geziemend, wennschon mit Oeconomie!

Peter's Viaticum, jene antike Anstößigkeit, herzugeben, kam Friedrich Wilhelm nicht schwer an; froh des Czaren Wohlwollen mit solcher Münze zu erkaufen. Voriges Jahr, zu Havelberg, hat er dem Czaren einen ganzen Schrank mit Bernsteinsachen, die dem hochseligen Herrn Vater gehört hatten, geschenkt. Den ganzen Bernsteinschrank, und ebenfalls eine Yacht, von Form, Pracht und Ausstattung, wie sie wohl Holland nie zuvor hat von Stapel laufen lassen; — welche Yacht gleichfalls seinem Vater gehört hatte und für Friedrich Wilhelm ohne Werth war. Der alte König hatte sie in Holland bauen lassen, ohne nach Kosten zu fragen, — für 100,000 Thaler, sagt man, wohl soviel als 300,000 Thaler jetzt; — und sie lag zu Potsdam: zu was nutz? Friedrich Wilhelm schickte sie die Havel hinab, Elbe hinab, seidene Matrosen und alles, gen Hamburg und Petersburg, mit großem Vergnügen. Denn der Czar, und Friede und gutes Vernehmen mit dem Czaren, war von wesentlichem Werth für ihn. Und dann ist der Czar auch nicht der Mann danach, Geschenke unerwiedert anzunehmen. Lange Kerle zu Soldaten: das ist allezeit ein Hauptgegenstand bei Friedrich Wilhelm; denn bereits werden seine potsdamer Garden immer gigantischer. Nicht weniger ein Gegenstand, wenn auch weniger ein idealischer oder poetischer (wie wir es einmal definirten), war dieser andere: Käufer zu finden für die Fabriken, alte und neue, welche zu befördern, ihm so am Herzen lag. 'Es ist zum 'Erstaunen, welche Menge Tuche, Eisenwaaren, Salz und fa-

[1] Förster I. 215.

'brizirter Artikel mannigfaltiger Art, die Russen von uns kaufen', sagen die alten Bücher; — 'man sehe nur, wie unsere "russische 'Compagnie" blühet!' In allen beiden Gegenständen, von Frieden und gutem Vernehmen gar nicht zu reden, ist der Czar unser Mann.

So kommen in eben diesem Herbst, erstaunt und Staunen erregend, nicht weniger als hundert und fünfzig menschliche Gestalten (um die Hälfte mehr als versprochen waren), wohl sieben bis acht Fuß hoch; so groß als sie der Czar nur immer aus seinem Reich hat heraussieben können: welch ein Glücksfang für die potsdamer Garde und ihren Oberst-König! Und so jeden folgenden Herbst, so lange Friedrich Wilhelm bei Leben war; jeden Herbst aus Rußland hundert der längsten lebendigen Sterblichen. Unschätzbar, — für einen 'Menschen von Genie', der sein Steckenpferd reitet! Kann man doch so seine 'Stanze' abdrechseln.

Als Entgegnung für diese Enakssöhne schickte Friedrich Wilhelm deutsche Schmiede, Mühlenbauer, Drillfeldwebel, Kanoniere, Ingenieurs, deren er die Fülle hatte. Durch welche, wie Peter richtig berechnete, die träge opake russische Masse sich wohl zu Lichtheit und Lebendigkeit entzünden, und unter Anderem zum Verständniß der Kriegskunst abrichten lassen dürfte. Was wirklich erfolgte. Und es ist bemerkbar seitdem, daß das russische Kriegswesen einen deutschen Anstrich hat (soliddeutsch, als unterschieden von unsolidem revolutionair-französisch), und deutet bis zur heutigen Stunde auf Friedrich Wilhelm und den alten Dessauer hin. — — Die barbarischen halb-fabelhaften Souverainitäten treten nun ab, bis man ihrer wieder nöthig hat.

Achtes Capitel.

Der Kronprinz erhält Lehrer.

In seinem siebenten Jahre ward der junge Friedrich den Frauenhänden entzogen, und erhielt Hofmeister und Unterhofmeister männlichen Geschlechtes, die bereits vor geraumer Zeit ernannt waren und nun in Thätigkeit traten. Von ihnen haben wir schon gehört; sie kamen von der stralsunder Belagerung, all die namhaften derselben.

Duhan de Jandun, der junge Franzose von Adel, der vom Dociren in die Laufgräben flüchtete, dieser ist der praktische Lehrer. General-Lieutenant Graf Fink von Finkenstein und Oberst-Lieutenant von Kalkstein sind Oberhofmeister und Unterhofmeister; Soldaten, Beide, die noch in vielen andern Kriegen vor Stralsund gewesen. Diese Drei befleißigten sich seiner Erziehung und hatten, wenn nöthig, andere Lehrer unter sich für solche Fächer, die das väterliche Urtheil als zuläßig erachtete, wobei die väterliche Absicht und die ihrige darauf ausgeht: nützliche Kenntniß beizubringen, unnütze zu verwerfen, und das Ganze mit einer fertigen militairischen Bildung abzuschließen. Diese, zu verschiedenen bestimmten Daten gemachten Ernennungen traten insgesammt in Wirkung im Jahre 1719.

Duhan scheint, abgesehen von seinen Erfahrungen in den Laufgräben, ein gebildeter, sinnreicher und gewissenhafter Mann gewesen zu sein, der Friedrich Wilhelm's Urtheil Ehre machte, und dem Friedrich in nachherigen Zeiten viel Dank wußte. Ihr Fortschritt in einigen der technischen Fächer, wie wir bemerken werden, war unstreitig unbefriedigend. Es scheint jedoch, daß durch diesen Duhan das Gemüth des Knaben aufgethan ward zu einer lebensvollen und gewissermaßen genialischen Auffassung der Dinge um ihn her; — der wunderlichen verworren reichhaltigen Welt, in die er gekommen, und der edlen erhabenen Function, die dem Geist daselbst angewiesen; oberst, in Kunst wie in der Natur, über alle andere Functionen. Duhan war zur Zeit ein angehender Dreißiger: ein munterer liebenswürdiger Franzose; arm, wiewohl von guter Geburt und guten Kenntnissen, aus der Champagne gebürtig. Friedrich liebte ihn sehr, sah ihn allezeit als seinen geistigen Vater an, und war bis an Duhan's Lebensende beflissen, ihm alles Gute, das er konnte, zu erweisen. Stets begierig, dem armen Duhan die schweren Leiden wieder gut zu machen, die denselben seinethalben betroffen hatten, wie wir sehen werden.

Ueber den Grafen Fink von Finkenstein, der militairische Erfahrungen jeder Art und jeden Grades hatte, vom Marschiren 'verwundet und ohne Hut' als Gefangener nach Frankreich, bis zum Mitfechten bei Malplaquet, Hochstädt, bei Steenkirk sogar, ebensowohl als bei Stralsund, der nun in seinem sechzigsten Jahre steht, und ein Herr mit eher hohen solennen Manieren und in der That von unläugbaren Vortrefflichkeiten gewesen zu sein scheint, — von diesem obersten Grafen Fink erfahren wir fast nichts weiter aus den Büchern, als daß sein kleiner Zögling auch ihm nicht abhold war. Der kleine Zögling war nicht

widerwillig gegen Fink, froh jedes milden menschlichen Strahls, der durch die erhabenen Gravitäten des Herrn Oberhofmeisters hindurchschien; sprach häufig in dessen Haus in Berlin zu, und knüpfte da Bekanntschaft an mit zwei jungen Fink's, seines Alters ungefähr, welche, namentlich der jüngere, in künftiger Zeit wichtig für ihn wurden.[1] Anhänglichkeit an Lehrer und Andere ist ein löblich bekannter Zug in diesem Zögling; ein anhänglicher und einnehmender Knabe.

Ueber Kalkstein, einem Manne von verständiger, erfahrener und ernster Art, wenn auch noch jung an Jahren, ist es gleichfalls sicher, daß der kleine Fritz ihn lieb hatte, so wie ferner, daß der Große Friedrich Dankbarkeit gegen ihn hegte und hohe Achtung für seine Rechtschaffenheit und Einsicht. "Mein Lehrmeister Kalkstein", pflegte er ihn zu nennen, wenn in späteren Zeiten die Rede auf ihn kam. Sie blieben, unter mancherlei beiderseitigen Erlebnissen, vierzig Jahre lang, bis an Kalkstein's Tod, nachher beisammen. Letzterer ist zur Zeit achtundzwanzig Jahre alt, der jüngste der drei Hofmeister, damals und stets hernach ein durchaus gerader correcter Soldat und Mensch. Er ist aus Preußen, dieser Kalkstein; — aus einem Geschlecht mit jenem aufsätzigen Kalkstein, von dem wir einmal gehört, der 'in einen Teppich gerollt' aus Warschau gestohlen wurde, in des Großen Kurfürsten Zeit. Nicht ein unmittelbarer Abkömmling jenes enthaupteten Kalkstein's, sondern gleichsam sein Neffe im so und so vielten Gliede. Preußen ist nun fern genug von Aufsätzigkeit; gebändigt, mitsammt seinen Kalkstein's, zu ehrerbietigem Stillschweigen, nicht leicht Gebrauch machend auch nur vom Recht zur Bittstellung, oder unterthänigen Remonstration, das ihm noch zustehen mag. Und, außer etwa auf Seiten der parlamentarischen Beredtsamkeit und Journalistik, möchte es auch nicht scheinen, daß Preußen bei dem Wechsel gelitten habe.

Wie diese Fink-Kalkstein'schen Lehrmeister zu Werke gingen in der großen Aufgabe, die sie vor sich hatten, — eine sehr große Aufgabe, hätten sie gewußt, was für ein Schüler ihnen zugefallen, — davon hat man keine unmittelbare, irgend folgerechte oder bestimmte Meldung. Wir schließen blos, daß Alles nach unbeugsamer Routine vor sich ging; ohne zu fragen: Was für ein Schüler? — oder überhaupt, ob angemessen für irgend einen Schüler. Duhan, mit den Richtungen, die wir an ihm bemerkt, der bereit ist, wenn möglich, das Unbeugsame zu

[1] Zedlitz-Neukirch: Preußisches Adels-Lexikon (Leipzig, 1836) II. 168. Militair-Lexikon I. 420.

lindern und mit etwas losem Zügel 'die Natur zu lenken', war vermuthlich ein geniales Element in dem außerdem stricten Geschäft. Fritz hatte Einen unsäglichen Vortheil, selten unter Prinzen und sogar unter Bauern in diesen verderbten Zeitaltern: diesen nämlich, daß er seinen Unterricht nicht, oder im Allgemeinen nicht, von der Gattung, genannt 'Hypokriten und sogar Aufrichtige Hypokriten', — fatalste Abart der Hypokritenklasse, — erhielt. Man sieht er ward, durchaus die ganze Zeit, nicht von bezauberten Phantasmen jener gefährlichen Sorte, die, unbewußt, Geisteslügenhaftigkeit aus jedem Blicke athmet, abgerichtet; sondern von wahrhaftigen Menschen, die, was sie lehrten, von innen heraus glaubten und täglich übten. Welchem unsäglichen Vortheil wir noch einen ferneren, gleichfalls beträchtlichen beifügen: Daß seine Lehrer, obschon strenge, nicht unliebsam für ihn waren, — daß sein Gemüth wenigstens lebendig gehalten wurde, daß, was immer an Saat (oder an Spreu und Hagel, was vermuthlicher) auf seinen Geist fiel, mit Hülfe von Sonnenschein verarbeitet werden konnte. Das sind zwei Vortheile, die einem ernsthaften Vater in unserer Epoche noch immer, wenn auch mit Schwierigkeit, zu Nutz und Frommen seines armen Söhnleins erlangbar sind. Und diese sind aber auch gegenwärtig beinahe Alles; sind sie einmal gehörig erlangt, dann müßte der ernsthafte Vater und sein Sohn Dank fühlen. Leider giebt es in Sachen der Erziehung heutzutage keine gebahnte Heerstraße, oder es giebt deren nur, die nicht zum Ziele führen. Fritz, wie wir Andere auch, mußte sich seinen Weg sauer werden lassen, indem die Natur und die didactische Kunst sehr auseinandergingen; und mußte theilweise in beständigem Kampf mit seinen Schulmeistern liegen für was an eigentlicher Erziehung er gehabt.

Es ist eine rauhe von Friedrich Wilhelm eigens verfaßte Urkunde auf uns gekommen, worin dieser seine Verfügungen über den Gegenstand niederlegt. Eine gar langwierige, verworrene, unbeholfene Schrift; intricat knorrig und, mit einem Wort, roh und steif wie nur immer natürliche Stierköpfigkeit unterstützt von preußischem Kommißschenkel sie machen kann; — enthält dabei manche vortreffliche Anweisungen, und zeigt uns etwas von Fritzchen und von Friedrich Wilhelm zugleich. Das heißt, vorausgesetzt man versteht es zu lesen! Ob wir, mittelst Abkürzung, Erläuterung und Zurechtstellung, den Leser dazu bekommen werden, es geduldig durchzugehen, — scheint zweifelhaft. Die Punkte, welche Seine didactische Majestät auf eine gewichtige aber weitschweifige und confuse Weise anbefiehlt, sind hauptsächlich folgende:

1. ‘Insonderheit muß Mein (meinem) Sohn eine rechte Liebe ‘und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule ‘unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, recht beigebracht, hingegen aber ‘alle schädliche und zum argen Verderben abziehende Irrungen und Secten, ‘als Atheist-, Arian- (Arrian-), Socinianische, und wie sie sonst Namen ‘haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, ‘beflecken und einnehmen kann, aufs Aeußerste gemieden und in seiner ‘Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen Ihm auch ‘vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug unter denensel- ‘ben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich ein Abscheu zu ‘machen und deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und ‘wohl zu imprimiciren.’ — Papisterei, die, wie die übrigen Irrungen, falsch genug ist, aber nicht, wie die übrigen, ignorirt und gemieden werden kann, die soll genannt und ihm ein Abscheu davor gemacht werden. Denn wir sind protestantisch bis auf die Knochen hier zu Lande, und können keine ‘Absurdität’ vertragen, am allerwenigsten hypocritisch-religiöse! Die Hauptsache wird aber sein, ‘Ihn zur wahren christlichen Religion, ‘welche fürnehmlich darin besteht: Daß Christus für alle Menschen ge- ‘storben’, und überhaupt, daß Gottes Gerechtigkeit ewig und allgegenwärtig ist, — ‘zu leiten und zu führen, denn dieses ist das einzige Mit- ‘tel, eine von menschlichen Gesetzen und Strafen befreiete souveraine ‘Macht in den Schranken der Gebühr zu halten.’

2. ‘Latein soll er gar nicht lernen’; merkt euch das, wie sehr ihr auch darob erstaunen möget. Was hat ein lebender deutscher Mensch und König des achtzehnten christlichen Säculums mit todten alten heidnischen Lateinern, Römern, und dem Gewälsch, in welchem sie ihre Portion Sinn oder Unsinn redeten, zu schaffen? Erschrecklich, wie die Jugendjahre europäischer Generationen seit zehn Jahrhunderten verschwendet worden, und die Denker der Welt sind bloße wandelnde Säcke alten Krams, “Gelehrte”, wie sie sich selber nennen, geworden, und dergestalt für die Welt verloren gegangen, als ein Pack confiscirter Pedanten, — die seit tausend Jahren nun von besagten Heiden und ihrer verschollenen wälschen Sprache und Portion Sinn oder Unsinn schwätzen! Von heidnischen Lateinern, Römern, — die, beim Licht besehen, am Ende wohl gar nicht einmal was Besonderes von Heiden waren? Ich habe Sachverständige sagen hören, sie seien an wirklichem Werth und Schrot geringer als manches deutsche heimische Gewächs, das wir gehabt, hätten die confiscirten Pedanten es gewahren können! Auf alle Fälle sind sie schon zweitausend Jahre todt, tief begraben; sind uns völlig aus dem Weg; — und es ist von unserem eigenen Unsinn noch genug da, der des Wegräumens bedarf. Stillgeschwiegen über ihre wälsche Sprache und sie diesem neuen Kronprinzen gegenüber! ‘Deutsch und Französisch’, was ihm im Leben dienen kann, ‘soll der Kronprinz lernen, daß er sich darin eine ‘elegante und kurze Schreibart angewöhne.’ Damit sei es genug der Sprachen, — wenn er nur was Rechtes darin zu sagen hat. Im Uebrigen soll er

3. 'Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, — Oekonomie aus 'dem Fundament erlernen.' Und, mit einem Wort, nützliche Kenntniß überhaupt, unnütze gar nicht. 'Die alte Historie nur überhin, aber die 'Geschichte der letzten hundertundfunfzig Jahre aufs Genaueste; das Jus 'naturale und gentium', als Handleuchten zur Geschichte, 'wie auch 'die Geographie und was in jedem Lande remarquable ist, muß er voll'kommen inne haben. Absonderlich aber die Historie des Hauses Bran'denburg, weil ein domesticum exemplum allezeit mehr Kraft hat, 'als ein auswärtiges; und neben der preußischen Historie auch die Ge'schichte derjenigen Häuser, welche mit dem eigenen verknüpft sind, als 'England, Braunschweig, Hessen und Andere. Vornehmlich sollen beim 'Lesen kluger Historiarum Betrachtungen gemacht werden über die Ursachen 'von Begebenheiten'. — Versteht sich, o König!

4. 'Bei zunehmenden Jahren sollen dann immer mehr und mehr 'ganz besonders auch die Fortification' — aufgepaßt! — 'Fortification, 'die Formirung eines Lagers und andere Kriegswissenschaften vorgenom'men werden, damit der Prinz von Jugend auf angeführt werde, einen 'Offizier und General zu agiren, und seinen ganzen Ruhm im Soldaten'stande zu suchen.' Darauf soll alles abzielen. Ihr Finkenstein und Kalkenstein, 'laßt es euch absonderlich äußerst angelegen sein, Meinem 'Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu im'primiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm 'und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein ver'achteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte, und 'die einzige Glorie in demselben suchte.' [1] Was freilich eine extreme Fassung der Sache ist, und nur beweist, wie sehr sie uns am Herzen liegt.

Dies sind die vornehmsten Friedrich-Wilhelm'schen Züge; der übrige Theil der Schrift entspricht im Allgemeinen demjenigen, was die verstorbene Majestät für Friedrich Wilhelm selber für einen gleichen Zweck angeordnet hatte. [2] Unbedingte Verachtung für nutzlose Kenntnisse, und leidenschaftliche Erkenntniß des Unterschieds zwischen Nützlich und Nutzlos, insbesondere des Werthes der Soldaterei als ein königliches Talent, sind die Haupteigenthümlichkeiten hier. In welch letzterem Punkte Friedrich Wilhelm, persönlich einer der friedlichsten Menschen, es wäre denn, daß man ihn beim Barte zupfte, oder in sein Gut eingreife, gleichfalls sehr gut wußte, was er wollte, — viel besser als wir von der "Friedensgesellschaft" und "philanthropischen Bewegung" uns beim ersten Anblick vorstellen können! Es ist ein Punkt, über den er, für seinen Theil, sehr entschiedene Ansichten hat.

Bereits vor einem Jahr [3] hatte man eigens für den kleinen

[1] Preuß I. 11 — 14 (Datum: 13. August 1718).
[2] Stenzel III. 572.
[3] September 1717: Preuß I. 13.

Fritz eine Miniatursoldaten-Compagnie, mehr als hundert Köpfe stark, errichtet, die später bis auf beinahe dreihundert stieg, und in der That nach und nach zu einer bleibenden Institution emporwuchs, genannt "Compagnie der kronprinzlichen Cadetten." Hundertundzehn Knaben von ungefähr seinem Alter, Söhne adliger Familien, waren aus den drei damals bestehenden Militairschulen ausgewählt worden, als eine Art Kinderregiment für ihn, bei welchem er, wenn er auch keineswegs mit eins Commandant wurde, sein Exercitium in Gesellschaft erlernen konnte. Der Czar Peter hat wohl das eben dort formirte Regimentlein, das den Czaren an seine eigenen jungen Tage erinnern durfte, in Augenschein genommen. Ein erfahrener Oberst-Lieutenant erhielt den Oberbefehl. Ein gewisser gewandter und correcter junger Camerad, Rentzel mit Namen, von etwa siebzehn Jahren, der sein Rechtsum-Linksum bereits auf ein Haar inne hatte, ward Drillmeister, und exercirte sie sämmtlich, besonders Fritz, mit schuldiger Strenge, bis, mit der Zeit und erlangter Fertigkeit, Fritz selber das Commando übernehmen konnte, was binnen Jahr und Tag der Fall war; und so ist er fortan ein kleiner Soldat, gebührlich strict, wenn auch kurz von Maaß, in knappem blauen Röcklein und dreieckigem Hütchen: — ein Ebenbild, in Miniatur, des Herrn Papa (so hofft und erwartet man getrost), ihm ähnlichend wie ein Viergroschenstück einem Thaler. Im Jahre 1721 errichtete der emsige Papa ein 'kleines Zeughaus, auf dem oranischen Saale im Schloß' für ihn: da mag er, mit vielleicht etlichen ausgewählten Cameraden, Batterieen pflanzen, außerordentlich kleines messingenes Geschütz abfeuern, — indeß sein Ingenieurmeister, ein Major von Senning, dabei herumschnappt (auf hölzernem Bein) und die nöthige Aufsicht führt.

Rentzel bewährte sich bekanntlich als ein trefflicher Drillmeister; — besaß gute Talente überhaupt und war ein rechtschaffener und verständiger Mann. Er blies auch die Flöte sehr schön, und war von heiterer geselliger Gemüthsart, was ihn natürlich unserem Fritz noch mehr empfahl, und unter anderen Fähigkeiten die musikalische in dem Knaben erweckte oder ermunterte. Rentzel blieb lebenslänglich um ihn oder in der Nähe von ihm; allmälig, nicht gar zu schnell, nach wirklichem Dienst und Verdienst steigend (Oberst im Jahre 1759), und machte Friedrich Wilhelm's Wahl niemals Unehre. Ein Gleiches, oder noch Besseres, ist von Senning, dem Ingenieurmajor von Senning, der Fritz in Mathematik, Festungswesen und den einschlägigen Wissenschaften unterrichtete, zu sagen. Er war von ernsteren Jahren, hatte in den Marlborough'schen Campagnen ein

Bein verloren, der arme Mensch, war aber gut begabt mit Verstand, innerem Werth und heiterer, sinniger Rede: so daß Friedrich auch ihn nicht wieder von sich ließ, sondern bis ans Ende bei sich behielt, eine bleibende und mannigfaltig dienliche Erwerbschaft.

Solchermaßen ist wenigstens für die militairische Erziehung unseres Kronprinzen gesorgt. Und wir müssen uns den kleinen Gesellen von seinem zehnten Jahre an, oder früher, zumeist in Miniatursoldatengestalt umhergehend denken, in strengem spartanisch-brandenburgischem Costüm, des Leibes wie des Geistes. Ein Costüm, das seinem persönlichen Geschmack für Putz freilich wenig zusagte, ihm aber mit nichten unzuträglich war, wie er nachher wohl eingesehen hat. Im October 1723, wird gemeldet, als Georg I. seinen Schwiegersohn und seine Tochter in Berlin besuchte, sah Seine britische Majestät, am Morgen zum Fenster hinaus schauend, wie Fritzchen 'seine Cadetten exercirte'; ein ganz hübsches kleines Phänomen. Exercirte mit heller Stimme, militairischer Schärfe und mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks, unten im Lustgarten; — und ohne Zweifel brummte die britische Majestät einigen Beifall, ließ vielleicht gar ein Lächeln, so selten auf seinem breiten schwerbeladenen Antlitz, blicken. So wird gemeldet:[1] und in der That erhalten wir damit das lebendigste kleine Bild, das wir aus jenen matten alten Jahren europäischer Geschichte eigentlich besitzen. Jahre, die bereits für alle Welt in ödes menschenleeres Dunkel gesunken sind, oder dahin sinken, und rasch der leeren Vergessenheit und ewigen Nacht sich zuneigen; — was (wären erst einige wenige Artikel daraus geborgen) ihr gerechtes und unvermeidliches Loos ist von Seiten der geplagten menschlichen Natur.

Von den Reitmeistern, Fechtmeistern, Schwimmmeistern und gar den Tanzmeistern, Musikmeistern (Graun 'im Orgelspiel', und Psalmenmelodieen) können wir nicht reden; der Leser mag aber versichert sein, daß sie sämmtlich da waren, gut in ihrer Art, und mäßig antreibend. Und auch die väterliche Aufsicht geht unserem jungen Lehrling in keinen Stücken ab. Von früher Jugend an nahm der Herr Papa den Kronprinzen mit sich auf seine jährlichen Musterungen. Vom äußersten Memel an der russischen bis hinab nach Wesel, an der französischen Grenze wird ganz Preußen in seinem jeden Winkel, Garnisonen, marschirende Regimenter, Verwaltungsämter, alljährlich einmal von der Majestät aufs Strengste besichtigt. Da reist der kleine militairische Fritz, mitten unter Generälen und Beamten, in ihrer

[1] Förster I. 215.

abgehärteten Spartanerart, und lernt, gleich einem rhadamantischen Argus, Einblick von Allem nehmen, und wie das eigene Auge des Herrn, mehr als alle Künste, das Vieh fett macht.

Auf seine Jagden nahm ihn der Herr Papa ebenfalls mit. Denn Papa war ein bekannter Weidmann, während des Aufenthaltes zu Wusterhausen in der Jagdzeit: — hitzige Spurjagden, hitzige Hirschjagden, Rothwild das Hauptwildbret; wilde Parforce-Jagden, Sauhetzen, Hühnerjagden, Fuchs- und Wolfjagden: — auf all dergleichen größere Expeditionen muß Fritz mit Papa und seiner Schaar reiten. Rauhes wüthendes Reiten auf raschen Rossen, oder stellenweises Fahren in 'Wurstwägen', ohne Rücksicht auf Sommerhitze und Sandstaub, winterisches Frostunwetter und schmutziges Regenwetter. All dies ist der kleine Kronprinz gehalten mitzumachen, — findet aber leider immer weniger Gefallen daran, nehmen gewisse Leute mit Bedauern wahr! In der That hat er dem Weidwerk niemals Geschmack abgewinnen, oder das mindeste von bleibender Befriedigung finden können im Hühnerschießen oder Sauhetzen, — "mit solchem Fleißaufwand und solchem Feldschaden", wie er zuweilen zur Entschuldigung anführte. In späteren Jahren zog er sich wohl manchmal an eine abgelegene Stelle im Wald zurück und führte da mit seinen musikalischen Kameraden ein kleines Flöten- und Hoboeconcert auf, indeß die Schweine gehetzt wurden, oder er unterhielt sich mit Mama und ihren Damen, wenn bei günstigem Wetter Ihre Majestät im offenen Wagen gerade zugegen war, was ihm mit nichten Gunst bei Papa gewann, einem geschworenen Hasser alles "effeminirten Wesens."

Er ward 'mit Biersuppe genährt', wie vorhin erwähnt. Nüchternheit, Thätigkeit, Pünktlichkeit waren Lehren, die sich seinem Gemüth täglich und stündlich, in Allem, was er that und sah, einprägten. Sein Schlaf sogar ward ihm nur kärglich zugemessen: "Zuviel Schlaf macht dumm!" war ein Spruch Friedrich Wilhelm's: — so daß, in diesem Punkt, sogar die Aerzte für den kleinen Fritz einschreiten mußten. Nüchtern genug, abgehärtet genug; auf jede Weise dazu getrieben, sich nichts aus Mühsal zu machen und eine spartanische Lebensansicht zu gewinnen.

Geld zu eigener Verfügung scheint er bis zum siebzehnten Jahre nicht gehabt zu haben. Geringes, groschenweise zugezähltes Taschengeld konnten ihm nur seine Kalkstein und Finkenstein, wenn sie es für gut befanden, bewilligen; — anfangs etwa funfzehn Groschen monatlich, wie es scheint. Auch seine übrigen kleinen gelegentlichen Auslagen geschahen alle unter Bewilligung seiner Hofmeister, und wurden von diesen pünktlich in

Tagebücher eingetragen, die Friedrich Wilhelm controllirte. Es sind Probestücke hiervon erhalten, und Ein ganzer Monat, September 1719 (des Knaben achtes Jahr), ist im Druck erschienen. Gar seltsam zu betrachten in diesen Tagen der Goldstufen und unvernünftigen Menschenkolosse, deren Fettmästung der Menschheit so hoch zu stehen kommt! Die Monatsrechnung scheint sich auf zwanzig Thaler belaufen zu haben, und besteht, außer den Fünfzehn Groschen prinzlichem Taschengeld, insgesammt aus Auslagen für kleine Anschaffungen und unbedeutende nothwendige Luxusartikel; — als z. B.:

'Seiner Hoheit Schuhe auf'm Leisten aufzuschlagen;' sie den kleinen Füßchen anzupassen. 'Für zwölf Ellen Haarband' (zu unserem Zöpflein, das hier sichtbar zur Erscheinung kommt). 'Für Trinkgeld an den Reit-'knecht'. 'An die Bettmädchen in Wusterhausen'. (Bezahl ich sie nicht selber? glossirt der controllirende Papa bei Posten wie dieser: Darf nicht wieder vorkommen.) 'Die Flöte zu repariren, vier Groschen'; 'Zwei 'Schachteln Farben, sechzehn ditto'; 'Für eine lebendige Schnepfe, zwei 'Groschen'; 'Den Hirschfänger zu schleifen'; 'An einen Jungen, welchen 'der Hund gebissen'; — und vornehmlich 'In den Klingelbeutel', was wöchentlich einmal, ja zwei- und sogar dreimal an uns kommt, und tief in unsere kärgliche Mittel hinein frißt. [1]

Auf solche Bedingungen kann ein kleiner Fritz zu einem Friedrich dem Großen herangenährt werden; während ein solcher Aufwand von Kosten nöthig ist, um unvernünftige Menschenkolosse von der biberischen oder biberisch-reineckeschen Gattung zur Monstrosität zu mästen! Die Kunstarbeit zu einem Friedrich kann, scheint es, äußerst billig gestellt werden, wenn erst die Natur das Ihrige für ihn gethan hat, und die Betheiligten blos redlich zu Werke gehen. So hat auch Samuel Johnson für Kost und Unterhalt in der Welt so gut wie nichts gekostet. Und ein Robert Burns, merkwürdiger moderner Thor, ein Bauerngott dieser gesunkenen Zeiten, mit einem Hauch melodischer Runen in ihm (da nun einmal alles Uebrige für den Armen unter Bann lag), ward mit frugaler Hafergrütze großgezogen, mit einer Ausgabe von vielleicht zwanzig Groschen wöchentlich. Goldstufen und Ducaten sind göttlich; aber sie sind nicht das Göttlichste. Ich wünsche häufig, der Teufel bekäme den Löwenantheil davon, — auf einmal, und nicht auf Umwegen wie jetzt. Es wäre ein unsäglicher Nutzen für die verwirrten Söhne Adam's, in gegenwärtiger Epoche!

Betreffend die Geistescultur unseres kleinen Kronprinzen aber, ist eine fernere ausdrückliche Urkunde von Papas Hand

[1] Preuß I. 17.

vorhanden, welche, wenn wir sie, wie im vorigen Falle, redigiren und abkürzen können, wohl die Beachtung des Lesers verdienen und ihm Manches erläutern dürfte. Sie ist datirt, Wusterhausen, den 3. September 1721; der kleine Fritz nun in seinem zehnten Jahre, und mit seinen Duhan's und Finkenstein's da draußen, wo der Herr Papa einige Wochen rusticirt. Der wesentliche Titel lautet, oder dürfte lauten:

An den Oberhofmeister von Finkenstein, Unterhofmeister von Kalkstein, Präceptor Jacques Egide Duhan de Jandun, und Andere, die es betrifft: Reglement, wie mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll. Wusterhausen 3. September 1721;[1] — in sehr abgekürzter Form.

Sonntag. 'Am Sonntag soll Er des Morgens um sieben Uhr 'aufstehen; sobald er die Pantoffeln anhat, soll er vor dem Bette auf 'die Knie niederfallen und zu Gott kurz beten, und zwar laut, daß Alle, 'die im Zimmer sind, es hören können' (damit kein Unterschleif oder Maaßverkürzung passire), wie folgt: "Herr Gott, heiliger Vater! ich "danke dir von Herzen, daß du mich diese Nacht so gnädiglich bewahrt "hast; mache mich geschickt zu deinem heiligen Willen, und daß ich "nichts möge heute, auch alle meine Lebtage thun, was mich von dich "scheiden kann, um unseres Herrn Jesu, meines Seligmachers Willen, "Amen!" Und hierauf das Vater Unser. Dann soll er sich geschwinde 'und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern, 'und muß das Anziehen, wie auch das Frühstück, Thee', — welches einzunehmen ist, während der Kammerdiener schwänzt und pudert, — 'in einer Viertelstunde fix und fertig sein, alsdann es ein Viertel auf 'acht Uhr ist.'

'Wenn das geschehen ist, dann sollen alle seine Domestiquen und 'Duhan herein kommen, das große Gebet zu halten: auf die Knie; 'darauf Duhan ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein oder 'anderes gutes Lied singen' (nach christlicher Familien Brauch): '— da 'es dreiviertel auf Acht sein wird. Alsdann alle Domestiquen wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit Meinem Sohn das 'Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, 'was zum wahren Christenthum nöthig ist; auch etwas vom Catechismus Noltenii repetiren' (den Fritz auswendig kann), 'und soll dies 'geschehen bis neun Uhr.'

'Alsdann mit Meinem Sohn zu mir herüber kommen soll und soll 'mit mir in die Kirche gehen und essen' (zu Mittag, Schlag zwölf): 'Der Rest vom Tag vor Ihn' (für ihn und Duhan). 'Des Abends 'soll Er um halb zehn Uhr von mir guten Abend sagen; dann gleich nach 'der Kammer gehen, sich sehr geschwind ausziehen, die Hände waschen' (wohl erst in ein Schlafröckchen oder Casaquin kriechen); 'und sobald

[1] Preuß I. 19.

'solches geschehen ist, soll Duhan ein Gebet auf den Knien halten, ein 'Lied singen, dabei alle Seine Domestiquen wieder mit zugegen sein sol- 'len. Alsdann Mein Sohn gleich zu Bette gehen soll, daß Er halb eilf 'Uhr zu Bette ist'; — und soll wie bald einschlafen, Ew. Majestät? Das geht aber strenge her.

Montag. Montags wird er, wie an allen Wochentagen, um sechs geweckt; 'und sollen sie Ihn anhalten, daß Er sonder sich zu ruhen oder 'nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht; und muß er alsdann 'niederknien und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. So- 'bald Er solches gethan, soll Er so geschwinde als möglich die Schuhe 'und Stiefeletten anziehen; auch das Gesicht und die Hände waschen, aber 'nicht mit Seife. Ferner soll er das Casaquin anziehen, das Haar aus- 'kämmen und schwänzen aber nicht pudern lassen.' Indeß dies geschieht, 'soll Er zugleich Thee und Frühstück nehmen, daß das zugleich Eine Ar- 'beit ist, und muß dies Alles vor halb sieben Uhr fertig sein.' Dann treten Duhan und die Bedienten herein, mit Gebet, Bibel, Gesang, ganz so wie am Sonntag; das ist um sieben zu Ende, und die Bedienten treten wieder ab.

'Von sieben bis neun Uhr soll Duhan mit ihm die Historie tractiren; 'um neun Uhr kommt Noltenius' (ein sublimer geistlicher Herr aus Ber- lin), 'mit der christlichen Religion bis dreiviertel auf eilf'. Dann wäscht Fritz geschwind das Gesicht mit Wasser, die Hände mit Seife; hierauf 'weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen, und um eilf Uhr zum 'Könige kommen; da bleibt er bis zwei', — spaziert vielleicht ein wenig; gespeist wird allezeit punkt zwölf; hernach ist Seine Majestät gewöhnlich schläfrig, und leichte Amüsements sind vorüber.

'Alsdann Er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Duhan soll 'alsdann auch gleich da sein, Ihm von zwei bis drei Uhr die Landcharte 'zu weisen; dabei sie Ihm sollen' (allmälig) 'aller Europäischen Reiche 'Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte ex- 'pliciren. Von drei bis vier Uhr soll Er die Moral tractiren; von vier 'bis fünf Uhr soll Duhan deutsche Briefe mit Ihm schreiben und dahin 'sehen, daß Er einen guten Stylum bekomme' (den er aber nie im ge- ringsten bekommen hat). 'Um fünf Uhr soll Er die Hände waschen und 'zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer 'divertiren, und thun was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist.'

Das wäre also ein Sonntag und ein Wochentag, welcher Letztere zugleich für die übrigen Fünf dienen kann; — obschon sie in der könig- lichen Monographie alle genau specificirt sind und für jede Stunde pünkt- lich angewiesen ist: Wie und wann, außer der genannten Instruction in Geschichte, Moral und Deutschschreiben, in Landcharten und Geographie mit der Stärke und Schwäche der Reiche, — man Arith- metica, mehr denn einmal, tractiren soll; und Französischschreiben, damit er auch darin einen guten Stylum bekomme; bei welcher Gelegen- heit man 'Ihm was auswendig lernen lassen soll, damit die Memorie 'verstärkt wird': wie, anstatt Noltenius, Panzendorf (eine andere sublime

Hochwürden aus Berlin, die eigens deshalb herauskommt) am Dienstag Vormittag das geistliche Exercitium ertheilt; — mit welchen zwei Angriffen, jeder von anderthalb Stunden, die geistlichen Herren sich, wie es scheint, für die Woche zurückziehen, und wir hören nichts wieder von ihnen bis zum Montag und Dienstag darauf.

Mit dem Mittwoch sieht man mit Vergnügen ein gut Stück Spieltag kommen. Um halb zehn, nachdem er mit seiner Historie fertig, und etwas (nicht viel, fürchten wir) 'auswendig gelernt, damit die Memorie verstärkt werde', soll sich Fritz schnell anziehen und zum Könige kommen. 'Das Uebrige vom Tage gehört vor Fritzchen'. Am Samstag ist ebenfalls keine schlechte Aussicht auf einen halben Spieltag:

'Am Sonnabend soll des Morgens bis halb eilf Uhr in der 'Historie, im Schreiben und Rechnen alles repetirt werden, was Er die 'ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen' (fügt die kurzgefaßte Majestät hinzu), 'um zu sehen, ob Er profitirt hat. Und soll 'der General Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein mit da- 'bei sein. Hat Er profitirt, so ist der Nachmittag vor Fritzen. Hat Er 'aber nicht profitirt, so soll Er von zwei bis sechs Uhr Alles repetiren, 'was Er in den vorigen Tagen vergessen hat.' Und somit geht die Werkelwoche zu Ende. Hier jedoch ist zu guter Letzt noch eine allgemeine Regel, die Ihr nicht genugsam einschärfen könnt, mit der wir schließen:

'Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß Er hurtig 'aus und in die Kleider kommt, soviel als menschenmöglich ist. Sie sol- 'len auch dahin sehen, daß Er sich selbst aus- und anziehen lerne, und 'daß Er propre und reinlich werde, und nicht so schmutzig sei.' 'Nicht so schmutzig', das ist mein Schlußwort; und hier ist meine Handesunterschrift.

'Friedrich Wilhelm.'[1]

Neuntes Capitel

Wusterhausen.

Wusterhausen, wo für jetzt diese Operationen vor sich gehen, liegt etwa vier Meilen südöstlich von Berlin, auf dem Weg nach Schlesien, — an der alten schlesischen Straße, in einem flachen, aus Torf und Sand gebildeten Moorland, — und ist nicht durch Schönheit unter königlichen Jagdschlössern ausgezeichnet. Das hannoverische Göhrde z. B., wie prächtig ist das nicht im Vergleich! Aber es genügt Friedrich Wilhelm's schlichten Zwecken:

[1] Preuß I. 21.

Wild ist im Ueberfluß da in den lichten Waldungen, Ottersümpfen, Fischteichen und schlammigen Dickichten jenes alten "Schenkenlandes" (gehörte einst sämmtlich der Schenkenfamilie, bis der alte König Friedrich es für seinen Prinzen kaufte); hinreichendes Gefolge läßt sich in den Winkeln des armen alten sogenannten Schlosses unterbringen; und Noltenius und Panzendorf fahren, jeder wöchentlich einmal, in leichtem Fuhrwerk heraus, um Fritz in seinen religiösen Exercitien zu drillen.

Ein gewisser Zöllner, Tourist in Schlesien, gesteht, daß sogar Wusterhausen seinem Auge einige Freude gewährte in einer so trostlosen Gegend von sandigen Binsen, magerem Vieh und platter öder Schlaffheit.

'Angekommen auf der Anhöhe' (äußerst unbedeutende, mit der Hand gemachte 'Anhöhe', sagt Wilhelmine satyrisch), kann der Tourist Zöllner mit Vergnügen 'eine ansehnliche Fläche mit einem Bach gewahr werden', — einem sichtbaren, nicht hörbaren, glatten Wasser oder Gewässer von Lachen und Seen, das träge nach Norden gen Köpenick fließt, welcher unhörbare Bach oder Fluß (die Sühne), wie wir bemerken, einen schwach vertieften Landstrich, zu seicht, um Thal genannt zu werden, bewässert, wo hier und da Gehölz und Spuren von Gras und Anbau sich dem Blicke darbieten, erquicklich nach der Oede, die man vorher passirt. Dicht im Vordergrund liegt der Flecken Königs-Wusterhausen, mit dahin führender Lindenallee, und baumreichem Aussehen von der Anhöhe herab. Königs-Wusterhausen war einst Wendisch-Wusterhausen, und nicht weit davon liegt Deutsch-Wusterhausen, und in den weiland vandalischen Zeiten gab es wohl genug der Schlägereien hier: sie sind nun alle Beide Königs-Wusterhausen (seitdem der König hergekommen), zur Unterscheidung von noch anderen Wusterhausen, die es giebt.

Wenn man die Lindenallee hinabgeht, kommt man auf die hintere Seite von Wirthschaftsgebäuden, Stallungen u. dgl., welche, — links denke ich mir, — längs der Straße stehn. Und in der Mitte von diesen kommt man zuletzt an eine 'Art von Thor' (sagt Zöllner), wo man, wenn man Erlaubniß dazu hat, sich links wendet und hinein geht. Da hindurch und wieder an's offene Licht gelangt, befindet man sich in einem Hof: viereckigen Raum, nicht ohne Prospect; rechts und links stehen die Wohnungsgebäude für das Gefolge Seiner Majestät; im Rücken, den Herren nahe unter den Augen, sind Stallungen und Küche; in der Mitte des Hofs steht ein Springbrunnen 'mit gehauenen Stufen und Eisengitter'; wo wohl an Sommerabenden bisweilen Seine schlichte Majestät sitzt und seine Pfeife raucht. Die vierte Seite des Hofes hinwiederum ist ein Pfahlwerk, hinter welchem, über Brücke und Graben und dazwischen liegendem Apparat drüben, das respectable alte Schloß selber sich präsentirt. Ein rechtwinkliger Bau von nicht sehr großartigen Verhältnissen, mit einem Thurm in der Mitte (Treppenthurm, der zum ganzen Hause führt), und wenn auch wetterspurig, doch wetterfest und

so imposant aussehend als er nur immer kann. Das ist Wusterhausen, Friedrich Wilhelm's Jagdsitz von je' her.

Ein Ort, in dem es schrecklich gedrängt hergeht, sagt Wilhelmine, wo man in Dachstuben hinein gestopft wird und nicht Raum zum Umdrehen hat. Die Terrassen sind von einiger Großartigkeit, ringsum mit kleinen beschnittenen Bäumen eingefaßt, an jeder Ecke ein hoher Lindenbaum; — unter einem dieser hohen Lindenbäume, an dem ein Zeltdach gespannt, läßt Seine Majestät gern das frugale aber kräftige Mittagsmahl, mit vierundzwanzig Belegen, Schlag zwölf ausbreiten, um so sub dio zu speisen. Brach Regen aus, sagt Wilhelmine, so ward man naß bis hinauf an die Knöchel, da der Boden an jener Stelle vertieft war, — und in der That, bei jederlei Wetter ist der Zustand in jeder Hinsicht, nach den Begriffen einer heftigen jungen Prinzessin, von etwas schreckhafter Art. Nach Tisch schläft Seine Majestät, vielleicht auf einem hölzernen Sessel oder Gartenstuhl ausgestreckt, ungefähr ein Stündchen; unbekümmert um die flammende Hitze, unter seinem Zeltdach oder nicht; und wir armen Prinzessinnen müssen stille sitzen, indeß wir alle Heiligen um seine baldige Auferweckung anrufen. Dies ist um etwa zwei Uhr Nachmittags; der glücklichere Fritz ist mittler Weile zu seinen Stunden abgegangen.

Diese vier Terrassen, dies rechtwinklige Schloß mit den vier hohen Linden an den Ecken, umgiebt ein Graben: schwarze abscheuliche Pfütze nennt ihn Wilhelmine, von der Farbe des tartarischen Styx, und von viel üblerem Geruch, wirklich danach, Einen nach Tisch an heißen Tagen zu ersticken, meint die heftige Prinzeß. Drei Brücken führen über diesen Graben oder Pfuhl, von der Mitte dreier verschiedener Terrassen oder Seiten des Schlosses, und die vierte Seite ist unzugänglich. An der ersten Brücke, von dem Pfahlwerk und dem Hof her, sind nicht nur menschliche Schildwachen aufgestellt, sondern zwei weiße und zwei schwarze Adler, Sinnbilder des preußischen Wappenvogels, horsten daneben kreischend auf ihrer Streu: ingleichen zwei schwarze Bären, häßlich wie die Sünde und dabei böse Ungethüme, die oftmals den Vorübergehenden ein Leides thun, wie wir vielleicht bei einer Gelegenheit sehen werden. Dies ist die erste Brücke, die nach dem Hof und der äußern Straße führt; wenn ein königlicher Kammerherr des Nachts zu Bette geht, muß er immer besagte Bären passiren. Die zweite Brücke führt südwärts nach einer Gemeindemühle, die in der Nähe zwischen mit Rüstern befransten Wiesen an der Sühne klappert, Seiner Majestät nicht unangenehm in einer Landschaft von Lachen und Moor. Die dritte Brücke, der ersten und ihren Bären gerade gegenüber, führt zum Garten, in welchen Mama, die den ganzen Tag Toccatille mit ihren Frauen spielt, uns arme Mädchen nicht, oder nicht oft genug, laufen lassen will![1]

So ist Wusterhausen, wie eine heftige Prinzessin es einige Jahre später schildert, — die zuletzt mittelst Studium und der

[1] Zöllner: Briefe über Schlesien (Berlin, 1792) I. 2. 3. Wilhelmine I. 364. 365.

Hülfe unseres schlesischen Touristen doch verständlich wird. Es steht nicht ausgezeichnet unter Lustschlössern da: aber die Figur Friedrich Wilhelm's, wie er nach Tisch dort schläft, unbekümmert um die brennende Sonne (falls er zu lange schläft und der Schatten seiner Linde ihn verläßt), — das ist ein Anblick, dessengleichen kein anderer Palast in der Welt bieten kann; dies macht für mich Wusterhausen lange denkwürdig. Seine Majestät, allezeit früh auf wie die Schwalben, jagt vermuthlich des Morgens; dinirt und schlummert, wie sich bemerken läßt, bis gegen drei, oder später. Seine Amtsgeschäfte versäumt er nicht und kürzt nicht die ihnen gewidmeten Stunden; gegen Sonnenuntergang giebt es vielleicht einen Spaziergang oder Ritt mit Fritzen oder Fiechen und den Weibsleuten: und allezeit am Abend hält Seine Majestät Tabagie, Tabackscollegium (eine Art von Rauchparlament dürfen wir es nennen), eine Institution, welche Seine Majestät pünktlich beobachtet, von der noch die Rede sein wird. Zu Wusterhausen hält Seine Majestät Rauchsitzung meistens in freier Luft, öfters 'auf den Stufen des großen Springbrunnens' (wie und unter was für Obdach man gesessen, kann ich nicht sagen); — raucht da mit seinen Grumbkow's, Derschau's, Anhalt-Dessau's und auserwählten Freunden, unter allerlei langsamem Gespräch, bis die Nacht ihre milden Sternenlichter anzündet, ihre dunkelen Vorhänge über alle Länder herabschüttelt und müde Sterbliche ermahnt, daß es nun Zeit sei zum Schlafenlegen.

Nicht viel des Malerischen in diesem Herbstleben unseres kleinen Knaben. Aber er hat Beschäftigungen die Fülle, und diese machen die vergönnte freie Luft unter jeder Bedingung zur Wonne. Er kann mit Duhan unter dem Haiden- und Pfriemenkraut und dessen wilden geflügelten und flügellosen Sommerbewohnern umherstreifen. Im Gehölz sind wilde Schweine, in den Lachen sind Fische, Ottern; die zerstreut umherliegenden schläfrigen Weiler wachen interessant angeregt beim Schall unserer Pferdehufe und Hunde auf. Mittenwalde, wo es Kaufläden giebt, ist nicht zu weit für einen Ritt; wir können sogar bis Köpenick kommen und das große Schloß dort besuchen, wenn Duhan willfährig ist und die Pferde munter sind. Von irgend einem Kirchthurm oder Sandhügel ist hoffentlich ein blauer Streif des lausitz'schen Gebirges sichtbar: Sonne und Mond und das himmlische Sternenheer, die sind ganz gewiß sichtbar; und auf einer Erde, die allenthalben Wunder aller Art hervorbringt, vom Maßliebchen oder Haidenglöcklein bis hinauf zum Menschen, ist fast ein Ort so gut wie der andere für einen munteren kleinen Knaben.

Reiche Paläste, wenn Wusterhausen ein ärmlicher ist, gehen unserem jungen Freund mit nichten ab: was immer in der Macht der Architektur und Tapezierkunst ist, für ihn zu leisten, das kann als geschehen angenommen werden. Wusterhausen ist ein bloßes Jagdschloß für einige kurze Herbstwochen: das berliner Schloß und das potsdamer, Beides großartige Bauten, werden von wenigen Palästen in der Welt übertroffen; und da, in einem oder dem anderen von diesen, ist unsere gewöhnliche Residenz. — Der kleine Fritz hat, außer seinen jungen Finkenstein's und Anderen ihres Gleichen, Vettern und Basen, Kinder von seines Großvaters Halbbrüdern, die seine Gespielen sind. Denn der Große Kurfürst, wie wir uns erinnern, war zweimal verheirathet und hatte eine zweite Familie von Söhnen und Töchtern: zwei der Söhne hatten Kinder; gewisse von diesen sind ungefähr gleichen Alters mit dem Kronprinzen, "Geschwisterkinder" von ihm (genau gesprochen Halbgeschwisterkinder seines Vaters), die viel um ihn sind in seinen jungen Tagen, — und mehr oder weniger nachher, je nachdem sie sich würdig bewährten. Markgrafen und -Gräfinnen von Schwedt, — solcher Geschwisterkinder sind fünf oder sechs da. Zu geschweigen den Aeltesten, Friedrich Wilhelm mit Namen, der nun zu Mannesalter gereift (geboren 1700); — der in nachmaligen Jahren gern Wilhelmine zur Gemahlin gehabt hätte, sich aber mit einer jüngeren Prinzessin des Hauses hat bescheiden müssen, und wohl hätte dankbar für diese sein dürfen. Dieser hat einen jüngeren Bruder, Heinrich, um ein Geringes älter als Fritz und viel sein Kamerad zu einer Zeit, von dem wir vorübergehend wieder hören werden. Von diesen Zwei ist der Alte Dessauer der Oheim: sollten Beide, Seine Majestät und der Kronprinz, das Zeitliche segnen, so würde einer von Diesen König werden. Ein Umstand, den Wilhelmine und die Königin sich sehr zu Herzen genommen und manchen Verdacht darauf gegründet haben, in diesen Jahren! Als, daß einmal der Alte Dessauer mit dem Pulvergesicht ein Complot vor habe, — Complot, offenbar wie das Licht der Sonne für Wilhelmine und Mama, das durch providentielle Fügung zu nichts kam; — und noch andere spukhafte Einbildungen, die sie sich machen.[1] Der Vater dieser zwei Markgrafen (der Aeltere der zwei Halbbrüder, die Kinder haben) starb noch in des alten Königs Friedrich Zeit, vor acht oder neun Jahren. Ihre Mutter, die pläneschmiedende alte Markgräfin, die ich mir immer in schreienden Farben gekleidet vorstelle, ist noch am Leben, — wie Wilhelmine recht gut weiß!

[1] Wilhelmine I. 35. 41.

Sodann, von einem anderen, dem Jüngeren jener alten Halbbrüder, ist da ein Karl, ein zweiter Friedrich Wilhelm, Vetter-Markgrafen: Geschwisterkinder in Fülle; — und darunter [1] zwei junge Markgräfinnen, die jüngste von ungefähr gleichem Alter mit Fritz. [2] Kein Mangel an Vettern, mit denen sämmtlich der Kronprinz viel verkehrt, und spielend mit ihren verschiedenen Eigenschaften bekannt wird, die bei den mehrsten derselben gut, bei einigen nicht so gut waren, und sich bei keinem bis zur Vorzüglichkeit bewährten. Im Uebrigen aber ist Schwester Wilhelmine seine Hauptverbündete und Gefährtin, treu in Spiel und Ernst, in Freud und Leid. Ihre getreue Liebe zu einander, nun und bis an den Tod, ist vermuthlich das lichteste Element, welches das Leben den Beiden gewährt hat.

Das Datum von Fritzen's erstem Erscheinen als eine selbstständige Figur in den Roucoull'schen 'Mittwochs-Soireen', in den Finkenstein'schen oder anderen Gesellschaften, ist mir nicht bekannt. Aber erscheinen thut er da zur gewissen Zeit, und mit Auszeichnung, die nicht blos äußerlich; — redet zum Entzücken an solchen Orten; kann, sogar mit französischen Gottesgelahrten, allerliebst geistreich discutiren. Ich muß noch eines seiner bejahrteren Gefährten erwähnen: des Obersten Camas, eines äußerst gebildeten Franzosen (gänzlich französisch nach Abstammung und Erziehung, obschon auf preußischem Boden geboren), der zu einer Zeit Hofmeister einiger jener Markgrafen war. Er hat einen Arm verloren, — ließ ihn in jenen italienischen Feldzügen unter Anhalt-Dessau und Eugen; — aber mit

[1] Michaelis I. 425.

[2] Notiz über die Vetter-Markgrafen. — Der Große Kurfürst hatte mit seiner zweiten Frau fünf Söhne, deren Zwei Kinder hinterließen, — wie folgt (soweit sie uns angehen, mit Auslassung der Uebrigen):

1. Sohn Philipp's Kinder (Mutter: die Schwester des Alten Dessauer) sind: Friedrich Wilhelm (1700), der sehr, aber vergebens, wünschte, Wilhelmine zu heirathen. Heinrich Friedrich (1709), ein Camerad Fritzen's in jungen Jahren; mitunter in schlimme Händel verstrickt; — verging sich irgendwie bei der Schlacht von Mollwitz, 1741, und fiel und blieb fortan in Ungnade beim neuen König. — Dieser Philipp ('Philipp Wilhelm') starb 1711, in seinem dreiundvierzigsten Jahre; seine Wittwe überlebte ihn lange.
2. Sohn Albrecht's Kinder (Mutter: eine kurländische Prinzessin) sind: Karl (1705); lebte bei Cüstrin; ward ein berufener Feldherr in den schlesischen Kriegen unter seinem Vetter. Friedrich (1701); fiel bei Molwitz (1741). Friedrich Wilhelm (ein Markgraf Friedrich Wilhelm 'No. 2', — Taufpathe Seiner jetzigen Majestät vermuthlich); geboren 1714; getödtet bei Prag, von einem Kanonenschuß (an König Friedrich's Seite, beim Recognosciren des Orts), 1744. — Dieser Albrecht ('Albrecht Friedrich') starb eines plötzlichen Todes, 1731, Alter neunundfunfzig.

Hülfe eines geschickt gehandhabten hölzernen Substitutes verbirgt er das Gebrechen beinah. Ein tapferer Soldat, der sich auch zu diplomatischen Geschäften schickt; ein Mann von edler vornehmer Sitte.[1] Und dann seine Gattin. — In der That, das Camas'sche Haus, bemerken wir, war von frühe an ein Lieblingsquartier des Kronprinzen gewesen. Madame Camas ist eine Deutsche, die aber an genialer Anmuth, an Geist und Verstand und Gutheit, nicht leicht in Frankreich oder sonst irgendwo ihres Gleichen findet. Von beiden diesen Camas wird noch ehren- und namhafte Meldung geschehen, insbesondere von der Dame, die er durch die kommenden funfzig Jahre immer "Mamman" nennt, und auf eine gar hübsche menschliche Weise mit ihr correspondirt.

Unter diesen Auspicien, in solcher Umgebung, dämmernd sichtbar für uns, zu Wusterhausen und anderswo, wächst der merkwürdigste kleine Kronprinz seines Jahrhunderts heran, — gedeihlich vors Erste.

Zehntes Capitel.

Die heidelberger Protestanten.

Friedrich Wilhelm hält allabendlich Tabagie; aber zu Wusterhausen, oder wo er sich immer befinden mag, mangelt es nicht an verwickelter Amtsarbeit, die, selbst in der Tabagie, Friedrich Wilhelm mit nichten vergißt. Zur selben Zeit, da er jene Instructionen für die Lehrer seines kleinen Prinzen ausdachte, und meditirend unter den Sternen rauchte, den magdeburgischen "Ritterdienst" und so manche andere seiner inneren Angelegenheiten im Kopf, ist eine äußere politische Verwickelung auf dem Tapet, die Lärm genug in der Welt macht, welche ihm ebenfalls sehr im Kopfe liegt und von der ohne Zweifel gelegentlich unter den Tabacksrauchwolken gemurmert wird. Die Angelegenheit der heidelberger Protestanten, welche eben, in jenen Herbstmonaten von 1719, im Schwunge ist.

Dieses Jahr 1719 war überhaupt ein besonders geräuschvolles für ihn. Es ist dies das Jahr jener 'Nierenkolik', welche Seine Majestät unterwegs auf der Reise zu Brandenburg über-

[1] Militair-Lexikon I. 308.

fiel und unmittelbaren Tod besorgen ließ: so daß Königin Sophie durch Stafette geholt und ein Testament zu ihren Gunsten gemacht wurde, welches Intriguen zur Folge hatte, sehr schwarze, meint Wilhelmine.[1] Und die 'clementinische Geschichte', von der die alten Bücher so überströmen, fällt gleichfalls mit ihrer Krisis in dies Jahr 1719. Von Clement, dem "ungarischen Edelmann", der ein bloßer ungarischer Betrüger und Schmieder falscher Königsbriefe war; pure Zwietracht, schwarzen Argwohn zwischen Friedrich Wilhelm und den benachbarten Höfen, kaiserlichen und sächsischen, ausstreuend: "Ew. Majestät soll eines Tages von gemietheten Banditen aufgehoben werden und verschwinden, zum Behufe jener verrätherischen Höfe:" so daß Friedrich Wilhelm düstern Gedanken zum Raub ward und wochenlang 'nie ohne geladene Pistolen unter seinem Kopfkissen schlief:' von diesem Clement, einem gewandten Phänomen seiner Art, und tief aufregend für Friedrich Wilhelm; — den Friedrich Wilhelm wirklich zuletzt packen, gerade in diesem Jahre richten und schließlich aufknüpfen lassen mußte,[2] mitten unter den Gerüchten und dem Staunen der Menschheit: — von ihm, geräuschvoll wie er war, und wie viele Seiten der alten Bücher noch voll mit ihm sind, soll eine bloße Andeutung genügen, und weiter wollen wir uns nicht mit ihm einlassen. Aber Dies mit den heidelberger Protestanten, wiewohl ebenfalls ein erloschener Handel, hat noch einige Ansprüche an uns. Dies, um einem 'unartikulirten Menschen von Genie' gerecht zu werden, und noch aus anderen Gründen, müssen wir ein Wenig aufzuerwecken suchen.

Von dem Pfälzer Karl Philipp: Wie er sich vor langer Zeit eine Frau geschafft und Thaten in der Welt gethan.

Es regiert in diesen Jahren zu Heidelberg, als Pfalzkurfürst, ein gutmüthiger aber hastiger und etwas rücksichtsloser alter Herr, nahe an sechzig nun, des Namens Karl Philipp, der dem berliner Hofe und dessen Angelegenheiten mehr wie einmal in die Quere gekommen ist und ferner kommen wird, auf absonderlich störende Weise. Noch ehe Friedrich Wilhelm geboren,

[1] Mémoires de Bareith I. 26—29.

[2] Er war zu Berlin angekommen 'Ende 1717', hielt sich ungefähr ein Jahr da auf, oft in vertrautem Verkehr mit dem König, das königliche Gemüth vergiftend; zog sich nach dem Haag zurück, ahnend, daß Berlin bald gefährlich werden dürfte; — wird von dort durch einen von Friedrich Wilhelm's Obristen herüber in das preußische Gebiet gelockt und festgenommen, 'Ende 1718'; liegt in Spandau, in Untersuchung, siebzehn Monate; gehängt, nebst zwei Mitschuldigen, 18. April 1720. (Vgl. nacheinander Stenzel III. 298. 302. Faßmann S. 321. Förster II. 272. und III. 320—324.)

Friedrich Wilhelm's ganze Lebzeit hindurch und darüber hinaus, war und ist dieser Karl Philipp ein Stein des Anstoßes dorten. Seine erste That war, daß er mit einer preußischen Prinzessin von Berlin weglief; wovon das Gerücht noch laut war, als Friedrich Wilhelm, vierzehn Tage darauf, auf die Welt kam, — und man kann sich wohl denken, daß die Frau Basen noch darüber verhandelten als Friedrich Wilhelm zuerst gewickelt wurde. Ein unerhörter Fall, der sich so zutrug:

Leser haben vielleicht vergessen, daß der alte König Friedrich I. einmal einen Bruder hatte, einen älteren Bruder, der zu des Vaters großem Leidwesen starb und für Friedrich, als Kronprinz, Raum machte. Dieser Bruder war kurze Zeit verheirathet gewesen; er hinterließ eine Wittwe ohne Kinder, eine schöne lithauische Prinzessin, geborene Radziwill, und reich begütert in ihrer Heimath: sie, in ihrem schwarzen Krepp, blieb eine Weile eine Zierde des neuen berliner Hofes; — nicht allzu lange. Als das Trauerjahr zu Ende war, kam eine neue Heirath für die glänzende Wittwe im Gang; der Bräutigam, ein Jakob Sobieski, ältester Prinz des berühmten Johann, Königs Sobieski, ein Prinz mit guter Aussicht auf die polnische Souverainität und in bequemer Nachbarschaft ihrer lithauischen Besitzungen: Alles zusammengenommen, eine passende Partie.

Diese Heirath war im Gange, nicht völlig abgeschlossen, als Karl Philipp, ein nachgeborener Sohn des Hauses Pfalz, nach Berlin kam; — ein etwas müßiggängerischer junger Mann, der einst geistlich war, nun militairisch geworden ist, mit weltlichen Aussichten, da sein älterer Bruder, Erbprinz von der Pfalz, 'keine Kinder hatte': — kam, im Verlauf von Besuchabstattungen und Umherschweifen, nach Berlin. Die schöne Wittwe-Prinzessin erschien Karl Philippen sehr reizend; er bewarb sich zudringlich, versetzte die Prinzessin in große Verlegenheit. Sie hatte dem Sobieski bereits ihr Jawort gegeben, der unvermeidliche Hochzeitstag war vor der Thüre; und hier war Karl Philipp mit solcher Bewerbung: — kurz, das Resultat war, sie lief fort mit Karl Philipp am Vorabend des besagten Hochzeitstages; heirathete Karl Philipp (24. Juli 1688), und ließ den Prinzen Jakob, nur zu sehr wie Lot's Weib, dastehen, am erstaunten Hof von Berlin.[1] Man urtheile, ob das berliner Publicum davon redete, — unverständlich für Friedrich Wilhelm, sicher in seinen Windeln damals.

König Sobieski, der Vater, berühmter Befreier Wiens, war hoch erzürnt. Aber Karl Philipp machte alle möglichen

[1] Michaelis II. 93.

Entschuldigungen; brachte endlich Versöhnung zu Stande, indem er dem beleidigten Jakob seine eigene Schwester zur Ehe gab. Dies war Karl Philipp's erster Ausbruch im Leben, und es war mit nichten sein einziger. Ein Mann, der es nicht böse meinte, geben Alle zu; aber offenbar von hastigem Naturell und mit einer Richtung, aus dem Geleise zu kommen, in dieser Welt. Er hat sich seitdem in ungebundenem Soldatenleben umhergetrieben; hat Innspruck regiert, mit den Türken gefochten. Vor Kurzem aber starb sein Bruder kinderlos (im Jahre 1716), und er ward Kurfürst von der Pfalz. Seine schöne Radziwill ist längst todt; sie und eine Nachfolgerin, oder mag sein zwei. Außer einer Tochter, welche die schöne Radziwill ihm hinterließ, hat er keine Kinder; und zu dieser Zeit lebt er, glaube ich, mit einer dritten Frau, einer von der linkhändigen Gattung.

Seine Knappheit an Nachkommenschaft ist nicht so gleichgültig für meine Leser als sie wohl denken. Dieser neue Pfalzkurfürst Karl Philipp ist genealogisch — wer, meint der Leser? Pfalz-Neuburg von Linie; leiblicher Enkel des Wolfgang Wilhelm, der vor langer Zeit in cleve-jülich'schen Sachen jene Ohrfeige erhielt! So hat es sich gefügt. Die Simmern'sche Linie starb aus, des Winterkönigs Enkel der letzte derselben; und alsdann, wie es Rechtens war, kam die neuburgische Linie an die Spitze und ward Kurpfalz. Der erste von diesen war der Vater dieses Karl Philipp, Sohn des Beohrfeigten; bereits ein alter Mann als er zur Nachfolge gelangte. Karl Philipp ist der dritte Pfalzkurfürst von der neuburgischen Linie; sein kinderloser Bruder (derselbe, der die einst berühmte düsseldorfer Gemäldesammlung machte) war der zweite. Sie sind, sagen wir Pfalzkurfürsten, Haupt des Hauses; — und, es versteht sich von selbst, besitzen, zugleich mit ihrem Kurfürstenthum und neuburgischen Land, die Halbscheid des cleve-jülich'schen Erbes, worüber in vergangenen Zeiten so viel gehadert worden. Der letzte Kurfürst hat sogar dort residirt und die "düsseldorfer Gallerie" gesammelt, wie eben bemerkt; wiewohl Karl Philipp bisher Heidelberg vorzieht.

Für Friedrich Wilhelm ist die Knappheit der Nachkommenschaft eine überaus interessante Thatsache. Denn, wenn dieser jetzige Neuburg ohne Manneserben bleiben sollte, wie nun menschlich wahrscheinlich ist, — so ist auch die neuburgische Linie erloschen, und dann müßten große Dinge für unser preußisches Haus erfolgen. Alsdann, vermöge der letzten, im Jahre 1666 mit aller Solennität geschlossenen Uebereinkunft zwischen dem Großen Kurfürsten, unserem Herrn Großvater berühmten An-

denkens, und Eurem durchlauchtigen Herrn Vater, damaligem Pfalz-Neuburg, gleichfalls berühmten Andenkens, Sohn des Beohrfeigten, — fällt das ganze Erbe an Preußen, indem von da an kein anderer pfälzischer Zweig den mindesten Anspruch darauf hat. Die Uebereinkunft war deutlich und ausdrücklich; unterschrieben, gesiegelt, bestätigt, auf die gehörige Länge Schafsfell ausgefertigt, was noch jetzt zu lesen ist. Die Uebereinkunft ist klar genug: wird aber dieser Karl Philipp geneigt sein, sie zu halten?

Das mag einmal zur interessanten Frage werden; ist aber nicht die Frage, die gegenwärtig im Streit liegt: nicht Die, sondern eine andere; denn Karl Philipp soll, wie es scheint, dem preußischen Hause ein oftmaliger Stein des Anstoßes sein. In der gegenwärtigen Frage handelt es sich um eine protestantisch-papistische Sache, in die Friedrich Wilhelm einzig durch seinen Gemeingeist gezogen worden ist.

Karl Philipp und seine heidelberger Protestanten.

Das pfälzische Volk war von altersher protestantisch-calvinistisch; die Pfalzkurfürsten pflegten sich durch ihren Eifer in diesem Betreff auszuzeichnen. Mit dem pfälzischen Volk ist dies noch so; aber mit den Kurfürsten, nun das Haus Simmern zu Ende und das Haus Neuburg an der Reihe ist, ist es nicht mehr so. Die Neuburgischen sind, seit jener Ohrfeige, papistisch geblieben; ein leidiger Stand für diese protestantische Bevölkerung als sie dieselben zu Souverainen erhielt. Karl Philipp's Vater, ein alter Soldat zu Wien, und der ältere Bruder, ein Gemäldesammler zu Düsseldorf, behelligten die Religion ihrer Unterthanen äußerlich wenig. Protestanten und der Ueberrest von Katholiken (ein Ueberrest, der sich natürlich breiter entfaltete nun da der Hof darauf schien) durften so ziemlich in Frieden leben, nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens, indem sie, diesen gemäß, Kirchen und Kirchengut nach billigem Verhältniß theilten. Nun aber, da Karl Philipp zur Macht gelangt ist, lassen sich seine Maßregeln nicht verkennen. Er ist heimgekommen nach Heidelberg, umgeben von einem Schwarm von Jesuiten, denen der alte Herr, indem er vorwärts und rückwärts auf diese mühselige Welt blickt, sein Ohr zu leihen für heilsam erachtet.

Seit geraumer Zeit bereits war es schmerzlich anzusehen gewesen, wie er an protestantischen Gerechtsamen abzwackte, Kunstgriffe anwendete, um Katholiken in Kirchen einzuschieben, die nicht ihnen gehörten, und was dergleichen Uebervortheilung

mehr war. Der Kurfürst von Mainz, Oberster Priester Deutschlands, ist in gleicher schlimmen Richtung geschäftig; er und Andere. In der That seit dem Frieden von Ryswijk, in welchen Ludwig XIV. eine erschlichene "Klausel" einzuführen wußte, die man niemals hat wieder los werden können,[1] sind solche abzwacksüchtige Eingriffe mehr und mehr vor sich gegangen. Von dem Corpus Evangelicorum stets allzu saumselig auf den Reichstagen oder sonst widerstanden, indem die 'Vereinten protestantischen Fürsten' keinen sehr thatkräftigen 'Körper' daselbst bilden. Und nun gar saumseliger als je; — denn besagtes Corpus hat August Kurfürst von Sachsen, katholischen (pseudokatholischen) König von Polen, zum amtlichen Oberhaupt; 'August den physisch Starken', einen Mann, dem evangelische Dinge nicht besonders am Herzen liegen! So daß die Abzwackungen immer mehr überhand nehmen. Ein Aergerniß für alle protestantische Fürsten, die einiges Gewissen hatten; zuletzt ein unerträgliches für Friedrich Wilhelm, der, allein unter ihnen Allen, beschloß, mit Nachdruck dagegen aufzutreten und auf jede mögliche Gefahr hin zu erklären: Wir wollen es nicht geschehen lassen!

Karl Philipp, nach einigen vorläufigen Abzwackungsmaßregeln, nahm den heidelberger Catechismus (der ehrlich die Messe 'götzendienerisch' nennt) in Händen, und verbot besagten Catechismus, ein autorisirtes Buch, in seinen Landen; Hessen-Cassel, ein protestantischer Nachbar, plaidirte, remonstrirte; Friedrich Wilhelm hinter ihm düster drein schauend; jedoch vergebens. Unser alter Herr, von seinen Priestern fleißig bearbeitet, beschloß zunächst, der Heiligen-Geist-Kirche (der Hauptkirche von Heidelberg) habhaft zu werden und sie zu seiner dortigen Domkirche zu machen. Vermöge des westphälischen Vertrags, oder sonst friedlichen Uebereinkommens, sind die Katholiken bereits im Besitz des Chors: aber die ganze Kirche wäre doch besser. "War sie nicht einstmals katholisch?" dachte Karl Philipp bei

[1] Klausel des Vierten Artikels ist der technische Name derselben. Der Vierte Artikel bestimmt, daß König Ludwig XIV. sämmtliche (im vergangenen Krieg von besagtem König stark verbrannte, auch während seiner Occupation einigermaßen verjesuitirte) Städte und Plätze in der Pfalz rc. pünktlich zurückgebe: Die Klausel des Vierten Artikels (durch eine Finte 'um Mitternacht' angehängt, sagen die Bücher) enthält blos diese Worte: 'Religione tamen Catholica Romana, in locis sic restitutis, in statu quo nunc est remanente: Die römisch-katholische Religion, in den zurückgegebenen Oertern, soll so verbleiben, wie sie nun ist' (wie wir sie gestellt haben). — Welche Klausel Anlaß zu großen aber unwirksamen Klagen und Debatten gab. (Schöll, Traités de Paix [Paris, 1817] I. 433 — 438. Buchholz, Spittler, Geschichte Württembergs rc.)

sich, "erbauet von unserem edlen Ahnen Kaiser Ruprecht von der Pfalz, Ruprecht Klemm (so geheißen wegen seines festen Willens): — weshalb sollten diese Ketzer sie besitzen? Ich will ihnen eine andere bauen!" Diese Gedanken waren im Jahre 1719, dem dritten der Regierung Karl Philipp's, zur offenen That ausgebrochen (vollzogen 29. August, 4. September);[1] und genau zu der Zeit als Friedrich Wilhelm jenen ersten didactischen Bissen, den wir gelesen, abfaßte, begannen von der Pfalz her drohende Wolken das königliche Gemüth mehr oder weniger zu überschatten.

Denn das arme heidelberger Consistorium, da es nicht über sich nehmen konnte, seine Kirche auf durchlauchtiges Begehr einzuräumen — "Wie dürfen wir, wie können wir?" antworteten die braven Leute, — war durch Zwang und List daraus vertrieben worden. Theilweise strategisch war der Plan, dessen man sich bediente um Gewalt zu vermeiden, und der Schlosserhaken sowohl, als die Maurerbrechstange kam dabei in Anwendung: aber das Ende vom Lied war, am 31. August 1719 fanden sich Consistorium und Gemeinde auf der Straße liegen und die Heilige-Geist-Kirche ihnen entwunden. Die Chorwand wird abgerissen, und das Ganze ist nun Ein geräumiges katholisches Gebäude, das man zur Hofkirche herrichtet, wo Ihre durchlauchtige Hoheit sich in der Seele beruhigt finden mag.

Die armen Heidelberger, solchermaßen auf die Straße hinausgeworfen, appelliren, lamentirten, wandten sich an Den und Jenen, aber mit geringer Aussicht auf Abhülfe: an wen sich wenden, der einige sichere Aussicht gewährte? Remonstrationen von Seiten Hessen-Cassels haben sich bei Seiner bigoten durchlauchtigen Hoheit fruchtlos bewiesen. Das Corpus Evangelicorum, mit einem Präsidium wie sein gegenwärtiges, was ist von einem solchen Corpus zu erlangen? Langwierige Lucubrationen höchstens; thätiges Einschreiten in einer solchen Sache nimmermehr. Oder wird etwa der Kaiser, auf den Rath seiner Jesuiten, sich ins Mittel legen, um uns Recht anzuthun? Kurmainz und die Uebrigen; — es ist allenthalben dasselbe Lied. Ueberall geht man dem unglücklichen Protestantismus hart und immer härter zu Leibe, und kein Corpus Evangelicorum, oder dazu bestellter Wachthund, das etwas thäte, als die Ohren hängen lassen und betrübt aussehen über sich selbst und uns! —

Unter Anderen hatten sich die Heidelberger aber auch an Friedrich Wilhelm gewandt. Friedrich Wilhelm, der diesen protestantischen Phänomenen lange mit steigendem Aerger zugesehen,

[1] Mauvillon I. 340—345.

fand nun, daß dieser Vorgang mit dem heidelberger Catechismus und der Heiligen-Geist-Kirche genug sei, um einem die Geduld zu verreißen. Euer störriger katholischer Bulle, der herumspringt und auf so tolle abgeschmackte Weise die Menschen stößt: es ziemt sich wohl nachgerade, daß man ihn bei den Hörnern, oder beim Schweif, fasse und ihn bessere Manieren lehre; und zwar, es dürfte sein nicht durch mündliche Vorschriften, die bei einem solchen Vieh nichts fruchten, sondern durch praktisches Prügeln und Geißeln bis zum wirksamen Grade. Der friedliebende Friedrich Wilhelm sah ein, daß er selber dies leidige Geschäft werde vornehmen müssen: — sein Brumm, als er zu solchem Entschluß kam, muß tröstlich für diese armen Heidelberger gewesen sein, als sie sich an ihn wandten! — Sein Plan ist sehr einfach, wie die Pläne des Genies sind; aber ein Plan, der unmittelbar zum gewünschten Zwecke führt, und wahrscheinlich der einzige, unter den Umständen, der dies gethan hätte. Den Prügel in der Hand, faßt er den katholischen Bullen, — sollen wir sagen, bei den Hörnern? eigentlicher wohl beim Schweif, und lehrt ihn Manieren.

Friedrich Wilhelm's Methode; — beweist sich wirksam in Heidelberg.

Friedrich Wilhelm's erster Schritt, wie sich von selbst versteht, war, daß er Seiner durchlauchtigen Hoheit friedliche Vorstellungen wegen der heidelberger Kirche machte: davon erwartete er vermuthlich nichts, und erlangte auch nichts. Da er nichts damit erlangt hatte, und nachdem auswärtige protestantische Mächte, namentlich Georg I. und die Holländer, versprochen, im Falle anderweitiger Schritte, zu ihm zu halten, wies er seine Beamten in Magdeburg, in Minden, in Hamersleben, wo ansehnliche katholische Stiftungen bestehen, an, die katholischen Stiftsherren, Aebte, Obergeistliche und wen es immer anging, in besagten drei Orten, zusammenkommen zu lassen und sie zu bedeuten wie folgt:

"Von Uns, euerm protestantischen Oberherrn, ihr selber und alle Menschen werden es bezeugen, ist euch bisher die beste Begegnung zu Theil geworden und billiges Recht nach den Reichsgesetzen und darüber hinaus sogar. Mit den Protestanten zu Heidelberg, gegenüber katholischen Mächten, ist es anders. Es muß aufhören anders zu sein; es muß ebenso werden. Und um herbeizuführen, daß es ebenso werde, dazu seid ihr das Werkzeug, das ich besitze. Thut mir leid, aber da ist kein anderes dienliches. Vom heutigen Tage ab sind eure Kirchen gleichfalls geschlossen, hört euer öffentlicher Gottesdienst, und

hören obendrein eure Einkünfte auf; und steht überhaupt Alles, was euch betrifft, stockstill, in Erstarrung gebannt. Von heute ab; und bleibt so bis zum Tage (möge es ein baldiger sein!) da die heidelberger Kirche zum Heiligen Geist wieder geöffnet und geschehen ist, was Rechtens in jener Frage. Eure Sache sei es, den Tag zu beschleunigen: ihr könnt es und wollt es, ihr, die ihr bekannt seid mit jenen hohen katholischen Regionen, die euerm protestantischen Souverain unzugänglich sind. Bis dahin seid ihr wie Todte; zweckeshalber zeitweilig gestorben. Und somit beschirme euch Gott!" [1]

Das war Friedrich Wilhelm's Plan; der einfachste, aber vermuthlich wohl der einzig wirksame Plan. Ein ganz unfehlbarer Plan, wenn man darauf zu beharren wagt; was Friedrich Wilhelm thut. Er hat eine starke Armee in Kriegsbereitschaft; einen Schatz in guter Ordnung. Georg I. secundirt, wie übereingekommen; schließt auf gleiche Weise die katholische Kirche zu Zelle in seinem lüneburger Land; auch die Holländer und die Schweizer wollen dafür einstehen, sollte die Sache zu ernsthaft werden. Und all Dies, trotzdem einige Diplomatie und Correspondenz mit einverwickelt war, geschah noch dazu mit löblicher Schnelle. [2] Und so sind nunmehr gewisse Thüren verschlossen, und Friedrich Wilhelm's Wort, unabänderlich wie das Schwergesetz, ist erlassen. Dergestalt ist der tolle katholische Bulle am S c h w e i f gepackt: halt fest, und applicire in dieser Stellung deinen Prügel, so wird er dich nicht mehr stoßen!

Die Magdeburg-Hamerslebener schrieen erbärmlich; nicht zu Friedrich Wilhelmen, den sie taub auf dem Ohr wußten, aber zum Kaiser, zum Papst, zur Durchlaucht von Heidelberg. Heidelbergische durchlauchtige Hoheit war nicht wenig aufgebracht; der Kaiser noch ärger, und schrieb schwere drohvolle Verweise, welche Friedrich Wilhelm mit einem Minimum von Erwiederung anhörte, — fest am Schweif haltend, während das Thier so brüllte. Das Ende war, durchlauchtige Hoheit mußte willfahren; in drei Monaten kamen der Kaiser, die durchlauchtige Hoheit und die anderen Betheiligten zur Einsicht, daß da nichts zu machen sei, als sich in Ruhe zu fassen und zu thun was Rechtens. Am 16. April 1720 sind die Protestanten wieder in ihre Heilige-Geist-Kirche eingesetzt; der heidelberger Catechismus hat

[1] Mauvillon I. 347. 349.

[2] Kirche zu Zelle geschlossen 4. November, zu Minden 28. November, Kloster Hamersleben 3. Dezember 2c. (Pütter: H i s t o r i s c h e E n t w i c k e l u n g d e r h e u t i g e n S t a a t s v e r f a s s u n g d e s T e u t s c h e n R e i c h s, Göttingen, 1788. II. 384. 390.

wieder freien Lauf, am 16. Mai; und ein gewisser Baron Reck[1] wird vom Corpus Evangelicorum als Commissarius nach Heidelberg abgeordnet, der, noch eine geraume Zeit zum großen Verdruß der Hoheit und Jesuiten, strenge Einsicht in die dortigen Kirchensachen nimmt, bis er berichten kann, daß sich Alles in diesem Betreff im geziemenden Stand befinde. Karl Philipp war so verdrossen über diese Resultate, daß er im selben Jahre seinen Hof nach Mannheim verlegte; verließ Heidelberg, zum Schaden und zur sichtbaren Abnahme des Ortes, und ließ sich von keinen unterthänigen Bitten und Vorhaltungen je dazu bewegen, wieder dahin zurückzukehren; weder er noch seine Nachfolger haben wieder nach Heidelberg zurück gewollt, bis zur heutigen Stunde.

Preußische Majestät hat bei dem Kaiser und dem König von Polen Anstoß gegeben.

Friedrich Wilhelm's Lob von Seiten des protestantischen Publicums war groß bei dieser Gelegenheit. Und auch wir, die in jedem Sinne viel weiter ab davon liegen, können ihm ein Grinsen des Beifalls nicht verweigern. Die That und die Weise sehen Friedrich Wilhelm ähnlich; tragen zu seiner Ehre das physiognomische Gepräge des ungeschlachten wahrhaftigen Menschen. Es ist eine von mehreren solchen Handlungen, die er gethan: denn die Art Pflicht kam in Deutschland zu seiner Zeit öfters vor; und Friedrich Wilhelm, ein fester Protestant in seiner Art, und überzeugt 'von dem Ungrund und der Absurdität der Papisterei', war allezeit ehrenhaft bereitfertig, diese Pflicht zu leisten. Es steckt ein ehrliches Speck- und Gemüsegewissen in dem Menschen, beinahe das einzige Gewissen, das bei irgend einem königlichen Menschen zu jener Zeit zu finden ist. Bereitfertig, ohne langes Zählen der Kosten, springt er allemal bei solchem Vorfalle auf, fest wie Eiche, und sagt: "Das ist unrecht, dem westphälischen Vertrag zuwider; ihr müßt das einstellen!" — Und wenn Worte nichts nützen, dann ist sein Plan stets derselbe: Eine ähnliche Daumschraube, Druck nach billigem Verhältniß berechnet, den Katholiken in Preußen anzusetzen; diese können bei ihren Päpsten und Jesuitenobersten klagen: diese bleiben unter der Schraube, bis man den Druck von den Protestanten wegnimmt. Dadurch ward allezeit die Sache in Kurzem berichtigt. Noch einer von diesen Vorgängen, der mit den salzburgischen Protestanten, der letzte derselben, wie dieser heidelbergische der erste war, wird uns später unter Augen kommen.

[1] Michaelis II. 95. Pütter II. 384. 390. Buchholz S. 61 — 63.

1720.

Es ist sehr bemerkenswerth, wie der streitmeidende Friedrich Wilhelm stets bei solcher Veranlassung den Streit aufzunehmen bereit war; wiewohl im Uebrigen bekanntlich ein König, der hübsch zu Hause blieb und seine eigene Dinge in Acht nahm, und mit keinem Nachbar anband, der Frieden mit ihm halten wollte. Dies ist eigentlich Friedrich Wilhelm's "politische Wirkungssphäre" unter seinen Zeitgenossen; diese kleine quasi-heimische Sphäre des Verbietens von Unrecht gegen Protestanten. Eine äußerst kleine Sphäre, dagegen aber auch eine echte: und selbst diese war nicht seines Suchens, hätte sie sich ihm nicht aufgedrängt. Was aber, dürfte man wohl fragen, ist aus all den übrigen bedeutenderen "Sphären" jener Epoche geworden? Die höchsten lautposaunenden "politischen Wirksamkeiten", welche die damalige Welt und ihre Zeitungen erfüllten, was ist überall ihr Ende gewesen? Zero und Vergessenheit, nichts weiter. Während diese arme Friedrich-Wilhelm'sche Sphäre vielleicht noch immer eine zählbare Quantität ist. Derjenige ist weise, der hübsch zu Hause bleibt und die Pflicht erfüllt, die er da vorfindet! —

Großes Lob von dem protestantischen Publicum: aber an der anderen Hand hatte Seine Majestät an hoher Stelle Anstoß gegeben. Was war zu machen? Die Sache war bei ihm ein Gewissenspunkt, war naturgemäß bei dem mürrischen königlichen Aufseher, der mit dem Stock in der Hand seine Runde thut in der Welt! Nichtsdestoweniger war der Kaiser sehr aufgebracht darüber und ließ es Friedrich Wilhelm fühlen: Zeuge, jene Irrungen wegen des Ritterdienstes (magdeburgische Ritter in ihren Unbilligkeiten vom Kaiser begünstigt), und andere verletzende Vorgänge, die angeführt werden könnten. Vielleicht wird der Kaiser nicht immer auf uns zürnen, vielleicht werden sich die Gedanken in der kaiserlichen Brust, um unserer- oder um seinetwillen, einmal ändern? —

Und auch König August, dem Physisch Starken, konnte es nicht erfreulich sein, sich practisch sein 'Directorium' so aus den Händen nehmen zu lassen. Vor ein paar Jahren hatte Friedrich Wilhelm mit der gehörigen Vorsicht und diplomatischen Reserve bei dem Corpus Evangelicorum angefragt: "Ob das gegenwärtige Directorium (August's des Physisch Starken) auch ein passendes sei?" und "Ob nicht eigentlich Ihm, Friedrich Wilhelmen, das Amt zustände?" — Auf welche Frage, obwohl die Antwort klar zu Tage lag, das arme Corpus irgend ein "Quieta non movere", oder sonst eine dumme Weisheit mur-

melte, und hülflos die Schultern aufzog.[1] Aber König August selbst, — wiewohl an sich ein joviales geselliges, in der Welt ganz anders beschäftigtes Art Thier, beflissen, seine dreihundertvierundfunfzig Bankerte zu erzeugen, und nichts weniger als um Kirchendinge bekümmert, — hatte seine entrüstete Verwunderung zu erkennen gegeben. Und nun sieht es doch so aus, wenn auch der Titel verbleibt wo er war, als ob das Amt einem Anderen überkommen, der es thatsächlich ausübt: ein Zustand der Vergleichsanstellungen im Publicum veranlassen dürfte.

Clement, der ungarische Fälscher, Verkäufer falscher Staatsgeheimnisse, ist sicher gehängt; kam, mit vieler Umständlichkeit, an den Galgen (18. April 1720), gerade zwei Tage vor der Wiedereröffnung der heidelberger Kirche. Aber der von Clement ausgestreuete Argwohn läßt sich nicht so ganz durch sein Hängen vertilgen: Ein Fälscher allerdings; aber wer weiß, ob er nicht was Wirkliches zur Basis gehabt? Und dergestalt, theils durch Clement, theils durch diesen heidelbergischen Handel, ist der berliner Hof in Mißhelligkeit mit Dresden, mit Wien selber gerathen, und wichtige Wolken sind aufgestiegen.

Eine absurde Kriegsflamme wird von Admiral Byng ausgeblasen; und ein neuer Mensch von Genie kündigt sich den dämmerigen Völkern an.

Der arme Kaiser selbst hat außerdem anderweitige Widerwärtigkeiten zu dieser Zeit. Die Spanier und er haben sich, trotz des Utrechter Vertrages und des Rastädter, mit einander überworfen; die Spanier haben ihm Sicilien weggenommen: und gerade zu jenen Tagen, da Karl Philipp die Heilige-Geist-Kirche in Heidelberg in Verschluß nahm, ging, laut genug in allen Zeitungen, wie stille es auch jetzt geworden ist, eine "Belagerung von Messina" vor sich; kaiserliche und piemontesische Völker wirken zu Lande, Admiral Byng noch nachdrücklicher zur See, um Sicilien zurückzuschaffen. Was man auch nachgerade, wiewohl gar flauen Schrittes, zu Wege brachte.[2] Eine der

[1] 1717—1719, als August's Kronprinz, zum Schrecken und Staunen des armen Sachsenlandes, sich gleichfalls papistisch erklärte, und des verstorbenen Kaisers Joseph's Tochter ehelichte: — nicht zu Vater August's Schrecken, der mit dem jungen Mann auf 'Popularität in Polen', 'erbliche polnische Krone' ꝛc. lossteuerte (Buchholz I. 53—56).

[2] Byng's Seeschlacht 10. August 1718 (Campbell's Lives of the Admirals III. 468); worauf die Spanier, die kaum erst mit ihrer Einnahme von Messina fertig geworden, darin belagert werden; — 29. Oktober 1719 Messina wieder genommen (dies ist die 'Belagerung von Messina'); Februar 1720 Frieden eingeschlagen (hauptsächliche Artikel, daß Alberoni fortgejagt werde), und es soll ein "Congreß von Cambrai" zusammen kommen und alles ins Reine bringen.

langwierigsten Belagerungen, einer der läppigsten flauesten Kriege (von äußerster Erbostheit und äußerster Mattigkeit, indem beide Parteien kein Geld mehr hatten); — und um einen Gegenstand, der an Geringfügigkeit nicht zu übertreffen war. Für Kaiser Karl VI. und Elisabeth Farnese, königliche Xantippe von Spanien, war der Gegenstand allerdings äußerst interessant. Diese Zwei waren roth, oder waren sogar blaß, vor Interesse daran; und für die ganze übrige Menschheit war er wesentlich nicht einen Schuß Pulver werth, wieviele Tonnen dieser und besserer Waare sie auch darauf hat verwenden müssen. Es ist wahr, die spanische Seemacht ward stark gelähmt in dem Handel, die spanische Flotte großentheils zu nichte geschossen, — 'Rhede von Messina, 10. August 1718', von dem gewandten Byng (eine rühmlich-behende Figur in Frieden und in Krieg) und seiner ansehnlichen Seeschlacht dort: — wenn das ein Gegenstand für Spanien oder die Menschheit war, das ward bewerkstelligt. Aber der "Krieg", außer daß viele Menschen darin umgekommen und viel eitles Gerede darüber stattgefunden, gehört im Uebrigen in ein und dieselbe Kategorie mit jenem des Don Quixote um den bezauberten Mambrino-Helm, welcher sich bei näherer Besichtigung als ein Barbierbecken erwies.

Ein Congreß von Cambrai und andere hohe Zusammenkünfte und convulsivisches Treiben, das sich sämmtlich als nichtig erwies, und für uns gegenwärtig fast wie lappländisches Hexenwesen aussieht, hat auf diese Nichtigkeit von einem Kriege zu folgen. Es ist die Frucht einer langen Reihe von bezauberten Abenteuern, in welchen Kaiser Karl, — im Zweikampfe mit jenem spanischen Mannweib, Satans Unsichtbare Welt hinter ihr, — zum Wehe der Menschheit nun auf Lebenszeit verstrickt ist. Der erste jener fürchterlich-lächerlichen Krisisparoxismen, worin er die europäische Welt stürzt; Er, mit seinen Bezauberten-Barbierbecken-Unternehmungen; — wie dies freilich einer Epoche, über die der Nachtalp präsidirte, vielleicht gemäß war. Der Congreß von Cambrai hat zu folgen, und noch manches andere gleich Gespensterhafte. Von all Welchem nachgerade genug zu sagen sein wird! Denn es war eine fürchterliche Operation, wenn auch eine lächerliche, diese des armen Kaisers; und sie quälte nicht allein die großen Nationen und stürzte ein absurdes Europa in einen Paroxismus über den anderen, sondern sie riß, in ihren weit um sich her raffenden Zipfeln, unseren kleinen Fritz und seine Schwester mit in den Wirbel hinein, und stieß fast das Leben aus ihnen, wie wir sehen werden!

Welches letztere nunmehr vielleicht den einzigen Anspruch bildet, den sie auf eine flüchtige Meldung von der Menschheit hat.

Byng's Seeschlacht, mit gehörig geschicktem Manövriren und sodann gehörig nachdrücklichem Schießen geliefert, entscheidend für jenen absurden Krieg, und beinahe die einzige achtbare Action darin, datirt sich 10. August 1718. Und ungefähr drei Monate später erschien, auf der mimischen Bühne zu Paris, ein Stück, Oedipe sein Titel,[1] von einem gewissen François Arouet, einem jungen, etwa zweiundzwanzigjährigen Manne, und hatte einen ganz ungewöhnlichen Zulauf; — die Franzosen benachrichtigend, daß allem Anscheine nach ein neuer Mensch von Genie unter ihnen erschienen sei (ohne anzudeuten, was für Leistungen er wohl thun werde), und den alten Monsieur Arouet von der Rechnungskammer höchlich erzürnend, weil er seinen Sohn damit so gut wie in den Strudel geworfen betrachtete, und eine solide Advocatencarriere hinfort unmöglich für den jungen Thoren. — Der Name jenes "M. Arouet junior" verwandelt sich nach einigen Jahren in M. de Voltaire; unter welcher letzteren Benennung er hervorstechend in dieser Erzählung wieder vorkommen wird.

Und nun wieder zurück zu unserem kleinen Kronprinzen, — der nichts weiß von all Diesem, das in der Ferne aufsteigt und ihn dereinst einhüllen wird.

Elftes Capitel.

Von des Kronprinzen Fortschritten im Lernen

Wilhelmine sagt,[2] ihr Bruder war 'langsam' im Lernen; darunter versteht sie wohl: faul, flatterhaft, nicht allezeit bereit, seine Aufmerksamkeit auf Dinge zu heften, die ihn nicht interessirten. Ueberdem war er, wie sie selbst hinzufügt, von schwächlicher Gesundheit, so daß Anstrengung nicht zu empfehlen war für ihn. Herr von Loen (ein geistreicher preußischer Beamte, und einstmals bekannter, wiewohl jetzt vergessener Literator) bezeugt ausdrücklich, daß der Knabe glänzende Anlagen hatte und daß er rasche Fortschritte machte. 'Der Kronprinz zeigt bei

[1] 18. November 1718.
[2] Mémoires I. 22.

'einem zarten Alter' (er ging damals in sein siebentes Jahr) 'eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz Außerordentliches. 'Er ist ein überaus munterer und lebhafter Prinz, er hat eine 'sehr feine und geistreiche Bildung und zeigt eine gewisse Leut-'seligkeit und eine so gute Gemüthsart, daß man Alles von ihm 'hoffen kann. Die Frau von Sacetot, welche' (unter Roucoulles) 'bisher die Aufsicht über dessen Erziehung gehabt hat, redet von 'ihm nicht anders als mit Entzücken. "C'est un esprit an-'gélique (ein kleiner Engel)", pflegt sie zu sagen. Er faßt, 'er lernt Alles, was man ihm vorlegt, mit der größten Leich-'tigkeit.'[1]

Daß übrigens Friedrich Wilhelm's Absichten und rhadamantische Anordnungen wegen seiner in allen Stücken pünktlich erfüllt worden seien, wollen wir durchaus nicht behaupten. Vorschriften von solcher außerordentlichen Genauigkeit, wenn hie und da blos auf das sic-volo begründet, wie konnten die immer beobachtet werden, außer allenfalls auf der Oberfläche und lediglich für das Auge? Der gute Duhan, beflissen, den Geist seines Zöglings anzuregen und der Natur Spielraum zur freien Entwickelung zu lassen, hatte es practisch für unzweckmäßig befunden, ihn allzu strenge an die willkürlichen formalen Fächer, wo keine natürliche Wißbegier, sondern nur äußerer Befehl den genialen Schüler antreibt, zu binden. Was für Maximum von Strenge im Schulexercitium in Anwendung kommen konnte, läßt sich aus einer Sache entnehmen, wäre keine andere da: aus des genialen Schülers Rechtschreibung nämlich. Fritz lernte eine gute, geläufige, schnelle und lesbare Geschäftshand schreiben; 'Arithmetik', 'Geographie' und manche andere nützliche Kenntnisse, die einiges Anregende für den Sinn, oder Anziehende in der Uebung hatten, lernte er gleichfalls; viel, sehr viel lernte er im Verlauf seines Lebens; aber rechtschreiben, und nun gar punktiren und die höheren Mysterien der Grammatik bemeistern, damit hat er es nie zur Vollkommenheit bringen können. Er besserte sich später um etwas; hier aber ist ein Beleg, wie weit er es nach neunjähriger Bemühung unter Duhan und den mitwirkenden Instructoren in dieser nothwendigen Kunst gebracht hat: Folgendes sind die Worte und alphabetische Buchstaben, womit er dankbar Abschied nimmt von Duhan, — der sicherlich kein sehr scharfer Drillmeister in den willkürlichen Zweigen des Schulens kann gewesen sein!

[1] Von Loen: Kleine Schriften II. 27 (angeführt in Rödenbeck No. IV. 479).

'Mon cher Duhan Je Vous promais (promets) que 'quand jaurez (j'aurai) mon propre argent en main, je 'Vous donnerez (donnerai) annuelement (annuellement) 2400 ecus (écus) par an, et je vous aimerais (aimerai) toujour encor (toujours encore) un 'peu plus q'asteure (qu'à cette heure) s'il me l'est '(m'est) posible (possible).'

'Mein lieber Duhan, — Ich verspreche Ihnen, daß, wenn 'ich mein Geld selbst in Händen haben werde, ich Ihnen jährlich 2400 Thaler per Jahr geben will; und daß ich Sie stets 'noch ein Wenig lieber haben werde, als jetzt, wenn dies möglich ist.

'Frideric P. R.' (Prince Royal).

'Potsdam le 20. de juin 1727.'[1]

Die Urkunde hat sonst ihr Schönes, aber orthographisch geschrieben ist sie wie vorstehend. In der That scheint seine Grammatik, wie er mitunter in reiferen Jahren selber bedauernd, und mit vorübergehenden Versuchen oder Entschlüssen, das Versäumte nachzuholen oder zu bessern, einsah, hauptsächlich das Werk der Natur gewesen zu sein; so auch sein "Stylus" in französisch und deutsch, — und zwar, im erstgenannten Dialect, ein ganz hübscher Styl: — aber was sein Rechtschreiben anbelangt, da mochte er versuchen was er wollte, er blieb doch stets weit hinter der Vollkommenheit zurück.

Dinge, mit so strenger Genauigkeit anbefohlen, wurden, wenn es willkürliche Dinge waren, leicht vernachlässigt; untersagte Dinge erhielten, besonders im gleichen Falle, einen doppelten Reiz. Es scheint, das Verbot des Latein gab Anlaß zu verschiedenen Versuchen von Seiten Friedrich's, diese wünschenswerthe Sprache zu lernen. Geheime Stunden, nicht von Duhan, aber ohne Zweifel mit Duhan's Einverstehen, wurden von Zeit zu Zeit zu diesem Ende gehalten; einmal, wird gemeldet, traf der wachsame Friedrich Wilhelm, bei seiner Runde, Fritz und einen seiner Lehrer (nicht Duhan, sondern einen untergeordneten) mitten in dieser verbotenen Beschäftigung. Friedrich selber pflegte in nachmaligen Zeiten die Anecdote zu erzählen.[2] Sie hatten lateinische Bücher, Dictionnairs, Grammatiken, den ganzen Contrabandkram, vor sich auf dem Tisch, beschäftigt damit wie ein Paar über der That ertappte Falschmünzer. Unter den Büchern

[1] Preuß I. 22.
[2] Büsching: Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen V. 33. Preuß I. 29.

befand sich auch ein Exemplar der Goldenen Bulle Kaiser Karl's IV., — Aurea Bulla, so genannt wegen der kleinen goldenen Siegelkapseln, die daran hingen, — vermöge welcher sublimen Urkunde, wie wir vielleicht schon lange einmal angedeutet haben, gewisse sogenannte Grundverfassungen, oder wenigstens gewisse Formalitäten und solenne Uebungen, Wahl- und Rangordnungen und dergleichen, des heiligen Römischen Reichs endlich durch jenen geschäftigen kleinen Kaiser, vor etwa dreihundertundfunfzig Jahren, auf einen festen Fuß waren gesetzt worden; eine Urkunde, ehrwürdig beinahe zunächst der Bibel, in Friedrich Wilhelm's loyalen Augen. "Was ist das; woran wagt ihr euch da?" ruft die väterliche Wachsamkeit in einem erstaunten gefährlichen Ton aus. "Ihro Majestät, ich explicire dem Prinzen Auream "Bullam", rief der zitternde Pädagog aus. — "Ich will dich, "Schurke, beauream-bullam!" sagte Seine Majestät, das spanische Rohr schwingend, was den erschrockenen Schelm spornstreichs seiner Wege schickte, und dem Latein zur Zeit ein Ende machte.[1]

Aus Friedrich's Latein konnte unter solchen Hindernissen nicht viel werden. Einige seichte Bekanntschaft damit behielt er jedoch noch in reiferen Jahren, und brachte auch wohl gern seine klassischen Brocken an den Mann, — oftmals in einem gar verschimmelten, ja bisher unerklärlichen Zustande. 'De gustibus non est disputandus', 'Beati possedentes', 'Compille intrare', 'Beatus pauperes spiritus'; der Sinn von diesen läßt sich errathen: aber 'Jat verbas tot spondera', z. B., was kann ein Commentator aus dem machen? 'Festina leute', 'Dominus vobiscum', 'Flectamus genua', 'Quod bene notandum'; auch diese und noch drei oder vier ähnliche Phrasen haben fleißige Leute aus seinen Schriften herausgesiebt:[2] 'O tempora, O mores! Sie sehen, ich vergesse mein Latein nicht', schreibt er einmal.

Die schlimmste Frucht dieser Schleichhändel war, daß sie den Knaben in verbotene Praktiken, geheimen Ungehorsam verwickelten, was von Zeit zu Zeit an den Tag kam und geeignet war, seinen Vater gegen ihn einzunehmen. Von einer solchen gegenseitigen Mißstimmung finden sich bereits in jener frühen wusterhausischen Urkunde Spuren: 'Nicht so schmutzig sein', sagt der rügende Vater. Und der Bursche zeigt keine Lust zum Weidwerk; findet mehr Geschmack an Versen, Geschichtenbüchern, Flötenspiel; scheint Anlagen zur Weichlichkeit zu haben, ein effe-

[1] Förster I. 356.
[2] Preuß (I. 24) giebt den ganzen Vorrath derselben.

minirter Kerl; affectirt französische Moden, trägt sein Haar ausgespreizt wie ein Kakadu, der thörichte welsche Geck, anstatt sich nach dem Armeereglement zu richten, welches kurze Schur und einen Zopf vorschreibt!

Diesem letzteren Uebelstand beschloß Friedrich Wilhelm endlich Einhalt zu thun; diesem Einen wenigstens. Es ist eine beglaubigte, obschon nicht datirte Thatsache, — die vielleicht von Fritzen's funfzehntem Jahre an ungefähr zu datiren ist. "Fritz ist ein Querpfeifer und Poet", kein Soldat! brummte der zürnende Vater zu Zeiten, beim Anblick dieser seiner ausländischen weibischen Sitten. Querpfeiferei, nichtswürdiger Zeitvertreib, wenn man nicht zur Regimentsmusik geboren ist! denkt Friedrich Wilhelm. Fritz ist auch bekannt für seinen schönen Fuß, ein schmucker Bursche, ganz und gar schön in den Augen simpler Hoffräulein, mit seinen blonden, an den Schläfen ausgekämmten Locken, mit seinen hellen Augen, seinem scharfen Witz und sprühendem launigem Wesen. Den Kakadulocken, denen wenigstens soll Einhalt geschehen! beschließt der väterliche Wille.

Und so hat, unerwarteter Weise, Friedrich Wilhelm befohlen, diese holden Locken, als der militairischen Tracht, welche in seiner Person vorzustellen Fritz nun unwürdiglich die Ehre hat, zuwider, ohne Erbarmen wegzuscheeren. Unerbittlich: der Hof-Chirurgus, mit Scheere und Kamm, ist da; der unbarmherzige Vater steht daneben. Stutz ihn, mein lustiger Bader, genau reglementsmäßig, geseiften Zopf statt flatternder Locken; wir lassen keine Ausnahmen gelten in diesen Soldatensachen: Ich stehe hier, bis es geschehen. Dem armen Fritz, heißt es, seien die Thränen in den Augen gestanden; aber was helfen Thränen? Indessen, der gescheidte Chirurgus bewies sich mitleidig; der gescheidte Chirurgus fuhr herzhaft mit der Scheere hinein, klipp, klapp, und machte als ob er gewaltig hinwegschneide: Friedrich Wilhelm nahm eine Zeitung zur Hand bis die Operation vorüber; der gescheidte Bader, scheinbar immer drauf losschneidend, kämmte die Apollolocken mehr zurück, als daß er sie abstutzte, dressirte Fritz vorschriftsmäßig mit geseiftem Zopf, fürs oberflächliche Auge, ließ ihm aber die Mittel, sein Chevelüre bei Gelegenheit auseinander zu schütteln, — zur dauernden Dankbarkeit Fritzen's.[1]

Das Noltenius- und Panzendorf'sche Drillexercitium.

Im Ganzen hat, wie gesagt, ein junger Mensch gute Assimilationskräfte nöthig, wenn er wachsen soll in dieser Welt! Noltenius und Panzendorf, z. B., die waren befleißigt, Friedrich

[1] Preuß I. 16.

'Religion zu lehren.' Eine etwas wunderliche Operation, auch dieses, beim Lichte betrachtet. Wir wollen sie nicht zu nahe betrachten. Ein ferneres Paar trefflicher, höchst solenner Drillfeldwebel, in geistlicher schwarzer Serge; auch sie sind emsig beflissen, dunkele Satzungen dem lichten Knaben möglichst einzutrichtern, scheinen aber zu keiner Zeit einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Darf man nicht sagen, daß auch in Religionsdingen Friedrich nicht zum Besten versorgt war? Aufgeklärter Edict-von-Nantes-Protestantismus, eine Mischgeburt von Bayle und Calvin: das war nur leibliche Kindermilch für das junge Wesen. Und auch Nolteniusens Catechismus, und schwerfälliges Drillexercitium in der orthodoxen Theologie, war wenig geeignet, ein klares Gemüth mit frommen Gedanken und hehren Richtungen zu begeistern.

Ach, es ist ein gar leidig Gestreu, nichts als Karren über Karren voll Schutt, was um diese neue Menschenpflanze, von Noltenius und Consorten unter Anderen, gehäuft wird: Ein Wunder nur, daß sie nicht allen Sinn für das Höchste in dem armen jungen Gemüth erstickten, und blos einen Sinn für das Düsterste und Dümmste darin zurückließen. Aber ein gesundes Menschengemüth kann viel vertragen. Das gesunde Gemüth schüttelt mit überraschender Siegkraft unendliche Massen trockenen Schuttes von sich ab, die seine emsigen Pädagogen und Professoren auf dasselbe gehäuft hatten. Was würde auch sonst aus jedem von uns werden! Duhan's Erschließen der jungen Seele, mittels der bescheidenen Begabung wie Duhan sie eben besaß, zu einiger Erkenntniß thatsächlicher Dinge in diesem verwirrten hohen Universum, bildet wahrscheinlich in einigem geringen Maße eine Ausnahme. Aber, Duhan ausgenommen, kann man wohl sagen, es sei trotz seiner meisten Lehrer und ihrer Befleißigungen geschehen, daß Friedrich einige menschliche Frömmigkeit erlangte; den Sinn für Wahrheit in sich lebendig hielt; die göttliche ewige Natur der Pflicht, mit welchen Worten er es auch immer nennnen mochte, kannte, und es bewerkstelligte, in dem schmutzigsten Element und verdunkeltesten Zeitalter, von dem man weiß, nach den himmlischen Leitsternen zu steuern, und (wir müssen es billigerweise so heißen) Gottes Gesetz einigermaßen zu befolgen, mit oder ohne Noltenius zum Begleiter.

Des Noltenius Catechismus, oder geistliches Drillhandbuch für Fritz, wenigstens der Catechismus, womit er Wilhelmine bearbeitete, und welcher ohne Zweifel derselbe war, ist noch vorhanden.[1] Ein sehr abstruses Stück; orthodox lutheranisch-cal-

[1] Preuß I. 15. — Beispiele daraus in Rödenbeck.

vinistisch, alles aus der Schrift bewiesen; das von diesem unergründlichen Universum, was für Rechenschaft es kann, dem jungen Gemüthe giebt. Für neuere Preußen zeichnet es sich mit nichten als die unbezweifelbarste Theorie von diesem Universum aus. Entrüstete neuere Preußen produciren Auszüge von abstruser Natur daraus, und wollen manche von Friedrich's Aberrationen in religiösen Dingen, die nachgerade kundbar genug wurden, davon herleiten. Ich fürchte, es wäre leider selbst für neuere Preußen nicht so leicht gewesen, einen vollkommenen Catechismus zum Gebrauch für Friedrich zu liefern. Das Universum ist noch immer ein wenig abstrus!

Und dabei ist noch etwas Anderes, Tieferliegendes zu erwähnen: die Idee, Religion mittelst Drillexercitium zu 'lehren'; was eine sehr wunderliche, wennschon eine gewöhnliche und nicht dem Noltenius und Friedrich Wilhelm eigenthümliche Idee ist. Frömmigkeit gegen Gott, der Edelsinn, welcher eine menschliche Seele dazu begeistert, himmelan zu streben, kann durch keine auserlesensten Catechismen, durch kein noch so emsiges Predigen und Drillen 'gelehrt' werden. Ach nein. Nur durch ganz andere Methoden, — hauptsächlich durch stilles beständiges Beispiel, stilles Abwarten der günstigen Stimmung und des rechten Moments, und dann gefördert durch eine Art Wunder, wohl richtig 'Gottes Gnade' genannt, — kann jene heilige Ansteckung von Seele zu Seele übergehen. Wie unendlich eindringlicher als ganze Bibliotheken orthodoxer Theologie ist nicht zuweilen die stumme That, der unbewußte Blick eines Vaters, einer Mutter, welche 'Gottesfurcht, frommen Edelsinn' b e s a ß e n! In Denen die junge Seele, nicht unobachtsam, obschon nicht selbstbewußt beobachtend, solche nachgerade erkannte, sie auf so unumstößliche Weise zur Anschauung bekam: eine Saat fortan in das Innerste seiner heiligsten Gefühle für immer eingepflanzt!

Noltenius trug schwarze Serge, zog die Ecken seines Mundes herab, und hatte einen Catechismus von Ruf geschrieben: es ist mir aber nicht bekannt, daß Noltenius viel Saat lebendiger Frömmigkeit mit sich führte; viel Liebe von oder für den jungen Fritz konnte er nicht wohl an sich haben. Im Ganzen ist die Aussicht nach der religiösen Seite hin schlimm, und außer in den Einwirkungen des ungeschlachten und annoch abstoßenden biederen Wesens Friedrich Wilhelm's auf das Gemüth des Lehrlings, sehe ich kein gutes Element dabei im Spiele. Bayle-Calvin, nebst Noltenius und seinem Catechismus von Ruf: aus dem Allen kann einem kleinen Fritz keine 'Religion' erwachsen. Endlose Zweifel werden ihm mit all Dem bereitet, Unglaube an

all Das wahrscheinlich; — und im Ganzen, wenn überhaupt eine Form, eine sehr magere Form der moralischen Existenz, aus welcher das Höchste hoffnungslos abwesend sein soll, und in welcher jedes irgend Hohe, jedes Nicht-Niedere und -Lügenhafte doppelt verdienstlich wird.

Es ist in der That zum Erstaunen, welche Anzahl und Arten erloschener Ideen heutzutage bei dem armen Menschenverstand und armen Kinderverstand, mitunter auf drohende Weise, um Glauben anhalten. Massenweise kommen sie pochend und polternd an ihn heran, als ob sie völlig lebendige Ideen wären; Ideen von schrecklich unerläßlicher Natur, das offenbare Gegenbild und die heilsame Auslegung der Thatsachen um ihn her, als welchen entsprechend, versichert man dem armen jungen Menschen, er sie dereinst erkennen werde. Und hat er erst die Thatsachen erkannt, dann muß er sich zuletzt mit Erstaunen fragen: Habe ich denn je diese 'Entsprechung' gefunden? Woraus unberechenbare Resultate erwachsen; keine derselben, gute Resultate; — manche davon, unsäglich schlimme! Der Fall des Kronprinzen Friedrich in Berlin ist nichts weniger als einzig; alle Städte und Oerter können noch dergleichen aufweisen. Und wann es enden wird, ist noch nicht abzusehen. Aber, daß es je begonnen habe, darüber wird man sich eines Tages verwundern. Als ob nicht die göttlichste Function eines menschlichen Wesens gerade dieses Glauben wäre; dieses mit seinem gottgegebenen Verstand Unterscheiden des Seienden von dem Nichtseienden; und als ob die Aufgabe wäre, diese Function entweder zu einer unmöglichen, oder zu einer zu machen, die wir leider eine revolutionaire, rebellische und meuterische nennen müssen. O Noltenius, o Panzendorf, nehmt aus Barmherzigkeit euren catechetischen Kram hinweg und sagt dem armen jungen Knaben entweder gar nichts, oder irgend was Weniges, das er außer Zweifel finden wird, wenn er erst darüber urtheilen kann! Fieber, Pestilenz, sind schlimm für den Leib; aber Zweifel, frevliche Meuterei, doppelt frevliche Gleisnerei, sind die nichts für den Geist? Wer möchte umhergehen, Zweifel einpflanzen, es wäre denn, er sei sehr auf Abwege gerathen, und sehr verlegen um eine Beschäftigung!

Aber der weheste Umstand in Friedrich's Lehrjahren, der weheste vorerst, obschon es sich zuletzt vielleicht als der heilsamste bewährte, indem die junge Seele es gut verdauete und wacker überwand zu höherem Nutzen, bleibt noch zu melden. Was ein langes Geschäft sein wird, von Anfang bis zu Ende!

Zwölftes Capitel.

Der Kronprinz fällt in Ungunst bei Papa.

Jene Lebhaftigkeit des jungen Fritz, sein Geschmack an Musik, Putz, jene verstohlenen Streifzüge in das Bereich von Latein und verbotenen Dingen, waren Friedrich Wilhelmen mißfällig und unbegreiflich: Wo mag nicht dergleichen enden? Es fängt an mit Ungehorsam und unleidlicher Widerspenstigkeit; es wird zu Preußens und Fritzen's Verderben ausschlagen! — Hier ist in der That ein schweres Trübsal aufgestiegen. Wir werden der ersten kleinen Risse unheilbarer Spaltungen im königlichen Haushalt gewahr; des Ursprungs von Quellen der Bitterkeit, die sich nachgerade weit genug ausbreiten. Ein junger frischer launischer und lebensvoller Bursche, geneigt zu Eigenwillen, ließe man ihn gehen; ausländisches Wesen, französische Sitten und Airs annehmend; sehr mißfällig der schwerfüßigen practischen deutschen Majestät.

Spuren von den Anfängen dieser traurigen Irrungen finden sich von Friedrich's sechstem oder siebenten Jahre an: "Nicht so schmutzig, Junge!" Und es konnte nicht am Wachsthum der gegenseitigen Mißstimmung fehlen, so lange der Junge selber wuchs, zunehmend an Eigenpersönlichkeit und Selbstthätigkeit. Neue Kinder werden ebenfalls in Fülle geboren, die die Aufmerksamkeit theilen, und mehr noch sind im Anzug: fünf neue Prinzessinnen, die kluge kleine Ulrike (nach Schweden und dem glücklichen schwedischen Vertrag benannt), deren ernstes gesetztes Wesen ihr besondere Liebe gewinnt, die jüngste davon. Ja, auf Ulrike folgt sogar ein neuer Prinz, August Wilhelm, zehn Jahre jünger als Friedrich, und wächst viel mehr nach dem väterlichen Sinn heran. Hübsche Kinder sämmtlich, mehr oder weniger; und lenksam und erquicklich für einen Vater; — und das schlimmste unter ihnen ein Bild der Lieblichkeit im Vergleich mit dem verkehrten, verstohlenen, ungehorsamen Fritz, mit seinen französischen Läppereien, seiner Querpfeiferei und Kakadufrisur! —

Und so geht der stille Riß, still auf Fritzen's Seite, dann und wann laut genug ausbrechend auf des Vaters Seite, stetig fort und spaltet sich immer weiter, neue Aergernisse immer mehr hinzukommend, bis zuletzt der schroffe Vater seinen Sohn förmlich haßt, und mit bekümmerter Entrüstung den Wunsch

hegt, daß es möglich sein möchte, August Wilhelm an seine Stelle zum Kronprinz zu machen. Dieser Fritz sollte sich nach seines Vaters Muster, einem wohlgemeinten ehrlichen Muster, bilden, und thut es nicht! Ach, Eure Majestät, es kann nicht sein. Es ist die neugekommene Generation, die nicht ganz so leben kann, wie die alte gelebt hat. Eine stehende Controverse im menschlichen Leben; gleichalterig mit den Geschlechtsfolgen der Menschen. Dieser kleine Junge hätte der trefflichen väterlichen Majestät genaues Gegenbild sein sollen; in allen Stücken dem Vater gleichend, 'wie ein kleiner Sechser einem großen Thaler': aber wir sehen, er kann es nicht. Dies ist eine neue Münze, mit eigenem Sondergepräge. Ein erstaunlicher Friedrichsd'or, dies; und mag sich wohl noch als gutes Stück bewähren; wird aber niemals der Thaler sein, den Eure Majestät verlangt! —

Man denke sich einen ungeschlachten dickhüftigen Junker Western[1] vom reinsten Wasser, — denn dieser Junker Western ist ein hitziger Hohenzollern und trägt eine Königskrone; — solch einen dicken Neplusultra von Landjunker denke man sich, mit seiner breitsessigen strengen Geradheit und mürrischen Bestimmtheit; die ehrlichen deutschen instinktmäßigen Ueberzeugungen des Mannes, gewiß wie das Verhängniß, aber keiner Aeußerung, oder so gut wie keiner, in Worten fähig; und daß er einen Sohn erzeuge, der sich mit dem Voltairianismus, mit Pfeifen, Geigen und Belletristerei einläßt, und dabei, wie es scheint, Grumbkow und das Riesenregiment in völliger Verachtung hält! Schwefelschwangere Wuth, in Stößen oder andauernden Stürmen, aufsteigend aus einem Grund gerechter Unversöhnlichkeit, ist unvermeidlich. Dergleichen wir sehen werden.

Die Mutter, nach Mutterart, begünstigt Fritz heimlich; besorgt, ihn zu schirmen, wenn der Sturm tobt. Sie hat auch ihre eigenen Pläne in Betreff Fritzen's und der Uebrigen; denn sie ist eine Frau von vielen Plänen. Jenem der "Doppelheirath" z. B.; ihren Prinzen und ihre Prinzessin mit einer Prinzessin und einem Prinzen des englisch-hannöverschen Hauses zu verehelichen; es war ein angenehmer passender Plan, welchem Papa und die anderen Betheiligten beigestimmt hatten; als man ihn aber, unter den Reibungen äußerer und innerer Politik, durch Vertrag bekräftigen wollte, welche neue erstaunliche Mißhelligkeiten erhoben sich da nicht über ihre arme Kinder und sie! Den Streit zwischen Vater und Sohn furchtbar verbitternd, fast bis zur Unwiederbringlichkeit. Von dieser "Doppelheirath", in den Strudel einer Welt von Intriguen, 'am Saum der ge-

[1] Der Squire Western des Fielding'schen Romans. D. Uebers.

waltigen Spukjagd des Kaisers', wie wir es nannten, mit hineingerissen, wird noch Betrübendes zu melden sein.

Pläne hat ihre Majestät, und in der Stille ihren eigenen Sonderwillen. Ihre Kinder liebt sie alle, insbesondere Fritz, und möchte gern so lieben, daß sie sie lieben. — Im Uebrigen sind Fritz und Wilhelmine immer enge Verbündete. Wir bemerken, daß sie auf eine Art Ziffersprache verfallen sind;[1] sie machen sich einander Mittheilungen mittelst telegraphischer Zeichen. Eines ihrer Wörter, "Ragotin (Knirps)", was glaubt der Leser, wen es bezeichnet? Den Herrn Papa höchstselber, die königliche Majestät von Preußen, Friedrich Wilhelm I., seinen rebellischen Kindern ist er Tyrann "Knirps", nichts Erhabeneres, da er freilich kurz von Statur ist und immer dicker wird, und mürrischer bei diesen Erbitterungen! —

Solche unheilbare Irrungen sind im berliner Schloß aufgestiegen; Quellen der Bitterkeit, die immer breiter flossen, bis sie dem Sohn und dem Vater das ganze Leben verbitterten, und den stolzen Sohn seinem fürchterlichen Vater gegenüber zu Heucheleien nöthigten, die dem stolzen Jüngling an sich sehr fremd waren, hätte es eine andere Zuflucht für ihn gegeben. Aber es gab keine, weder damals noch nachher. Selbst dann, als der junge Mann, von unerträglichen Leiden zur Ueberlegung und Einsicht gebracht, angefangen hatte, den Werth seines mürrischen rhadamantischen Vaters, und die eigentliche Weisheit von manchem, was er mit ihm gewollt, einzusehen, konnte der Vater fast nie, oder nur stoßweise, völlig des Sohnes Werth erkennen. Der schroffe, mißtrauische Papa muß allezeit menagirt, flattirt werden, selbst wenn unsere Gesinnung gegen ihn wahr und loyal ist. Friedrich, kann man sehen, muß bis zuletzt, in seinen Briefen, in seinen Anreden an ihn, Maskerade spielen, — und muß wohl, trotz wirklicher Liebe, es als eine Erleichterung gefühlt haben, als solchem ein Ende war.

Das ist durchgehends ein trübseliges Element in Friedrich's Erziehung! Woraus dem Jüngling unberechenbarer Schaden hätte erwachsen können, wären seine natürlichen Assimilationskräfte, aus allen Dingen Nutzen zu ziehen, weniger ansehnlich gewesen. So aber gewann er daraus Selbsthülfe, gewann Verschwiegenheit, die Macht, mit sich selbst zu Rathe zu gehen, und ließ das Heucheln nicht Herr über sich, und überhaupt nicht zu etwas Anderem werden, als eine verhaßte Zwangsmaskerade. Zu einem ungemein frühen Alter steht er da, ausgestellt im Ertragen, ein sehr lichter junger Stoiker in seiner Art, schweigend

[1] Mémoires de Bareith I. 168.

vorbereitet auf die Ungerechtigkeiten von Menschen und Dingen. Und was das Maskeradenspiel betrifft, hoffen wir, daß es selbst der äußeren Haut des Menschen wesentlich fremd war! Der Leser wird im Verfolg für sich selbst urtheilen. 'Je n'ai jamais 'trompé personne durant ma vie. Ich habe mein Lebtag 'Keinen hintergangen; umsoweniger will ich die Nachwelt hinter-'gehen', [1] schreibt Friedrich als sein Haupt ergrauet war.

Dreizehntes Capitel.

Lernresultate des Kronprinzen.

Auch in Hinsicht der geistigen Bildung, in Duhan's specieller Sphäre, und bei allem guten Willen Duhan's, war die Gelegenheit nicht so sehr golden. Man kann nicht sagen, daß Friedrich, der, wie wir sahen, 'asteure' für 'à cette heure' schreibt, glänzende Erwerbnisse auf der literarischen Seite gemacht habe. Indessen wird es auf die Länge klar, daß sein Geist, auf abschweifenden Bahnen umherstreifend, oder auf den vorgeschriebenen Wegen einhersteigend, rege gewesen war, und geschäftig die ganze Zeit über mit Einsammeln reichlichen Nahrungsstoffes von unregelmäßiger Art.

Er lernte 'Arithmetik', 'Geographie' und die übrigen ihm unentbehrlichen nützlichen Kenntnisse. In der Geschichte ist er bewandert; wiewohl eher in der römischen, französischen, und allgemein europäischen, wie die Franzosen sie ihm gelehrt haben, als in der von 'Hessen, Braunschweig, England', oder selbst des 'kurfürstlichen und königlichen Hauses Brandenburg', welche Papa empfohlen hatte. Er las Geschichte, wo er sie immer lesbar fand, bis an sein Lebensende, und hatte früh angefangen sie zu lesen, — unendlich wißbegierig, in seinem kleinen Köpfchen, nach den Dingen, die sich zugetragen und die da sind auf diesem wunderlichen Planeten, worauf er sich befand.

Wir nehmen mit Vergnügen einen lebhaften Geschmack an Thatsachen in dem kleinen Knaben wahr, was auch in einem hohen Grade der Geschmack des Mannes geblieben ist. Mit Werken der Dichtung ist er ebenfalls bekannt; ein eifriger umfassender Leser von Allem, was Poesie, Literatur heißt, und

[1] Mémoires depuis la Paix de Hubertsbourg 1763—1774 (Avant-Propos), Oeuvres VII. 8.

nachgerade selbst Verfasser in diesem Genre: aber es ist bemerkenswerth wieviel Realismus stets in seiner Literatur ist; wie enge, hier wie anderswo, er stets an der praktischen Wahrheit der Dinge haftet; wie die Dichtung selbst entweder ein darstellendes erläuterndes Gewand der Thatsache, oder aber werthlos für ihn ist. Romantische Leser seiner Literatur finden sich folglich sehr getäuscht darin und erklären sie für schlecht; — und allerdings ist sie, in verschiedenerlei Sinn, nicht eine gute zu nennen! Schlechte Literatur sagen sie; seicht, dürftig, höchst unbefriedigend für einen Leser mit romantischem Appetit. Was ein richtiges Urtheil ist hinsichtlich des romantischen Appetits und der Literatur. Aber für den Mann selbst ist diese Geisteseigenschaft von unermeßlichem Belang und Nutzen, und bildet die eigentliche Grundlage seiner ganzen Tüchtigkeit im Leben. Er hat ein für allemal keine Lust an Träumereien, an bunten Wolken und wesenlosen Dingen. All seine Wißbegier richtet sich auf das Vorhandene, auf das, was Dasein und Wirklichkeit um ihn her hat. Das ist das Bedeutende für ihn; das möchte er sehr gern kennen, da er bereits damit in Bezug steht, als Freund oder als Feind, und in sich eine unbewußte unauflösbare Verwandtschaft, wer kann sagen von welchem Belang? mit all Dem spürt. Denn auch er ist eine kleine Thatsache, sich selber so groß wie möglich; und in der ganzen Welt befindet sich nichts als Thatsache, das nicht sein Mitgeschöpf wäre.

Daß unser kleine Fritz sich nach dieser Seite hinneigt, sollte Noltenius, Finkenstein und den übrigen Betheiligten die allerhöchste Befriedigung gewähren. Es ist ein vortreffliches Wahrzeichen seiner Geistesart, diese unwiderstehliche Richtung auf das Wirkliche. Besseres Wahrzeichen von seiner Qualität (was immer die Quantität desselben sein mag) kann der menschliche Geist nicht geben. Wie es auch immerhin mit der Literatur und der Befriedigung für Leser von romantischem Appetit gehen mag, diese junge Seele verspricht einmal ein erfolgreicher Wirker und Schaffer zu werden und etwas zu thun unter der Sonne. Denn Arbeit ist sehr unerdichteter Natur; und kein Mensch kann sein Haus mit Wolken und Mondschein so bedachen, daß der Regen davon abläuft.

Ferner ist anzuführen, daß sein Styl des Französischen, obschon er es so unrichtig schrieb und niemals mit der Interpunktation zurecht kommen konnte, wirkliches Verdienst hat. Fließende Geläufigkeit, leichte Lebhaftigkeit, hie und da eine gewisse naive Feinheit des Ausdrucks: er hat im Ganzen die Sprachkunst gelernt, von jenen alten französischen Gouvernan-

tinnen, in jenen alten und neuen französischen Büchern. Auch von seiner Literatur, von dem, was er im reiferen Alter flüchtig geschrieben, kann man sagen, daß es, selbst als Literatur, viel mehr Werth besitzt, als der gewöhnliche romantische Appetit ihm anweist. Eine Ader deutlichen Begriffs, und gute innere Gliederung fehlen niemals in jenem dünnfließenden Vortrag; das Wahre ist gut aus dem Falschen herausgesiebt; nur das Wichtige und Wesentliche ist gegeben, das Unwichtige und Ueberflüssige ehrlich bei Seite geworfen. Eine magere drähtene Wahrhaftigkeit (ein unermeßlicher Vortheil in jeder Literatur, gut oder schlecht!) läßt sich überall wohlthulich erkennen; die Qualität des Geistes ist allezeit vorzüglich, was immer seine Quantität sein mag.

Freilich ist seine Orthographie, — 'asteure' für 'à cette heure', — sehr schlecht; und das Punktiren gar ist ihm immer ein unverstandenes Mysterium geblieben: er wirft blos einige Komma's und Striche, wie aus einer Streubüchse geschüttelt, auf sein Blatt, und läßt es damit gut sein. Das sind Mängel, die der Kritik sehr preis liegen, und ich gestehe, ich habe sie nie recht begreifen können in einem solchen Manne. Er, der das kleinste Fleckchen am Gehäng eines Soldaten mit Arrest geahndet haben würde, ungehalten darüber, daß irgend ein bebleiweißter Theil eines Menschen nicht vollständig bebleiweißt sei: wie konnte er Schreibfehler und wie aus einer Streubüchse auf sein Blatt ausgeschüttelte Komma's dulden? Es ist wahrscheinlich, daß ihm am Ende doch wenig an der Literatur gelegen war, oder höchstens nur an dem Wesentlichen dabei, daß er practisch keinen, oder keinen namhaften persönlichen Ehrgeiz in dieser Art hatte; — und so mochte er strengen Gehorsam und Pünktlichkeit in einem Soldaten für wichtiger halten, als das Rechtschreiben eines Liebhabers der Literatur. Schnupftaback auf seinem eigenen Kinn, oder selbst auf seiner Weste, oder seinen Beinkleidern, hat ihm auch niemals Anstoß gegeben: Eine blos oberflächliche Nebensache, unerheblich im Drang wirklicher Geschäfte! —

Daß Friedrich's Erziehungscursus, trotz aller Makel, im Ganzen gedieh, ist männiglich bekannt. Er kam daraus hervor als ein Mann von hellem und immer besser werdenden Verstand; ausgerüstet mit, im Wesentlichen richtigen, wenn auch nicht pünktlich genauen Kenntnissen von allerlei practischen und speculativen Dingen, bis zu einem Grad, der nicht nur unter neueren sogenannten souverainen Personen ohne Beispiel ist, sondern ihn selbst im Range der Studirten auszeichnet. Haben sich doch manche 'Gelehrte' einen Ruf gemacht, mit nur einem Bruchtheil der wirklichen Kenntniß von Menschen und Dingen, der Ver-

gangenheit und Gegenwart, die Friedrich besaß. Bereits zu der Zeit, da das Leben thätiges Handeln von ihm forderte, war er, was wir einen wohl unterrichteten und gebildeten Mann nennen müssen, als welcher er sich nachher immer mehr bewährte; und was das Handeln und die Thaten anbelangt, — so werden wir sehen, ob er der Sache gewachsen war, oder nicht.

Ein Punkt von oberster Wichtigkeit in seiner Erziehung war die ganze Zeit über durch die bloße Gegenwart und Oberaufsicht Friedrich Wilhelm's bei dem Geschäft gesichert: Daß nämlich ein unbeugsames Gesetz der Disciplin überall darin vorherrschte, daß eine spartanische Strenge, Frugalität, Wahrhaftigkeit des Wesens ihm eingeprägt ward. 'Oeconomie soll er aus dem Fundament erlernen'; und das nicht allein, sondern soll, in einem anderen Sinne des Wortes, Oeconomie üben; und übt sie, oder leidet dafür, wenn er es unterläßt. Oeconomisch mit der Zeit, vor Allem: jede andere edle Oeconomie fließt in der Regel daraus, wenn der Mensch erst diese versteht und übt. Hier war ein tüchtiger Grund gelegt: und für's Uebrige mußte die Natur, trotz der Schutthaufen, thun, was sie im Uebrigen eben vermochte.

Aber die Natur war sehr gütig gewesen gegen dies ihr neues Kind. Und unter den wirren schädlichen Elementen seiner Erziehung war stets, wie wir sehen, dieses eine im hohen Grad ersprießliche und höchst wirksame, daß es, im Ganzen genommen, ein Inderlehrestehen bei Friedrich Wilhelmen, dem rhadamantischen Spartaner-König, war, der allen leeren Unsinn von ganzem Herzen haßt, und Unwahrhaftigkeit am allermeisten. Welches eine Element, wohl unterstützt von Gelehrigkeit, Offenheit und Loyalität des Gemüthes seitens des Zöglings, sich am Ende als hinreichend bewies, die übrigen zu überwinden; gleichsam die übrigen alle zu verbrennen, und ihren allenthalben aufsteigenden, bitteren trüben Rauch zumeist zu Flamme und Erleuchtung zu kehren. Dieser strahlende schnellschrittige Sohn verdankt viel dem brummigen, zornmüthigen, sicherfüßigen Vater, der ihn erzog. Friedrich sah endlich in Friedrich Wilhelm hinein, durch die abstrusen, gewitterhaften, schwefelhaltigen Umhüllungen und Anhängsel des Mannes hindurch, — und bewährte sich, in allerlei wichtigen Stücken, als die söhnliche Folge Friedrich Wilhelm's. Vielleicht verdienen folgende Glossen eines gewissen Redacteurs hier angehängt zu werden:

'Friedrich Wilhelm, König von Preußen, gab sich für keinen Pe-'stalozzi aus; und der Erziehungsplan für seinen Sohn ist offen zu man-'nichfaltigen Einwendungen. Nichtsdestoweniger, wie es mit Schulmei-

'stern stehet, ziehe ich ihn den meisten andern, die wir gegenwärtig haben, 'sehr vor. Der wilde Mann hat mit seinem rauhen natürlichen Verstand '(nicht verzehrt im Element des Redens, sondern meistens gesund schwei'gend gehalten) eingesehen, daß menschliche Erziehung kein Ding von 'Vocabeln sei, noch sein könne. Daß es ein Ding sei von ernsten 'Thatsachen; des Entwickelns von Fähigkeiten, Begründens von Gewöh'nungen, richtigen Behandelns von Anlagen, des Förderns und Unter'drückens von Neigungen: — ein mühsames Scheiden des Charakters in 'zwei Firmamente; das Unterirdische hinab gesperrt, fest und tief 'hinab; eine Erde und Gewässer und was darunter liegt; sodann euer 'ewiger azurner Himmel und unermeßliche Tiefen des Aethers, hell die 'Höhen erfüllend. Die menschliche Seele so viel wie möglich zu einem 'Kosmos zu machen, das war Friedrich Wilhelm's stummer Gedanke: 'nicht die menschliche Seele als ein bloßes Chaos zu lassen; — wieviel 'weniger als ein singendes oder beredt declamirendes Chaos, was zehn'mal ärger ist als ein Chaos, das man stumm gelassen, eingestandener'maßen chaotisch und nicht kosmisch! Den Menschen zu thätigem Wirken 'heranzubilden, und namentlich daß sein Wirken dem Universum und den 'ewigen Gesetzen gemäß sei, — was nur ein anderer Name ist für wirk'liches nicht blos scheinbares Wirken: — das war Friedrich Wilhelm's 'stummer Gedanke: — und war, ich kann es versichern, nichtsweniger 'als ein närrischer, obschon kein Latein und viel preußischer Militairzopf 'dabei war!'

Jedoch der Congreß von Cambrai ist beisammen, und noch sonst Viel ist beisammen und auseinander, und des Kaisers Spukjagd, insbesondere sein Duell mit dem Drachen von Spanien, ist in vollem Gang, und es ist Zeit, die Doppelheirath in unsere Erzählung aufzunehmen.

Fünftes Buch.

Das Doppelheirathsproject, und in welches Element es gerieth.

1723 — 1726.

Erstes Capitel.

Doppelheirath wird beschlossen.

Wir sahen Georg I. zu Berlin im October 1723 auf seinen kleinen Enkel, der Cadetten einübte, herabblicken, erwähnten aber nicht, welch wichtiges Geschäft Seine Majestät dahin geführt hatte.

Besuche zwischen Hannover und Berlin waren seit lange schon an der Tagesordnung gewesen. Die junge Königin von Preußen, zuweilen mit, zuweilen ohne ihren Gemahl, machte oft einen Sprung zu ihrem Vater hinüber; der, selbst nachdem er den englischen Thron bestiegen, alljährlich gewöhnlich mehrere Monate in jenen stets von ihm vorgezogenen Gegenden zu treffen war. Er selber, verschlossen und finster von Gemüth, gab sich wenig mit Besuchemachen ab: diesmal aber hatte er sich dazu verstanden, einen Besuch zu erwiedern, den sie ihm kürzlich abgestattet, — auf welchem man ein gewisses wichtiges Geschäft verabredet hatte, das Seine britische Majestät bei der vorhabenden Zusammenkunft in Berlin förmlich, durch Vertrag, bekräftigen sollte. Seine britische Majestät ist demgemäß eingetroffen; das Geschäft unter Händen ist kein anderes, als die dreimalberühmte "Doppelheirath" Preußens mit England, die dereinst einen solchen Klang in den Ohren des Gerüchts hatte, und noch immer in den Archiven des achtzehnten Jahrhunderts so viel Raum einnimmt, allen dabei Betheiligten so viel Leid bereitete, und in der That in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie bisher geschrieben, eine wahre Plage bildet. Eine Plage, der ein Ende zu machen, — wäre es nur zur Zeit wohl thunlich. Leider läßt sich nicht viel dazu thun, da ein wichtiger junger Friedrich, für den sie von so lebendiger und beinahe verhängnißvoller Wichtigkeit war, sich unentwirrbar darin verwickelt befindet! Ohne einen Friedrich könnte der Handel etwa auf sein rechtes Maaß reducirt und in wenigen Seiten gemeldet, oder dürfte selbst mit Nutzen ganz und gar vergessen und null und nichtig werden. Ein riesenhafteres Beispiel des "Viel Lärm um nichts" ist in den menschlichen Annalen selten vorgekommen, — wäre nicht ein Friedrich mitten darin gewesen.

Kronprinz Friedrich ist noch sehr jung für Heirathsspeculationen in seinem Betreff: aber Mama hat für gut befunden, zeitig damit ans Werk zu gehen. Und so werden wir denn in den nächstfolgenden Partieen dieser armen Geschichte beinahe so viel über Heirathsangelegenheiten zu hören bekommen, wie in dem thörichtsten dreibändigen Roman, und beinahe noch mehr umsonst. Denn man kann in diesem Punkt Friedrich's Jugendleben allerdings einen verkehrten Roman nennen, — indem Heirath die eine Begebenheit darin ist, um die sich alle Begebenheiten drehen, — sich aber verkehrt oder umgekehrt drehen (wie wenn der Teufel darin steckte), nicht nur keinem glücklichen Ziele zu, für ihn oder Mama, oder uns, sondern am Ende kaum überhaupt einem Ziele zu, für irgend Jemand! So toll ward der Handel, — und so toll berichtet ist er in jenen unentwirrbaren, datumlosen chaotischen Büchern. Wir berühren nun Gebiete der Erzählung, die aus trüber Nichtsheit, zum Sud gebracht, zu bestehen scheinen; nicht Land, oder Wasser, oder Licht, oder Feuer, sondern ein tumultuarisch strudelndes Durcheinander aller Viere, — von gewaltiger Ausdehnung noch dazu, welche auf irgend menschliche Weise passirt werden müssen. Muth, Geduld, guter Leser!

Königin Sophie Dorothea hat die Zeit beim Schopfe gefaßt.

Schon seit zwölf Jahren ist die Rede von der Sache gewesen. Königin Sophie Dorothea ist von der Geburt ihrer Wilhelmine an mit dem Gedanken umgegangen, und als sie das nächste Mal darauf Hannover besuchte, machte sie den Vorschlag an 'Prinzessin Karoline,' — nachmalige Königin Karoline von England, — eine treffliche, feingebildete brandenburgisch-ansbachische Dame, die von altersher mit dem preußischen Hof vertraut war: "Sie, Karoline, liebste Cousine, haben einen kleinen Prinzen, Fritz, oder nennen wir ihn Fred,[1] da er doch einmal englisch werden soll, den kleinen Fred, der, wenn Alles gut geht, dereinst König von England werden wird. Er ist zwei Jahre älter als mein Wilhelminchen: warum sollten sie nicht einander ehelichen, und die zwei ersten protestantischen Häuser und Nationen dadurch vereinigt werden?" Prinzessin Karoline war sehr bereitwillig; Kurfürstin Sophie, die Urgroßmutter der beiden Kinder, war es ebenfalls, so auch die George, Vater und Großvater Fred's: der kleine Fred selber war entzückt davon, als er es hörte; sogar die kleine Wilhelmine, mit ihren Puppen, blickte

[1] 'Prince Fred' (Diminitivum für Frederick) hieß er nachher am häufigsten in der englischen Conversationssprache der Zeit. D. Uebers.

freundlich spröde bei der Gelegenheit. So verblieb es in der Sache, wenn auch nicht in der Form, abgemacht, und der kleine Fred (ein blühendes närrisches Milchgesicht von Junge, denke ich mir) machte seiner kleinen preußischen Cousine Geschenke, schrieb ihr Liebesbriefe, und war immer hernach in seiner Idee, und wurde zuletzt sehr inbrünstig in der Wirklichkeit, ihr kleiner Liebhaber und Versprochener, — allezeit ein etwas kleiner Patron. Wilhelmine aber giebt uns zu verstehen, daß sie auf seine Gefühlsäußerungen mit der gehörigen jungfräulichen Gleichgültigkeit, aber nicht beleidigend, geantwortet habe.

Nach der Geburt unseres preußischen Fritz nahm die Sache eine noch engere Form an: "Sie, liebe Prinzessin Karoline, haben da auch zwei kleine Prinzessinnen, von denen eine oder die andere wohl passend für mein Fritzchen wäre: sollen wir etwa Amelia, die jüngere, die an Alter ihm am nächsten steht, für ihn bestimmen?" "Zufrieden!" antwortete abermals Prinzessin Karoline. "Zufrieden!" antworteten alle Betheiligte: und so kam man überein, daß die Heirath Preußens mit England eine doppelte sein solle: Fred von Hannover und England mit Wilhelmine, Fritz von Preußen mit Amelia, und Kinder und Eltern lebten fortan unter dem bleibenden Einverständniß, daß, wenn die Zeit kommt, dies stattfinden werde, wiewohl noch kein förmlicher Vertrag darüber abgeschlossen worden. [1]

Königin Sophie Dorothea war allezeit genug gespannt auf einen Vertrag und die schließliche Bekräftigung ihres Planes; treu dazu haltend, wie die Magnetnadel zum Pol in jederlei Wetter, mitunter im wildesten Wetter, die arme Dame. Auch die hannöverschen durchlauchtigen Hoheiten traten zu keiner Zeit zurück oder schwankten: Da sie aber bald darauf hinüber nach England geweht worden waren, in neue verwickeltere Verhältnisse und größere Sorgen und Angelegenheiten in jenem neuen Lande, waren sie nicht so gespannt eifrig, wie Königin Sophie, in diesem interessanten Punkt. Kurfürstin Sophie, die gescheidte Urgroßmutter, war nun nicht mehr da: Kurfürstin Sophie war ungefähr einen Monat früher als die Königin Anna gestorben, und hat das englische Canaan niemals zu sehen bekommen, wie sehr sie sich auch danach gesehnt hatte. Georg I., ihr Sohn, ein verschlossener, griesgrämischer, ältlicher Herr, sehr fremd in England, und am häufigsten mürrisch gelaunt da und anderswo, war nicht dazu gestimmt, sich ein solches Geschäft besonders angelegen sein zu lassen.

[1] Pöllnitz: Memoiren II. 193.

Georg I. hatte sich mit seinem Prinzen von Wales entzweit, Fred's Vater, — der eines Tages Georg II. werden soll, allezeit ein eher thörichter Prinz, wennschon seine Gemahlin Karoline gewissermaßen die Weisheit selber war: — Georg I. hatte andere viel dringendere Sorgen, als die Verehelichung der Kinder seines ungehorsamen thörichten kleinen Prinzen von Wales, und er wendete immer Schwierigkeiten, Parlamentsakten, die dazu nöthig wären, und was dem mehr ist, vor, so oft Sophie Dorothea ihn in Hannover besuchte und den Gegenstand betrieb. Der verschlossene, unartikulirt gedankenvolle, grämliche alte Herr, er hatte schwere Lasten auf sich, fühlte sich gequält und behelligt auf mancherlei Weise, und hatte das Leben, das kurfürstliche und sogar das königliche, als eine trügerische Kostspieligkeit erprobt, nicht viel besser als ein mehr oder weniger weitläufiges 'Fest der Schalen', das beinahe keine eigentliche Speise oder Trank für das hungrige Herz des Menschen enthält. Eine Gemahlin, die halb wahnsinnig im Schloß Ahlden sitzt und immer mehr zur greisen Megäre wird (mit welcher Sophie Dorothea unter sieben Siegeln des Geheimnisses brieflich ein wenig verkehrt, und mit der correspondiren zu wollen der Prinz von Wales selber in Verdacht steht); ein thörichter ungehorsamer Prinz von Wales; Jacobitische Prätendenten-Anhänger mit ihren Mar-Rebellionen, mit ihren Alberoni's Combinationen; ein englisches Parlament unmelodisch zankend und debattirend, dessen Sprache sogar ein Mysterium für uns ist, und nichts als Walpole in Küchenlatein um uns durchzuhelfen: wahrlich es ist nicht so völlig ein Himmel auf Erden, wie sehr sich auch Mutter Sophie und ihr thörichter Liebling, unser ungehorsamer Prinz von Wales, danach sehnen mochten! Und der hannöversche Schweif, die Robethon's, Bernstorf's, Fabrice's, die aufwartenden Mohren sogar, — auch diese sind nicht lieblich für eine nicht unverständige verschlossene Majestät, wenn man sich um ihr Thun, oder um sie, kümmerte. Gefräßig, plünderungssüchtig, sammt und sonders, wie lange hungernde Hunde, die in ein reiches Haus gerathen, das keinen, oder einen nur imaginären Herrn hat. "Mentiris impudentissime", sagte Walpole in seinem Küchenlatein einmal einem dieser officiellen plündernden Herren, in unserer königlichen Gegenwart, ins Gesicht, "Sie lügen unverschämt!" — worüber wir nur lachten. [1]

Seine britanische Majestät ermangelte durchaus nicht des Verstandes, wäre seine Lage nicht unheilbar absurd gewesen.

[1] Horace Walpole: Reminiscences of George I. and George II. (London, 1788).

In seiner jugendlichen Zeit hatte er nicht ohne Ehren gegen die Türken gedient, befehligte zweimal die Reichsarmee in den Marlborough'schen Kriegen, und legte wenigstens seinen Unwillen über ihren mangelhaften Zustand an den Tag. Seine sogenannte auswärtige Politik war nicht toller, als die der Anderen. Bremen und Verden hatte er als einen billigen Kauf erstanden, und es war natürlich, daß er seine Erwerbung mit den Mitteln, die ihm eben zu Gebote standen, englischen oder sonstigen, beschützte. Da war ferner das Weltgespenst des Prätendenten, ungeheuer über die Schöpfung ausgestreckt, wie das Brockengespenst bei nebligem Wetter, — gegen das wie sich vertheidigen, als dadurch, daß man Messina für den Kaiser bombardirt, daß man in jeden aufsteigenden Hader sich eilends hineinmischt und die Parteien mit Geld miethet, ihn tüchtig auszufechten? Es war das ja in diesen Stücken die stehende Methode; eine Methode, die Georg nicht erfunden und die nicht mit Georg aufhörte. Innere Politik, es wäre denn etwa, sich ruhig zu verhalten und zu verzehren, was die Götter bescheert, ist nicht abzusehen, daß er eine gehabt. — Der Philosoph Leibnitz wäre ihm gern nach England gefolgt; was aber, aus mittelmäßig guten Gründen, niemals gestattet werden konnte. Wenn man die Wahrheit sagen soll, so besaß der weise Leibnitz eine Weisheit, welche nunmehr gewaltig wie die eines Weisheitskrämers aussieht! In der Mathematik sogar, — hat er allerdings zwar die Differenzialrechnung erfunden; hat aber niemals Newton's System des Weltgebäudes glauben können, und hat die Principia nicht einmal lesen wollen. Im Uebrigen war er mit der königlichen Gesellschaft hier[1] in Streit wegen Newton, und vermuthlich diesem oder jenem Weisen mißfällig. Die hannöverschen officiellen Herren, ihr englisches Luder verschlingend, hielten seine Gegenwart im Lande nicht für nützlich.[2]

Ebensowenig sind die hannöverschen Weiber, die Seine Majestät um sich hat, Quasi-Gemahlinnen oder nicht, von beseelendem Charakter, weit davon entfernt. Zwei oberste sind da, eine fette und eine magere: die Magere, von dem englischen Pöbel "Maibaum" genannt, ist "Herzogin von Kendal", mit vortrefflichem Gnadengehalt, in der englischen Pairie; Schulenburg, ihr vormaliger deutscher Name; ganz entschieden eine Quasi-Gemahlin (die in jener Königsmark'schen Tragödie zu

[1] In London. D. Uebers.
[2] Guhrauer: Gottfried Freiherr von Leibnitz, eine Biographie (Breslau, 1842). Ker von Kersland: Memoirs of Secret Transactions (London, 1727).

Hannover unwillkürlich mitgewirkt, vor langer Zeit), die nun dünn und alt geworden. "Maibaum", — oder kahle entblätterte Hopfenstange, mager, lang, hart; — wiewohl sie einmal ihren Sommerflor gehabt, und noch immer, als alte Quasi-Gemahlin, oder sei es auch lediglich als ein altes Stück Möbel, ihren Werth für das königliche Gemüth hat. Schulenburg's, ihre Verwandte, sind hoch im Militair, von denen wir Einigen begegnen mögen.

Dann ist, außer dieser Mageren, eine Fette da, von welcher Walpole (Horace, der sie als Knabe gesehen) eine Schilderung giebt. Große stiere schwarze Augen, die ein Rahmen kreisförmiger Augenbraunen umgiebt, wie ein Wagenrad seine Nabe, sehr schwarz auch die Augenbraunen, großes rothes Gesicht, Backen die in den Nacken laufen, Nacken der ununterscheidbar mit der Brust sich mischt, — ein wahrer Katarakt fließenden Talgs, überhäutet und wunderlich geschmückt und aufgeputzt, nach Walpole's Beschreibung.. Dies reizende Geschöpf, Kielmannsegge mit deutschem Namen, hieß "Gräfin Darlington" hier zu Lande, — mit trefflichem Gnadengehalt, wie sich von selbst versteht. Sie hatten Alle Gnadengehalte: sogar Königin Sophie Dorothea, habe ich in unseren Staatsarchiven bemerkt, hatte ihre kleine Pension, '800 Pfund Sterling jährlich aus dem irischen Haushalt': der irische Haushalt wird so eine Kleinigkeit für unser armes Kind nimmer vermissen, und es mag seinen Nutzen haben da drüben! — Diese Kielmannsegge Gräfin Darlington ward, und wird, von klatschenden Engländern für eine zweite simultane Maitresse Seiner Majestät gehalten; scheint am Ende aber seine Halbschwester gewesen zu sein und sonst nichts. Halbschwester (herrührend von Gentleman Ernst und einer Gräfin Platen übelen hannöverschen Rufes), die erschrecklich fett geworden; aber nicht ohne Schlauheit, vielleicht Herzlichkeit ist, und immerhin etwas werth in diesem langweiligen fremden Lande, wenn sie auch ein purer Katarakt animalischer Oele geworden. Diese Zweie bilden den ganzen Umfang der Hülfsquellen, die Seine britische Majestät in diesem Fache hat; Hülfsquellen, die am Ende wahrlich doch nicht so sehr groß waren! —

Der Tag, wie ihn Seine britische Majestät in Saint James zubringt, hat nichts Anziehendes für ihn, und allabendlich kommt er genau zu einer bestimmten Stunde, Bier zu trinken, gewürzt mit ein wenig Taback und der Gesellschaft dieser zwei Frauen. Trinkt fleißig mit kurzen Schlürfen, sagt Horace Walpole, und raucht, bei was für schläfrig Gespräch es eben geben mag, — nicht bis er betrunken, sondern blos merkbar benebelt ist; emporgetragen zu einer Art von wolkigem narcotischen Olymp, und

dämmerig erhaben über die Nebel des Lebens, in welchem Zustand er klaglos zu Bette geht. In die Regierung, wenn er es irgendwie vermeiden kann, mengt er sich nicht; legt, wo er sich einmengt und einmengen muß, einen rohen Scharfsinn an den Tag: überträgt sie an Walpole in Küchenlatein, — lacht über sein "mentiris." Das ist der erste Georg; erster Sieg des constitutionellen Princips, welches seitdem zu solchen erhabenen Höhen bei uns gediehen ist, — Höhen, die wir endlich anfangen in Verdacht zu haben, daß sie Tiefen sein möchten, die hinabführen, fragt nun ein Jeder: Wohin? Eine ihrer Zeit viel bewunderte Erfindung, das Steuerruder sich selbst überlassen, oder eine kostspielig angethane Holzfigur daneben stellen und ausfindig machen, daß das Schiff so viel besser von selbst segle! Und dies thut es wirklich, wenn es ein besonders gutes Schiff ist, in gewissen Gewässern, — eine Zeitlang. Bis die Sindbad'schen 'Magnetberge' anfangen zu ziehen, oder die Ringel der Charybdis euch in ihren Strudel bekommen; und alsdann, was war es nicht für eine Erfindung! — Dieser, sagen wir, ist der neue souveraine Mann, den das englische Volk, in einiger Verlegenheit über den Papst und andere Punkte, von Hannover geholt hat, damit er auf heldenhaften Bahnen vor ihm her schreite, und durch Befehl und Beispiel seine Dinge und es selber himmelwärts leite! Und es hofft, er wird es thun? oder etwa, daß seine Dinge von selbst den Weg nehmen werden? Allezeit ein absonderliches Volk! —

Der arme Georg, ohne Sorgen um diese späteren Ausgänge, hat stets Plage genug mit den bloßen täglichen Einzelheiten, parlamentarischen Ungebühren, jacobitischen Umtrieben, Südsee-Seifenblasen,[1] und will lieber jagen, wenn er nach Hannover hinüber kommt, als Heirathsverträge machen. Außerdem haben ihn, wie Wilhelmine erzählt, diese hannöverschen Weiber und ihre Kundschafter mit Lügen erfüllt: "Die Prinzeß Wilhelmine ist ein Ausbund von Bosheit, ist verwachsen und was nicht", sagen sie. Soll eine Heirath, eine doppelte oder einfache, zu Wege kommen, so muß die Einwilligung dieser Weibsbilder zuvor gewonnen werden.[2] Schwierigkeiten die Fülle. Und es ist Niemand da, eine hülfreiche Hand zu leihen, Friedrich Wilhelmen selbst ist wenig daran gelegen, wenn er auch Ja dazu gesagt, — Ja, da Ihr es einmal wollt.

[1] Die Speculationen der Südsee-Compagnie, die, zugleich mit Law's Papieroperationen in Frankreich, damals die Börsen agitirten. D. Uebers.

[2] Mémoires de Bareith.

Jedoch Sophie Dorothea ist emsig und eifrig, und nützet jede Gelegenheit, — und endlich, im Jahre 1723, sind die Umstände günstig. Innerer Jacobitismus, in der Gestalt des Bischofs Atterbury, ist nachhaltig landesverwiesen; Alberoni und seine weitreichenden Anschläge, die sind schon vor Jahren in die äußere Finsterniß verwehet; Karl XII. ist todt und unser Bremen und Verden nicht länger in Frage gestellt; sogar des Kaisers Spukjagd, oder spanisches Duell, ruht zur Zeit, und der Congreß sitzt zu Cambrai, oder thut sein Mögliches, zu sitzen: daheim oder im Auslande ist nichts vors Erste, nicht einmal 'Wood's irische Heller',[1] das die Ruhe störte. Und auf der anderen Seite verlautet es (nicht ohne Grund), der Czar Peter zöge westlich mit starker Macht; was, sei es nun 'auf Schweden abgesehen' oder nicht, den Werth eines preußischen Bündnisses verdoppelt.

Und so ward nun endlich, unter diesem günstigen Aspect der Sterne, König Georg zu Herrenhausen drüben, durch starke Bearbeitung seiner Tochter Sophie, und nach manchen Windungen, dazu gebracht, den Schritt zu thun. Und Friedrich Wilhelm kam gleichfalls herüber, angeblich um seine Königin abzuholen, in der Wirklichkeit aber, um seines Schwiegervaters Willfährigkeit zur Doppelheirath zu vernehmen, — zu der Seine preußische Majestät wohl bereit genug ist, wenn Andere es sind. Dank dem Himmel, König Georg hat sich zu Allem verstanden; giebt an einem glücklichen Tag (im Herbst 1723, der Tag nicht weiter datirt) seine Einwilligung, — sein Wollen ein wenig beschleunigt vielleicht durch Czar Peter's Rüstung und die bedenklichen Aspecten in Frankreich. Darauf sind Friedrich Wilhelm und Königin Sophie heimgekehrt, zufrieden in dem Betreff, und erwarten binnen Kurzem den Gegenbesuch Seiner britanischen Majestät, um die Einzelheiten zu vervollständigen und einen Vertrag darüber abzuschließen.

Seine britanische Majestät, sagen wir, hat sich im Wesentlichen zu Allem verstanden. Und nun in der stillen Herbstlichkeit der Natur, da die braunen Octoberblätter noch malerisch an den Bäumen hingen, und Wood's Heller noch nicht in des Dechanten Swift Drapier's Letters zu klappern begonnen, — wird Seine britanische Majestät zu Berlin erwartet. Zu Berlin; eigentlich zu Charlottenburg, einem angenehmen Land- oder vorstädtischen Schloß (von Seiner britanischen Majestät seligen edlen Schwester, Sophie Charlotte, der "republikanischen

[1] Der Gegenstand der Drapier's Letters, einer politischen Schmähschrift Swift's, die kurz darauf viel Aufsehen und bitteres Blut machte. D. Uebers.

Königin" erbaut und nach ihr benannt, wie bereits erwähnt worden), etwa eine halbe Stunde südwestlich von der Stadt belegen. Da erwartet man König Georg's Gegenbesuch.

Die arme Wilhelmine ist in zitternder Aufregung darüber, und theilt ihre armen kleinen Gefühle, ihre Erwartungen und Erfahrungen in lesbarer Sprache mit:

'In jenen Wochen kam einer von den Leuten des Herzogs von 'Gloucester nach Berlin' — Herzog von Gloucester ist Fred, unser Versprochener, noch nicht Prinz von Wales, und sollte der Leser je von einem Herzog von Edinburg hören, der ist ebenfalls Fred, — 'von 'den Leuten des Herzogs von Gloucester nach Berlin', sagt Wilhelmine: 'es war Gesellschaft bei der Königin; er ward ihr, so wie mir, vor'gestellt. Er machte mir ein sehr artiges Compliment von Seiten seines 'Herrn; ich erröthete und antwortete nur mit einem Knix. Die Königin, 'die ihr Auge auf mich hatte, war sehr böse darüber, daß ich die Com'plimente des Herzogs mit bloßem Stillschweigen beantwortete, und wusch 'mir derb den Kopf deshalb, und befahl mir bei Strafe ihres Zorns, 'den Fehler morgen wieder gut zu machen. Ich ging in Thränen auf 'mein Zimmer, außer mir über die Königin und den Herzog, schwur ich, 'ich wolle ihn nimmer heirathen, wolle mich' — Und so weiter, nach Art junger Fräulein von lebhaftem Temperament, in extremen Umständen: — sprach jedoch am folgenden Tag mit meinem hanöverschen Herrn über seinen Herzog ein wenig, obschon mit Verlegenheit. Ach, ich bin erst am verflossenen 3. Juli vierzehn Jahre alt geworden, zitterhaft wie Espenlaub oder sage wie Gewitterleuchten, eingeschlossen in eine der dünnsten Menschenhäute, und bin ohne Erfahrung über närrische Herzöge und ihre Dinge! —

'Unterdessen', fährt Wilhelmine fort, 'nahet sich die Zeit der Ankunft 'des Königs von England. Wir begaben uns am 6. Oktober nach Char'lottenburg zu seinem Empfang. Mir schlug das Herz im Leibe und ich 'war in grausamer Aufregung. König Georg' (mein Großvater und Großonkel) 'kam am 8ten an Abends gegen sieben Uhr', — die Schatten der Dämmerung sind bereits herabgesunken über die Natur, und es ist dunkel draußen. Zahlreiche Dienerschaft, wie sich von selbst versteht, eilt hinaus mit Fackeln oder was sonst nöthig ist. 'Der König von 'Preußen, die Königin und das sämmtliche Gefolge empfingen ihn im 'Schloßhof, da die "Gemächer" gleicher Erde sind. Sobald er den 'König und die Königin begrüßt hatte, ward ich ihm vorgestellt. Er 'umarmte mich und sagte, zur Königin gewendet: "Eure Tochter ist sehr 'groß für ihr Alter!" Er gab der Königin seine Hand und führte sie 'in ihr Gemach, wohin Alle folgten. Sobald ich hineintrat nahm er ein 'Licht und besah mich von Kopf bis Fuß. Ich stand bewegungslos wie 'eine Statue und war sehr außer Fassung gebracht. All dies ging vor 'sich, ohne daß er ein Wort sprach. Nachdem er mich so besichtigt hatte, 'wendete er sich zu meinem Bruder, den er viel liebkoste und sich eine 'gute Weile mit ihm amusirte.' Ein hübscher kleiner Enkel dies, Eure

Majestät, — einige geschichtliche Zukunft in Diesem etwa, sollten Sie meinen? 'Ich', sagt Wilhelmine, 'nahm die Gelegenheit wahr, um da- 'von zu schlüpfen,' — in der Hoffnung zu entkommen, was mir aber nicht gelang, indem die Königin es bemerkt hatte.

'Die Königin winkte mir, ihr zu folgen, und ging in ein anstoßen- 'des Gemach, wo sie sich die Engländer und Deutsche von König Georg's 'Gefolge der Reihe nach vorstellen ließ. Nach einigem Gespräch mit die- 'sen Herren entfernte sie sich und ließ mich zurück, sie zu unterhalten, 'indem sie sagte: "Sprechen Sie englisch mit meiner Tochter, Sie wer- 'den finden, daß sie es gut spricht." Ich fühlte mich viel weniger ver- 'legen, nachdem die Königin weggegangen war, und ein wenig Muth 'schöpfend, knüpfte ich ein Gespräch mit den Engländern an. Da ich 'ihre Sprache wie meine Muttersprache redete, zog ich mich ziemlich gut 'aus dem Handel, und Alles schien entzückt von mir. Sie lobten mich 'bei der Königin, sagten ihr, ich hätte ganz das englische Air, und sei 'dazu gemacht, dereinst ihre Souverainin zu werden. Das wollte viel 'sagen von ihnen, denn diese Engländer dünken sich so viel vornehmer 'als Andere, daß sie sich einbilden, ein großes Compliment zu machen, 'wenn sie sagen, man habe englische Manieren.

'Ihr König' (mein Großpapa) 'hatte spanische Manieren, sollte 'man sagen: so außerordentlich gravitätisch war er, und sprach kaum mit 'Jemandem. Er grüßte Madame Sonsfeld' (meine unschätzbare dreimal- 'theure Gouvernante) 'sehr kalt, und frug sie: "Ob ich immer so ernst 'sei, und ob meine Gemüthsart melancholisch?" "Nichts weniger als 'das, Sire," antwortete Jene, "aber der Respect vor Ew. Majestät 'hält sie von ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit zurück." Er schüttelte mit 'dem Kopf und erwiderte nichts. Der Empfang, den er mir gegeben, 'und diese Frage, die mir zu Ohren kam, schreckten mich so ab, daß ich 'nie den Muth hatte, mit ihm zu reden' — ward von Großpapa blos 'mit einem Lichte besichtigt.

'Endlich ging man zur Tafel, wo dieser ernste Souverain noch im- 'mer stumm blieb. Vielleicht hatte er recht, vielleicht unrecht; aber mir 'däucht, er folgte dem Sprichwort: Besser den Mund halten, als schlecht 'sprechen. Nach der Mahlzeit fühlte er sich unwohl. Die Königin wollte 'ihn überreden, die Tafel zu verlassen; sie wechselten eine gute Weile 'Complimente darüber, endlich aber warf sie ihre Serviette hin und stand 'auf. Der König von England stand natürlich auch auf, fing aber an 'zu taumeln; der König von Preußen sprang herzu, ihm beizustehen, die 'ganze Gesellschaft drängte sich um ihn; aber es nützte nichts: er sank 'auf seine Kniee, während seine Perücke auf eine Seite fiel und sein 'Hut' (oder wenigstens sein Haupt, Madame!) 'auf die andere. Sie 'streckten ihn sanft auf den Boden, wo er eine gute Stunde ohne Be- 'wußtsein blieb. Die Mühe, die man sich gab, brachte seine Sinne nach 'und nach endlich wieder zurück. Die Königin und der König' (von Preußen) 'waren unterdessen in Verzweiflung. Viele haben geglaubt, 'dieser Anfall sei der Vorbote des Schlagflusses gewesen, der nachher

12. Oktober 1723.
'folgte' — in vier Jahren von diesem Datum, und der Seine Majestät auf eine sehr düstere Weise hinwegraffte.

'Man drang inständig in ihn, sich nun zur Ruhe zu begeben,' fährt Wilhelmine fort; 'aber er wollte durchaus nicht. Er führte die 'Königin hinaus und that die übrigen Ceremonieen, der Regel gemäß; 'hatte eine sehr schlimme Nacht, wie wir unter der Hand erfuhren;' — beharrte stoisch, nichtsdestoweniger, als ein gekrönter König, der dazu verpflichtet. Er hielt stoisch noch vier oder drei Tage der Festlichkeiten, des Merkwürdigkeitenbesehens, sogenannten 'Vergnügens' aus, — sah, unter anderen Sehenswürdigkeiten, den kleinen Fritz zu Berlin seine Cadetten exerciren, — und am vierten Tag (am 12. Oktober 1723, so meint Wilhelmine) 'unterzeichnete er den Doppelheirathsvertrag', da der englische Townshend und die preußischen Minister 'alles abgemacht hatten'.[1]

'Unterzeichnete den Vertrag', meint Wilhelmine, 'da Alles abgemacht war.' Was ein Irrthum von Seiten Wilhelminen's ist. Abgemacht war viel oder Alles durch Townshend und die Uebrigen: aber ehe man unterschrieb, war das Parlament in Kenntniß zu setzen, gab es Formalitäten, Zeitaufwand; zwischen den Becher und die Lippe drängt sich mancherlei; — und die traurige Thatsache ist, der Doppelheirathsvertrag ist niemals unterzeichnet worden! — Indessen, da nun Alles abgemacht, fertig zum Unterzeichnen ist, reiste Seine Majestät am folgenden Morgen wieder nach der Göhrde ab, um zu versuchen, ob etwas Weidwerk möglich.

Diesen authentischen Blick, einen der wenigen, die man hat, von ihrem ersten constitutionellen König mögen englische Leser würdigen, wie sich gehört. Die gethane Handlung bewies sich entsetzlich wichtig für unseren kleinen Freund, seinen Enkel, und wird uns viel angehen!

Dergestalt jedenfalls ward der Doppelheirathsvertrag in Ordnung gebracht bis auf's Unterzeichnen, — ward so gut wie unterzeichnet angesehen. Es war in der Zeit, da der Czar Peter sich rüstete, Schweden zu verbrennen; da 'Wood's Heller' (zum Besten Ihrer Unschicklichen Gnaden von Kendal, der mageren Quasi-Gemahlin, 'Maibaum' oder Hopfenstange genannt, welcher das Geld ausgegangen war, wie das ihr häufig geschah) eben daran waren anzufangen in Irland zu klappern;[2] da Law's

[1] Wilhelmine: Mémoires de Bareith I. 83. 87. — In Coxe (Memoirs of Sir Robert Walpole, London, 1798) II. 266. 272. 273. finden sich einige schwanke Andeutungen, von Townshend, über diese berliner Reise.

[2] Coxe (I. 216. 217. und fülle die Daten aus). Walpole an Townshend, 13. Oktober 1723 (das. II. 275). Die 'Drapier's Letters' gehören ins Jahr 1724.

Seifenblasen-'System', zerplatzt, ins Chaos zurückgefallen war; da Dubois, der unsägliche Cardinal, endlich gestorben, und d'Orleans, der unsägliche Regent, unerwartet auf dem Punkte stand, zu sterben, — erstaunlich sodom- und gomorraartig.[1] Zu geschweigen andere dämmerige oder schmähliche Phänomene fauler Gährung, die in dem armen umnachteten verrotteten Europa hie und da an den Tag kamen, oder sudelig aufsprudelten; — da diese hinreichen, den Vorgang für uns zu datiren, und von einer solchen Epoche ist, was nicht an unseren Fritz und seinen Dingen haftet, angenehmer für uns zu vergessen als zu erinnern.

Hiermit ist der Königin Sophie Dorothea, für jetzt, eine große Last vom Herzen genommen. Hat sie doch eine, und zwar die vornehmste, ihrer nun seit vierzehn Jahren gehegten und gepflegten, abstrusen Unterhandlungen zu einem siegreichen Ausgange geführt, — nicht wahr? Ihre arme Mutter, einst so strahlend, jetzt so düster und zornvoll im Schloß Ahlden sitzend, billigt ihres Theils diese Heirath nicht; — denn freilich ist Uebel allen hannöverschen Interessen nun hauptsächlich ihr Gut, arme Dame! und sie wird mit jedem Tage mehr zur Megäre. Mit ihr hat Sophie Dorothea ihre eigenen Schwierigkeiten und abstrusen Händel; sucht aber allezeit, unter siebenfachem Geheimniß, einen Faden brieflichen Verkehrs und pietätischer kindlicher Handreichung zu unterhalten, damit die arme erbitterte Mutter, unglücklichste und aufgebrachteste der Frauen, nicht ganz von der Verwandtschaft mit den Lebendigen abgeschnitten sei, sondern ein sanfter Hauch des Mitleids ihr brennendes Herz mitunter kühle.[2] Eine dunkle Tragödie Sophien's, dies; die Blaubartkammer ihres Gemüthes, in die kein menschliches Auge, als das ihre, je hineinblicken darf.

Prinzessin Amalie kommt auf die Welt.

In Bezug auf die Königin Sophie, und chronologisch, wenn nicht sonst, mit dem Doppelheirathsvertrag zusammenhängend, will ich noch Eins erwähnen. Ihrer Majestät Befinden war den ganzen Sommer über in einem schwankenden Zustande gewesen; es hatten sich unerklärbare Symptome in Ihrer Majestät Constitution gezeigt, Mattigkeiten, Uebelkeiten, insbesondere eine Neigung zum Schwellen oder Zunehmen an Umfang; was ihre

[1] 2. Dezember 1723: Barbier, Journal Historique du Règne de Louis XV. (Paris, 1847), I. 192. 196. Lacretelle: Histoire de France, 18me siécle etc.

[2] In Memoirs of Sophia Dorothea (London, 1845) II. 385. 393, sind gewisse Bruchstücke dieser Correspondenz, 'redactirt' zum Erstaunen.

Aerzte und sie irre gemacht und beunruhigt hatte. Friedrich Wilhelm hatte, beim Abschluß des Heirathsvertrages, mit seinem Schwiegervater, dem britanischen Georg, verabredet, ihn in der Göhrde zu besuchen und eins mit einander zu jagen. Am 8. November, vor dem Schlafengehen, küßte er seine Wilhelmine und die Anderen zum Abschied, da er vorhatte, sich am folgenden Morgen in aller Frühe auf den Weg zu machen: — lange Reise (ungefähr an die dreißig Meilen) ganz in einem Tag zurückzulegen. Mitten in der Nacht ward Königin Sophie von einer schrecklichen Kolik überfallen, — von Kolikschmerzen, oder wer weiß was; — Friedrich Wilhelm wird geweckt, steht in größter Unruhe auf, Niemand da als die Mägde und er, Hülfe zu leisten; und die Kolik, oder was es immer sein mag, wird immer schrecklicher.

Kolik? O arme Sophie, es ist Kreißen und keine Kolik; und eine gescheidte junge Prinzessin ist plötzlich das Resultat! Friedrich Wilhelm und die Magd die einzigen Hebammen; Mutter und Kind befinden sich nichtsdestoweniger im besten Zustande. Friedrich Wilhelm reiste nicht am Morgen, sondern den Tag darauf ab; brach dann und wann in lautes Gelächter über die Rolle, die er gespielt, aus, und war lustig und guter Dinge. Wieso die erfahrene Sophie, deren zwölftes Kind dies ist, sich so verrechnen konnte, ist unerklärlich; aber die Thatsache steht fest, und gab den Hofzirkeln zu reden und zu lachen.[1]

Die eben so geborene gescheidte kleine Prinzessin ist müßigen Lesern dem Namen nach bekannt. Sie ward Amalia getauft, und wir werden in kommender Zeit von ihr hören. Aber da war, wie die Leihbibliotheken noch kund thun, ein gewisser prahlhafter Schreier von der histrionisch-heroischen Sorte, Freiherr von Trenck mit Namen, windig, unbesonnen und nicht ohne Lügenhaftigkeit, der gesucht hat, sie mit seinem eigenen überschwenglichen und nicht unverdienten Mißgeschick in Verbindung zu bringen; dergestalt der armen Prinzessin einen traurigen Ruf an den Hals deutend. Wofür, wie es sich nun herausstellt, nicht der entfernteste Grund da war! Höchst verdammlicher Trenck; — welchen jedoch Robespierre zuletzt guillotinirte, und somit diese Rechnung und andere abtrug.

Von Dorothea's zwölf Kindern, einschließlich dieser Amalia, sind zur Zeit acht am Leben, zwei Knaben, sechs Mädchen, und nach Amalia kommen noch zwei Knaben hintereinander: zehn in Allem, die zu Männern und Frauen heranwuchsen. Von denen

[1] Pöllnitz II. 199. Wilhelmine I. 87. 88.

ich wohl eben so gut hier eine Liste folgen lassen mag, nun da der älteste Knabe und das älteste Mädchen versorgt werden sollen, und damit das Capitel schließe.

Friedrich Wilhelm's zehn Kinder.

Verehlicht mit Sophie Dorothea am 28. November 1706.

Ein kleiner Prinz, geb. am 23. November 1707, starb nach sechs Monaten. Darauf kam

1. Friederike Sophie Wilhelmine, schließlich Markgräfin von Baireuth, nach seltsamen Heirathsvertrags-Abenteuern. Schrieb daselbst ihre Mémoires um 1744. Von welcher wir viel hören werden. Hinterließ eine Tochter, ihr einziges Kind; Tochter schlecht verheirathet an 'Karl, regierenden Herzog von Württemberg' (Schiller's berufene Durchlauchtige Hoheit daselbst), von dem sie sich trennen mußte u. s. w., mit Aergerniß genug in kommender Zeit.

Nach Wilhelmine, in der Familienreihenfolge, kam ein zweiter Prinz, der in elf Monaten starb. Dann, 24. Januar 1712,

2. Friedrich.

Nach welchem (1713) eine kleine Prinzessin, die in wenigen Monaten starb. Und dann

3. Friederike Luise, geb. am 28. September 1714, gegenwärtig ungefähr neun Jahre alt. Markgräfin von Ansbach 30. Mai 1729, Wittwe 1757. Ihr einziger Sohn, geb. 1736, war der 'Ansbach' der Lady Craven. Friederike Luise starb am 4. Februar 1784.

4. Philippine Charlotte, geb. am 13. März 1716; ward Herzogin von Braunschweig (ihr Gemahl war ältester Bruder des im Siebenjährigen Krieg in England so berühmten "Prinzen Ferdinand"); ihr Sohn war der Herzog, der im Jahre 1792 Frankreich invadirte, und tragisch zu Grunde ging bei der Schlacht von Jena 1806. Die Mutter lebte bis 1801; verwittwet seit 1780.

Nach welcher, im Jahre 1717, abermals ein kleiner Prinz, der innerhalb zweier Jahre starb (unser Fritz damals sieben, — wahrscheinlich das erste Mal, daß der Tod praktisch in seinen kleinen Gedanken in dieser Welt vor ihn trat); alsdann:

5. Sophie Dorothea Maria, geb. am 25. Januar 1719; Markgräfin von Schwedt 1734 (ältester Markgraf von Schwedt, obengedacht als ein Kamerad des Kronprinzen). Ihr Leben nicht sehr glücklich; sie starb 1765. Hinterließ keinen Sohn (Schwager succedirte, letzter der schwedtischen Markgrafen): ihre Tochter, verheirathet mit Prinz Friedrich Eugen, einem preußischen Offizier, Nachgeborenem von Württemberg und schließlich Erbe dort, ist Stammmutter der jetzigen württembergischen Souverainitäten und auch (durch eine ihrer Töchter, mit Paul von Rußland verheirathet) des sämmtlichen Czarenstammes unserer Zeit.[1]

[1] Preuß IV. 278. Erman: Vie de Sophie Charlotte p. 272.

6. Luise Ulrike, geb. am 24. Juli 1720; heirathete Adolf Friedrich, Erbprinz, nachherigen König von Schweden, 17. Juli 1774; Königin (da er succedirte) 6. April 1751; Wittwe 1781; Mutter der nachherigen Könige; ihr Enkel der Abgesetzte.[1] Starb 16. Juli 1782.

7. August Wilhelm, geb. am 9. August 1722; Erbprinz nach Friedrich (von Friedrich als solcher erklärt am 30. Juni 1744); Vater der Könige, die seitdem gefolgt. Er selber starb in traurigen Umständen, wie wir sehen werden, am 12. Juni 1758.

8. Anna Amalia, geb. am 9. November 1723, — in der Art, wie wir gesehen.

9. Friedrich Heinrich Ludwig, geb. am 18. Januar 1726; — der berühmte Prinz Heinrich, von dem wir hören werden.

10. August Ferdinand, geb. am 23. Mai 1730: ein glänzender Soldat unter seinem Bruder, voller Geist und Talent, aber von schwächlicher Gesundheit; — war Vater des "Prinzen Louis Ferdinand" (einer tragischen Mißlungenheit von etwas Bedeutendem; der in Liberalismus, Witz, romantischen Sentimenten, Luxus und Schwelgerei aufging, sehr zur Bewunderung mancher Leute; und zuletzt verzweifelt auf die Franzosen losstürmte, und zur schließlichen Ruhe kam [10. Oktober 1806], vier Tage vor der Schlacht von Jena.)

Zweites Capitel.

Ein Kaiser, der nach Schatten jagt.

Der Doppelheirathsvertrag ist fertig zum Unterzeichnen, bis auf die nöthigen parlamentarischen Präludien. Der Vertrag ist unterzeichnet, meint Wilhelmine, — indem sie die Entfernung zwischen Becher und Lippe vergißt! — Was das Unterzeichnen betrifft, oder selbst das Verbrennen und Aufgeben des Gedankens an das Unterzeichnen, so sind wir leider noch sehr weit davon! Kaiserliche Spukjagden und die Politik der mehrsten europäischen Cabinette werden sich daran anknüpfen, und es weit genug in die Irre schicken, — verloren in einem solchen Gestrüppe von Intriguen, Pfiffen, Verräthereien, in- und ausländischen Diplomatenstreichen, wie dergleichen noch nie zuvor den Lauf der Liebe umstrickt.

Welche weitläuftige Cabinetsoperationen insgesammt, die gegenwärtig Geviertmeilen von Papier bedecken, — da sie nichtsdestoweniger nach zehnjähriger Bemühung schlechterdings in Null

[1] Oertel S. 83. Hübner Taf. 91. 227.

endigten, — sogar für die Handhaber derselben von keinem Werth waren; und sind von weniger als Keinem für irgend einen Sterblichen nun und forthin. So daß es ein Problem für die Geschichte wird, wie damit zu verfahren. Sie Stumpf und Stiel zum Fenster und zum Gedächtniß hinauszuwerfen, auf daß niemals wieder die Rede davon sei: Das ist offenbar was die Natur darüber eingiebt; — und das, wäre nicht unser Kronprinz und ein oder zwei Andere dabei im Spiele, wäre der Weg, den wir, o wie freudig! einschlügen. Ist doch wahrlich die sogenannte "Politik von Europa" jener Zeit überhaupt ein Ding, das der gegenwärtige Herausgeber von ganzer Seele auf alle Ewigkeit vergessen möchte! 'Faule Gährung', die, nachdem man viel üblen Geruch ausgehalten, für dich und für alle Welt, sogar für die faulenden Körper selbst, in bloßer Null endigt: — welcher verständige Herausgeber möchte sich gern mit so was befassen? Es sind das die Felder der Geschichte, welche, sobald als immer menschenmöglich, zu unterdrücken sind, welche nur Mephistopheles, oder der üble Genius der Menschheit, mit Vergnügen betrachten kann.

Suchen wir, hie und da, die hauptsächlichen Gipfel jenes intricaten, äußerst leeren, traurigen Geschäftes, — das wirklich einstmals eine Thatsache in dem praktischen Europa, nicht der bloße Alp von eines Advokaten Traum war, — obenhin zu berühren; und, so weit als unerläßlich, anzudeuten, wie der junge Friedrich, Friedrich's Schwester, Vater, Mutter bedrängt und wie ihnen beinah das Herz abgedrückt und der Tod bereitet worden, durch dasselbe.

Kaiserliche Majestät gegenüber dem Utrechter Vertrag.

Kaiser Karl VI., Haupt des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation zu dieser Zeit, war ein Mann schön von Ansehen, dessen Leben voller Kosten, Unbestand, schaler Mühe und Abenteuer, wenig fruchtete in dieser Welt, und sich eher als eine mühselige Nichtigkeit beschreiben ließe. Er war der zweite Sohn jenes kleinen Leopold's, des solennen kleinen Herrn in rothen Strümpfen, der der Plagen, Schrecken und Laufereien so viel gehabt mit den belagernden Türken, befreienden Sobieski's, raublustigen Vierzehnten Ludwigen; und der zuletzt in einem Meer von nichtiger Mühe, was sie den spanischen Erbfolgekrieg heißen, endigte.

Dieser Karl, der zweite Sohn, war in jenem nichtigen Handel zum "König von Spanien" ernannt worden; und er

begab sich auch mit vieler Sublimität, wiewohl innerlich in einer verarmten Lage, nach Spanien, — unterwegs in England landend, um sich Geld zur Ausstaffirung zu holen; — kam an in Spanien, und trieb sich da als Titularkönig, mit den fechtenden Peterborough's, Galway's, Stahremberg's, etliche Jahre herum; kam aber auf keinen grünen Zweig dort, weder er, noch seine Peterborough's. Endlich, da Bruder Joseph, Vater Leopold's Nachfolger, mit Tod abgegangen war,[1] kam Karl von Spanien heim, um Kaiser zu werden. Und er hätte weise daran gethan, zu dieser Zeit das spanische Titularkönigthum aufzugeben; denn sein Daranhängen brachte ihm nie was und wird ihm nie was bringen, als nichtige Mühe. Er hing daran nichtsdestoweniger, und hängt noch immer daran zu diesem Datum von Georg's Besuch und lange hernach, mit merkwürdiger Hartnäckigkeit. Menschen und Völkern zum Wehe: Strafe, ohne Zweifel, für seine Sünden und ihre! —

Kaiser Karl war außer sich vor Erstaunen und Entrüstung als die Engländer müde waren, für ihn und das Ding zu fechten. Als die Engländer zu ihrem großen Marlborough sagten: "Genug, Du erbärmlicher Marlborough! Du hast zwar Ludwig XIV. auf unser Begehren geschmeidig wie Waschleder geschlagen, und das mag allerdings seine Schwierigkeiten gehabt haben: aber zuletzt wollen wir doch lieber das Ding gerade so haben, wie es ohne Fechten gewesen wäre. Du also, zu was taugst Du? Du bist Einer — , den wir wie Kehricht hinausschmeißen, nun da unsere Einsicht zurückgekehrt, und des gemeinen Diebstahls beschuldigen. Geh zum — !" —

Nichts hatte Kaiser Karl je so verdrossen und erstaunt, als diese Behandlung, — nicht Marlborough's, auf den er blos Rücksicht nahm wie er auf ein Paar Militairstiefel oder ein Sattelpistol von Extraqualität Rücksicht genommen haben würde, wegen des Nutzens, der von ihm zu ziehen, — sondern Kaiser Karl's allerhöchsten Selbsts, des Herzen und Brennpunkts der politischen Natur; in solche Lage versetzt, nun da die filzigen Engländer und Holländer es ablehnten, Blut und Geld länger für ihn herzugeben. "Undankbare, filzige, unbegreifliche Seelen", antwortete Karl, "hat es je seit den christlichen Urzeiten einen solchen Märtyrer gegeben, wie ihr nun aus mir gemacht habt!" So antwortete Karl, in diplomatischem Gestöhn und Geschrei, nach allen Enden Europa's hin. Aber die verstockten Engländer und Alliirten, durch und durch müde des Bezahlens und Blu-

[1] 17. April 1711.

tens, kehrten sich nicht daran; schlossen ihren Utrechter Frieden [1] mit Ludwig XIV. ab, der nun geschmeidig geschlagen war, und nach einem Jahre ärgerlicher Proteste und nichtiger Versuche, auf eigene Rechnung mit Ludwig zu schlagen, ward Karl genöthigt, ein Gleiches zu thun. Er hat die spanische Krone verloren, hält aber noch den Schatten davon fest; will den nicht fahren lassen, wenn er anders kann. Er jagt viel, verdauet gut; ist ein sublimer Kaiser, wiewohl innerlich an Geld entblößt, und trägt den Kopf hoch, und dünkt sich, in einigen Phasen seines Lebens, ein Märtyrer und vielduldender Mensch.

Kaiserliche Majestät hat glücklich geehlicht.

Bald nach der Zeit, da er nach Spanien ging, hatte Kaiser Karl eine Ehegemahlin für nothwendig erachtet. Er bewarb sich um Karoline von Ansbach, die jetzige englische Prinzessin von Wales, damals aber eine verwaiste brandenburgisch-ansbachische Prinzessin, sehr schön, graziös, begabt, und gänzlich unversorgt, die zu Berlin unter der Vormundschaft Friedrich's, des ersten Königs, lebte. Ihre junge Mutter hatte sich wieder verehelicht, — hoch genug (mit Kursachsen, dem älteren Bruder August's des Starken, August damals ohne Aussicht auf das Kurfürstenthum); — aber es dauerte nur kurz: Karoline's Mutter und der sächsische Stiefvater waren Beide schon lange todt nun. Und so lebte sie zu Berlin, brillant, wiewohl unausgesteuert; — wo der rauhe Bursche Friedrich Wilhelm ihr viel nachging, leidenschaftlich ihr getreu wie das Bête der Belle; auf den sie, außer als einem ihr loyal ergebenen Burschen, keine Rücksicht nahm, da sie fünf Jahre älter war, als er. [2] Die dürftige lichte Karoline, eine junge Dame von edlen adlerhaften Zügen und Geist, erhielt den Antrag, Königin von Spanien zu werden; der Freier ein schöner Mann, der sogar einmal Kaiser werden durfte. Die dürftige lichte Karoline antwortete mit eins: nein. Sie war niemals sehr orthodox in der protestantischen Theologie; konnte sich aber mit nichten dazu verstehen, Gewinnes und Ehrgeizes halber zum Papismus überzutreten: dessen sei allezeit zu Karoline's Ehren gedacht.

Die spanische Majestät wendete sich zunächst an Braunschweig-Wolfenbüttel; kein Mangel an Prinzessinnen da: Prinzessin Elisabeth zum Beispiel; protestantisch auch sie, doch vielleicht etwa nicht so spröde? Der alte Anton Ulrich, den einige Leser

[1] Frieden von Utrecht 11. April 1713, von Rastatt (auf die Präliminarien von Baden folgend) 6. März 1714.
[2] Förster I. 107.

durch die müßigen Bücher, langwierige Romane vornehmlich, die er geschrieben, kennen, war der Großvater dieser beehrten Prinzessin; ein gutmüthiger alter Herr, von der müßigen nur Staat machenden Gattung, in dessen Kopf wahrscheinlich die meisten Dinge in Vocabeln, Kritzelei und Sentimentalität aufgegangen waren; und in dem, als sehr real, nur eine stetige innere Gravitation nach Lob und Pudding wahrnehmbar war. Anton Ulrich, mehr oder weniger beleidigt über die außerordentliche Erhöhung des Gentleman Ernst und der hannöverschen oder jüngeren braunschweigischen Linie, war sehr froh über den kaiserlichen Antrag, und überredete seine schüchterne Enkelin, die auch ehrgeizig, aber nicht ohne Gewissensangst war: Daß der Wechsel von Protestantisch zu Katholisch, indem das Wesentliche in beiden auf eins hinauslaufe, eine bloße Kleinigkeit sei; daß er selber, alt wie er wäre, ganz gern mit ihr den Wechsel mitmachen wolle, so was Leichtes sei es. Darauf that denn die junge Dame den großen Sprung, schwor ihren Glauben ab;[1] — ging nach Spanien als Königin (sehr zum Nachtheil ihres Teints, aber sonst mehr oder weniger mit gutem Erfolg); — und sitzt nun als Kaiserin neben ihrem Karl VI., in einer hinlänglich grandiosen, muthmaßlich ein wenig langweiligen, aber nicht besonders unglücklichen Weise.

Sie, eine braunschweigische Prinzessin, mit Neffen und Nichten, die uns noch angehen dürfen, ist Kaiser Karl's Kaiserin: meines Wissens, eine gütige einfache Gemahlin und untadelige souveraine Majestät von der beliebten Sorte, — derer wir uns erinnern müssen, wenn wir ihr eines Tages wieder begegnen. Ich füge nur noch im Betreff dieser armen, für mich durch eine Tochter, die sie hatte, ausgezeichneten Dame hinzu, daß sie noch immer einigen Scrupel hegte wegen des großen Sprunges, den sie im protestantisch-papistischen Felde gethan. Als sie fand, daß Anton Ulrich noch immer beim Protestantismus beharrte, schrieb sie ihm aus Spanien: — "Warum, o verehrtester Großpapa, haben Sie nicht gethan, wie Sie versprochen? Ach, es muß am Ende doch ein Fleck von Todsünde daran haften!" Worauf der absurd situirte alte Herr wirklich seine Religion wechselte; und ist in allerhand Genealogien und Geschichten als ein Convertit bezeichnet, — wahrlich ein alter literarischer, herzoglicher und durchlauchtiger Herr dem Busen der Kirche wiedergegeben, auf eine etwas eigenthümlich lächerliche Weise.[2] — Doch zu unserer Sache zurück.

[1] 1. Mai 1707 zu Bamberg.
[2] Michaelis I. 131.

Kaiserliche Majestät und die Xantippe von Spanien.

Seit der Zeit des Utrechter Friedens, da England und Holland es ablehnten, ferner für ihn zu bluten, namentlich seit seinem eigenen, das Jahr darauf mit Ludwig geschlossenen Rastadter Frieden, hatte Kaiser Karl gänzlich allen Halt an der spanischen Krone verloren, und es stand ihm nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit bevor, diese schimmernde Substanz je wieder zu fassen. Aber er hielt an dem Schatten davon mit schrecklicher habsburgischer Zähheit fest, weigerte sich zwanzig Jahre lang, unter jederlei Druck, den Schatten fahren zu lassen: "Der spanisch-habsburgische Zweig ist todt; und ich also, vom östreichischen Zweig, der einzige Stellvertreter Karl's des Fünften, beanspruche ich nicht, kraft Himmelsgesetz, Alles, was er in Spanien besessen hat, kraft desselben Gesetzes? Schlachten von Hochstädt, von Malplaquet, Hofintriguen der Mistriß Marsham und der Herzogin von Marlborough: die mögen Utrechter Verträge, und was ihr irdische Gesetze nennt, herbeiführen; — aber ein habsburgischer Kaiser kennt höhere Gesetze, wenn ihr auch tausend Utrechter Verträge schließt; und kraft dieser gehört Spanien ihm!"

Der arme Kaiser Karl: er hatte wirklich einen hohen Gedanken in sich, wenn auch freilich einen sehr irre geleiteten. Titularkönig der Menschen, aber gewaltig verirrt in bloße träge Faselei, leere Solennität, hochmüthigen auf nichts gegründeten Stolz; ein tief in den Bodensatz seiner faulen Epoche versunkener Kaiser. Wohl war er ein stolzer hoher solenner Kaiser, von edlen Manieren, erhabenster Miene und Laune, — spanischer Gravität, Ceremonialität, Reticenz, — und hätte, auf besserem Schauplatz, sich durch Besseres hervorthun können, als durch bloße bildsäulartige Unbeweglichkeit der Haltung, würdevolles Ertragen von Langeweile und habsburgische Zähheit im Festhalten. Es dauerte bis 1735 ehe er sich, nach alle Berechnung übersteigendem Ringen und Winden, dazu verstehen konnte, den Schatten der Krone von Spanien fahren und Europa damit unbehelligt zu lassen.

Das Wesentliche von dem, was man die europäische Geschichte dieses Zeitraums nennt, eine Geschichte, wie sie ein im Geist erstorbener und nur im Magen lebendiger Zeitraum eben haben kann, dreht sich insgesammt um Kaiser Karl und dies sein Haschen nach Schatten. Was allerdings eine sehr traurige und erstaunliche Geschichte abgiebt; würdiger, Phänomene fauler Gährung zu heißen, als Kämpfe des menschlichen Heroismus für

seine Geltung auf unserem Planeten, welche letztere allein verdienen von der Menschheit als "Geschichte" berichtet zu werden.

Auf dem Throne von Spanien, neben Philipp V., dem melancholischen neuen Bourbon, Ludwig's XIV. Enkel, saß Elisabeth Farnese, ein xantippisches halsstarriges Weib, dessen ehrgeizige Gelüste an Hartnäckigkeit jenen des Kaiser Karl nichts nachgaben, und sich nicht ganz so schattenhaft bewiesen. Elisabeth verlangte gleichfalls verschiedene Dinge: Verzichtleistung auf eure (Kaiser Karl's) schattenhaften Ansprüche, ja auf mehrere wirkliche Usurpationen, die ihr und eure Verträge an den thatsächlichen Besitzungen Spaniens verübt, — das Königreich Sicilien zum Beispiel, die Niederlande zum Beispiel, Gibraltar zum Beispiel. Namentlich ist da aber eine Sache, die, bemerken wir, der Elisabeth Farnese durchaus unentbehrlich ist: die künftige Versorgung ihres theuren Knaben Carlos nämlich. Carlos, den sie als des spanischen Philipp's zweite Gemahlin Spanien und der Welt als zweiten oder nachträglichen Infanten geschenkt hat, — ein beschwerliches Geschenk für Spanien und Andere.

"Dieser theure Knabe, er muß sicherlich seine italienischen Apanagen, die ihr für ihn bestimmt habt, erhalten: die Herzogthümer Parma und Piacenza, die bald unbeerbt erledigt sein werden. Bürgschaft für diese italienischen Apanagen, einer Mutter zur Genüge: Man lasse uns mit eins spanische Besatzungen nach Parma und Piacenza bringen! Wie können wir sonst der Erlangung dieser unentbehrlichen Apanagen bei ihrer Erledigung gewiß sein?" In Betreff dieses Punktes war Elisabeth Farnese positiv, mütterlich heftig, wollte sich keine Verneinung, keinen Vorwand oder Aufschub gefallen lassen: "Laßt mich sehen, daß ich diese Herzogthümer haben werde: das zuvörderst; oder aber nicht nur das, sondern noch zahlreiche andere Dinge werden von euch gefordert werden!"

Auf der anderen Seite konnte auch der Kaiser, der seine Herzogthümer lieb hatte und immer noch hoffte, sie durch irgend eine Wendung des Spieles zu behalten, sich niemals entschließen, den Punkt nachzugeben. Darauf wurde Elisabeth immer xantippischer, gab wilden Rathschlägen Gehör, nahm einen Alberoni, einen Ripperda, jeden Landläufer von diplomatischen Bullenbeißer, auf, und ließ sie auf den Kaiser und ihre übrigen Widersacher los. Zum Schrecken der Menschheit, bange vor einem allgemeinen Krieg. Sie hielt den Kaiser in Spannung, die Menschheit in Angst, und an zwanzig Jahre lang schwebte fortwährend ein panischer Schrecken über Europa, daß der Krieg eben ausbräche und die ganze Welt Feuer finge. Die sogenannte

Geschichte von Europa schaukelte von einer Seite auf die andere, entsetzlich hin und her schwankend je nach den Stößen und Ausfällen, die diese zwei Riesengestalten, kaiserliche Majestät und die Xantippe von Spanien, auf einander thaten, — zwanzig Jahre lang und länger, bis erst das Duell zwischen ihnen entschieden war.

Dennoch kam es zu so gut wie keinem Kriege, zweimal sprühete der Krieg ein Wenig, — 1718, Byng zu Messina, wie wir sahen, und dann, 1727, ein zweites Sprühen, wie wir sehen werden: — aber die Nachbaren liefen allemal mit Eimern herbei und dämpften es. Kein Krieg der Rede werth, aber ein solches Negociren, Diplomatisiren, allgemeines Hoffen, allgemeines Fürchten, und unendlicher Lärm um nichts, dergleichen man selten gehört hat. Denn außer Friedrich Wilhelm, der seine 50,000 Mann (80,000 nachgerade, und allmälig das Doppelte jener Zahl) einübt, sehe ich kein gekröntes Haupt in Europa, das nicht, mit unermeßlichem Apparat, simpel nichts thut. Ach, in einem Zeitalter der allgemeinen Untreue gegen den Himmel, wo die himmlische Sonne gesunken ist, begeben sich seltsame Spukjagden. Ein Factum, das Beherzigung verdient. — Zwanzigjähriges Duell mit Elisabeth Farnese wegen der Eventualitäten von Parma und Piacenza, und des Schattens der verlorenen Krone von Spanien; das war der erste große Spuk von Kaiser Karl's Dasein, war aber nicht der einzige.

Kaiserlicher Majestät pragmatische Sanction.

Indessen waren dem Kaiser Karl die Erben knapp; was eine fernere wirkliche Sorge für ihn ausmachte, und ihn in vieles Schattenjagen verwickelte. Seine Gemahlin, die gedachte durchlauchtige braunschweigische Kaiserin, schenkte ihm zwar endlich Kinder, schenkte ihm einen Knaben sogar; aber der Knabe starb binnen Jahresfrist, und im Ganzen blieben nur zwei Töchter, Maria Theresia die älteste derselben, geboren 1717, — das hübschste Mädchen von der Welt, — kein Sohn, Kaiser Karl zu beerben. Unter diesen Umständen brachte Kaiser Karl nun, im Jahre 1724, eine Urkunde zu Tage, die er insgeheim bereits 1713, mit dem bloßen Mitwissen seiner Geheimräthe und anderer officieller Zeugen, ausgestellt hatte,[1] und publicirte sie feierlich der Welt als eine Sache, von der alle Menschen Kunde zu nehmen hätten. Wohl hatten alle Menschen Kunde genug von diesem kaiserlichen Stück Schafshaut, ehe sie, dereinst in fünfundzwanzig Jahren, damit

[1] 19. April 1713 (Stenzel III. 522).

fertig wurden.[1] Eine sehr berühmte pragmatische Sanction, anjetzo publicirt der Welt zum Trost!

Vermöge welcher Urkunde Kaiser Karl, kraft der ihm innewohnenden Machtvollkommenheit, förmlich bestimmt und festgesetzt hat, in der Form einer sogenannten pragmatischen Sanction, oder unabänderlichen Gesetzes in seinem kaiserlichen Hause: 'Daß, in 'Ermangelung von Mannserben, seine Töchter succediren sollten, 'die älteste zuerst, in Ermangelung von Töchtern, seine Nichten, 'und mit einem Wort, daß weibliche Erben, nach dem Grade 'ihrer Blutverwandtschaft mit Kaiser Karl, und nicht mit frü'heren Kaisern, zählend, eben so gut sein sollen als leibliche 'Mannserben Kaiser Karl's gewesen sein würden.' Eine pragmatische Sanction ist der hohe Name, den er diesem Instrument, oder dem Act, den es darstellt, giebt, indem 'pragmatische Sanction', in der kaiserlichen Kanzlei und in einigen anderen, der herkömmliche Titel ist für Gesetze von sehr unwiderruflicher Natur, die ein Souverain in Dingen erläßt, die nur ihn selber, oder was er als seine eigenen Rechte betrachtet, angehen.[2]

Diese pragmatische Sanction Kaiser Karl's, ausgestellt 19. April 1713, ward 'nach und nach', nun hier dann dort, von 1720 bis 1724[3] promulgirt, — in welch letzterem Jahre sie allgemein bekannt und allen Höfen und Souverainitäten zugesandt wurde, als ein unabänderliches Gesetz kaiserlicher Dinge. Somit hofft der gute Mann, daß seine schöne kleine Theresia, die nun sieben Jahre zählt, ihm in den östreichischen Staaten und Würden nachfolgen solle, gerade wie ein Sohn, und daß unberechenbarem Schaden, Kriegen und Veranlassungen zu Krieg vorgebeugt sei, für sein Haus und für die ganze Welt.

Die Welt, die nicht an Morgen glaubt, in ihrer lässigen Art, war nicht hinlänglich aufmerksam auf dies neue Gesetz der Dinge. Einige, die es persönlich anging, wie die sächsische Souverainität, und die bayerische, stellten die Gerechtigkeit desselben in Abrede: erinnerten den Kaiser, daß er nicht der Noah oder Adam der Kaiser wäre, und daß der Casus weiblicher Erben nicht gänzlich ein neuer Gedanke auf Schafshaut sei. Nein; es giebt ältere pragmatische Sanctionen und Bestimmungen, von

[1] Frieden von Aachen 1748.

[2] Eine nur selten vorkommende Acte, wie es scheint, und um so solenner daher. Karl VI. von Frankreich bewilligt, 1438, der Gallicanischen Kirche ihre Freiheiten durch eine 'Sanction Pragmatique'; Carlos III. von Spanien (1759 das Königreich beider Sizilien auf seinen dritten Sohn übertragend) stellt ebenfalls eine aus, — welche das letzte Beispiel einer 'pragmatischen Sanction' in dieser Welt ist.

[3] Stenzel III. 522. 523.

früheren Kaisern hochseligen Andenkens, vermöge derer, wenn Töchter an die Reihe kommen sollen, wir, Nachkömmlinge kaiserlicher Töchter älteren Geblüts, mit drein zu reden haben werden! — Darauf antwortet Kaiser Karl standhaft, mit endlosen Rechtsausführungen, daß jeder Kaiser ein Patriarch und Urmensch sei in solchen Dingen, und daß es so von ihm pragmatisch sanctionirt worden, und so solle und müsse es unwiderruflich sein und bleiben. Die übrigen Mächte und lässigen unparteiischen Souverainitäten der Welt, überhäufte er mit Gesandtschaften, mit dringenden Vorstellungen, und ließ sich keine Mühe verdrießen, sie zu überzeugen, daß sicherlich Morgen kommen würde, und daß es alsdann ein Heil sein würde, diese pragmatische Sanction anerkannt und als ein Naturgesetz vorliegen zu haben, um sich daran zu halten und unabsehbare Controversen zu vermeiden.

Dies war ein fernerer ungeheurer Schatten, oder verwirrter hochaufgethürmter Continent von Schatten, an den unser arme Kaiser mit gewohnter Zähheit festhielt. Seiner theueren pragmatischen Sanction Zustimmungen und Versicherungen zu verschaffen, war forthin, sogar mehr noch als der Schatten der spanischen Krone, und mehr als Alles nachdem er diesen aufgegeben hatte, das eine große Geschäft seines Lebens, mit dem er ganz Europa in beständigem Kreißen und Diplomatisiren hielt; Botschafter und weniger ostensible Sachwalter nach jedem hohen souverainen Hof und nach jedem niederen ausstrahlend, mit Bestechungen, und mit Bitten und Vorschlägen, unermüdlich unterhandelnd, auf jede Weise und mit Jedermann. Denn es war sein Abendlied und sein Morgengebet, die große Bedeutung des Lebens für ihn, bis das Leben endete. Man hätte sagen mögen, die erste Frage, die er an jedweb Geschöpf richte, sei: "Willst du dich mit mir über meine pragmatische Sanction vertragen? O, erkenne sie an; nimm dies neue Naturgesetz an: wenn das Morgen kommt, dann wird es dir zum Heil gereichen!"

Die meisten fremden Potentaten nahmen das Ding lässig an, — wie man eben Dinge, die ins Weite gestellt und ungewiß sind, annimmt; — machten Verträge darüber, da der Kaiser so viel Werth darauf zu legen schien. Nur Bayern, das Erbansprüche hatte, weigerte sich. Eben so schlug es Sachsen (August der Starke), welches in gleichem, oder noch besserem Falle war, lange rund ab; wollte durchaus nicht, — außer für eine Gegenerkenntlichkeit. Der gescheidte kleine Prinz Eugen, welcher Geviertmeilen von Briefen und diplomatischem Kram über den Gegenstand dictirte (Briefe von einer stetigen Tiefe der Langweiligkeit, die zuletzt beinahe sublim wird), pflegte Seiner

Majestät zu sagen: "Verträge, Ew. Majestät? Eine gut eingeübte Armee und ein voller Schatz: das ist der einzige Vertrag, der dieser pragmatischen Sanction Geltung verleihen kann!" Aber Seine Majestät wollte niemals glauben. Und so dictirte der gescheidte alte Eugen, — oder, hoffen und rathen wir, gab wohl seinem Schreiber blos irgend ein Stichwort, und schrieb seinen Namen (in drei Sprachen, "Eugenio von Savoye") unter diese Geviertmeilen langweiligen epistolarischen Zeuges, — und nahm vermuthlich spanischen Schnupftaback, wenn er fertig war. Denn er führt ihn in beiden Westentaschen mit sich; — hat (wie seine Portraits uns noch sagen) das Athmen durch die Nase aufgegeben. Der gescheidte kleine Kopf, mit einem Strahl wie von des Himmels Blitz in sich, der aber nun sehr alt und schnupfig wird.

Schatten der pragmatischen Sanction, Schatten der spanischen Krone, — diese Schattenjagden des Kaisers in Wien waren es, namentlich die der pragmatischen Sanction, was unsere preußische Doppelheirath, die so weit ab davon lag, durchkreuzte. Dies war es, was Friedrichen, Wilhelminen und deren Vater und Mutter beinahe das Herz brach. Denn nimmer ist solches Negociren dagewesen, nicht einmal in den frommen Zeiten, um die Aufnahme in das Himmelreich. Und die offenen Betriebe desselben, noch mehr die geheimen Minen und Maulwurfsgänge desselben, erstreckten sich überall hin. Offen und unterirdisch, kein souverainer Sterblicher konnte sagen, daß er sicher davor sei, er mochte anerkennen oder nicht. Friedrich Wilhelm hatte freudig und mit ganzem Herzen die pragmatische Sanction anerkannt, und zwar offen, im Angesicht der Sonne, und bildete sich vorschnell ein, er sei damit fertig. Bis er mit Entsetzen gewahr ward, daß die kaiserlichen Maulwürfe, um das Gewisse doppelt gewiß zu halten, seit Jahren unter dem Grund seines Hauses gewesen und nahe daran waren, es auf allerscheußlichste Art über ihn herabzubringen!

Dritter Schatten: Kaiserlicher Majestät ostendische Compagnie.

Ein fernerer Gegenstand, den Kaiser Karl zu dieser Zeit mit einigem Fleiß betrieb, und welcher sich gleichfalls als ein Schatten bewies, wie sehr er auch die Menschheit behelligte, war seine "Ostendische Compagnie." Der Kaiser hatte das verarmte Spanien, das reiche England, reiche Holland, gesehen; er hatte löbliche Begriffe vom Handel und dessen Vortheile gefaßt. Er sagte zu sich: Warum sollen meine Niederländer nicht eben so gut als diese Engländer und Holländer Handel nach dem Osten

treiben, und reich werden, wie sie? Er instituirte eine "Ostendisch-ostindische Compagnie", durch Octroi und die erforderlichen kaiserlichen Schafshäute, unter Datum 17. Dezember 1722,[1] gab ihr was an Freiheit, nach dem Osten zu handeln, er zu geben vermochte. "Unmöglich!" antworteten die Holländer mit verstörtem Antlitz: "Unmöglich, sagen wir, gegen den Vertrag von Westphalen, von Utrecht, den Barrieretractat; und verderblich für die besten Interessen der Menschheit, namentlich für uns und unsere Handelsprofite! Wir werden eure Schiffe wegnehmen müssen, wenn ihr je welche ausschickt!"

Worauf der Kaiser replicirte, ernsthaft, emsig, sieben Jahre lang, — vergebens. "Wir nehmen eure Schiffe weg, wenn ihr je welche ausschickt", antworteten die Holländer und Engländer. Welche Schiffe je hätten von Ostende nach dem Osten geschickt werden, oder welches Unheil sie dort hätten anrichten können, bleibt ein Geheimniß, Dank den monopolisirenden Seemächten.

Des Kaisers löblicher Eifer für den Handel mußte sich in seinen adriatischen Landen veräußern, — im Ertheilen von Privilegien an die Häfen von Triest und Fiume;[2] Anlegen von Straßen durch das dalmatische Gebirgsland, die bis zur heutigen Stunde nützlich sind, — vermochte aber nicht, wie beabsichtigt, auf die Niederlande zu operiren. Des Kaisers kaiserliche Ostendisch-ostindische Compagnie, welche die diplomatische Welt auf die folgenden sieben Jahre erschütterte, und Europa in die fürchterlichsten Schwankungen brachte, bewies sich als eine bloße papierne Compagnie; schickte niemals Schiffe aus, erzeugte nur diplomatischen Schriftenwechsel und "verharrte gehorsamst." Dies war der dritte große Schatten, den der Kaiser jagte, die ganze Welt erschütternd, die arme ungelenke Welt, indem er ihm nachschritt, und auch dies endete in Null — und mehreren Tonnen diplomatischer Schriften, einst von athemlosen Staffetten überbracht, und jetzt so still, insgesammt dem Acheron zugravitirend, uninteressant für die Spinnen nur.

Der arme gute Kaiser: er soll ein menschlicher stattlicher Herr gewesen sein, stattlich wenn auch von kurzer Statur, begnadigte gern Verbrecher, wo er konnte, sehr artig gegen Muratori und die Alterthumsforscher, selbst gegen den englischen Rymer, im Eröffnen seiner Archive, — und legte Straßen im dalmatischen Gebirgsland an, die bis auf den heutigen Tag dauern. Es wundert mich nicht, daß er immer finsterer wurde

[1] Buchholz I. 88. Pfeffel: Abrégé Chronologique de l'histoire d'Allemagne (Paris, 1776) II. 522.
[2] Hormayr: Oesterreichischer Plutarch X. 101.

und sich mehr und mehr dem soliden stummen Weidwerk hingab. Seine politische Parforcejagd, mit so vielen zweifüßigen Dachshunden und gesandtschaftlichen Spürhunden, die die Welt mit ihrem Bellen und Wühlen behelligten, hatte sich als ein Jagen nach Schatten bewiesen, und zerschmolz gar sonderbar in dünne Luft!

Drittes Capitel.

Die sieben Krisen oder europäischen Geburtswehen.

Im Verlauf dieses so schrecklichen Duells mit Elisabeth Farnese, und allgemeinen Kampfes der Schatten, welcher Europa damals mit jedem neuen Stoß und Ausfall beben machte, und Europa jetzt gähnen macht, wenn man nur davon spricht, brach zweimaliges Sprühen wirklichen Krieges aus. Byng's Seesieg zu Messina, 1718, spanische "Belagerung Gibraltars", 1727, sind die Hauptphänomene dieser zwei Kriege, — in welchen beiden England, wie gewöhnlich, einen Schuß mitthat, wiewohl es sie nun beide vergessen hat. Und im Ganzen kamen, so weit ich zählen kann, sieben große diplomatische Zuckungen oder Krisen, — verzweifeltes allgemeines europäisches Tractatschließen, nach dieser Seite und dann nach jener, darunter zwei feierliche Congresse, mit endlosen suppletorischen Beitretungen seitens der kleineren Mächte. Sieben große Muttertractate, geschweige der Töchter, oder suppletorische Beitretungen, die sie gehabt; ganz Europa siebenmal spasmodisch sich erhebend und sein Aeußerstes thuend, um diesen schrecklichen Alp abzuschütteln, ganz Europa siebenmal die Farbe verändernd, wie ein siedender Hummer, zwanzig Jahre lang. Sieben diplomatische Krisen sagen wir, sichtbarliche Farbenveränderungen in dem lange leidenden Hummer, und zwei sogenannte Kriege, — ehe diese ungeheure Null berichtigt werden konnte. Welche hohen Tractate und Transactionen die menschliche Natur, nachdem sie lange darin geforscht, sich sträubt aufzuzählen. Apanage für Kind Carlos, Gespenst einer pragmatischen Sanction: waren das nicht ein Paar Fragen für die Menschheit! Kein Wort sei darüber gesprochen, als mit Bedauern und aus offenbarem Zwang.

Zur Bequemlichkeit des Lesers müssen wir, wenn auch mit Widerstreben, die vorragenden Punkte davon anmerken. Vorragende Punkte, die meist nun in Orcus eingehüllt und irdisch interessant

nur für die Spinnen sind, — außer etwa bei einer Gelegenheit wie diese, wenn etwas davon an der Geschichte eines denkwürdigen Menschen haftet. Für uns sind sie bloße Aufsprudelungen der allgemeinen faulen Gährung der damaligen politischen Welt, und sind zu unlieblich, um länger bei ihnen zu verweilen, als absolut nothwendig. Tripelallianz, Quadrupelallianz, Congreß von Cambrai, Congreß von Soissons, Besprechung von Pardo, Vertrag von Hannover, Vertrag von Wusterhausen, was sind sie? Das Echo antwortet: Was? Ripperda und die Königin von Spanien, Kaiser Karl und seine pragmatische Sanction, sind verblichen für jeden Geist. Die Unruhen von Thorn (ihrer Zeit eine hinlänglich traurige papistisch-protestantische Tragödie), — wem liegt nun daran, davon zu wissen? Wird es doch viel sein, wenn wir für die armen Salzburgischen Emigranten einiges Gehör finden, wenn sie nach Preußen selbst gelangen. Die geplagte menschliche Natur sollte endlich von dem handgreiflich Ueberflüssigen befreit werden, und wenn etliche wenige denkwürdige Dinge in Erinnerung bleiben sollen, müssen erst Millionen undenkwürdige ehrlich begraben und vergessen sein! Doch zu unserem Geschäft, — die hauptsächlichsten Aufsprudelungen in der gedachten allgemeinen faulen Gährung, so weit sie uns angehen, aufzuzeichnen.

Congreß von Cambrai.

Wir sahen bereits Byng eine Seeschlacht in der Meerenge von Messina liefern; das gehörte zur zweiten Krisis, — Folge, in Pulver und Blei, der ersten, die bis dahin in Papier gewesen. Die Mächte waren, durch Tripel-, durch Quadrupelallianz, ins Mittel getreten, das spanisch-östreichische Duell (wegen Apanage für Kind Carlos und einer Menge anderer Schatten) zu dämpfen: ‘Tripelallianz’,[1] sei bemerkt, war, als Frankreich, England, Holland Bedingnisse zur Austragung zwischen dem Kaiser und der Xantippe mühsam aussuchten: ‘Quadrupel’,[2] als der Kaiser nach vielem Zureden als Vierter beitrat, und grollend sagte: “Meinetwegen!” Byng's Seeschlacht war als die Xantippe sagte: “Nein, beim —, Alberonische Anschläge! Nimmer will ich, meinestheils, solchen Bedingungen mich fügen!” und den armen Kaiser in seinen Sicilien und sonst angriff. Byng's Seeschlacht, zum Beistand eines leidenden Kaisers und seiner Sicilien, war in Folge davon. Außerdem rückten die Franzosen in Spanien ein, bis Messina wieder genommen sei,

[1] 4. Januar 1717.
[2] 18. Juli 1718.

ja, die Engländer unternahmen auch zu Land einen Streich gegen Spanien, "die Landung auf Vigo", wie sie es nennen, — in Bezug worauf wir nachstehende lose Aufzeichnung einschalten:

'Selbigen Jahres' (1719, ein Jahr nach Byng's Seeschlacht, Messina eben wiedergenommen) 'geschah, entworfen von dem kräftigen Obristen 'Stanhope, unserm Residenten in Madrid, der persönlich dabei mitwirkte, 'eine "Landung auf Vigo", plötzliche Ueberrumpelung der Stadt und 'Schiffe in jener galizischen, nordwestlichen Gegend, welche vollkommen 'gelang, — unter Lord Cobham's Befehl, — und viel Aufsehen in der 'Welt machte; füllte all die Zeitungen zu jener Zeit: ist aber nun für 'uns wieder in völlige Stille gesunken, — bis auf diesen einen äußerst 'unbedeutenden Punkt: daß nämlich "in Handyside's Regiment" ein 'Lieutenant zu Fuß, des Namens Sterne, mit dabei war, welcher bei 'seiner armen Frau zu Plymouth einen sehr merkwürdigen Knaben, Lorry 'oder Laurenz genannt, zurückgelassen hatte, der seitdem weltbekannt 'geworden ist. Wenn Lorry in seinem Leben schreibt: "mein Vater "ging mit der Expedition nach Vigo", so mag der Leser verstehen, daß 'dieses damit gemeint ist. Seltsam genug: jener arme Lieutenant zu 'Fuß ist nunmehr so ziemlich Alles, was von dieser sublimen Unterneh-'mung gegen Vigo im Gedächtniß der Menschheit übrig ist; — gleichsam 'an einem Haar da hängend, bis auch der arme Tristram Schandy 'vergessen sein wird.'[1]

Kurz, die Franzosen und sogar die Engländer, brechen in Spanien ein; der englische Byng und Andere bohrten spanische Schiffe in den Grund: Xantippe war genöthigt ihrem Alberoni den Laufpaß zu geben und sich zu fügen. Sie mußte am Ende doch der 'Quadrupelallianz' beitreten, welche dadurch so zu sagen eine Quintupel wurde, da sie in der That Frieden schloß;[2] — und zu Cambrai soll ein allgemeiner Congreß zusammentreten und die Einzelheiten austragen.

Also kam der Congreß zu Cambrai, 1722, — 'im Lauf des Jahrs', Gesandte langsam eintreffend, — zusammen; Datum nicht genau bestimmbar auf einen Tag oder Monat. Der Congreß "saß", wie wir sagten, — oder war leider noch immer blos bemühet sich zu setzen, umherwandernd zwischen den Stühlen, — als Georg I. jenen Abend, Oktober 1723, nach Charlottenburg kam und Wilhelmine mit einem Lichte besichtigte. Ein flauerer Congreß war nie und nimmer in dieser Welt versammelt. Austragung erwies sich schwierig, umsomehr da keine der streitigen Parteien sie wünschte. Kaiser und Xantippe, wie erschöpft hingesunken, waren nicht im Mindesten geneigt, sich zu verstän-

[1] Memoirs of Lawrence Sterne, written by himself for his Daughter. (S. Annual Register, Jahr 1775, p. 50—52.)
[2] 17. Februar 1720.

digen; lagen da, diplomatisch zähneknirschend gegen einander, bereit von Neuem loszuschlagen, sollte Kraft zurückkehren. Schwierig für dritte Parteien zwischen einem solchen Paar zu schlichten. Ja am Ende kam des Kaisers ostendische Compagnie zu Tage: was wollen dritte Parteien, namentlich Holländer und Engländer, damit anfangen?

Man denke sich nur, dieser arme Congreß brachte zwei Jahre mit 'Präcedenzstreitigkeiten', bloßem Luftklopfen zu; konnte gar nicht zum Sitzen kommen, sondern wanderte zwischen den Stühlen umher, bis 'Februar 1724'. Und auch dann brachte er nicht die mindeste Leistung zu Stande; der flaueste menschlicher Congresse, und denkwürdig dafür, wenn auch für weiter nichts. Dort in dem uralten stillen Cambrai, durch das dritte Jahr und in das vierte gehend, waren Gesandte, spanische, östreichische, englische, holländische, französische, mit solenner Ausstaffirung, jeder mit einem großen Schweif, — 'Lord Whitworth', der mir unbekannt, 'Lord Polwarth' (nachmals Graf von Home, ein Freund Pope's) waren die englischen Hauptpersonen:[1] — dort, an vier Jahre lang, waren diese armen Mitgeschöpfe befleißigt, Wasser mit Sieben auszuschöpfen. Durch die hörnerne Pforte der Träume gesehen, steigt ihre Figur dem Sinne fast großartig auf.

Ein gewisser lichter junger Franzose, François Arouet, — der für eine juristische Laufbahn verdorben, dessen *Oedipe* wir aber auf den Bühnen Glück machen sahen und der, unter dem neuen Namen *Voltaire*, sehr denkwürdig für uns werden wird, — kam zufällig des Weges auf einer seiner vielen Reisen nach Holland, und sah wirklich diesen Congreß, der damals im ersten Jahre seines Daseins war. Sah ihn, und speiste vermuthlich mit ihm. Ein Brief, der auf uns gekommen und noch nicht, wie so vieles Andere, den Spinnen anheim gefallen ist, bezeugt dies Factum. Lesen wir einen Theil davon, den weniger verächtlichen Theil, — als ein an sich höchst geringfügiges Stück, jedoch als gewissermaßen nunmehr das einzige übergebliebene Denkmal dieses außerordentlichen Congresses; da das eigene Wirken und die Geschichte des Congresses übrigens insgesammt für immer den Spinnen anheim gefallen ist. Der Brief ist an den Kardinal Dubois gerichtet; — denn Dubois, 'mit dem Ziegengesicht',[2] lebte noch (im ersten Jahre dieses Congresses), und der Regent Orleans lebte, auf's Gespannteste hier als dritte Partei interessirt: — und ein ziegenköpfiger Kardinal, einstmals Kuppler und Lakei,

[1] Schöll II. 197.
[2] Herzogin von Orleans: *Briefe*.

häßlichste erschaffener Seelen, Erzbischof von diesem selbigen Cambrai, 'unter Gottes Zulassung' und Beelzebub's Gunst, konnte einem jungen Kerl beförderlich sein, wenn es ihm beliebte:

'An Seine Eminenz Kardinal Dubois.

(Von Arouet Junior.)

'Cambrai, Juli 1722.

'*** Soeben sind wir in Ihrer Stadt angelangt, Monseigneur, 'wo, mir däucht, alle Gesandten und alle Köche von Europa sich 'Rendez-vous gegeben haben. Es scheint, als ob Deutschlands sämmt'liche Minister sich hier für den Zweck versammelt hätten, ihres Kai'sers Gesundheit auszubringen. Was die Herren Gesandten von Spa'nien anbelangt, so hört der Eine zwei Messen täglich und der Andere 'bekümmert sich um die Comödiantentruppe. Die englischen Minister' (ein Lord Polwarth und Lord Whitworth), 'schicken viele 'Couriere nach der Champagne und wenige nach London. Im Uebri'gen erwartet niemand Ew. Eminenz hier; man glaubt nicht, daß Sie 'das Palais-Royal verlassen werden, um die Schafe Ihrer Heerde 'hier zu Lande zu besuchen' — o nein! — 'Es wäre zu schlimm für 'Ew. Eminenz und uns alle. ** Gedenken Sie, Monseigneur, zuwei'len eines Menschen, der' — Ew. ziegenköpfige Eminenz als ein schönes geistreiches Wesen betrachtet, und mit einem Talent für die Conversation, wie noch nicht dagewesen. — 'Das Einzige, was ich mir zu 'Paris' von Ew. ziegenköpfigen Eminenz 'erbitten will, ist, daß Sie 'so gut sein möchten, mit mir zu sprechen.'[1] ***

Ach leider! — Die verächtlichern Stellen dieses Briefes lassen wir weg, da sie nicht Geschichte des Congresses, sondern Arouet's des Jüngern auf der Schattenseite sind. Das Gegebene genügt, um zu bezeugen, daß dieser Congreß wirklich existirte, daß sein Perückenthum und er nicht allezeit gewesen, was sie jetzt sind, ein Stück von einer Alpdrucksvision in der Menschengeschichte.

Als Elisabeth Farnese sah, welchen Schrittes der Congreß zu Cambrai ging, verging ihr die Geduld; und da ihr mehr und mehr Erbitterungen dort erstanden, bediente sie sich zuletzt eines gewissen Ripperda, eines erstaunlichen holländischen Schwarzkünstlers, der nun ihr Minister war, um dem Congreß (so zu sprechen) den Fußboden unter ihm wegzuziehen, und ihn solchermaßen heimzuschicken. Was Ripperda vollbrachte. Wohl eine passende Catastrophe und nicht unerquicklich für den Leser, wovon er vielleicht noch ein Wort zu lesen sich gefallen läßt?

[1] Oeuvres de Voltaire, 97 vols. (Paris, 1825—1834) LXVIII. 95. 96.

Dem Congreß von Cambrai wird der Boden unter den Füßen weggezogen.

Spanien

Xantippe Elisabeth hatte nun einen gewissen Ripperda zum Minister; einen erstaunlichen holländischen Abenteurer, einst holländischer Gesandtschafts-Secretair in Madrid, der, seine Gelegenheit wahrnehmend, diese untergeordnete Laufbahn verlassen, seine Religion gewechselt, in Elisabeth's königliche Gunst sich eingeschlichen hatte, und nun "Herzog von Ripperda" war, und ein diplomatischer Bullenbeißer von der ersten Sorte, voll mächtiger Entwürfe und Hoffnungen, kurz ein neuer Alberoni für die Xantippen-Königin. Dieser Ripperda hatte sie überredet (als das dritte Jahr unseres flauen Congresses nun vergebens zu Ende lief): Daß, wenn er direct nach Wien gesandt würde, er den Kaiser mit Ihrer Majestät aussöhnen und einen Vertrag zwischen ihnen zu Stande bringen könne, ohne den Congreß. Er ward also in aller Stille abgesandt, hatte eine Zeit lang bereits günstige Berichte von seinem dortigen Wirken gegeben, als, im Frühjahr 1725, seitens Frankreich, — wo der Regent Orleans nun gestorben und eine neue Politik im Gange war, — jene 'Rücksendung' der armen kleinen spanischen Infantin,[1] und Verehelichung des jungen Ludwig's XV. an eine Andere, sich begab, was Elisabeth und den spanischen Hof, nicht unnatürlich, ganz vor Zorn außer sich brachte.

Warum sie die arme kleine Dame auf so verletzende Weise heimschickten? Es scheint, es geschah aus keinem besondern Grund, außer daß der französische Ludwig nun etwa funfzehn und die kleine spanische Theresia nur erst acht Jahre alt war, und daß unter dem Herzog von Bourbon, dem neuen Minister, der nicht zu den weisesten gehörte, ausdrücklich oder implicite 'ein heißer Wunsch königliche Nachkommenschaft gesichert zu sehen', sich geltend machte. Wofür natürlich eine achtjährige Gemahlin nicht zweckdienlich war. Man retournirte sie also und zwar, wie es heißt, sehr ungeschickt, — indem der französische Gesandte zu Madrid seine Eröffnung, nicht mit leichtem Präludiren gewandter Rede, sondern mit einem Sturm von Thränen und heulendem Lamentiren einleitete, als ob das die Weise wäre, König Philipp und seine Xantippe Elisabeth zu versöhnen. Ausbruch der Entrüstung war die natürliche Folge ihrerseits; Befehl an alle Franzosen, binnen achtundvierzig Stunden über die Gränze zu sein; unbedingte Verschmähung aller französischen

[1] '5. April 1725, verließ Paris' (Barbier, Journal du Règne de Louis XV. I. 218.)

Vermittelung zu Cambrai oder anderswo; Anfrage bei den Engländern, ob sie etwa vermitteln wollen? und als man da ein bloßes "Hm!" mit Blicken der Hinhaltung, zur Antwort gab, Befehl durch Stafette an Ripperda, sofort mit dem Kaiser einen Vergleich zu schließen; jeden Vergleich fast, wenn er nur mit eins zu haben sei. Ripperda schloß einen Vergleich: Tractat von Wien, 30. April 1725:[1] 'Titel und Schatten sollen beiderseitig auf Lebzeiten beibehalten werden, darnach sollen sie eingehen. Was hinwiederum Realitäten betrifft, darunter Parma und Piacenza, so mag es damit dem Utrechter Vertrag gemäß bleiben, können im Ganzen arrangirt werden; — und in der That, betreffend Parma und Piacenza, je weniger davon die Rede ist, desto besser vielleicht für jetzt.' Dies war, im Wesentlichen, Ripperda's Tractat; die dritte große europäische Geburtswehe, oder Farbenveränderung im lange leidenden Hummer. Dadurch war natürlich der Congreß zu Cambrai, indem der Boden unter ihm mirakulös verschwand, unversehens aus; und sinkt von da ab, — tief jenseits menschlicher Gesichtsweite nunmehr, — dem bodenlosen Pfuhl entgegen. Solchermaßen war der Anfang, solchermaßen das Ende jenes Congresses, welchen Arouet le Jeune, 1722, als eine zeitgenössische Thatsache, in Lockenperücken Champagner trinken und Comödien für sich anordnen sah.

Frankreich und die britanische Majestät bringen das Schiff wieder ins Gleiche: Wieso Friedrich Wilhelm mit hinein kam. Vertrag von Hannover 1725.

Die Veröffentlichung dieses Wiener Vertrags (30. April 1725), — mirakulöses Verschwinden des Congresses zu Cambrai durch Wegziehung des Bodens unter seinen Füßen, und enge Verbindung der Höfe von Spanien und Oestreich als das Ergebniß seiner langsamen Thätigkeit, — erfüllte Europa, und namentlich die 'vermittelnden Mächte', mit Staunen, Zorn und Schrecken. Warf plötzlich das europäische Schiff auf seine andere Seite hinüber, — die andere Kanonenlage unter Wasser. Also, um's Himmels Willen, bringt euer Schiff, wenn möglich, wieder in's Gleiche, ihr hohen vermittelnden Mächte. Dazu waren die vermittelnden Mächte löblich bei der Hand. Der Herzog von Bourbon und sein junger, eben im Heirathen begriffener König, waren zum Frieden geneigt; besorgt für das Gleichgewicht: noch mehr war dies Fleury, der auf den Herzog von Bourbon folgte. Cardinal Fleury (mit seinem Zögling

[1] Schöll II. 201. Coxe, Walpole I. 239—250.

Ludwig XV., der königliche Nachkommenschaft und nichts Schlimmeres oder Besseres vorerst erzeugte, unter ihm) begann das Jahr darauf seine lange Herrschaft in Frankreich; ein alter hochwürdiger Herr, von schlauem, listig feinem Wesen und, ebenso wie Georg I., dem Krieg sehr abhold, wenn nicht anders dazu gezwungen: keine vermittelnde Macht, nun und forthin, besorgter als Frankreich, das Schiff im Gleichgewicht zu haben.

Georg und Bourbon steckten die Köpfe zusammen, in tiefer Erwägung dieses schier schauerlichen Zustandes des irdischen Gleichgewichts; und nach Verlauf von etwa sechs Monaten kamen sie, auf ihre ruhige gelassene Art, plötzlich mit einer vierten Krisis über die erstaunten Völker, um das Schiff wieder in's Gleiche zu bringen und darüber hinaus. "Vertrag von Hannover", dies war ihr unerwartetes Manöver; ruhig ausgeführt zu Herrenhausen, als Seine Majestät das nächste Mal zur Jagdzeit nach Hannover kam. Lediglich um zu jagen: — aber die Diplomaten, ebensowohl als die Spürhunde, waren in Bereitschaft dort. Sogar Friedrich Wilhelm, vorgeblich für weidmännische Zwecke, war dahin gekommen, begleitet von seinen abstrusen Ilgen's, mit ihren Tintenhörnern: Friedrich Wilhelm, in unerwartetem Revier jagend, ließ sich überreden, den Vertrag zu unterzeichnen, was diesen ungewöhnlich interessant für uns macht. Ein unüblicher Schritt von Seiten Friedrich Wilhelm's, der, mehr als alle Souveraine, sich hübsch zu Hause hält, unbekümmert um Dinge, die ihn nichts angehen; und ein gutes Anzeichen für die Doppelheirath?

Versteht sich, — und doch noch etwas mehr, auf Friedrich Wilhelm's Seite. Seine Rechte auf die Cleve-Jülich'schen Lande, Anwartschaft auf Jülich und Berg beim Ableben Karl Philipp's: — diese hohen Mächte gewährleisten solche unbezweifelten Rechte vielleicht gegen eine Erkenntlichkeit? Sie sollen Versprechungen dieser Art, zwar nicht allzu genaue, gegeben haben. Ja, man vernimmt ferner noch etwas Wunderliches: 'Frankreich und 'England, in Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Krieges 'mit dem Kaiser, hätten Friedrich Wilhelmen angerathen, seine 'Rechte auf Schlesien geltend zu machen.' Was ein wichtiges Verfahren gewesen wäre! Friedrich Wilhelm, wird hinzugefügt, sei wirklich mit dem Gedanken umgegangen; der Kaiser hatte sich in jenen Angelegenheiten des Ritterdienstes, der Heidelberger Protestanten, und bei jeder Veranlassung, lieblos, nicht viel weniger als beleidigend gegen Friedrich Wilhelm bewiesen: "Gebt mir eine einzige hannöversche Brigade, um zu zeigen, daß ihr es mit mir haltet!" habe Seine preußische Ma-

jestät gesagt; — aber die britannische Majestät wollte nie so recht daran.[1]

Sicher ist, daß Friedrich Wilhelm unterzeichnete: ein Mann mit einem solchen Fechtapparat, daß er wichtig wird in einem Hannöverschen Vertrag. "Das europäische Gleichgewicht, sagen sie mir, befinde sich in einem so gefährlichen Zustande: sicherlich, wenn man dem Gleichgewicht ein Wenig helfen kann, warum nicht? Aber Jülich und Berg, unsere eigene in Aussicht stehende Anwartschaft dort, das ist der Punkt, der zu beachten: — das Gleichgewicht, däucht mir, wird schon für sich selbst sorgen!" Auf diese Grundsätze hin unterzeichnete Friedrich Wilhelm, während er vorgeblich jagte.[2] Der Vertrag von Hannover, der das Schiff wieder ins Gleiche bringen oder ihm sogar eine Neigung auf die andere Seite hinüber geben sollte, ist datirt 3. September 1725 und hat folgenden Inhalt: 'Wir Dreie, Frank-'reich, England, Preußen, stehen zusammen wie Ein Mann falls 'einer von uns angegriffen wird, — Holland, Dänemark, 'Schweden und jede friedfertige Souverainität soll eingeladen wer-'den, solcher Uebereinkunft beizutreten', — was sie auch nachgerade Alle thaten, hätte Friedrich Wilhelm nur Stand gehalten.

Denn das Gleichgewicht ist in einem Zustand, der schier schauerlich. Das Gerücht geht, daß nach Ripperda's Vergleich, verhängnißvoll für die Menschheit, Don Carlos die schöne junge Maria Theresia zur Gemahlin erhalten solle: das wäre eine Lösung der Parma-Piacenzischen und so mancher andern Frage, und eine Austragung, die was heißen wollte! Spanien und Oestreich vereint, wie zu Karl's V. Zeit; oder aber vielleicht irgend ein Erbfolgekrieg, oder noch was Schlimmeres, von Neuem durchzufechten! —

Fleury und Georg, wie vorher der Herzog von Bourbon und Georg, obschon friedliebende Herren Beide, fuchtelten mit den Waffen dem Kaiser gegenüber; verwarnten ihn streng, er müsse weniger furchtbar werden, sonst könnte ihm Schlimmes passiren. Allerdings möglich, in einer solchen Schatten jagenden, von Schatten gejagten Stunde! Fleury und Georg stehen da und blicken mit gespannter Besorgniß in ein gewisses gespensterhaftes Etwas hinein, das sie das Gleichgewicht der Macht nennen; kein Ende ihrer Beschwörungen in diesen Stücken. Fürwahr, wenn jede der königlichen Majestäten und durchlauchtigen Hoheiten ihren eigenen Dingen nachgehen wollte, — indem sie ihr Mögliches thäten, ihr eigen Land und Volk in irdischer und himmlischer Hinsicht ein Wenig zu verbessern, — sie würden es

[1] Oeuvres de Frédéric I. 153.

[2] Faßmann S. 368. Förster, Urkundenbuch S. 67.

unendlich nutzreicher finden, für sich und Andere. Und das Gleichgewicht der Macht würde sich alsdann setzen wie die Gesetze der Gravitation es fordern: was am Ende doch die einzige nachhaltige Methode dafür ist, wenn alle Diplomatie damit fertig! — Fleury und Georg, durch ihre Manifeste, noch mehr durch ihre Truppenwerbungen, indem Georg I. seine englischen Subsidien wie gewöhnlich ausschaufelte, veranlaßten dem Kaiser tödtliche Uebelkeiten; er fand es noch immer unangenehm, 'spanische Besatzungen in Parma einzulassen;' fand aber auch seine xantippische Freundin auf den Punkt unbeugsam bestehend; und wußte nicht, was aus ihm werden sollte, falls es zum Krieg käme und die Seemächte ihm das Geld dazu verweigerten.

Dadurch ward das Schiff wieder ins Gleiche gebracht, und darüber hinaus sogar, auf die andere Seite hinüberschwankend. Georg I. geht umher, Hessen, Dänen subsidirend, Manifeste erlassend, Trommeln schlagend, auf gar beunruhigende Art: und der Kaiser findet nirgends, es wäre denn etwa in Rußland bei der neuen Czarina Katherina (die braune kleine Frau, nun Czarina geworden),[1] einen Verbündeten von Belang. Ein unglücklicher, Gespenster jagender, von Gespenstern gejagter Kaiser, der, mitten unter so vielen Trommeln, Manifesten, Drohungen, nun Augen rollt, die überall Furcht und Bangen wahrnehmen. Dies ist die vierte große Krisis Europa's, Krisis oder Geburtswehe der Natur, welche Kind Carlos' Apanage und die pragmatische Sanction gebären will und nicht kann. Vierte sichtbarliche Farbenveränderung des allgemeinen Hummers, der solchermaßen zwanzig Jahre lang gesotten wird. Für seine Sünden, ohne Zweifel; für seine eigenen langzeitigen Feigheiten, Faulheiten und gierigen Thorheiten ebensowohl, als für die des Kaisers Karl! —

Bei dieser vierten Veränderung wollen wir mit Freuden den Gegenstand auf eine Zeitlang verlassen; gar sehr wünschend, es wäre auf immer. Ach, als ob dies überhaupt möglich für uns wäre! Indessen mag der geplagte Leser, vor- und rückwärts schauend, und eher zum Vergessen als zum Merken bereit in so beschaffenem Falle, folgende Notiz, oder Zusammenstellung der Sieben insgesammt, als Behelf annehmen:

[1] 8. Februar 1725. Vertrag mit dem Kaiser (6. August 1726) ward zu Wasser bei ihrem Tode, 11. Mai 1727.

'Geburtswehen der Natur wegen Kind Carlos' italienische Apanage, sieben an der Zahl.

'1. Tripelallianz; Engländer, Holländer, Franzosen (4. Januar '1717) sagen: "Friede! wir dulden kein Alberonisches Complotiren, kein "Duellfechten!" Selbige Mächte schlagen das Jahr darauf Vergleichs- 'bedingnisse vor; Kaiser nimmt sie grollend an; daraus entsteht Quadrupel- 'allianz (18. Juli 1718); Xantippe weist sie zornig zurück, — mit An- 'griff auf die kaiserlichen Sicilien.

'2. Erstes Kriegssprühen; Byng's Seeschlacht und anderweitiger 'Druck zwingen Xantippe: Frieden (26. Januar 1720); Congreß zu Cam- 'brai soll die Apanage und die übrigen Punkte ins Reine bringen.

'3. Dem Congreß von Cambrai, der Göttern und Menschen ein 'Ueberdruß, wird der Boden unter den Füßen weggezogen (Ripperda's 'That, 30. April 1725), so daß der Kaiser und die Xantippe verbün- 'det dastehen, die Apanage in Geheimniß gehüllt, — zum Schrecken der 'Menschheit.

'4. Vertrag von Hannover (Frankreich, England, Preußen, am '30. September 1725) stellt das Gleichgewicht wieder her und noch dar- 'über. Krieg droht. Preußen fällt in der Stille wieder ab,' — wie wir sehen werden.

(Diese ersten Viere liegen hinter uns in diesem Moment; aber noch sind drei andere vor uns, denen wir nicht völlig zu entgehen hoffen dürfen; nämlich:)

'5. Zweites Kriegssprühen: Xantippe belagert Gibraltar (4. März '1727 bis 6. März 1728): Friede am letztern Datum; — Congreß zu 'Soissons, um die Apanage und übrigen Punkte ins Reine zu bringen, 'wie vorher.

'6. Congreß zu Soissons (14. Januar 1728 bis 9. November '1729), wie vorher, kann nicht im mindesten: Xantippe flüstert England 'ins Ohr; — der Vertrag von Sevilla entsteht (9. November 1729), 'Frankreich und England unternehmen die Apanage. Der Congreß ver- 'schwindet; der Kaiser bleibt einsam, mit den Schatten der pragmatischen 'Sanction, in der Nacht der Dinge. Schauerliche Pause: — jedoch 'Fleury eilt nicht versprochenermaßen mit der Apanage. Hierauf endlich

'7. Vertrag von Wien (16. März 1731): Die Seemächte, Xan- 'tippe an der Hand führend, die Seemächte und nicht Frankreich, ver- 'einigen sich wieder mit dem Kaiser, den alten Naturgesetzen gemäß; — 'und Kind Carlos bekommt auch seine Apanage'; — weder er noch Mama begnügten sich aber lange damit!

Ungeheuerliche Gespenster und abgeschmackte Popanzen, durch das Gehirn einer dämmerigen gedankenlosen kleinmüthigen Menschheit dahin schreitend, taumeln freilich entsetzlich hin und her, und verursachen gewaltige Schwankungen ihrem Staatsschiff und Allem, was sich darauf befindet, — dem Kaffeetisch unter

Anderem. Nichtsdestoweniger, wenn es nur Popanzen waren und bloße Schatten, verursacht von der kaiserlichen Handlaterne in der allgemeinen Nacht der Welt, — sollte man in der Familie davon reden, wenn es irgend zu vermeiden ist?

Viertes Capitel.

Doppelheirathsvertrag kann nicht zum Unterzeichnen kommen.

Bisher hatten die Weltströmungen, und die Ebben und Fluthen der auswärtigen Politik, zufälligerweise die Doppelheirath eher gefördert als gehindert. Hinter einem solchen Vertrag von Hannover drein, der siegreich die Waage des europäischen Gleichgewichts mit Hülfe von Friedrich Wilhelm wieder ins Ebene brachte, hätte man wohl hoffen dürfen, daß dieser kleine Familienvertrag endlich seine Unterschrift erhalten würde. Wirklich war Königin Sophie nach Hannover geeilt gleich nachdem ihr Gemahl unter jenen günstigen Aspecten von da zuückgekehrt war: doch Papa war wiederum unwillfährig; der Vertrag konnte nicht zu Stande kommen.

Ach, und warum denn nicht? Da Eltern und Kinder, auf beiden Seiten, ihn doch wirklich wünschten, was für Grund war vorhanden, daß man ihn nicht zeitig vollständig und vier Liebende glücklich machte? Kein Grund. Zwar waren seit jenem Besuche Georg's I. allerlei Reibungen vorgefallen, Mißhelligkeiten, hauptsächlich wegen Friedrich Wilhelm's Werbeoperationen im Hannöverschen: aber diese hatte der immer-wache Enthusiasmus der Königin Sophie, die mit weiblicher Fixität auf dies Doppelheirathsprojekt versetzt war, wieder glatt gemacht: und nun der Papa und Gemahl in ihrer Weltpolitik so glücklich vereinigt sind, warum nicht den Heirathsvertrag unterzeichnen? Verehrtester Majestät-Papa, warum nicht? — "Pah, Kind, das verstehst Du nicht. Bei so gewaltigen Umständen, wo das Himmelszeichen der Waage eben auf der Wende ist und eine Aenderung in der Schiefe der Ekliptik bevorstehet, wie kann man da an kleine Heirathen denken? Warte bis die Schiefe der Ekliptik wieder stetig in die alte Richtung gekommen ist!" —

Die Wahrheit ist, Georg hatte überhaupt langsame, feierliche, spanische Manieren an sich; "unerträglich stolz auch seitdem er zu den englischen Würden gelangt", sagt Wilhelmine:

er schien allezeit stillschweigends auf Friedrich Wilhelm herabzublicken, als ob die preußische Majestät eine Art niederer Bauernkönig im Vergleich wäre. Es ist gewiß, er zeigte keinen großen Eifer für die Vollendung des Vertrags. Einmal übers andere, wenn von Königin Sophie, auf Friedrich Wilhelm's Befehl, ausdrücklich darum angegangen, gab er blos zu verstehen: "Es sei eine ausgemachte Sache, aber nicht zu übereilen, — das englische Parlament hätte drein zu reden, die Leute wären noch jung", und was dem mehr ist; — und nach so kurzer Abfertigung führte er einen etwa an das Fenster und frug: "wie einem die herrenhausischen Gärten und ihre Leibnitzische Wasserkünste und beschnittenen Buchenwände gefielen?" [1]

Im Grunde hätte das englische Parlament, von dem so oft Geld für unsere fetten unschicklichen Darlington's, mageren unschicklichen Kendal's und andere königliche Bedürfnisse verlangt wurde, allerdings ein Heirathseinkommen schaffen müssen für diesen unsern nobeln Enkel, — Enkel Fred, dermalen ein junger Schlingel von achtzehn Jahren, der, wie man sagt, in Hannover ein ausschweifendes Leben führt, und unserm alten betrübten Herzen mit nichten große Freude macht, weder er noch sein närrischer kleiner Vater. Sie mögen warten! sie mögen warten! sagte Georg immer.

Aber zweifelsohne gedachte er beide Heirathen stattfinden zu lassen: nur daß er langsam war, und vielleicht desto langsamer, je mehr man ihn antrieb. Er würde den Vertrag 'folgenden Jahrs' ausgeführt haben, wenn man ihn gehen ließe, sagen die Quellen, habe es so im Sinne gehabt: aber auch Townshend flüsterte, es sei gerathener ihn nicht zu drängen. Der mürrische Georg war jederzeit ein Mann von Wort, führte keinen Treubruch gegen Friedrich Wilhelm oder irgend einen im Schilde. Außerdem liegt es am Tage, daß, in diesem Spätjahr 1725, Friedrich Wilhelm von hohem Belang für König Georg war und wurde; ein Mann, den man nicht durch schimpfliche Behandlung aufbringen durfte, selbst wenn Georg es anders gewollt hätte. Nichtsdestoweniger unterzeichnete Georg auch 'nächstes Jahr' den Vertrag nicht, — da manches dazwischen gekommen war, — noch auch das Jahr darauf, aus tragisch-triftigen Gründen diesmal.

Diese Verzögerungen des Doppelheirathsvertrags sind nicht geeignet, ihn angenehmer für Friedrich Wilhelm zu machen, den anstößiges Begegnen leicht verletzt, und der keinenfalls gern losehängende Fäden um sich flattern hat, oder das Geschäft von

[1] Pöllnitz: Memoiren II. 226. 228 rc.

Georg I

heute auf morgen verschoben sieht. Und so hat Königin Sophie ihre eigenen bitteren Schwierigkeiten, solchergestalt hin- und hergetrieben zwischen dem Barbaren (nämlich ihrem Manne) und dem tiefen Meer (nämlich ihrem Vater). Nichtsdestoweniger, da alle Betheiligten die Sache doch wünschten, Sophie und die jüngeren Betheiligten sogar enthusiastisch dafür wurden, und da die Sache an und für sich gut war und insofern angenehm für England und Preußen, für das protestantische Deutschland und für Himmel und Erde, — durfte nicht Sophie zuversichtlich hoffen, diese und anderweitige Schwierigkeiten zu überwinden, und so Alles zu einem glücklichen Ausgang zu bringen?

Wären nur nicht die kaiserlichen Schattenjagden und dieser gebrechliche Zustand des europäischen Gleichgewichts dazwischen gekommen! Aber die äußern Elemente geriethen leider sonderbarlich mit Königin Sophie zusammen. Gewaltige auswärtige Weltbewegungen, die von Wien und einem spukbesessenen Kaiser ausgingen und sich wie eine Lawine über die ganze Erde ausbreiteten, erfaßten diese kleine Doppelheirathsfrage; rissen sie, taumelnd über Abgründen, auf unerhörte Weise mit sich fort, es war nicht abzusehen wohin. Kaum in der Romanwelt sind so erstaunliche, unendliche und unentwirrbare Hindernisse je einer Hochzeit oder Doppelhochzeit in den Weg gestellt worden. Zeit und Raum, die sich nicht vernichten lassen, um zwei Liebende zu beglücken,[1] wurden hier das Oberste zu unterst gekehrt um vier Liebende, — vier oder zum allermindesten drei, denn Wilhelmine will nicht zugeben, daß sie im Geringsten verliebt war, die arme Seele, weder in den lockern Fred noch in seine englischen Aussichten, — vier junge Geschöpfe und eine oder mehre ältliche Personen superlativ elend zu machen, und etliche derselben, sehr buchstäblich, an den Rand des Grabes zu bringen.

Und was wohl beachtenswerth ist, es erwies sich als völlig eitel, dies gewaltige Weltmeer von Intriguen und kaiserlicher Schwarzkünstlerei, vertrocknete zuletzt zu absolutem Nichts sogar für den Kaiser, und hätte ebenso gut gar nicht brauchen dagewesen zu sein. Und Mutter und Vater, auf der preußischen Seite, wurden davon zur Verzweiflung und nahebei zum Wahnsinn gebracht; und unser arme junge Fritz ward davon gequält, gegeißelt und gewürgt an Leib und Seele, bis das Licht der Sonnen ihm zuwider wurde, und war in der That im Verlauf des Handels einmal nahe daran, besagtes Sonnenlicht verlassen zu müssen.

[1] "Destroy time and space to make two lovers meet". Pope.
D. Uebers.

Wir nahen uns nun dem zweiten Akt der Doppelheirath, wo der kaiserliche Feldzeugmeister Graf von Seckendorf, ein Schwarzkünstler ersten Ranges, von Wien mit geheimem Auftrag ausgesandt, 'an einem Sommerabend des Jahrs 1726 über den berliner Schloßplatz geht', und alle die Dämonen über unsern kleinen Kronprinzen und die ihm Lieben heraufbeschwört. Erst müssen wir aber ein Wort über einen wichtigen Schritt in dem kronprinzlichen Erziehungscursus sagen, der sich kurz vorher begab.

Fünftes Capitel.

Der Kronprinz tritt in die potsdamer Garde ein.

Unter solchen Bewegungen der auswärtigen Elemente und der heimischen geht eine wichtige Veränderung im Schulcursus des Kronprinzen vor. Es wird beschlossen, daß, was immer sein Fortschritt in den speculativen Zweigen sein möge, es an der Zeit für ihn sei, in die Armee einzutreten und das eigentliche Soldatenwesen practisch zu erlernen. In seinem vierzehnten Jahr, 3. Mai 1725,[1] nicht lange vor dem Vertrag von Hannover, ward er förmlich im Kriegsrath von Papa zum Hauptmann ernannt, bei den Grenadiergarden, dem potsdamer Leibgarde-Regiment, und Jahrs darauf wird er zum Major ernannt und, da sich eine Stelle erledigte, zum activen Dienst angestellt. In dieser Eigenschaft führt er am '20. August 1726 sein Bataillon zum ersten Mal zur Musterung.' Er ist noch vier Monate unter funfzehen; — ein gar kleiner Major unter jenen potsdamer Riesen; aber seinem Range nach, bemerken wir, reitet er, und ohne Zweifel ist sein Pferd von der gehörigen Höhe. Und somit sind die kleinen Cadetten-Einübungen aus; lange Reihen von Riesen, strahlend in Goldborden und Grenadiermützen, sind an ihre Stelle getreten, und ernsthafte Arbeit statt mimischer, in diesen Stücken, hat begonnen.

Wie man es immer bei seinen übrigen Schul-Lektionen gehalten haben mochte, hier ist er nun zu einer Schulklasse gelangt, wo nichts als lernen gilt. Unrichtig schreiben mochte von den betreffenden Lehrern übersehen werden; unrichtig exerciren ist

[1] Preuß I. 26. und Buch für Jedermann (eine kleinere Schrift desselben über denselben Gegenstand. Berlin, 1837) II. 13.

unter keinen Umständen erlaubt. Kein Zweifel darüber, der Kronprinz verrichtete seinen Dienst redlich und lernte in jedem Punkt Offiziersbetragen: Strafe wie des Rhadamanthus harrte jedes Fehls da. Daß er es gern trieb, wird mit nichten gesagt; er trieb es sehr ungern, und sein Widerwille war mannigfaltig. Ein luftiger junger Herr: — und zu dieser Zeit eben, um Ein Beispiel anzuführen, trug sich jenes oben erwähnte Lockenscheeren zu, bei welchem der Hofchirurgus sich so barmherzig zeigte. Die geflügelte Psyche mit ewiger Paraderoutine und langweiligem Kamaschendienst so zu beschweren, — es scheint gar grausam. Aber es ist nicht zu ändern: trotz allem Widerwillen muß die langweilige Arbeit bis auf den kleinsten Punkt tagtäglich geleistet werden, was zuletzt doch unendlich heilsam für den Kronprinzen war. Hierdurch sollen seine athenisch-französischen Feinheiten und sein zierliches flinkes brillantes Wesen einen eisernen Spartanismus und Stoicismus zur Unterlage erhalten; sehr selten, jedoch sehr unentbehrlich für einen solchen Oberbau, wie sich das nachher all sein Lebtag bei diesem Kronprinzen bewährt hat.

Von den potsdamer Riesen, als ein Fakt.

Sein Regiment war die potsdamer Grenadiergarde, jenes einzige Riesenregiment, von dem die Welt auf eine vage halbmythische Weise so viel gehört hat. Das Riesenregiment war aber nichts weniger als eine Mythe, sondern ein großknöchiges kostspieliges Fakt, das einmal sehr stark auf den Erdboden auftrampte, wenn es auch nunmehr gänzlich dem Geisterreich anheimgefallen. Da es, so zu sprechen, ein Schulbuch unseres Friedrich war, — ein (mit ungeheuern Lettern gedrucktes) Schulbuch für einen gewissen Zweig seines Unterrichts, dessen Details so dunkel sind, wie unvergeßlich das Gesammtergebniß davon sich auch bewährt hat, — so mögen Leser, die wohl auch sonst neugierig darüber sind, eben so gut bei dieser Gelegenheit einen Blick darauf thun. Verschwunden nun und zu einem Riesenphantom geworden, dessen Gleichen kaum wieder auf Erden erscheinen wird; und durch Zufall macht die allerkleinste Figur, die je darin eingereihet war, es denkwürdig hienieden! —

Mit weisem Instinkt hatte Friedrich Wilhelm wahrgenommen, daß Alles in Preußen auf sein Kriegsheer abgesehen sein müsse, daß sein Heer das Herz und Mark sei und der Staat der Baum, dessen jeder Zweig und jedes Blatt, in seiner Art, nährend und erzeugend zum Behuf des Heeres sein solle. Daß, auf die Länge, vermuthlich für jede Nation, und sicherlich für

die preußische Nation geradezu, Leben oder Tod von dem Kriegsheer abhänge: von diesem wichtigen Gedanken war, in einer unartikulirten Art, Friedrich Wilhelm's Kopf erfüllt, und er brachte sein ganzes Leben damit zu, denselben zu einer practischen Thatsache zu organisiren. Je mehr Schlagkraft, desto mehr Leben wohnt uns bei: ein Maximum der Schlagkraft also, und in Güte wo möglich ein Optimum! Wie Friedrich Wilhelm Tag und Nacht, mit seinem ganzen Herzen und seiner ganzen Seele, sorgte, sein Heer auf den höchsten Gipfel zu bringen, haben wir oft gehört, und je mehr wir sein Thun betrachten, desto mehr drängt sich uns diese Thatsache auf. Es war für ihn der Mittelpunkt, dem alle andern Dinge zukreisten oder davon ausgingen: keine Mühe zu groß und keine zu gering, der man sich nicht für einen solchen Gegenstand unterziehen müsse. Er wachte darüber wie ein Argus, mit überallhin reichenden Augen: Die Disciplin muß exact sein wie Euclid; — diesseits der Vollkommenheit darf nicht stille gehalten werden! Disciplin und immer bessere Disciplin; Erzwingung der Regel in allen Punkten, Verbesserung der Regel selbst wo immer möglich, war des großen Drillfeldwebels unablässige Sorge. Täglich war eine Masche gefallen, die Auftrennung genug hätte nach sich ziehen können; aber täglich war er bei der Hand, um sie wieder aufzuheben und das Gewebe unzerrissen und dicht zunehmend zu erhalten.

Wir sagten, es war das 'poetische Ideal' Friedrich Wilhelm's, der in verschiedenerlei Hinsicht ein stummer Poet ist, — und dem die Vorrechte des Genies gebühren von denen, die sein stummes Gedicht lesen. Man muß gestehen, er steigt ins Phantastische hie und da, und nährt Grillen der Ultravollkommenheit für seine Armee, die durchaus nicht rationell sind, Grillen, die immer toller wurden, je weiter er sie verfolgte. Dies Leibgarde-Regiment zu Fuß, zum Beispiel, bei welchem der Kronprinz nun steht, — Friedrich Wilhelm erhielt es zu seines Vaters Zeit, ohne Zweifel ein gut beschaffenes Regiment damals, und er hat es gedrillt, verbessert, wie Poeten ihre Stanzen glätten, unermüdlich seitdem: — und siehe da, was nun daraus geworden ist? Ein potsdamer Riesenregiment, desgleichen die Welt nie gesehen, weder zuvor noch seitdem. Drei Bataillone, zwei davon thun allezeit ordentlichen Leibgardedienst hier in Potsdam, das dritte ist in Brandenburg auf Uebung; 800 zum Bataillon, — 2400 Enaksöhne in allem. Sublim genug, mächtiglich perfect für das königliche Auge, diese Masse funkelnder Riesen in ihren langgereiheten Regelmäßigkeiten und mathematisch genauen Schwenkungen, — gleich einem Streif

prometheischen Blitzes, endlich verwirklicht inmitten der gemeinen Dämmerung der Dinge hienieden!

Wohl sind es Leute hoch in Disciplin, in Schönheit der Ausstattung, und der kürzeste Mann unter ihnen mißt, glaube ich, gegen sieben Schuh, manche sind nahe an neun Schuh hoch. Leute aus allen Ländern; hundert und etliche kommen alljährlich, wie wir sahen, aus Rußland, — ein gar köstlicher Preis: die übrigen sind aus aller Herren Länder zusammengebracht, gestohlen, gekauft worden, mit ungeheuren Kosten, geschweige anderer Ungelegenheiten für Seine Majestät. Jakob Kirkmann, ein irischer Rekrut von namhaften Zollen, kostete seine 8000 Thaler ehe er ins Netz gelockt, verschifft und glücklich zu Händen gebracht werden konnte. Die Urkunden darüber sind noch da [1] und auch das Bildniß dieses irischen Landsmannes selber, der nichts weniger als ein schöner Mensch ist. Sie sind in der That alle abgebildet, sämmtliche Gemeinen dieses ausgezeichneten Regiments, wenn einem daran gelegen wäre, sie zu betrachten. 'Redivanoff aus Moskau' scheint von viel besseren Knochen zu sein als Kirkmann, wiewohl von noch dummerem Aussehen. Ein gewisser Hohmann, ein geborener Preuße, war so lang, daß ein selber großer Mann auf dessen bloßen Scheitel nicht mit der Hand hinaufreichen konnte; August der Starke von Polen versuchte es einmal und vermochte es nicht. Vor Hohmann's Zeit war 'Jonas der norwegische Schmidt', gleichfalls ein schrecklich langes Ungeheuer, dagewesen. Riese 'Macdall', — der dem hochgewachsenen jungen Weib, beide Parteien unbefragt, angetraut werden sollte, welches letztere sich als ein krüppeliges altes Weib auswies (alle Schwankbücher kennen die Sage), — dieser war ebenfalls ein irischer Riese, sein Name vermuthlich M'Dowal. [2] Besagter Hohmann war nun Flügelmann, der Größte im Regiment, ein wahrer Berg von montirtem Fleisch und Knochen.

Hier, in Bezug auf einen andern jener armen Riesen, ist eine Anekdote aus Faßmann (der sehr ausführlich ist über diesen Gegenstand von den Riesen, der abstruse, historische Faßmann, den wir oft mühsam hier anführen): eine sehr geringfügige, dahingegen aber unwidersprechlich sichere Anekdote, — die uns auf

[1] Förster: Handbuch der Geschichte, Geographie und Statistik des Preußischen Reichs (Berlin, 1820) IV. 130. 132; — nicht sehr klar gegeben.

[2] Derselbe: Preußens Helden im Krieg und Frieden (Berlin, 1848) I. 531; kein Datum der Geschichte, kein Nachweis von was für Körnchen der Wahrheit daran sein mag.

seltsame Weise die verschwundene alte Zeit und ihre Bevölkerungen zurückbringt, wie dies das armseligste authentische Schwefelhölzchen thun kann, wenn es sich plötzlich entzündet und die leere Nacht auf Augenblicke für das sehende Auge bevölkert! —

Faßmann, ein sehr dunkler deutscher literarischer Mensch, in veralteter Tracht und Garnitur, wie lebend oder was treibend können wir nicht errathen, fand sich in Paris umherschauend im Jahre 1713, wo, unter anderen Dingen, der Jahrmarkt von St. Germain vor sich ging. Lauter, großer Jahrmarkt von St. Germain, 'der von Lichtmeß bis auf den Montag in der Charwoche dauert'; und Faßmann machte eines Tages einen beschaulichen Spaziergang durch denselben. Viel Lärm, Geberdung, wenig Sinn. Schaubuden, Komödien, Possenreißer, Seiltänzer und ein ungeheueres Publikum, trinkend, tanzend, spielend, caressirend, wie sein Brauch ist. Nichts Neues für uns daselbst; neu nur, daß es sämmtlich fünf Generationen von uns entfernt ist nun. Sah "der alte Prätendent Stuart", der damals in seiner erwartungsvollen Periode in eben diesem Dorfe St. Germain war, es auch, wie Faßmann es sah? Und Ludwig XIV., der ist zu Versailles, stark erschlaffend, sehr langweilig für seine Maintenon. Und unser kleine Fritz ist in Berlin, ein Kind in der Wiege; — und die Welt ist munter und wach wie gewöhnlich, während Faßmann zwischen diesen geräuschvollen Fadheiten der Schaubuden umherwandelte im Jahre 1713.

Entlang wandelnd stieß Faßmann auf eine gewisse Bude, vor der ein ungeheures Gemälde aufgehängt war: 'Bild eines sehr langen Menschen, in Heiduckenlivree, Rock bis an die Knöchel reichend, in großer Perücke, Mütze mit langer Reiherfeder, mit diesen Worten: "Le Géant Allemand (der Deutsche Riese)" darunter geschrieben. Theils aus Neugierde, theils dem Landsmann zu lieb' ließ sich es Faßmann zwei Groschen kosten; besah das gigantische Mitgeschöpf; gesteht, niemals Einen so groß gesehen zu haben, obgleich er 'Bentenrieder, dem kaiserlichen Diplomaten', den Manche für den Höchstgewachsenen der Menschen halten, einmal begegnet sei. Dieser Riese hieß Müller, war aus der Gegend von Weißenfels zu Hause, — 'ein Sachse wie ich selber. Er hatte eine kleine deutsche Frau, nicht halb so groß wie er. Er machte Geld mit Leichtigkeit, indem er sich in Frankreich, England, Holland sehen ließ;' — und Faßmann ging seines Weges und dachte nicht weiter an den Kerl. — Nun aber fährt Faßmann fort:

'Als ich dreizehn Jahre nachher, im Frühling 1726, nach Potsdam kam, von Sr. Majestät berufen, um' — eigentlich um die Zeitungen Sr. Majestät vorzulesen und sich im Allgemeinen, namentlich im Tabacscollegium, nützlich zu machen, wie wir entdecken werden, — 'mußte ich mich nicht wenig wundern, als ich meinen Deutschen Riesen als einen Grenadier unter des Königs Regiment antraf! Eine Engländerin war damals seine Frau, weil die ehemalige kleine deutsche Frau gestorben gewesen. Mit derselben trieb er Wirthschaft und schenkte allerhand Biere' (Schnapps unter keiner Bedingung erlaubt), 'logirte auch Leute, und

'hatte ein eigen Haus' (wie es die mehrsten verheiratheten Riesen hatten) 'nahe beim Schloß; — wie ich dann selber bei ihm eingekehrt. Seine 'Beine sind aber zu der Zeit geschwollen gewesen, und er war nichts 'mehr nutz zum Exerciren, weshalb er endlich die Freiheit erhalten, wie- 'der zu gehen, wohin er gewollt. Von solcher Freiheit hat er auch pro- 'fitirt und ist erstlich von Potsdam in das Weißenfelsische gereist. Von 'da ist er aber wieder nach England gegangen und hat sich seitdem allda 'nochmals für Geld sehen lassen' — auf den englischen Kirchweihen in der ersten Zeit Georg's II. Und das ist die wirkliche Biographie eines potsdamer Riesen von einem literarischen Herrn, der bei Gelegenheit bei ihm eingekehrt ist.[1]

Der Sold dieser sublimen Garden zu Fuß ist bedeutend höher als der gewöhnliche, sie genießen ausgezeichnete Vorrechte und Behandlung, hingegen ist ihre Disciplin sonder Gleichen, und an Abschied ist nicht zu denken, so lange Kräfte da sind. Der arme Kirkmann, denkt er zuweilen an die heimathlichen Berge von Howth und daß er sie nimmer wieder sehen wird? Kirkmann, schließe ich, giebt sich nicht viel mit Denken ab, — nimmt in Anschlag, daß er hier Taback und Privilegien und Nebengelder hat, und daß Howth und der Himmel selber gar Vielen unzugänglich ist.

Friedrich Wilhelm's Werbeschwierigkeiten.

Lange Leute, nicht für dies Regiment allein, waren ein Lebensbedürfniß Friedrich Wilhelm's geworden. Unentbehrlich für ihn beinahe wie sein täglich Brod. Zu seinem Herzen führt kein Weg so leicht, als das Geschenk von ein paar langen Leuten. Friedrich Wilhelm's Regimenter werden nun, vermöge seiner genauen neueren Verordnungen, ein jedes in seinem eigenen Kanton oder besondern Kreis ausgehoben und geworben, hier werden alle Mannspersonen bei ihrer Geburt eingeschrieben, und sind dienstpflichtig, wenn sie das gehörige Alter und die nöthige Stärke erlangt haben. Alle erwachsenen Männer (mit gewissen Ausnahmen, wie einer Wittwe ältester Sohn, oder dergleichen augenscheinlich schädlichen Fälle) sind dienstpflichtig; der Hauptmann des Regiments und Amtmann des Kantons bestimmen mit einander, wer einzutreten hat. Besser für Dich, wenn Du nicht groß bist! In der That ist es fast eine Gnade des Himmels, mit irgend einem gesunden Leibesfehler, ein wenig krummem Rücken, oder so was, beschenkt zu sein, wenn Dir die Laufbahn der Ehre unter Friedrich Wilhelm sehr zuwider ist. Wohl können wir uns einen allgemeinen Schatten banger Be-

[1] Faßmann S. 723—730.

sorgniß über jenen ländlichen Bevölkerungen denken, und viel unangenehmes Dingen und Unterhandeln mitunter; — nichts da, als die Gerechtigkeit des Königs, woran man sich berufen könnte. Des Königs Gerechtigkeit, allerdings sehr groß, jedoch arg gehemmt von des Königs Werthhaltung schöner Soldaten.

Glücklicher Weise ist der Werth, den er auf betriebsame Arbeiter und Zunahme der Bevölkerung legt, gleichfalls groß. Städter, künstliche Handwerksleute sind der Regel nach ausgenommen; die kunstreichern Klassen überhaupt nimmt Seine Majestät in dieser Beziehung aus, um sie in anderer Weise aufzumuntern. Denn im Ganzen ist er nicht weniger ein Hauptmann der Arbeit, als anderer Dinge, für seine Nation. Was er für Preußen gethan in Bezug auf Gewerbsamkeit, Verbesserungen, neue Fabrikanlagen, neue Methoden; im Anlegen von ‘Kolonien’, ertrunkene Sümpfe zu trockenen Kornfeldern umschaffend; im Bauen, Trockenlegen, Graben und Ermuntern oder Zwingen Anderer zu dergleichen, würde ein langes Capitel anfüllen. Er ist der abgesagte Feind des Chaos, nicht sein Freund, wo man ihm immer begegnet.

Zum Beispiel Potsdam selber. Potsdam, nun ein angenehmer, grüner, baumreicher Ort, weitläufig auszweigend in schöner Architektur, mit reingekehrtem Pflaster, wo der Reisende Land und Wasser, wie an anderen Plätzen, in zwei Elemente gesondert findet, — Friedrich Wilhelm fand es zum großen Theil als Sumpfboden vor, Land und Wasser noch mit einander vermengt. Eben in diesen Jahren geht sein Abgraben, Eindeichen, Bauen, Versenken von Pfeilern ins Ungeheure, und wohl thut es seiner Beharrlichkeit noth, daß sie unüberwindlich sei. Da blickt er zum Beispiel eines Morgens nach starkem Regen hinaus auf gewisse Antisumpf-Operationen und Pfeilversenkungen und findet eine Strecke seines neuesten starken Pfahlwerks verschwunden. Wo in der Welt ist es hingekommen? Pah, der angeschwollene See hat es durchgebrochen, und dort schwimmt es, das Unterste zu oberst gekehrt, eine Strecke wüsten flüssigen Torfes, worüber Seine Majestät ein lautes Gelächter erschallen ließ, sagt Bielefeld [1], und fing wieder von vorn damit an. Die Pfeiler halten nun fest genug, wie die übrige Erdrinde, und tragen starke Steinhäuser und schattige Bäume für die Menschheit, und die platte Menschheit kann mit reinen Schuhen dort wandeln, schaudernd oder kichernd, je nachdem ihr der Mund stehen mag, über Friedrich Wilhelm.

[1] Baron von Bielefeld: Lettres Familières (zweite Auflage, à Leide, 1767) I. 31.

Keine Gefahr von diesem Kantonssystem der Recrutirung für die kunstreichern Klassen, die Besseres leisten können als Exerciren lernen. Und die Wahrheit zu sagen, auch der arme lehmige Bauernbursche leidet nicht dadurch, seinen Befürchtungen gemäß. Oft vielleicht könnte er Gewinn und Verlust berechnen, mochte er sich im Vortheil finden; die Laufbahn der Ehre erweist sich wenigstens als eine Laufbahn des praktischen Stoicismus und Spartanismus, nützlich für jeden Bauern oder jeden Prinzen. Reinlichkeit, der Person und sogar des Geistes, feste Strenge der Methode, Nüchternheit, Mäßigkeit, das sind Tugenden des Erlangens werth. Für Nüchternheit im Trinken wird hier stark gesorgt: Seine Majestät duldet keine Branntweinbrennerei in Potsdam oder so und so viele Stunden im Umkreis;[1] noch auch ist der Verkauf desselben gestattet, außer auf die allerauserlesenste Weise. Die Löhnung des Soldaten ist äußerst gering, nicht über achtzehn Pfennige täglich für den gemeinen Infanteristen, außer den Rationen, die er hat; — aber sie ist doch angemessen für ihren Zweck, erhält den Soldaten bei guter Gesundheit, kräftig seiner Arbeit gewachsen; Punkte, in die Seine Majestät mit eigenen Augen schauet und keinen Zweifel obwalten läßt. Oft auch, wenn nicht bereits am öftesten (wie es schließlich wurde), geht der Bauernsoldat viele Monate im Jahre heim, ein Pflugsoldat, und arbeitet auf alte Weise für sein Brod. Sein Hauptmann (es gehört zu den Nebengefällen des Hauptmanns, der in der Regel ein funfzigjähriger Veteran ist, mit langer spartanischer Erziehung, ehe er so hoch hinauf gelangt) steckt den Sold all dieser Urlaube, überzählig für den nothwendigen Dienst des Regiments, in die Tasche, — und hat gewisse wichtige Leistungen dafür zu stellen.

Jedenfalls kann die Einrollung, in Friedenszeit, nicht Viele treffen, mit drei oder vier Recruten des Jahres, um Erledigungen auszufüllen, übersteht der Kanton seine Krisis. Denn es ist namentlich zu beachten, der dritte Theil jedes Regiments darf, und sollte der Regel nach, aus 'Ausländern', Nichtpreußen, bestehen. Diese werden gewöhnlich in den freien Reichsstädten und in Oberdeutschland, 'im Reich', wie sie es nennen, geworben. Für dies ausländische Drittheil müssen die Recruten ebenfalls geschafft werden; keine Entschuldigung zulässig für Hauptmann oder Oberst; nichts als Recruten von gehörigem Maß kann Genüge geben. Hauptmann und Oberst (ihre Unternehmung aus obengedachten mäßigen angemessenen 'Nebengefällen' bestreitend) müssen sich umthun, wachsam, emsig, und müssen es bewerkstel-

[1] Faßmann S. 728.

ligen, sie zu verschaffen. Man darf sogar überzählige Recruten nehmen und hat in der That einen Vorrath derselben bei jedem Regiment. Jede Anzahl von Recruten, die rechtschaffen auf ihren Beinen stehen, sind willkommen, und über einen langen Mann ist Freude in Potsdam, fast wie wenn er ein weiser Mann oder ein guter Mann wäre.

Die Folge davon ist, daß alle Länder, namentlich alle deutschen Länder, von einer neuen Gattung zweifüßiger Raubthiere verheert werden: von preußischen Werbern nämlich. Sie schleichen umher, nöthigen Falls unter Verkleidungen; luchsäugig, gierig beinahe wie die Jesuitenhunde; nicht nach den Seelen der Menschen, wie es die geistlichen Jesuiten thun, sondern nach ihren Leibern auf unbarmherzige menschenfresserische Weise jagend. Besser für Einen, nicht allzu groß gewachsen zu sein, in jedwedem Lande jetzt! Den irischen Kirkmann hat die Aegis der britischen Constitution selber nicht zu beschützen vermocht. Im Allgemeinen jedoch wird vom preußischen Werber auf englischem Boden berichtet: Das Volk sei zu wohl auf, und es sei wenig zu machen da zu Lande. Ein langer britischer Matrose, wenn wir ihn, in Memel oder den baltischen Häfen herumschlendernd, erhaschen, wird unerbittlich von den Diplomaten zurückgefordert; Handel unterbrochen bis er wieder ausgeliefert ist, und er bewährt sich als ein bloßer Verlust für uns.[1] Deutschland, Holland, die Schweiz, die Niederlande, das sind ergiebige Felder für uns, und da jagen wir mit einigem Nachdruck.

Zum Beispiel in der Stadt Jülich, da lebte und wirkte ein langer junger Zimmermann: eines Tages tritt ein wohlgekleideter positiv aussehender Herr ('Baron von Hompesch' nennen ihn die Berichte) in seine Werkstätte; braucht eine starke Kiste mit Verschluß, für Hauszwecke, die muß so und so viel messen, namentlich siebenthalb Schuh in Länge; das ist ein unumgänglicher Punkt, — muß, dünkt mich, länger sein als Er Meister Zimmermann: was wird sie kosten, wann fertig sein? Preis, Zeit und das Uebrige werden verabredet. "Eine gute starke Kiste also, und die rechte Größe nicht zu vergessen; wenn sie zu kurz ist, kann ich sie nicht brauchen. Hört Er?" — "Ja ja! schon gut!" Und der positiv aussehende wohlgekleidete Herr geht seiner Wege. Am bestimmten Tage erscheint er wieder, die Kiste ist fertig; — wir hoffen, ein untadelig Stück? "Zu kurz, wie ich gefürchtet!" sagt der positive Herr. "Nein, gestrenger Herr," sagt der Zimmermann, "ich bin sicher, sie mißt siebenthalb Schuh!" und nimmt sein Maaß zur Hand. — "Pah, sie hat länger sein

[1] Gesandtschaftsberichte im englischen Staatsarchiv.

sollen, als Er ist." "Nun, das ist sie ja." — "Mit nichten ist sie es!" Der Zimmermann, um der Sache ein Ende zu machen, steigt in die Kiste hinein, und will jeden Sterblichen überzeugen. Er ist nicht sobald in der Kiste, flach am Boden, als der positive Herr, ein verkleideter preußischer Werbeofficier, den Deckel über ihm zuschlägt und verschließt; pfeift drei starke Kerle herein, die laden die Kiste auf, gehen ernst damit über die Straße, öffnen sie an sicherer Stelle, und finden, — schrecklich zu erzählen, — den armen Zimmermann todt, erstickt aus Mangel an Luft in dieser seiner fürchterlichen Mittelpassage.[1] Der Name der Stadt ist gegeben, Jülich wie oben; kein Datum. Und wäre die Sache auch nur eine Volksmythe gewesen, ist es nicht eine bedeutsame? Aber sie ist allzu wahr; der lange Zimmermann lag todt, und Hompesch trug lebenslängliche Gefangenschaft aus dem Handel davon.

Bürgermeister kleiner Städte sind weggeschnappt worden; in einem Falle 'ein reicher Kaufmann in Magdeburg', den es eine große Summe kostete, wieder los zu kommen.[2] Preußische Werber lauern in der Nachbarschaft von auswärtigen Kasernen, Exercierplätzen, — und wenn sie einem langen Soldaten begegnen (die Holländer haben Fälle aufzuweisen und sind aufgebracht darüber), überreden sie ihn wohl auch zu desertiren, — nach dem Lande zu gehen, wo man Soldatenwerth zu schätzen weiß und wo ein langer Kerl von Talent schnell vor sich kommt.

Aber den aufs Höchste gespannten Grad ihrer Kunst bewiesen sie vermuthlich an dem österreichischen Gesandten, — dem langen Herrn von Bentenrieder, der Diplomaten Längster, den Faßmann, bis zum Jahrmarkt von St. Germain, für den Längsten der Menschen gehalten hatte. Bentenrieder befand sich auf dem Wege als kaiserlicher Gesandter an Georg I., in jenen Zeiten des Congresses von Cambrai, munter entlang reisend, als, nahe bei Halberstadt, sein Wagen brach. Die Reparatur nimmt einige Zeit ein; der hochgewachsene diplomatische Herr spazirt voraus, will seine langen Beine ein wenig strecken, sich auch die Stadt ein bischen ansehen, bis der Wagen fertig ist. Und nun, bei einem Wachhaus in dem Ort, frägt ein preußischer Officier, nicht allzu ehrerbietig gegen einen Edelmann ohne Wagen, 'wer er sei?' "Nun," antwortet er lächelnd, "ich bin Botschafter des Kaisers. Und wer mögen Sie sein, der da frägt?" — "Ins Wachhaus mit uns!" Und dahin marschirt man ihn. "Kaiserlicher Bote, warum etwa nicht?" Da er ein gar langer

[1] Förster II. 305. 306. Pöllnitz II. 518. 519.
[2] Stenzel III. 356.

schöner Mann ist, dieser hier durchmarschirende Kaiserbote zu Fuß, so haben die Wachhausautoritäten beschlossen, ihn fest zu halten, ihn das preußische Exercitium zu lehren; — und werden in sonderbare Verlegenheit versetzt, als seine Dienerschaft und Gefolge anlangen, voller Schrecken zu Freuden aufgelöst, und ihn "Excellenz" tituliren![1]

Der lange Herr von Bentenrieder nahm die fußfällige Abbitte dieser Wachhausautoritäten an. Aber natürlich sprach er davon mit Georg I., dessen Geduld, oft gereizt durch Beschwerden über diesen Punkt, von diesem überschwenglichen Beispiel preußischer Vermessenheit Feuer gefangen zu haben scheint. In Folge dieses Abenteuers, sagt Pöllnitz, begann er ein System von entschiedenen Maßregeln, von Repressalien sogar und peremptorischen, warnenden Schritten, um Hannover von dieser Plage zu reinigen, und ihr in That und Wirklichkeit, und nicht bloß in Zusage und Versicherung, ein Ende werden zu lassen. Dies waren die ersten Hindernisse, auf die Königin Sophie in ihrem Betreiben der Doppelheirath stieß, und es waren schwere Hindernisse, wiewohl sie sie zuletzt bemeisterte. Hinter jenem schönen Charlottenburger Besuch her, fast innerhalb Jahr und Tag folgend, und freundlichen Aspecten und Aussichten schlapp ins Gesicht schlagend, schmerzte und verdroß dieses Benehmen Seitens Seiner britannischen Majestät Friedrich Wilhelm sehr stark, und verwickelte ihn in der That auch in namhafte praktische Plackereien.

Denn es war das Signal für eine ähnliche Reihe lauter Beschwerden und drohender Vorstellungen (mit kleinen Zwickungen der Erfüllung hie und da) aus allen Gegenden Deutschlands; indem sich allenthalben ein Unwetter von Plackereien und öffentlichem Unwillen erhob, und sich über Friedrich Wilhelm und sein unglückliches Steckenpferd ergoß. Da kann man nun sein armes Steckenpferd nicht länger in Frieden reiten. Friedrich Wilhelm antwortete allezeit, was freilich nur oberflächlich Thatsache war, daß Er nichts von diesen Gewaltthaten und schlechtnachbarlichen Streichen wisse; Er, ein gerechter König, bedauere mehr als irgend einer, darum zu hören, und wolle augenblicklichen Befehl erlassen, daß es aufhöre. Aber es blieb doch immer ziemlich beim Alten und hörte niemals auf. Es thut mir leid, daß ein gerechter König, von seinem Steckenpferd verführt, antwortet, was nur oberflächlich Thatsache ist. Aber es scheint, er kann nicht anders: sein Steckenpferd ist zu stark für ihn, kehrt sich nicht an Stange und Zügel in diesem Fall. Bemitleiden wir einen Menschen von Genie, der auf einem so unbändigen Stecken-

[1] Pöllnitz II. 207—209.

pferde sitzt, das mit ihm über die Schranken springt, trotz seiner besten Entschlüsse. Ist vielleicht das poetische Temperament solchen krankhaften Trieben, Einflüssen idealischer Grillen und bloßer Thorheit, die sich nicht heilen läßt, mehr ausgesetzt? Friedrich Wilhelm wollte oder konnte nimmer von seinem Steckenpferde absteigen; aber er ritt es fortan unter vielem Verdruß, unter Güssen von Aerger und Spott, indem schmähliche Worte und Maßregeln, gleichsam saxa et faces, stark um ihn herumschlugen, der Reiter ein Opfer der Tragödie und Posse zugleich.

Plagen der Königin Sophie: Grumbkow mit dem Alten Dessauer und Grumbkow ohne diesen.

Die Königin Sophie hatte durch geschickte Behandlung jene ersten Stöße überwunden und war bei einem Vertrag von Hannover und auf ebenem Grund wieder angelangt. Noch viel schlimmere Stöße standen bevor; aber glattes Reisen, nach einem solchen Ziele, war nicht möglich für diese Königin. Arme Dame, ihr Hof, wie wir aus Wilhelmine und den Büchern ersehen, ist ein trauriges Getreibe von Intriguen, Verdachtschöpfungen, von verrätherischen Zofen, höhern Bedienten, ohrenbläserische Kundschafter im Amte stehender und anderer Personen, die sich einander auszustechen suchen. Satans unsichtbare Welt gar sehr geschäftig gegen Königin Sophie! Unter allen Umständen, wie vielmehr erst unter denen der Doppelheirath, war ihre Stelle in eines gütigen aber argwöhnischen Gemahles Gunst schwierig zu behaupten. Rastlose EmporDränger, die auf einem oder dem andern Weg, auf Leiterstufen, wie sie das abstruse Element eben darbietet, aufklettern, fehlen nie, und haben wie gewöhnlich ihre lauschenden Trabanten bald hier bald dort. Königin Sophie und ihre Partei müssen behutsam auftreten, wie zwischen Abgründen und Fallgruben. Von welchem sämmtlichen Getreibe erloschener, dort und damals so wichtiger, hier und jetzt zu n e g a t i v e n Größen gewordener Erbärmlichkeiten wir wiederum die Existenz melden, ohne uns auf nähere Forschung und Erörterung darüber einzulassen. Zwei Vorgänge, deren letzterer sich nahe von dem Punkte, wo wir nun stehen, datirt, werden den Leser zur Genüge belehren, was für ein Getreibe dies war, in welchem die Königin Sophie und ihr lichtes Söhnchen, der neue Major der potsdamer Riesen, ihr Dasein zu verbringen hatten.

Der erste Vorgang trug sich zu vor etwa sechs Jahren oder darüber, — in 1719, dem Jahre der heidelbergischen Protestanten, des Fälschers Element, da Seine Majestät 'wochenlang mit

einem Pistol unter seinem Kopfkissen schlief' und noch sonstige Kümmernisse hatte. Seine Majestät war auf einer seiner vielen Reisen plötzlich zu Brandenburg erkrankt in jenem Jahre: so schlimm, daß er, dem Tode sich nahe glaubend, seine gute Königin holen ließ; und machte ein Testament, indem er sie, für den Fall seines Ablebens, zur Regentin ernannte. Seine Majestät genas bald wieder. Aber Grumbkow und der Alte Dessauer, die Hauptbewerber, als sie Spur von dem Testament bekamen und die Wahrheit auskundschafteten, — welch trübes Wasser machten die Zwei nicht in Folge davon, Schlamm und Koth um die gute Königin herum aufstochernd, da sie fanden, daß sie ihnen vorgezogen worden![1] Ja Wilhelmine, auf ihre wilde Weise, glaubt, sie hätten nicht lange nachher geplänt, eines Nachmittags in Berlin dem König das Theater über dem Kopf in Brand zu stecken und sein Leben zu nehmen, und davon was für Vortheil in Aussicht stehen mochte für sich zu ziehen! Kein Zweifel darüber, denkt Wilhelmine: "Der junge Markgraf,[2] unser köstliche Vetter, von Schwedt, ist der nicht Schwestersohn des Alten Dessauer? Enkel des Großen Kurfürsten, ebenso wie Papa. Papa erst umgebracht (und unser arme Kronprinz ebenfalls beseitigt), — so ist dieser junge Markgraf, und dieser blaue Fuchstiger von einem Onkel über ihn, König in Preußen! Offenbar gedachten sie das Theater niederzubrennen und Papa umzubringen!" Das ist Wilhelmine's wahnsinnige Meinung, wie es ohne Zweifel diejenige ihrer Mutter an dem fraglichen Tage war: eine eifersüchtige, viel erduldende, überschwenglich erbitterte Mutter, wie wir sehen.

Der zweite Vorgang zeigt uns diese zwei rauhen Herren, aus ihrer Theilgenossenschaft in Streit und sogar in Zweikampf gerathen. 'Duell am cöpenicker Thor', von dem in den trüben alten preußischen Büchern viel Aufhebens gemacht wird, — wiewohl immer in einem zurückhaltenden Ton, indem nicht einmal das Datum, wie wenn das gefährlich wäre, deutlich angegeben ist! Es folgte, wie man nun errathet, in der Spur jenes hanöverschen Vertrags, da die Beiden entgegengesetzte Seiten in Betreff jener Maßregel ergriffen hatten, und die Erbitterung alte Wunden überhaupt wieder aufriß. Dessau war gegen König Georg und den Vertrag, wie es scheint, indem er seine Gründe, alte Familiengründe, hatte: Grumbkow, ein bestechlicher Herr, war dafür, — indem er auch vielleicht seine Gründe hatte. Genug, es kam zu Wortwechseln, zu Händeln zwischen den Bei-

[1] Wilhelmine I. 26. 29.
[2] Geboren 1700 (oben S. 381).

den, — stieg zuletzt zum Zweikampf. Zornige Herausforderung von Seiten des Alten Dessauer, die jedoch Grumbkow, der für keinen Berserker im Fechten galt, bedauerte, nicht annehmen zu können: seine christlichen Grundsätze erlaubten es nicht. Man beruft sich an den König; der König, der selber, wiewohl ein orthodoxer Christ, ein noch orthodoxerer Soldat ist, entscheidet, daß, Alles zusammengenommen, General Grumbkow nicht umhin könne, diese Herausforderung des Feldmarschalls Fürsten von Dessau anzunehmen.

Demgemäß ist Dessau auf dem Felde am cöpenicker Thor, — Spätherbst-Nachmittag (rechne ich) des Jahres 1725, — wartet geduldig bis Grumbkow erscheint. Grumbkow, mit einem ausgesuchten Secundanten, erscheint endlich; tritt gedankenvoll langsamen Schrittes heran. Schießpulver-Dessau, schwer, wie stille Gewitterwolken, zieht sein Schwert: und Grumbkow — zieht das Seine nicht, präsentirt es in der Scheide, mit unbedingter Unterwerfung und Abbitte: "Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, alter Freund, den ich beleidigt habe!" Worauf Dessau, ohne ein Wort zu sprechen, nur ein verächtliches Schnauben von sich gebend, dem Phänomen seinen Rücken zukehrt, seinen Gaul besteigt und heimreitet.[1] Ein von diesem Grumbkow geschiedener Mann fortan. Der Fürst wartete Ihrer Majestät auf, gab sein Bedauern über vergangene Entfremdung zu erkennen, seinen großen Wunsch, ihr nun beizustehen, aber seine völlige Unfähigkeit dazu, indem er durch Grumbkow verdrängt sei: Wir begeben uns nach Halle, Madame, wo unser Regiment steht; dort wollen wir Seiner Majestät dienen, da wir es hier nicht können![2] Und so lebt der Alte Dessauer auch meistens dort in kommender Zeit; unartikulirt versenkt in Tactiken von wirklich tiefer, nicht scheiternd in politischen Händeln von seichter Natur; — ein Mann, von dem die mythischen Sagen jenes Ortes noch zu erzählen wissen. Besser, Leute zur Vollkommenheit heranzuexerciren und eiserne Ladstöcke zu erfinden, für den Tag, da man ihrer nöthig haben wird, als sich auf solche Weise herumzubalgen mit Vieh von der Grumbkow'schen Art: Und dergestalt, bemerken wir, ist Grumbkow am Ruder, und der Alte Dessauer entfernt; und es hat "ein Ministerwechsel", ein Wechsel in "Seiner Majestät Rathgebern", stattgefunden; — möge der gangbare Rath nun weiser sein!

Was der junge Kronprinz that, sagte, dachte, in solcher Umgebung von Hintertreppen-Diplomatien, Weiber-Seufzern

[1] Pöllnitz II. 212. 214.
[2] Wilhelmine I. 90. 93.

und Anstrebungen, grumbkowischen Duellen, Exercitien im Riesenregiment, findet sich in keinem geringsten Umstand für uns angegeben, in den weitläuftigen Schuttbüchern die über ihn geschrieben worden sind. An uns ist es, anzudeuten, daß eine solche Umgebung da war: wie ein lebhaftes Gemüth, auf das sie wirkte, nicht verfehlte gegenzuwirken, chamäleonartig Farbe davon nehmend und umgekehrt Farbe dagegen nehmend, muß der Einbildungskraft des Lesers überlassen bleiben. Eines haben wir erfahren und wollen es nicht vergessen: daß der Alte Dessauer entfernt und Grumbkow am Ruder ist, — daß der ungeschlachte Sohn des Schießpulvers, fortan Soldaten in Halle einübend und stummartig über Tactiken sinnend, wie wenige je gethan haben, keinen Antheil an den faulen Zaubereien hat, die nun am Hofe eintreten.

Sechstes Capitel.

Feldzeugmeister Seckendorf geht über den Schloßplatz.

Des Kaisers Schrecken und Verlegenheit über den Abschluß des hannöverschen Vertrags war, wie wir gesehen, außerordentlich. Krieg möglich oder wahrscheinlich, und nichts worauf sich zu verlassen, als die xantipp.schen Launen der Elisabeth Farnese: kein Geld von den Seemächten, nur Kanonenkugeln, Invasion und Feindseligkeit von ihrem Geld und ihnen: Was ist anzufangen? Zu 'schmeicheln dem Stolze Spaniens', zu nähren die dortigen Hoffnungen auf eine Verbindung ihres Don Carlos, des nachträglichen Infanten, mit unserer ältesten Erzherzogin, was freilich die Seemächte gewaltig in Harnisch gebracht hat, aber Parma und Piacenza für jetzt in Ruhe beläßt und auch die Pragmatische Sanction zu Spaniens eigener Sache macht: Das ist die Eine Hülfsquelle, obschon eine arme und nun gefährliche. Eine andere ist, eine Verbindung mit Rußland von der armen kleinen braunen Czarina dort zu erschmeicheln: aber ist das nicht noch eine ärmere? Und was für dritte giebt es? —

Wohl giebt es eine dritte, welche die beiden andern aufwäge, könnte man damit zu Wege kommen, nämlich: Friedrich Wilhelm von diesen gefährlichen hannöverschen Bundesgenossen abwendig zu machen und auf gelinde Art zu uns herüber zu bringen. Er hat eine Armee von 60,000 Mann in vollkommenem

Stande, und Geld, sie dabei zu erhalten, gegen uns oder für uns, — 60,000 plus oder 60,000 minus, — das ist so viel als 120,000 streitbare Mannen: ein höchst gewichtiges Item in jedem vorkommenden Felde. Wenn es irgend menschenmöglich ist, laßt uns diesen wilden aufgebrachten König von Preußen gewinnen. Ist unter unsern Knechten einer, der es wagt, mit Honigkuchen, mit Streicheln und Schmeicheln hinzugehen und den kaiserlichen Maulkorb um die Schnauze jenes ungeschlachten bärischen Thiers zu schlüpfen? Ein zornmüthiger Bär von gefährlichen Proportionen und jetzt gerade mit Recht aufgebracht gegen uns! Unser erfahrener Feldzeugmeister und Diplomat, Graf von Seckendorf, ein gewissenhafter Protestant und Schlauester der Menschen, zu jeder Lüge geschickt, — wagt der, es zu versuchen? Er hat in allen Gegenden der Welt gefochten, und gelogen in allen, wenn erforderlich, und sich Geld erübrigt in allen: er will es versuchen, und es wird ihm auch gelingen![1]

Der zweite Akt dieses närrischen Weltdrama's der Doppelheirath hebt daher an, — am 11. Mai 1726, gegen Sonnenuntergang, in der Tabagie des Schlosses zu Berlin, wie wir durch mühsame Zusammenstellung des windigen Pöllnitz mit anderen undeutlichen Zeugen düsterer Natur zusammenlesen, — und zwar folgender Gestalt:

Preußische Majestät sitzt am Fenster und raucht; es geht nichts Besonderes vor sich. Ein untersetzter stahlgrauer Herr, von militairischem Zuschnitt, spaziert über den Schloßplatz, bemerkbar unter der spärlichen Menge daselbst, nachdenklich sich erholend in dem gelben Sonnenlicht und den langen Schatten, wie nach harter Tagesarbeit oder -Reise. "Wer ist das?" fragt Friedrich Wilhelm, seinen Taback einhaltend. Grumbkow antwortet bedächtig, nachdem er wohlhingeschaut: er glaube, es müsse der Feldzeugmeister Seckendorf sein, der heute bei ihm war, auf eiliger Durchreise nach Dänemark in Geschäften, die nicht warten können. — "Der erfahrene Feldzeugmeister Graf von Seckendorf, mit dem wir noch vor Kurzem in Correspondenz standen und ihn um diese Zeit erwarteten? Den wir bei der Belagerung von Stralsund, ja bereits von den Marlboroughischen Zeiten und der Belagerung von Menin her in Krieg und Frieden gekannt und allezeit als einen soliden gescheidten Mann und Soldaten betrachtet haben: Warum hat er uns nicht besucht?" — "Ew. Majestät", bekennt Grumbkow, "sein Auftrag ist so sehr dringend! Geschäft in Dänemark kann nicht warten. Seckendorf hat freilich eingestanden, er habe einen kleinen Umweg ge-

[1] Pöllnitz II. 235. Stenzel III. 544. Förster II. 59, III. 235. 239.

macht, aus Begierde, unsere große Revüe zu Tempelhof übermorgen zu sehen: Welcher Soldat (so ließ er sich vernehmen) möchte den Anblick eines Heerwesens versäumen, das man bis zum Non-plus-ultra gebracht hat? Aber er wollte sich ganz incognito unter das Publikum mischen, — und dann ungesäumt weiter eilen: nicht im Stande, diesmal die Ehre zu haben, seine förmliche Aufwartung zu machen." — "Aufwartung? Narrenpossen!" antwortet Friedrich Wilhelm, — öffnet das Fenster und winkt mit höchsteigenem königlichen Haupte und höchsteigener Hand Seckendorf herein. Die Unterhaltung mit einem Menschen von gesundem Verstand und der ihm irgend etwas, wären es auch nur Neuigkeiten aus der Fremde, auf verständige Weise erzählen konnte, war Friedrich Wilhelmen allezeit willkommen.

Und so wird Seckendorf, wie kann er anders umhin? in die Tabagie installirt; gleitet da in ein angenehmes Gespräch. Ein einnehmender Plauderer, fest für die Religion, für die Rechte Deutschlands gegenüber eindrängerischen Franzosen und Andern: solche Einsicht, Orthodoxie, Verstand und Klugheit, angenehm anzuhören, und alles mit dem gehörigen Quantum Oel, wiewohl er 'zugleich näselt und lispelt', und im Stillen, nöthigen Falls, eine Fertigkeit im Lügen besitzt, — denn er destillirt dir wundersamlich jedwede Lüge in seinem religiösen Brennkolben bis sie für sein Gewissen erträglich, ja sogar mundend wird, wie Elixire sind, — Fertigkeit im doppelt-destillirten Lügen, wie sie wahrscheinlich zu seiner Zeit nicht noch einmal da war. — Seckendorf ist bei der großen Revue, 13. Mai 1726, zugegen; sieht mit unverstellter Bewunderung das Nun-plus-ultra von Manövriren, und in der That die militairische und sonstige Verwaltung überhaupt dieses bewundernswürdigen Königs.[1] Seckendorf, keine Frage darüber, wird sein dänisches Geschäft schnell abmachen, da Ew. Majestät es zu wünschen geruht. Seckendorf wird ganz sicher aufs schnellste zu einem solchen Könige zurückeilen, dessen vertrauter Umgang, auf so edle Weise vergönnt, ihm theuer ist. — O wie theuer!

Nach Verlauf von ein paar Wochen ist Seckendorf zurück in Berlin; begleitet Seine Majestät auf der jährlichen militairischen Runde durch Preußen; begleitet Hochdieselbe allerorten, indem er ein völliges Lebensbedürfniß Seiner Majestät wird; und geht nicht wieder hinweg. Seckendorf's Geschäft, wenn Seine Majestät es wüßte, führt ihn nicht 'hinweg', sondern liegt eben hier zur Stelle, wo der Zauberapparat, Grumbkow die Hauptfeder dabei, sämmtlich ins Geleis gerichtet wird! Grumbkow war

[1] Pöllnitz II. 235. Faßmann S. 367. 368.

vorerst entschieden für König Georg und den hannöverschen Vertrag, indem er zur Zeit seine Gründe hatte; hat aber nun andere Gründe, und ist entschieden gegen auswärtige Verbindungen. "Hm, ha — ja doch, mein schätzbarer, mit Recht mächtiger Herr von Grumbkow, hier ist ein kleines Gnadengehalt von 1000 Dukaten, was die kaiserliche Majestät in Betracht des Dienstes, den Sie Preußen und Deutschland und Höchstderselben leisten dürfen, mir allergnädigst befohlen hat zu überreichen; nur 1000 Dukaten jährlich für jetzt; aber an Geld soll es nicht fehlen, wenn es nach Wunsch geht!" [1]

Und so sind nun zwei Schwarzkünstler ersten Ranges geschäftig um den unbewußten Friedrich Wilhelm, und Seckendorf während der folgenden sieben Jahre haftet an Friedrich Wilhelm wie dessen Schatten, und bezaubert sein ganzes Dasein und ihn, wie wenige Hexenmeister vermocht hätten. Friedrich Wilhelm, wie Paulus auf Melite, seine unschuldigen Hände an einem für ihn daselbst angezündeten Feuer von trockenen Reisern wärmend, — was für ein Wunder von giftiger Otter hat sich hier an seinen Finger geheftet? Dem verzauberten Sinn Friedrich Wilhelm's scheint es ein Paradiesvogel, der sich traut da hingesetzt hat; aber er ist von der Peitschenschlangengattung oder schlimmer, und bleibt tragisch, wenn auch komisch, Jahre lang an ihm fest kleben. Die Welt hat die Komödie der Sache gesehen und höhnendes Gelächter über Friedrich Wilhelm darob erschallen lassen: aber sie hat ihre, weniger erkannte, tragische Seite, wo dem armen Könige Thränen gebühren, und wo gewissen Anderen Peitschenhiebe und fast Galgenstricke gebühren! — Ja wären Seckendorf und Grumbkow Beide in diesem Stadium des Geschäfts nachhaltig gehängt worden, wodurch das Geschäft hätte auf eine billige Weise bald beendigt werden können, es wäre der Menschheit willkommen gewesen; willkommen sicherlich dem gegenwärtigen Herausgeber wenigstens; welch ein Ersparniß für ihn von verschwendeter Zeit, von ausgestandenem Ekel! Und in der That hat er sich im Verlauf dieser seiner trübseligen Operationen oft nach einer solchen Erquickung gesehnt. Aber das Schicksal bestimmte es anders; wir müssen Alle unser Schicksal annehmen! —

Grumbkow ist also zur kaiserlichen Orthodoxie vereidet, — vermuthlich neigte sich der reineckesche Sinn (so zu sprechen) allezeit eher nach dieser Seite hin, und nur sein Interesse nach der andern, — Grumbkow ist gut bestochen, mit Mitteln versehen, Andere zu bestechen, wo es nöthig; steht nun orthodox da, auf Einsetzung seines Kopfes. Es befindet sich Alles, geist-

[1] Förster III. 233. 232. Vergl. auch Buch IV. 172. 121. 157 2c.

lich und ökonomisch, zum mundhaften Stande destillirt für Seckendorf und sein großes trojanisches Pferd von einem Grumbkow: und das Abenteuer geht frisch vor sich. Seckendorf sitzt allnächtlich in der Tabagie (eine Art von 'Rauchparlament', wie wir bald sehen werden), leistet Gesellschaft auf allen Spaziergängen und Reisen: einer der klügsten Köpfe, und so angenehm in der Unterhaltung, ist er unentbehrlich und ein Lebensbedürfniß für uns geworden. Seckendorf's Biograph berechnet, 'er müsse in jenen sieben Jahren, Seine Majestät beständig begleitend, über 5000 Meilen geritten haben,'[1] — das ist eine Kleinigkeit mehr als die Länge des Erdäquators.

Nach ein paar Monaten[2] bringt es Seckendorf, — da Se. Majestät es zu wünschen uns die Ehre anzuthun geruhet, — zu Wege, als kaiserlicher Minister zu Berlin ernannt zu werden: wodurch gränzenlose Aussichten auf Tabagie und gute Unterhaltung sich nun für Se. Majestät aufthun. Und der unparteiische Grumbkow kann, in der Tabagie oder wo wir sonst immer sein mögen, nicht umhin, dann und wann einzuräumen: Daß, was die Excellenz der Herr Graf-Feldzeugmeister über auswärtige Politik, über eindrängerische Franzosen und andere Punkte sage, allerdings viel Grund habe. "Hm, na," brütet der König bei sich, "wäre der Kaiser nicht so hochmüthig mit uns umgegangen in der Sache der heidelberger Protestanten, in dem 'Ritterdienst'-Handel, in jenen verdammten 'Werbe'-Zänkereien: allezeit ein hochfahrender übelgelaunter Kaiser gegen uns!" Denn die Sache ist, der Kaiser hat die ganze Zeit über Friedrich Wilhelm bitter schlecht behandelt, und gedenkt ihn auch ferner nicht besser zu behandeln, außer dem Scheine nach. Behandlung? denkt der Kaiser: ein großes preußisches Stück Geschütz, das wir zu uns herüber zu gaukeln wünschen! Hat die Faule Grete über ihre Behandlung geklagt? — So daß die Excellenz und Grumbkow eine schwierige Aufgabe daran haben, wären sie nicht so emsig und das Geschütz selber nicht so gut disponirt. "Die Blitzfranzosen!" brummt Friedrich Wilhelm mitunter im Tabacksparlament,[3] denn er haßt die Franzosen und möchte gern seinen Kaiser lieben, indem er deutsch bis auf die Knochen und gar loyal von Herzen ist, wenn auch gewisse Leute ihn für ein bloßes Stück Geschütz halten. Eines ergiebt

[1] Anonym (Seckendorf's Großneffe): Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf (Leipzig, 1792, 1794) I. 6.

[2] 13. August 1726 (Preuß I. 37).

[3] Förster II. 12 ꝛc.

sich, daß Seine preußische Majestät nämlich jenen hannöverschen Vertrag zum zweiten mal zu unterschreiben ablehnt; nun da die Holländer, nach fast einem Jahre der Mühe mit ihnen, demselben beitreten, hat der preußische Botschafter, seltsamer Weise, "keine Befehle zum Unterzeichnen"; läßt die Engländer mit ihren Holländern und Blitzfranzosen diesmal allein unterzeichnen.[1] "Wir wollen warten, wir wollen warten!" denkt Seine preußische Majestät: "Wer weiß?"

"Wie aber mit Jülich und Berg?" bringt er immer vor: "britanische Majestät und die Blitzfranzosen sollten mir die Anwartschaft dort sicherstellen. Das war eigentlich die Hauptsache!" — Auch dafür hat Excellenz ein Mittel, erwirkt nachgerade ein Mittel von seinem Hofe, der liebenswürdige gewandte Mann: "Der Kaiser will ein Gleiches leisten, Euer Majestät, der Kaiser selber will es Ihnen sichern!" — Kurzum, etwa drei Monate nach Seckendorf's Bestallung als kaiserlicher Minister, noch nicht ganz fünf Monate seit seinem Erscheinen auf dem Schloßplatz an jenem Maiabende, — es ist nun die Jagdzeit, und wir sind zu Wusterhausen, Majestät, seine zwei Schwarzkünstler und die gehörigen beiderseitigen Trabanten sämmtlich anwesend, — wird ein neuer und entgegengesetzter Vertrag, am 12. October 1726, im stillsten Geheim, in jenem abgelegenen Jagdschloß unterzeichnet: "Vertrag von Wusterhausen" sogenannt, welcher einstmals gar berühmt und geheimnißreich war und viele Perücken schütteln machte. Namentlich in jenen Tagen, da man zuerst Kenntniß davon erhielt, und zwar umsomehr, da nur Halbkenntniß davon zu haben war, — oder zu haben ist, trauert Dryasdust, der noch immer seine Schwierigkeiten über einige 'geheime Artikel' in der Urkunde hat.[2] Muth, mein Freund, sie sind nun ohne Belang für irgend ein Geschöpf.

Der wesentliche Inhalt dieses Vertrags,[3] lesbar für alle Augen, ist: 'Daß Friedrich Wilhelm stillschweigend den han-'növerschen Vertrag und die Blitzfranzosen fallen läßt, und aus-'drücklich auf des Kaisers Seite übertritt; unternimmt, dem 'Kaiser mit so viel tausend Mann beizustehen, wenn in Deutsch-'land von irgend Blitzfranzosen oder eindrängerischen Fremden 'angegriffen. Der Kaiser hinwieder, außerdem daß er Preußen

[1] 9. August 1726. (Boyer: The Political State of Great Britain, a monthly periodical, vol. XXXII. p. 77, welches das Juliheft 1726 ist.

[2] Buchholz I. 94 Anm.

[3] Mitgetheilt in extenso (ohne die geheimen Artikel) in Förster IV. 159—166.

'in gleichem Falle mit einer gleichen Quota von Tausenden zu
'unterstützen hat, verpflichtet sich in umschweifiger Kanzleisprache,
'hülfreich und, menschlich gesprochen, wirksam in jener großen
'Jülich-Bergischen Sache zu sein; — etwa folgender Gestalt:
'"Unserm kaiserlichen Sinne scheint es, daß der König von
'Preußen offenbares Anrecht auf die Nachfolge in Jülich und
'Berg habe; Anrecht gegründet auf ausdrücklichen Erbvergleich
'von 1624, zu geschweigen nachherige Contracte: der kaiserliche
'Sinn, als oberster Richter solcher Dinge im Reich, will nicht
'ermangeln, diese Streitsache bald und gerecht zu entscheiden,
'wenn es soweit damit kommen sollte. Wir hoffen aber, es
'möge einen noch bessern Verlauf damit nehmen: indem der kai-
'serliche Sinn sich unmittelbar damit befassen will, Kurpfalz zur
'friedlichen Einwilligung zu überreden; und sogar über sich
'nimmt, etwas der Art zu bewerkstelligen ehe sechs Monate ver-
'laufen."'[1]

Menschlich gesprochen will der kaiserliche Sinn sicherlich wirksam sein in der Jülich-Bergischen Sache. Aber es war sehr nöthig, umschweifige Kanzleisprache zu gebrauchen, — sintemal der kaiserliche Sinn, bedacht auch Kurpfalzen's Hülfe in dieser schlimmen Krisis zu sichern, vor etwa drei Monaten,[2] sich ausdrücklich an Kurpfalz verpflichtet hatte: Daß Jülich und Berg nicht an Friedrich Wilhelm nach Bestimmung des alten Contractes kommen solle, sondern an Kurpfalzen's sulzbachische Geschwisterkinder, die der alte Herr (trotz alter Contracte) vorzuziehen sich steifte! Es waltet kein Zweifel über diese Thatsache, über dieses sich selbst verschlingende Paar von Thatsachen. So in die Klemme getrieben wird ein Kaiser, wenn er tief ins Spukjagen hineingeräth.

Das ist der einst berühmte, jetzt vergessene, 'Vertrag von Wusterhausen, 12. October 1726', der dem Kaiser in jener schrecklichen Krisis seiner Spukjagd so erquicklich wurde, und dessen Wirkungen sehr sichtbar in dieser Geschichte, wenn sonst nirgendwo, sind. Er packte die preußisch-englische Doppelheirath, schleuderte sie in die gewaltige Fluth kaiserlicher Spukpolitik, in die schaudervollen Schwankungen und Schwingungen der irdischen Libra überhaupt hinein, und brach fast das Herz verschiedener königlichen Personen, das eines denkwürdigen Kronprinzen namentlich. Welcher letztere Umstand nunmehr auch so ziemlich den einzigen Anspruch ausmacht, den der Vorgang auf menschliche Erwähnung hat. Da eine Erfüllung, oder Absicht der Erfüllung,

[1] Art. V. in Förster, ubi supra.
[2] Vertrag mit Kurpfalz, 16. August 1726 (Förster II. 71).

in jener Jülich-Bergischen Sache nicht statthatte, so war es fortan Excellenz Seckendorf's Aufgabe, durch Zauberkunst oder widernatürliche Methode — das heißt mit bloßer Hülfe Grumbkow's und des Teufels — Seine preußische Majestät nichtsdestoweniger beharrlich auf kaiserlicher Seite zu erhalten, stets gehörig mit den Engländern entzweit namentlich, was die Excellenz Seckendorf auch zu bewirken wußte. Demgemäß, während der kommenden sechs oder sieben Jahre, oder eigentlich bis diese Spukjagden endigten oder ihren Ausgang anderswo suchten, immer beharrlich, verdächtig auf die Engländer, aber dabei immer als eine geladene Kanone: so wußte man Friedrich Wilhelm zu erhalten; — seine eigene Familie fast zum Wahnsinn getrieben; er selber, mit loyal grimmigem Umblick, einem antikaiserlichen Krieg entgegensehend: "Wann wird's losgehen?" — wiewohl keiner danach kam. Und es kam überhaupt nichts danach, und außer jenen Qualen für den jungen Friedrich und Andere, war es sämmtlich Nichts. Eines der wunderlichsten Schwarzkunststücke, die je gemacht worden.

Excellenz Seckendorf, den Friedrich Wilhelm so liebt, ist mit nichten ein schöner Mann; sehr das Gegentheil vielmehr. Leiblich, — und der Geist ist entsprechend, — ein steifrückiger, versteinerter, steiniger, unerforschlich-aussehender und höchst unschöner alter Intriguant. Bildnisse von ihm, die häufig sind, sagen alle dieselbe Geschichte. Die Stirn gefaltet in einem weiten, von beiden Schläfen ausgehenden Gewebe von Runzeln, als wolle sie das böse Augenpaar verbergen, woraus Argwohn, Neugier, Bangigkeit, Gewohnheit doppelt-destillirter Lügenhaftigkeit blickt; das unentschiedene vorstehende Kinn, mit seiner dicken gespaltenen Unterlippe, ist hervorgeschüttelt oder geschoben, mühlentrichterartig, — wie um alles Vorkommende, Gesprochenes oder Sonstiges, zu verschlingen und zu profitabelm Mehl für sich zu mahlen. Geistig war er ein alter Söldling, ein alter Intriguant, Lügner, Soldat, was man immer will. Was man eine schon ein Halbjahrhundert lang wie eine Miethkutsche auf dem Markt stehende alte Seele nennen kann, mit Kopf, Zunge, Herz, Gewissen einem einsichtsvollen Publicum und seinen Viergroschen zur Verfügung.

Es steckt eine ansehnliche Fähigkeit, eine gewisse halsstarrige Stärke in dem alten Kerl; in der That war die Natur eher gütig gegen ihn gewesen; und allerdings gab sich sein Oheim und Vormund, — der rühmlich bekannte Seckendorf, welcher die Historia Lutheranismi schrieb, ein Ritter und Mann von gutem Schlag, in Ernst's des Frommen von Sachsen-Gotha

Zeit, — Mühe mit seiner Erziehung. Aber die Naturgaben sind bei ihm nicht gediehen: wie hätten sie auch bei einem solchen miethkutschenartigen Leben gedeihen können? Ansehnliche Fähigkeiten sagen wir, in ihrer Entwickelung eingeschrumpft zu einem seltsamen Bankerott. Ein steifrückiger, engfäustiger alter Herr, mit Mehltrichterkinn, — mit gerunzelten neugierigen Augen, die niemals einen edlen Pfad für ihn in dieser Welt entdeckt haben. — Er ist ein streng orthodoxer Protestant, genau auf äußere Punkte der Sittlichkeit haltend; steht aber für des Kaisers Miethlohn nicht an, — mit Energie zu lügen was Zeug hält, und sich dem reichshofräthlichen Codex gemäß zu schlagen für jeden Gott oder Menschen. Er ist meistens zu Geiz geworden, in diesen reifern Jahren, all seine mancherlei Kräfte in der Kraft des Greifens aufgegangen. Er ist nun vierundfunfzig Jahre alt; ein Mann von bekanntem Ruf in der Welt, besonders seitdem er in des Kaisers Dienst steht: er hat aber verschiedenen Herren, in verschiedenen Eigenschaften gedient und ist in vielen Kriegen gewesen; — und die kommenden dreißig Jahre werden wir ihm noch immer gelegentlich begegnen, selten zu unserem Vortheil.

Er stammt ursprünglich aus Ansbach und hat verwandte Seckendorf's im Amte dort, alte Ritter in jener Landschaft. Er ererbte ein schönes Schloß und Gut, Meuselwitz bei Altenburg im Thüringischen, von dem erwähnten Oheim in Ernst's von Sachsen-Gotha Diensten; und hat außerdem Reichthümer erworben, was er sämmtlich festhält wie ein Schraubenstock. Einmal, zu Meuselwitz, wird erzählt, saßen er und ein junger vorwitziger Schreiber bei der Arbeit oder im Gespräch beisammen in einem großen Saal, den nur Ein Licht erhellte: Der Schreiber, indem er das Licht putzte, löschte es aus: "Puh", rief Seckendorf ungeduldig, "wo habt Ihr das Lichtputzen gelernt?" "Excellenz, an einem Ort, wo man zwei Lichter brannte!" erwiederte Jener.[1] — Im Uebrigen hat er eine wackere Ehefrau zu Meuselwitz, die nun alt ist und niemals Kinder gehabt hat, die ihn sehr liebt, und sehr von ihm geliebt wird, wie es scheint: das ist wirklich noch der günstigste Umstand der mir zu Ohren gekommen über ihn, — den armen bankerotten Gesellen, völlig aufgegangen in geistigem Rheumatismus, in strenger Orthodoxie, mit gränzenloser Lügenhaftigkeit, und Geiz das Gesammtergebniß von Allem! Steifrückige, engfäustige Stärke, völlig hölzern oder steinern geworden; dennoch liegt ein winziger Born menschlichen Mitgefühls tief im Innern: man wünscht am

[1] Seckendorf's Leben (bereits angeführt) I. 4.

Ende doch (da er nun einmal nicht zeitig für uns gehängt werden konnte) ihm und seiner armen alten Frau gute Tage! Er lispelt und näselt, wie bereits erwähnt; schreibt schlau geschickt Tagewerke von Depeschen an Prinz Eugen; flucht nie, obgleich Militair, außer bei großen Veranlassungen Einen Fluch, Jarnibleu, — was wohl eine harmlose Version von Chair-de Dieu, wie Par-bleu, potz, und was dem mehr ist, für die der Teufel Einen nicht anklagen kann; wodurch ein öconomischer Mensch das Vergnügen hat wohlfeil zu fluchen.

Herrn Pöllnitzens Meldung über Seckendorf ist ungewöhnlich emphatisch. Der schwatzhafte Pöllnitz erhebt sich zu einem Tone der Kanzelberedtsamkeit, begeistert von Unwillen, über dies Thema: 'Er affectirte deutsche Redlichkeit, die er doch nicht 'kannte, und befolgte unter der trügerischen Außenseite der 'Frömmigkeit alle Grundsätze des Macchiavel. Mit dem 'schmutzigsten Eigennutze verband er grobe Manieren. Lügen' (von der destillirten Sorte hauptsächlich) 'waren ihm so zur 'Gewohnheit geworden, daß er den Gebrauch der Wahrheit 'gänzlich aus den Augen verloren hatte. Es war die Seele eines 'Wucherers, die bald in den Körper eines Kriegsmannes, bald in 'den eines Kaufmannes hinüberwanderte. Falsche Schwüre und 'die abscheulichsten Niederträchtigkeiten kosteten ihm nichts, sobald 'er nur seinen Endzweck erreichte. Er war geizig mit seinem eigenen 'Gute, aber verschwenderisch mit dem Gelde seines Herrn, und gab 'von Beidem täglich die auffallendsten Beweise. Und gerade diesen 'Mann sahe man auf eine Zeitlang an der Spitze der kaiserlichen 'Armeen und am Ruder des Staats und des deutschen Reichs',[1] — in dem er das preußische Geschäft so gut besorgt hatte.

Dieser schlaue alte Herr hat, vom Herbst 1726 an, man kann sagen, Besitz von Friedrich Wilhelm genommen, ist in ihn hineingefahren, Grumbkow und er, wie zwei Teufel in den wunderreichen alten Zeiten gethan haben würden, und in mancherlei Sinn waren sie es, nicht der Inhaber dem Namen nach, die Friedrich Wilhelm's Leben lebten. Die folgenden sieben Jahre ging eine Gestalt umher, nicht zweifelnd, sie sei Friedrich Wilhelm; aber sie war in der Wirklichkeit eigentlich viel mehr Seckendorf-und-Grumbkow. Diese Zweie, der Zaubermeister und sein Geselle, Beide unsichtbar, haben ihren königlichen wilden Bären gefangen, haben ihm ein Seil um die Schnauze gelegt, — und lassen ihn so tanzen, den ganzen Markt bald beängstigend, bald belustigend mit den Sprüngen, die er macht! Grumbkow,

[1] Pöllnitz II. 237.

ein wahrer Macchiavel in seiner Art, verstand die Natur des königlichen Thieres wie kein Anderer. Grumbkow, mit seinem Gnadengehalt von 5000 Gulden erkauft, ist, wie Seckendorf oft zu Wien vorstellte, spottwohlfeil zu dem Geld: Nicht wahr? Und sie fügen dann und wann ein Extradouceur bei, 40,000 Gulden bei einer Gelegenheit:[1] denn 'Grumbkow dient ehrlich', stellt Seckendorf vor, und ferner: 'Wenn irgend Einer Gnade verdient' (Gnade, d. h. Extralohn), 'so ist es dieser Mann;' — wahrlich! Dem erkauften Grumbkow steht reichliches Geld zur Verfügung, um andere Leute, die man braucht, zu kaufen, und er kauft deren auch; so daß alle Dinge und Personen verfälscht und verzaubert werden können, je nachdem man dessen bedarf. Nachgerade ist es dazu gekommen, daß Friedrich Wilhelm's Minister in London einen Briefwechsel in geheimer Zifferschrift mit Grumbkow unterhält, und an Friedrich Wilhelm berichtet, nicht was in der Stadt und bei Hof vorgeht, sondern was Grumbkow wünscht, daß Friedrich Wilhelm meinen soll, es gehe vor.

Von Andeutungen, mittelst Beistimmung oder Widerspruch, wirksam wenn man die Natur des Thieres versteht, von diesen brauchen wir nicht zu reden. Das Tabackscollegium ist eine Werkstätte geworden: — die menschliche Natur kann sich eine Einbildung davon machen! Ja die menschliche Natur kann es im britischen Staatsarchiv, in einem gränzenlosen erstaunlichen Umfang, noch lesen; — sollte es aber gebührlich zumeist unterdrücken nachdem sie es gelesen.

Es ist dies ein gar wundersamer Abschnitt von Friedrich Wilhelm's Geschichte, und er hat viel Verwunderung in der Welt verursacht; während Wilhelmine's Buch dies Gefühl im intelligenten Leser eher noch verstärkt als beschwichtigt. Ein Buch, das lange nachher aus der Erinnerung, von ihrem eigenen schiefen Standpunkte aus geschrieben worden, in einer charmant gellenden Laune, die nicht unnatürlich in verwirrte Uebertreibungen und Entstellungen aller Art geräth. Nicht irgendwo unwahrhaft geschrieben, aber irrthümlich überall. Wilhelmine wußte nichts von der Zaubermaschinerie die dabei thätig war: sie hat vagen Verdacht auf Grumbkow und Seckendorf; aber ahnet nicht, bei den wahnsinnigen Ausbrüchen Papa's, daß zwei Teufel im Papa stecken und das Unheil anrichten. Auf das bloße Gedächtniß sich verlassend, datirt sie unrichtig, irrt sich, versetzt die Dinge, wirft Alles durcheinander, das Unterste zu oberst, — und giebt so,

[1] Im Jahre 1732. Förster III. 232.

im Ganzen, ein Bild von den Verhältnissen, das durchaus schief, verschoben, übertrieben ist, und das sich überhaupt als unverständlich bewährt, wenn man versucht eine That- oder geschehene Sache daraus zu construiren. Jedoch besitzt ihre menschliche Erzählung, in jener weiten Einöde von bloßem pedantischen Gemurmel, großen Werth für uns. Ein grüner Baum, ein laubiges Gehölz, besser oder schlechter, in der Wüste von todtem Gebein und Sand, — wie willkommen! Es sind viele andere Bücher über den Gegenstand geschrieben worden, die ihn aber, nach meiner Erfahrung, nur mehr und mehr verdunkeln. Ziehe Wilhelmine gerade, so gut Du es vermagst, rechne ein fünfundzwanzig oder mitunter sogar ein fünfundsiebzig Procent von den übertreibenden Partieen ihrer Angabe ab, so wirst Du sie immer wahr, hell, allerliebst menschlich finden, und bei Weitem die beste Quelle für diesen Theil von ihres Bruders Geschichte. Es giebt auch gedruckte Staatsurkunden über den Gegenstand, und von geschriebenen Staatsurkunden, hier in England und anderwärts, sind für den gegenwärtigen Herausgeber mehrere Centner schwer destillirt worden: aber, außer als über Wilhelmine aufgehangene Lichter, kann nichts von allem bisher gedruckt oder in Manuscript Bekanntem als sehr dienlich betrachtet werden.

O Himmel, wer nur mit Siebenmeilenstiefeln über diese leere Landstrecke wegsetzen könnte, — ein grundloser Strudel von Staub und Spinnweben an vielen Stellen, — wo wir doch eigentlich so wenig zu thun haben! Erläuternd, berichtigend, mühsam gegeneinander haltend, vergleichend, laßt uns versuchen irgend ein begreifliches Bild von diesem wunderlichen kaiserlichen Viel-Lärmen-um-Nichts zu Stande und unsern unglücklichen Kronprinzen und unsere eigenen unglücklichen Personen lebendig hindurch zu bringen.

Siebentes Capitel.

Das Tabacksparlament.

Unter diesen betrübten Umständen dürfte es zur Aufheiterung des Lesers gereichen und auch zum bessern Verständniß des Kommenden mit beitragen, wenn wir in Friedrich Wilhelm's Tabagie oder Tabacks-Collegium, würdiger des Namens Tabacksparlament, dessen bereits gelegentlich gedacht worden, ein wenig einblicken. Eine viel zu merkwürdige Landesinstitution, als daß wir sie hier unbeachtet lassen dürften.

Friedrich Wilhelm, obgleich ein unumschränkter Monarch, läßt sich nicht beikommen, ohne Gesetz, wieviel weniger gar ohne Gerechtigkeit, welche ihm sehr wohl als die einzige Grundlage für ihn und für alle Könige und Menschen bekannt ist, zu regieren. Man kann vielmehr das auf eine große, unbewußte, unveränderliche, und instinktmäßige Weise verfolgte Dichten und Trachten seines Lebens bezeichnen als das Bestreben, überall in seinen Geschäften herauszubringen, was das Gerechte sei, Anordnungen, Gesetze in Gemäßheit damit zu machen, um sich und sein Preußen strenge nach diesen zu führen. Freilich ist er mit nichten von constitutioneller Anlage, fragt wenig nach Perücken und Formalitäten der Gerechtigkeit in seinem heftigen Vordrängen nach der Sache und Wesenheit derselben; er hat wohl auch die Perücken und Formalitäten mitunter auf eine merkwürdig ungeduldige Art zerrissen, wenn sie zwischen ihm und der Sache standen. Aber Preußen hat auch seine Gesetze, erträglich zahlreich, erträglich feststehend und obherrschend: und der geringste Preuße, der mit Berufung auf ein bestimmtes Gesetz Friedrich Wilhelm's Zornwuth in den Weg trat, mochte Friedrich Wilhelm mitten im Fluge aufhalten, — oder mit gutem Grunde hoffen, ihn aufzuhalten. Hoffen, sagen wir; denn der König ist in seinen eigenen und seines Volkes Augen, bis zu einem gewissen unbestimmten Umfang, allezeit selbst der oberste letzte Ausleger und große lebendige Codex der Gesetze; — allezeit bis zu einem gewissen unbestimmten Umfang; — und da bleibt für einen Unterthan nichts übrig, als an Philipp nüchtern zu appelliren, in gewissen raschen Fällen! Im Ganzen jedoch ist Friedrich Wilhelm mit nichten ein gesetzloser Monarch, und auch seine Preußen sind mit nichten Sklaven: sie sind geduldige, starkherzige Unterthanen, mit

einem sehr ansehnlichen Maße wohl zugedeckten, von müßigen Explosionen verhinderten, inneren Feuers; verbunden zu ehrerbietigem Wesen, und namentlich möglichst den Mund zu halten.

Friedrich Wilhelm hat nicht den entferntesten Schatten von einem constitutionellen Parlament, oder selbst einem Geheimen Rathe, wie wir die Sache verstehen; denn seine Minister sind in der Regel bloße Schreiber, die registriren und ausführen, was er anderweitig beschlossen hat; aber er hatte sein Tabacks-Collegium, Rauchcongreß, Tabagie, das Ding, das so viel Lärm in der Welt gemacht hat und welches ihm auf eine rauhe natürliche Weise den Nutzen eines Parlaments gewährt, zu den wohlfeilsten Bedingungen, und ohne die gewaltigen, mit dieser Art von Institutionen verbundenen Unbequemlichkeiten. Ein auf seinen einfachsten Ausdruck zurückgeführtes Parlament und, anstatt parlamentarischer Beredsamkeit, mit holländischen Thonpfeifen und Taback ausgerüstet: so läßt sich diese berühmte Tabagie Friedrich Wilhelm's definiren.

Tabagien waren nichts Ungewöhnliches unter deutschen Souverainen jener Zeit: Georg I. zu Hannover hatte seine Rauchstube und auserlesene Rauchgesellschaft des Abends; und selbst in London, wie wir bemerkten, rauchte er allnächtlich und feuchtete seine königliche Gurgel mit Dünnbier an im Beisein seiner fetten und seiner mageren Maitresse, wenn keine andere Gesellschaft da war. Taback, von den spanischen Soldaten im dreißigjährigen Kriege eingeführt, sagen Einige, oder sogar von den englischen Soldaten in den böhmischen oder pfälzischen Anfängen jenes Krieges, sagen Andere, — Taback, so wie sie ihn einmal sahen, ward von den deutschen Völkerschaften, denen lange ein solcher Artikel mangelte, enthusiastisch angeeignet, und hat von der Zeit an wichtige mannichfaltige Functionen in dem Lande ausgeübt. Denn wohl lassen sich, in politischen, in sittlichen, in allen Bereichen ihrer praktischen und speculativen Dinge, seine Einflüsse, gut oder schlimm, bis zum heutigen Tage spüren.

Einflüsse, die im Allgemeinen schlimm sind; beruhigend, aber schlimm, indem sie Einen in müßige wolkenhafte Träume hineinleiten; — noch schlimmer, indem sie Beruhigung mitten unter dem handgreiflich Chaotischen und Zersetzten befördern, alle Dinge zu trägem Frieden besänftigend, auf daß alle Dinge so ziemlich sich selbst und den Gesetzen der Schwere und Zersetzung überlassen bleiben. Wodurch deutsche Dinge heutzutage gar sehr mit Pilzen überwachsen sind, und sich wurmstichig zeigen, wo man sie immer anfaßt.

1726.

Georg I., sagen wir, hatte seine Tabagie, und andere deutsche Souveraine hatten deren; aber keiner von ihnen machte eine politische Institution daraus, wie Friedrich Wilhelm, der wirthschaftliche Mann, indem er entdeckte, daß es sich auch in dieser Eigenschaft gebrauchen ließe. Er hatte es als eine tägliche Erquickung und Erholung bei sich aufgenommen: es ist ein Lohn für die emsig geleistete schwere Tagesarbeit, sie auf diese Weise in der ruhigen Gesellschaft freundlicher Menschengesichter zu einem beschaulichen Rauchgewölke abzuwickeln, langsam hinübergleitend in das Reich des Schlafs und seiner Träume. Friedrich Wilhelm war ein Gewohnheitsmensch, seine Abendtabagie ward zu einem Naturgesetz für ihn, beständig wie das Niedergehen der Sonne. Günstige Umstände, ruhig beobachtet und zu Nutze gezogen von dem wirthschaftlichen Mann, entwickelten diese schlichte Abendeinrichtung zu einer Art Rauchparlament, klein, jedoch mächtig, wo Staatsberathungen ab und zu auf unformelle Weise gehalten wurden; und die gewichtigsten Geschäfte mochten hier mittelst geschickter Handhabung, feinen Andeutungen und Wendungen, von Solchen, die die Kunst und den Platz verstanden, herüber oder hinüber gebogen und für den gewünschten Ausgang reif gemacht werden.

Erforschen, was wohl der richtige Weg in Betreff dieser oder jener hohen Sache sein dürfte, was das Publicum dazu sage und, mit einem Wort, was und wie die vollziehende Macht darin thun solle: dies, die wesentliche Function eines Parlaments und Geheimen Raths, ward hier durch kunstlose wohlfeile Methode, auf das Geheiß der bloßen Natur, mannichfach geleistet; indem bloßes Stillschweigen und beruhigender Dampf, was an natürlichem Verstand sich vorfinden mochte, in die beste Thätigkeit versetzte. Tabacksdampf an die Stelle von parlamentarischer Beredtsamkeit zu setzen, wird von Einigen für eine große Verbesserung gehalten. Hier ist Smelfungus seine Ansicht, launig ausgedrückt, mit einem Lächeln darin, das vielleicht nicht ganz einfreudiges ist:

'Tabacksdampf ist vielleicht das einzige Element, worin, nach unseren europäischen Sitten, Menschen ohne Verlegenheit schweigend beisammen sitzen können, und wo kein Mensch gehalten ist, ein Wort mehr zu sagen, als er wirklich und wahrhaftig zu sagen hat. Ja, es wird vielmehr Jedermann von den Gesetzen der Ehre und sogar der persönlichen Bequemlichkeit gemahnt und gewarnt, nicht über diesen Punkt hinauszugehen; auf alle Fälle sich zur Ruhe zu fassen und die Pfeife wieder in den Mund zu nehmen, sobald er seine Meinung, falls er eine besaß, ausgesprochen hat. Die Ergebnisse dieser heilsamen Praktik, wenn ein-

'mal in constitutionellen Parlamenten eingeführt, dürften augenscheinlich 'ganz unberechenbar sein. Die Wesenheit von dem Schärflein Verstand 'und Einsicht, wie es sich in der Stube befindet: mehr wird oder kann 'man aus keinem Parlamente herausbekommen; und beruhigender, sanft- 'stillender, sanft-abklärender Tabacksdampf (wenn das Zimmer gut ven- 'tilirt, oben offen und die Luft rein gehalten ist), mit der Verpflichtung 'zu einem Minimum der Rede, verleihet dem menschlichen Verstand 'und der Einsicht die beste Gelegenheit, die ihnen werden kann. Die 'beste anstatt der schlimmsten, wie jetzt: ach leider, leider, wer wird 'Narren wieder einigermaßen zum Schweigen bringen? Wer wird die 'Menschen wieder von diesem scheußlichen Alp der Stumpfrednerei befreien, 'unter dessen Druck die großartigsten Nationen zu einem namenlosen Tode 'ersticken, blutend (allzuwirklich) aus Mund und Nase und Ohren, in 'unseren trübseligen Tagen?'

Dieses Tabackscollegium ist das Grumbkow- und Seckendorfische Hauptfeld der Action. Diese zwei Herren verstehen die Natur des preußischen Tabacksparlaments aus dem Grund, haben die Umstände desselben bis auf den intricatesten Spalt erforscht: kein englischer Einpeitscher[1] oder beredter Premierminister versteht sein St. Stephans besser, oder wie man eine Maßregel in jenem dunklen heißen Element ausbrütet. Durch Winke, durch Fingerzeichen, durch beschauliches Rauchen, Sprechen und Enthalten von Sprechen, oftmals nach einer Seite blickend und nach der andern rudernd, — verstehen sie es, die geheimen Federn zu berühren und das große gefährliche Feuerschiff (denn ein solches ist jedes Parlament) dem gewünschten Hafen zuzuführen. Allergewandteste Parlaments- (Rauchparlaments-) Männer; kein Walpole, kein Dundas, oder unsterblicher Pitt, der Erste oder Zweite, ist geschickter in parlamentarischer Praktik. Denn ihr Feuerschiff, obschon kleiner als das britische, ist dennoch sehr gefährlich. Hier ist ein Beispiel: Seckendorf, gar sehr gegen seine Gewohnheit, denn seine übliche Praxis war fußfälliger Respect unter leichten Formen und allezeit kluges Unterwerfen des eigenen schwächern Urtheils gegenüber Seiner Majestät, — ist eines Abends in irgend eine schwierige, oder eigentlich unmögliche Vertheidigung seines Kaisers gerathen. Der sonst bedächtige Mann wird erhitzt von den Verwickeltheiten seiner Lage, von dem ungehaltenen Gegenfeuer Seiner Majestät und der vorhandenen gefahrvollen Nothwendigkeit, das Unmögliche im Drang des Augen-

[1] 'Whipper-in' heißt im parlamentarischen Dialect das thätige Mitglied, das von seiner Partei dazu bestellt ist, die Gelegenheiten in Obacht zu nehmen und namentlich die Mitglieder der Partei bei Abstimmungen herbeizuschaffen oder einzupeitschen. D. Uebers.

blicks zu leisten; — geräth in bedenkliche Nachdrücklichkeit, antwortet auf Seiner Majestät vulkanisches Feuer mit aufsteigender eigener Hitze, und kurzum, scheint in Gefahr, sich zu vergessen und das Tabacksparlament in Brand zu stecken. Das hieße ein schöner Ausgang für uns! Und doch wer wagt es, dazwischen zu treten? Friedrich Wilhelm's Worte, in lautschallender metallener Weinerlichkeit und vor Zorn melodisch gewordenem Pathos eines Löwen, fallen heißer und heißer; Seckendorf's faltige Stirn wird schieferfarbig, seine Simslippe, heftig gehend, lispelt und näselt eitel unbegütigend Zeug: — Was, ums Himmels Willen, soll aus uns werden? — "Humm! Bumm!" der gewandte Grumbkow hat einen Brummkreisel aus der Tasche gezogen und ihn unversehens schwirren lassen. Der hummt und schwärmt zwischen den Flaschen und Gläsern da, unbekümmert um was er bricht oder verschüttet. Friedrich Wilhelm blickt erzürnt auf. "Was ist das?" frug er, mit noch hohem metallenem Tone. "Pah, ein Spielzeug, das ich für den kleinen Prinzen August gekauft habe, Ew. Majestät, ich probire es bloß!" Seine Majestät verstand den Wink, Seckendorf noch besser, und ein lustiges Gelächter, beiderseitig, brachte die Sache wieder in die sichern Tabackswolken zurück.[1]

Dieses Rauchparlament oder Tabackscollegium Seiner preußischen Majestät war ein Ding, von dem viel Redens war in der Welt; aber bis Seckendorf und Grumbkow ihre großen Operationen dort anhuben, wird nichts von den Vorgängen daraus gemeldet, und es war eigentlich auch bis dahin die politische oder parlamentarische Function desselben nicht so entschieden hervorgetreten. Ursprünglich war es einfach ein Rauchclub, auf bloßen Antrieb der Natur und ohne anderweitige Absichten errichtet: — so sollen englische Parliamenta selber, in den weiland normannischen Zeiten, bloße Weihnachtsfestlichkeiten gewesen sein, mit natürlich dabei entstehenden Unterredungen oder P a r l i r u n g e n zwischen König und Baronen, und was an weisester Berathung über wichtige Landesangelegenheiten die Umstände hervorriefen. Aus diesen Parlirungen oder Berathungen, — allezeit über jeden Gegenstand, wie es scheint, zwei oder sogar drei an der Zahl: Eine nüchtern, Eine berauscht, und Eine gleich nach dem Rausch, — da sie sich praktisch von außerordentlichem Nutzen bewährten, wurden mit der Zeit Parlamente, mit ihren dreimaligen Verlesungen und was sonst nicht Allem.

Eine Rauchstube, — mit hölzernen Möbeln, wie sich vermuthen läßt, — ward in allen Schlössern Seiner Majestät für

[1] Förster II. 110.

diesen Abenddienst eingerichtet, und ward die Tabagie Seiner Majestät. Eine Tabagiestube im berliner Schloß, eine andere im potsdamer, ließe sich, wenn der Cicerone nur was verstünde, noch zeigen: — aber die Tabackspfeifen, die man in der Kunstkammer zu Berlin als Friedrich Wilhelmische vorzeigt, Pfeifen, deren sich kein vernünftiger Raucher, wenn nicht dazu gezwungen, bedient haben würde, erwecken gerechte Zweifel in Betreff der Ciceroni, und die Oertlichkeit der Tabagie bleibt für Dich eine Sache der Muthmaßung. Im Sommer, zu Potsdam, und sonst auf dem Lande, konnte man Tabagie unter einem Zelte halten: wir wissen ausdrücklich, daß Seine Majestät zu Wusterhausen allabendlich auf den Stufen des großen Springbrunnens im äußern Hofe Tabagie hielt. Wenn man aus dem wusterhausener Schlosse und seinen beschnittenen Erlen von der westlichen Seite herkommt, die Schildwache, Brücke und schwarzen Graben mit lebendigen preußischen Adlern, bissigen schwarzen Bären, passirt, stößt man auf die königliche Tabagie zu Wusterhausen, mit einem Zeltdach darüber, denke ich mir, ihre kleinen Rauchwolken aussendend und ihr Gesumme menschlichen Geplauders, in die weite freie Wüste ringsum. Jedwedes Zimmer, das groß genug war und eine hohe Decke und Luftumlauf und keine stoffene Meubeln hatte, war dienlich: und in jedem Schloß ist eins, oder mehr als eins, das für den Zweck bestimmt und eingerichtet ist.

Ein hohes großes Zimmer, wie die (meist werthlosen) Kupferstiche es darstellen: zufriedene, mürrische menschliche Gestalten, etwa ein Dutzend, um einen großen langen Tisch herum sitzend, Jeder mit einer langen holländischen Pfeife im Munde; Vorrath von Knaster bequem zur Hand; kleine Pfanne mit glimmendem Torf, nach holländischer Sitte (sandige einheimische Holzkohle, die langsam rauchlos brennt) steht zu Deiner Linken; zu Deiner Rechten ein Krug mit, wie ich finde, vortrefflichem dünnen Bitterbier. Andere edlere Getränke, wenn Du deren begehrst, sind erlangbar. Auf Nebentischen stehen gesunde kalte Speisen, worunter große Rindsbraten nicht fehlen, nebst dünn geschnittenen Butterbröden: in einer rusticalen aber sauberen und reichlichen Art, Proviantirung, narcotisch oder nährend, gasös, flüssig und fest, wie die menschliche Natur, auf Beschaulichkeit und eine Abenderholung ausgehend, sie gebrauchen kann. Völlige Gleichheit ist als Regel festgesetzt; kein Aufstehen oder Notiznehmen, wenn Jemand eintritt oder weggeht. Der Eintretende soll Platz und Pfeife nehmen ohne umständliche Worte: kann er nicht rauchen, was z. B. Seckendorf's Fall ist, so mag er wenigstens thun, als ob er rauche und den hergebrachten Lauf der Dinge nicht stören. Und

so, puff, langsam pff! — und was der gemächlichen Rede Du in Dir hast, oder keine, wenn Du authentisch nichts zu sagen hast.

Alte, im Amte stehende Leute, militairisch meistens, Grumbkow, Derschau, der Alte Dessauer (wenn er bei der Hand ist), Seckendorf, der alte General Flans (ein rauhes plattdeutsches Exemplar, kann Toccadille oder Trictrac spielen, kann auch derbe sarcastische Hiebe austheilen, wenn er seinen alten Bart zur Rede öffnet): diese, und Personen dieser Art, intime Vertraute des Königs, Leute, die ein wenig zu sprechen wußten, oder auch gesellig schweigen konnten, — scheinen die regelmäßigen Theilnehmer gewesen zu sein. Durchreisende namhafte Fremde waren gelegentliche Gäste; Hinckel, der holländische Gesandte, obschon ein Fremder wie Seckendorf, war gern dort gesehen; der schwatzhafte Pöllnitz, der überall in der Welt herumgewandert, hatte eine stehende Einladung. Königen, hohen Personen auf Besuch ward natürlich die Ehre zu Theil. Der Kronprinz war, nun und später, oft zugegen, öfter als ihm lieb war, — in solchem Dunstkreis, in solchem Element. ‘Die kleinen Prinzen pflegten alle herein zu kommen’ ihre dreieckten Hütchen abnehmend, ‘um ‘dem Herrn Papa Gutenacht zu wünschen. Einer von den alten ‘Generälen ließ sie mitunter ihr Exercitium machen, und die ‘kleinen Geschöpfe gingen ungern weg zu Bett.’ Bild!

In einer solchen Versammlung, wenn nicht gerade Geschäfte von Wichtigkeit, auswärtige oder innere, die königlichen Gedanken einnahmen, war die Unterhaltung, wie man sich wohl denken kann, ungebunden und von allerlei: der Tagesjagd, wenn zu Wusterhausen, den Tagesneuigkeiten, wenn zu Berlin oder Potsdam; auch alte Erinnerungen mochten mitunter aufs Tapet kommen, und da war wohl, selbst zu Seckendorf's Zeit, noch die Rede von der Belagerung von Menin (wo Ew. Majestät mir zuerst die Ehre erzeigten, Notiz von mir zu nehmen), Belagerung von Stralsund, und — regelmäßig am 11. September wenigstens — von Malplaquet, mit Marlborough und Eugen: was Marlborough sagte, blickte: und Lottum namentlich, der seelige Feldmarschall Lottum;[1] und wie die preußische Infanterie da Stand hielt, wie eine Felsenmauer, als die Reiterei gesprengt war, — Felsen von sehr vulkanischer Art und die auch vorwärts rollen konnten; — und “wie ein gewisser Adjutant” (Derschau dampft stärker und wird braunroth) “den armen sich verbluteten Tettau mitten in den eisernen Wirbelwinden auf den Rücken

[1] Gest. 1719.

nahm, und ihn aus der Schußweite hinaus trug." [1] — "Hm, na, das war ein Tag, Herr Feldzeugmeister, wie wir ihn nicht wieder sehen werden bis zum jüngsten Tag!"

In Ermangelung von Gespräch waren Zeitungen in Fülle da: magere holländische Courants, rheinische Journale, Famas, frankfurter Zeitungen, womit sich Seine Majestät reichlich versah, — willig zu erfahren, was an den hohen Stellen der Welt vorging, oder selbst was im Kopf des dunkeln schnupfigen Redacteurs vorging. Diese Art Dinge, als ein Bild der gegenwärtigen Stunde, ließ sich Seine Majestät gern, sogar über Tisch vorlesen. Irgend eine untergeordnete Person mit heller Kehle, — um so viel besser, wenn es noch dazu ein Buchmensch ist, der Geschichte und Geographie versteht und alles erklären kann, — liest gewöhnlich von einem hohen Sitz hinter den Stühlen die Zeitung vor, während Seine Majestät und Familie speisen. Dieselbe untergeordnete Person ist wohl auch ihren Platz in der Tabagie werth, wenn man ihres Dienstes gerade bedarf. Selbst Buchmenschen, wiewohl in der Regel Pedanten und bloße Windsäcke, sind zu was nütz, insbesondere erst, wenn es sich zeigt, daß reiche Gruben des Kurzweils in ihnen stecken.

Von Gundling und den Gelehrten im Tabacksparlament.

Friedrich Wilhelm hatte, nach einander und bisweilen zu gleicher Zeit, eine Anzahl solcher Nondescripte, die ihm seine Zeitungen vorlasen und seine Tabagie würzten, — letzte schwindende Phase der alten Hofnarrengattung, — und die einen bemerkenswerthen Zug in seiner Umgebung bilden. Ein vielbekannter Literat von dieser Sorte, der jeden Nebenbuhler in der Tabagie oder sonst wo ausstach, war Jakob Paul Gundling, ein Name, den man in Preußen noch lachend in Andenken hält. Gundling war eines Landgeistlichen Sohn aus der nürnberger Gegend, hatte studirt und in verschiedenen Universitäten Ehre gewonnen, hatte ganze Wagenladungen weiser und thörichter Bücher (mehr der letztern Gattung zu gravitirend, fürchte ich) gelesen oder durchgeblättert, hatte als Reisehofmeister, 'als Begleiter eines englischen Gentleman', die große Tour gemacht. Er hatte Höfe, vielleicht Kriegsläger, zum mindesten Städte und Wirthshäuser gesehen, wußte gewissermaßen praktisch und theoretisch Alles und

[1] Militair-Lexikon IV. 78. §. General-Major von Tettau und I. 348. §. Derschau. Dies war der Anfang von Derschau's Gunst bei Friedrich Wilhelm, der dieses Stück treuen Dienstes von ihm mit Augen gesehen hatte.

hatte selber allerlei Bücher herausgegeben.[1] Die sublime langöhrige Gelehrtheit des Mannes ließ sich nicht in Abrede stellen, war offenkundig für alle Welt, höchst offenkundig ihm selber zu allererst.

Im Verlauf seiner Wanderungen und großen und kleinen Reisetouren war er in des alten König Friedrich's Zeiten nach Berlin gekommen, hatte den Leuten dort Sand in die Augen gestreut, und war zu Professuren in der Ritterakademie, zu Oberheroldsamtsstellen, — zum "königlichen Historiographen" und vielleicht noch zu sonstigen Ehren und Einkünften ernannt worden, welches insgesammt von der unbarmherzigen Sichel Friedrich Wilhelm's abgeschnitten wurde, als dieser bei seinem Regierungsantritt sein Feld unbarmherzig rein mähete; wie wir gesehen. Dadurch sah sich der gelehrte hochrednerische Gundling, der bereits stark dem Trunke ergeben und über das vierzigste Jahr hinaus war, in die allgemeine Wildniß verstoßen; das heißt, er trat das Pflaster zu Berlin ohne andere Hülfsquellen als die in ihm selber und innerhalb seiner hungrigen Haut lagen. Stark dem Trunk ergeben dabei. Wie er die nächstfolgenden paar Jahre lebte, — gelehrte Feder und Wind machende Zunge seine einzigen Hülfsquellen, — wäre tragisch zu sagen. Endlich nahm ihn ein berühmter Schenkwirth, der "leipziger Polterhans" geheißen, als er entdeckte, welch eine Grube gelehrten Geschwätzes dieser Gundling war und wie er den Gästen die Zeit vertrieb, in seinem Wirthshause auf (oder, fürchte ich, gab ihm bloß einen Sitz in der Trinkstube), und hier war es, wo General Grumbkow ihn fand, Wind machend und den alten berliner Bürgern bei ihren Gläsern de omni scibili vordissertirend.

Ein wahres Dictionnair von einem Menschen, der gewissermaßen Alles weiß, und keineswegs unbewußt, daß er es weiß: Wäre das nicht ein Mensch für Seine Majestät? denkt Grumbkow, und brachte ihn der Majestät, um die Zeitungen zu lesen und Alles zu erklären. Datum ist keines gegeben oder angedeutet, aber zufällig finden wir Gundling in vollem Schwung 'im Jahre 1718',[2] und schließen, daß seine Anstellung ein oder zwei Jahre früher geschah. Gundling kam zu Seiner Majestät aus der Polterhans'schen Trinkstube, las die Zeitungen vor und erklärte Alles: ein solches Dictionnair in Beinkleidern (dem Trunke stark ergeben), wie Seine Majestät an ihm hatte, war noch gar nicht da gewesen. Ihn bearbeitend entdeckte Seine Majestät, die

[1] Eine Liste derselben, einundzwanzig an der Zahl, meist über gelehrte antiquarische Gegenstände, — in Förster II. 255, 256.
[2] Von Loen: Kleine Schriften I. 201 (angeführt bei Förster I. 260).

viel Geschmack an solchen Dingen fand, in dem Menschen solche Fundgruben von Universitätsgelehrsamkeit, Hofgelehrsamkeit ohne Ende, Eigendünkel und Tiefe von Appetit nicht minder beträchtlich: mit einem Wort, eine solche chaotische Dummköpfigkeit, die sich Weisheit däuchte, wie es wundersam anzuschauen war, — und Seine Majestät insbesondere mit Gelächter und lustigem Staunen erfüllte. Hier sind Fundgruben von angeborener Dummheit und menschlicher Stupidität, die sich phosphoresciren und sprudelnd machen lassen, — nicht wahr, Eure Majestät? Der allwissende Gundling war auf viele Jahre hinaus eine Hauptbülfsquelle in der Tabagie. Ein Mensch mit sublimern Vorräthen von langöhriger Gelehrheit und Allwissenheit, ein Mensch, der des Mutterwitzes baarer war, war nirgendswo anzutreffen. Ein Mensch, bankerott an Mutterwitz, — der, was des armen Mutterwitzes er gehabt, im Erwerbungsproceß seiner sublimen langöhrigen Allwissenheit baar geworden ist, und der nur Tiefe des Appetits, — Appetit für Getränk unter Anderem, als die Vollendung und der bodenlose Pfühl von Appetiten, übrig behalten hat: — ist das nicht eine Entdeckung, die wir da beim Polterhans gemacht haben, Euer Majestät!

Der Mensch war ein Eldorado für die eigenthümliche Necklust Seiner Majestät, die unendliches Ergötzen daran fand, ihn zu bearbeiten wenn die Gelegenheit gerade diente. In den ersten Jahren mußte er Seine Majestät auf allen Lustpartieen begleiten; wenn man Seine Majestät zu Tische lud mußte Gundling ebenfalls dabei sein. Außerdem war Gundling täglich in der Tabagie, trank sich an, wenn nichts Besseres vorkam. Eine Ader nach der andern, reich an derbem Spaß (sehr derb und brobdignagisch, wie man ihn hier liebt), kommt in ihm zu Tage: selber ohne Witz, aber vielfach die Ursache, daß Andere Witz hatten. Keiner hat die Tabagie öfter mit stürmenden Haha's erschüttert: täglich, indem man in ihn hineinstöberte, konnte man die Tabagie mit einem grimmigen Leuchten des Spaßes und stummen Lachens erstrahlen machen.

Er trug sublime Kleider: Friedrich Wilhelm, den wir seine Regimentsprofose, für Graf Rothenburg's Behuf, in französisches Costüm verkleiden sahen, beeilte sich, Gundling mit Rathschaften, Kammerherrlichkeiten, Titeln nach denen Narren der Sinn steht, zu beladen; — gab ihm auch ziemliche Gehalte, dem armen Teufel, und sogar Aemter, wennschon von der imaginären oder vornehm-nichtssagenden Sorte. Besonders kleidete ihn Seine Majestät als die Rose glücklicher ehrgeiziger Höflinge. Superfeinen scharlachenen Rock, güldene Knopflöcher, schwarzsammtene

Aufschläge und Gallonen ohne Ende: 'strohgelbe Beinkleider, rothe seidene Strümpfe' mit vermuthlich blauen Zwickeln daran, 'und Schuhe mit rothen Absätzen:' auf seinem gelehrten Haupt saß eine ungeheuere Wolkenperücke von weißem Ziegenhaar (er ging nun in die Funfzig), im Hut eine rothe Feder: — so angethan, stolzierte er über die Straßen, den goldenen Kammerherrnschlüssel hervorstechend an der Rockbrust hängend, und blickte hoffärtig auf die Welt herab, wenn nüchtern. Leider war er aber nicht oft nüchtern, und Teufel in Menschengestalt waren nur zu bereit, seinen unbewachten Zustand zu benutzen. Kein Mensch hat je rauhere Späße erduldet, — und sein einziger Trost war zugleich sein Gift, daß er unter diesen Bedingungen nämlich Seiner Majestät Keller benutzen durfte und ihm da allezeit gutes Getränk zu Gebote stand.

Sein glorioser scharlachener Rock ward vom vielen Wälzen in der Gosse gar bald nicht wenig schmutzig, und setzte ihn dem bittersten Tadel von Seiner auf die Respectabilität ihrer Hofräthe bedachte Majestät aus. Einmal schnitten ihm zwei gottlose Hauptleute, die ihn an einsamer Stelle ausgestreckt fanden, seinen Kammerherrnschlüssel ab, und steckten denselben Seiner Majestät zu. Majestät, in der Tabagie, bemerkt Gundling's Rockbrust: "Wo ist Sein Schlüssel denn, Herr Kammerherr!" "Hm, ha, — unglücklicher Weise abhanden gekommen, Euer Majestät!" — "Abhanden, sagt Er?" und Seine Majestät blickt schrecklich streng. — "Schlüssel abhanden gekommen?" meint die Tabagie, der strenge Seckendorf darunter: "Jarni-bleu, das ist was Ernsthaftes!" "Wie, wenn ein Soldat seine Flinte versaufe!" meint Seine Majestät: "Und was hieße das für Gesetz und Recht, wenn ein unwissender Kauz erschossen wird, und ein Gelehrter und Weiser entwischt?" Hier ist Etwas für eine berathschlagende Tabagie, und für den armen Gundling eine schlimme Aussicht; es handelt sich um sein Leben. Sogar mit dem Trinken muß er sich in Acht nehmen, muß den Trost entbehren und seinen Verstand beisammen halten bis der Sturm vorüber. Nach vielem Berathschlagen findet man, daß die königliche Gnade ergehen könne und ersinnt einen Ausweg, unter Bedingungen. Bei der nächsten Tabagie kömmt ein Bedienter herein mit einem der größten Präsentirbretter von der Welt und auf demselben einen 'vergoldeten hölzernen Schlüssel, ungefähr eine Elle lang:' dies gigantische Stück Geräth wird dem reumüthigen Kammerherrn feierlich um den Hals gehangen, dies soll er öffentlich tragen als Buße und sich guter Aufführung befleißigen bis das königliche Gemüth erweichen könne. Man denke sich den armen Dummkopf in der

Zwischenzeit. 'Als er seinen metallenen Schlüssel wieder erlangt, geht er zu einem Schmied und läßt sich ihn mit Draht fest machen.'

Was Gundling unter diesen Possenstreichen und Schwänken bei sich dachte, ist uns nicht bekannt. Der arme Wicht war kein geborener Narr, obschon er einer wurde durch Universitätsgelehrsamkeit, Eitelkeit, starke Getränke, und der Welt Verkehrtheit und seine eigene. Unter rechter Führung, namentlich wenn er zu strengem Stillschweigen erzogen worden wäre, hätte einigermaßen ein leuchtender Gegenstand aus ihm werden können, — nicht, wie nun, ein phosphorescenter, leuchtend durch seine Fäulniß blos! In der That ein trauriges 'Trübsal der Schriftsteller', wenn es Einen trifft! — Der arme Gundling hatte wohl auch helle Momente mitunter, tragische Anfälle der Erkenntniß in seinem innern Menschen. Er hatte einen Bruder, gleichfalls ein Gelehrter, der seinen Verstand behielt und der sogar ein nicht unberühmter Professor zu Halle war; dessen sehr akademisch, gravitätisch und wohlhäbig aussehendes Portrait man noch in alten Bilderläden begegnet; dessen Bücher, über 'Heinrich den Vogler (De Henrico Aucupe)', 'Kaiser Conrad I.' und andere dunkle historische Gegenstände, man noch zu Rathe ziehen kann, — obschon mit wenig Nutzen, nach meiner Erfahrung. Dieser hieß Nicolaus Hieronymus, Unserer Jakob Paul, der ältere Bruder, — einst vermuthlich die Hoffnung des Hauses und eines liebenden Vaters Stolz, in jenem alten nürnbergischen Pfarrhaus vor langer Zeit!

Auch Jakob Paul fuhr fort Bücher zu schreiben, über brandenburgische Heraldik, Topographie, Genealogie: sogar ein oder zwei 'Leben' alter brandenburgischer Kurfürsten sind noch von seiner Hand vorhanden, werden aber nun von keinem Sterblichen mehr angesehen. Er war königlicher Historiograph gewesen, war es vielleicht wieder, und fühlte sich verpflichtet, dergleichen Bücher zu schreiben: verschiedene davon ließ er drucken, und wir hören von andern noch in Manuscript, 'in fünf Foliobänden reingeschrieben.' Er führte unzählige halbe Spitztitel und -Aemter, war, unter Anderem, wirklicher Präsident der berliner königlichen Gesellschaft oder Académie des Sciences, Leibnitzen's Schooßtochter, — hier saß Gundling wirklich in Amt und bezog den Gehalt, als Eine Gewißheit. "Er so gut wie ein Anderer", dachte Friedrich Wilhelm: "Zu was sind die solennen Käuze nutz mit ihren großen Perücken, ihren sauertöpfischen x+y's, und ihrem gelehrten Kauderwelsch? die nichts thun, das ich wüßte, als jährlich den berliner Almanach,

wovon sie leben. Sie mögen davon leben und sich dafür bedanken, mit Gundling an ihrer Spitze."

Die Akademie der Wissenschaften macht ihren Almanach und ein Peculium von Profit damit; liest allenfalls ein Wenig 'über Anatomie' (ist schon zu was nutz, die, in Seiner Majestät Meinung); schmachtet aber ohne Aufmunterung unter der jetzigen Regierung. Hat Seine Majestät denn keine Preisfragen vorzuschlagen? Keine, oder schlimmer noch. Er trug einmal diesen gelehrten Mitgliedern amtlich auf, für ihn auszumachen: "Warum Champagner schäume?" Sie, mit einer verborgenen Ader von Spaßhaftigkeit, erbaten sich 'Material, um Versuche damit anzustellen.' Friedrich Wilhelm schickte ihnen ein Dutzend, oder gewisse Dutzende, und die Sache hat sich bis zur heutigen Stunde unerklärbar bewiesen. Es hat wohl niemals ein König, kaum je ein Mensch, weniger Verehrung gehegt für die sogenannten Wissenschaften, für akademische Bildung und die Kunst des Schwätz-Schulmeisters überhaupt! Ein König mit gar stumpfem Sinn für die schönen, namentlich für die redenden Künste. Literarischen Ruhm selber sieht er als Marktschreierruhm an; die Kunst, große bewundernswürdige Folianten zu schreiben, gilt ihm für nicht viel besser als die des Vomirens langer Bündel mirakulöser Schnur für gaffende Müßiggänger auf dem Markte; und also födert und hetzt er seinen Gundling als einen phosphorescenten Dummkopf erster Größe, der nichts Besseres verdient.

Ja er hat kürzlich erst (1723 das genaue Jahr) seine immer-denkwürdige That Wolf und der Wolfischen Philosophie zu Halle gegenüber verübt. Der berühmte Wolf war zu damaliger Zeit als der zweite größere Leibnitz und Oberphilosoph der Natur anerkannt, der 'durch die mathematische Methode' gleichsam die Natur über der Thatsache ertappt und Alles beleuchtet hatte, so daß es lesen könne wer vorüberläuft, — was damals Menschen aller Art versuchten, jetzt aber gänzlich aufgehört haben zu versuchen 'mittelst der Wolfischen Methode:' — Der unsterbliche Wolf, etwas steif und zurückhaltend in seinem Wesen, innerlich ein wenig stolz und der Verachtung für das Verächtliche im Stillen nicht ermangelnd, war von den hallischen Theologen der Irrlehre beschuldigt worden. Der unsterbliche Wolf, krächzend satyrisch dabei, hatte sich natürlich vertheidigt, war natürlich in ein uferloses Meer von Controverse mit den hallischen Theologen gerathen, wodurch Seine Majestät eine geraume Zeit mit eitel Krieg und Gerüchten von Krieg von jener

hallischen Universität aus behelligt wurde.[1] So daß Seine Majestät, unfähig das Oberste vom Untersten in einem solchen Knäuel von Argumenten zu unterscheiden, oder der Sache, wenn auch mit dem besten Willen und Verlangen, gerecht zu werden, oft leidenschaftlich frug: „In Gottes Namen, was ist denn eigentlich wahr an der Sache?“ Majestät ernannte Untersuchungscommissionen, las Berichte, vermochte eine lange Zeit nichts Sicheres herauszubringen. Endlich kam unversehens eine Entscheidung; — der königliche Sinn plötzlich erleuchtet, es ist ein wenig ungewiß wie. Einige schreiben es Gundling zu, was unwahrscheinlich ist; Andere ‘zweien Generälen’ von frommer orthodoxer Denkungsart, die mit Halle bekannt waren, — und ich habe dunkel gehört, der Alte Dessauer sei dahinter gesteckt, der ebenfalls Halle kannte und es ohne Zweifel satt war, von nichts als dem verleumdeten Philosophen Wolf und schmähsüchtigen Theologen Lange, oder vice versa, dort reden zu hören. Irgend ein practischer Militair, nicht gewohnt sich mit Schatten zu befassen, war es am allerwahrscheinlichsten. „In Gottes Namen, was ist denn eigentlich wahr an all' Dem?“ frug Seine Majestät die practische Person: „Lehrt Wolf wirklich höllische Doctrinen, wie Lange sagt, oder himmlische, wie er selber sagt?“ „Lehrt Gepappel hauptsächlich, wie mir scheint, und gelehrtes Kauderwelsch“, gab die practische Person zu verstehen: „Aber es heißt, er habe eine Doctrin über Eide und was er den Grund der Pflicht nennt, die mir nicht gefiel. Keine himmlische Doctrin das. Der zufolge könnte der erste beste von Euer Majestät Grenadieren desertiren und sagen, er habe keine Sünde gegen Gott begangen!“[2] Friedrich Wilhelm gerieth in einen Paroxismus des Grausens, redactirte auf der Stelle kurzen königlichen Befehl[3] (der noch unter den Curiositäten der Universität aufbewahrt wird): Daß Wolf Halle und das preußische Gebiet innerhalb achtundvierzig Stunden mit Sack und Pack auf ewig zu meiden habe, „bei Strafe des Stranges!“

Des Stranges: Der Oberphilosoph der Natur, wenn er sich zu spät treffen läßt, soll gehängt werden, als wäre er ein Schafdieb; gehängt, ohne Umstände! Der arme Wolf raffte seine sieben Sachen zusammen, Frau und Habseligkeiten, gürtete

[1] In Büsching (Beiträge I. 1—140) findet sich rauhe authentische Auskunft über Wolf und namentlich über diese Sache, — nebst verschiedenen curiosen Wolfischen Briefen.

[2] Büsching I. 8. Beneckendorf, Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm's I. (Anonym, Berlin, 1787), II. 23.

[3] 15. November (Büsching sagt 8.) 1723.

seine Lenden und machte sich mit aller Eile aus dem Staub. Er lebt nun unter hessendarmstädtischem Obdach, zu Marburg, als Professor von irgend etwas, und die gesammte Intelligenz der Welt ist von Erstaunen betroffen und von stillem und lautem Mitleiden mit dem armen Manne. — Es ist nur billig hier noch zu erwähnen, daß in Friedrich Wilhelm, als er nachgerade die Stimmung der Welt in diesem Betreff gewahr wurde, Zweifel aufzutauchen anfingen, und daß er beschloß, selber von Wolf's Schriften Einsicht zu nehmen. In Wolf lesend, war er verständig genug zu erkennen, daß hier ein Mann von unleugbarer Begabtheit und Rechtschaffenheit sei, daß das practische militairische Urtheil, mit dem eisernen Ladstock ladend, weit fehlgeschossen habe in dieser Sache und daß, mit einem Wort, ein handgreifliches Unrecht verübt worden. Dies war 1733, — zehn Jahre nach dem Schuß, als Seine Majestät mit eigenen Augen einsah, wie fehl derselbe gegangen. Er trug Wolf ernstlich mehr als einmal an, zu ihm zurückzukommen: Halle, Frankfurt, jede preußische Universität, wo sich eine Stelle erledigte, stand nun weit offen für Wolf. Aber Wolf war gewitzigt: Wolf, mit tiefsten Verbeugungen, antwortete allezeit ausweichend, — und kehrte nicht zurück bis die neue Regierung begann.

Friedrich Wilhelm wußte wenig von Buchgelehrsamkeit und Schriftstellerei, und sein Begriff davon ist uns sehr anstößig. Aber die Sache ist, o Leser, die Schriftstellerei ist von zweierlei Art: Die eine, weise und kann mit zu den weisesten irdischen Dingen gehören; die andere, thöricht, bisweilen weit hinaus über was der menschlichen Natur auf anderem Wege erreichbar. Dummköpfigkeit, Unverstand im Zustand des Schweigens, erachtet man für schlimm; aber Dummköpfigkeit, die stimmreich wird, die überzeugend reden kann, — hast Du das je bedacht? Menschliche Opacität, die in Phosphorescenz geräth, das heißt, die (sich selber und allen Sterblichen) leuchtend wird durch ihr eigenes Uebermaß, durch ihr Ausbrechen in gährende Fäulniß: — da sind alle anderen Formen des Chaos kosmisch im Vergleich! — Unser arme Friedrich Wilhelm hatte nur Gundlinge unter der schriftstellerischen Klasse gesehen: hätte er weisere Exemplare gesehen, er dürfte, wie in Wolf's Fall geschah, eine andere Meinung gefaßt haben. Ja, man kann sogar bemerken, wie er, Gundling selber gegenüber, bei all' seiner unaussprechlichen Verachtung, Schimmer des Bewundernswürdigen (solche Kenntnisse, solche Dictionnair-Fähigkeiten, wennschon verrückt!) in ihm zu beachten scheint, — und er hat fast eine Art von Liebe für den absurden Kauz. Gundling's Gehalte belaufen sich auf etwa 1000 Thaler,

eine außerordentliche Summe an diesem Hofe.[1] Ein Dummkopf, bewundernswürdig in gewisser Art und von unendlicher Hülfsquelle im Tabacksparlament wenn die Geschäfte stocken! —

Kein Ende der wilden Hänseleien, des houyhnmischen Kurzweils, das sie mit dem besoffenen Gundling trieben. Er ist schon berauscht fortgetaumelt und fand, oder fand nicht so recht bis zum Morgen junge Bären bei sich im Bette liegen; — hat wohl auch seine Stubenthüre zugemauert gefunden, sah sich gezwungen umher zu tappen, taumelnd von Thür zu Thür und Pforte zu Pforte, und schließlich in der Grube des großen Bären ankommen, der ihn da unmenschlich herzte und drückte. Einmal zu Wusterhausen, blind-betrunken aus dem Schlosse seinem Lager zu taumelnd, wird ihm von der Schildwache dort (auf das Anstiften der Houyhnms, die zusehen) irgend ein militairisches Versehen aufgebunden: Warum er Dies oder Jenes unterlassen oder gethan habe? Gundling's betrunkene Antwort ist unbefriedigend. "Arrest, Herr Kammerherr, nicht zu helfen!" Sie stumpfen und stoßen ihn unter den Bären herum, die dort hausen, — zuletzt legen sie ihn horizontal über zwei Stricke, schwingen ihn hin und her, auf und ab, über dem schwarzen acheronischen Graben, der zugefroren, denn es ist mitten im Winter: einer von den Stricken, der untere, reißt, Gundling platscht mit seinem Gesäß plumps auf das Eis, bricht ein großes Loch in das Eis und kann kaum bei den Füßen, Armen und dem noch haltenden Strick unertrunken heraus gezogen werden.[2]

Wenn er, mit natürlichem Aerger, seine Thüre verschließt, und sich weigert, in die Tabagie zu kommen, brechen sie ein Brett in seiner Thüre ein und zwingen ihn mit Schwärmern, Feuerwerk, Raketen und malodorösen Geschossen heraus. Einmal lief der arme Dummkopf, auf einen Moment menschlich werdend, hell davon, nach Halle, wo sein Bruder lebte, oder noch sichererem Ort: aber man brachte die nöthigen Köderungen, erhabene Abbitten, Titel-, Gehaltsvermehrungen, in Anwendung, und der unentbehrliche phosphorescente Dummkopf und Präsident der Kauderwelsch-Akademie ließ sich bewegen, zurückzukehren. Der Trunk blieb allezeit als sein Trost übrig; der Trunk und die unsterblichen Bände, die er schrieb und druckte. Erhabene Geschenke, — des Kaisers Portrait in Diamanten gefaßt, bei einer Gelegenheit, — für die an hohe Personen verehrten Exemplare

[1] Förster I. 263. 284 (wenn sich die beiden Stellen mit einander vertragen).

[2] Förster (I. 254—280), gestützt wohl auf Leben und Thaten des Freiherrn Paul von Gundling (Berlin, 1795); vermuthlich nicht der exactesten Biographien eine.

seiner Bücher trafen bei ihm ein: unsterblicher Ruhm, ist der nicht offenbar sein Antheil? Noch offenbarer Ueberfluß an gutem Wein. Friedrich Wilhelm ließ es ihm nicht an Titeln mangeln, — hob ihn zuletzt in den Adelstand und entwarf das Diplom und die Wappenblasonei dafür, echt friedrich-wilhelmisch, mit eigener Hand. Die Gundlinge, in Anerkennung des überschwenglichen Geistes und Verdienstes ihres Gründers Gundling, sind hiermit als von freiherrlichem Range erklärt bis zu ihrem letzten Sproß, und 'sollen und dürfen in allen Ritterrennen, Schlachten, Gefechten, Lagerhaltungen, Siegelungen und Versiegelungen genanntes Wappenschild gebrauchen' — falls ihnen das was profitiren kann. Von einer preußischen Majestät, welche uns 1000 Thaler jährlich nebst Kost und Logis und freien Zutritt zum Keller und Ehren, wie diese, gewährt, muß man sich schon was gefallen lassen. Die allerhöchsten Personen machten, wie gesagt, Gundlingen mehr als einmal Geschenke, in Diamanten gefaßte Miniaturbilder, Börsen mit hundert Dukaten: sogar Gundling, meinte man, könne ein tolles oder sonstiges Wort hinwerfen, das Früchte tragen dürfte. Man sagt ihm nach, er habe niemals Einem zu Schaden bei Seiner Majestät gesprochen. Der arme explodirte Dummkopf war im Grunde nicht bösartig, — wenigstens nicht so lange man seine 'Phosphorescenz' unangetastet ließ.

Aber die großartigsten Explosionen im Tabacksparlament ließen sich hervorbringen, wenn man zwei literarische Thoren beisammen hatte und, wie mit leydener Flaschen, positiv und negativ, ihre Eitelkeiten auf einander wirken ließ. Dies fügte sich manchmal, wenn dem Tabacksparlament sein Stern leuchtete. Friedrich Wilhelm hatte allerhand Hanswurst-Räthe von der Gundlingischen Sorte, wiewohl keiner davon je Gundlingen an Werth als Hanswurst gleich oder auch nur nahe kam.

Herr Faßmann, der für Gönnergunst oder für die leipziger Verleger Bücher schrieb, und in der Welt als ein Stern oder Komet von einiger Größe herumwanderte, ist meinen Lesern wenig bekannt: — mir aber allzuwohl vermöge gewisser dunkler Bücher von ihm, die ich habe lesen müssen.[1] Eine sehr dämmerige literarische Figur, unläugbare, unentzifferbare, menschliche Thatsache jener Tage, gegenwärtig total erloschen und verschollen, seine Umstände, Ausstaffirung, Umgebung sämmtlich äußerst dunkel für uns. Vermuthlich ein allzu ruheloser, imponderabler Mensch, zu sehr vom Gundlingschen Typus, sein Wesen gas-

[1] Leben Friedrich Wilhelm's, das gelegentlich hier angeführt ist: Leben August's des Starken u. s. w.

artig, nicht fest. Vielleicht ein wenig ein Gecke von Natur, Speichellecker aus Nothwendigkeit, — indem er arg in die Ecken gedrängt und ohne allen Ellenbogenraum in der Welt war. Hat im Uebrigen ein erkennbares Talent für die 'periodische Literatur', — für die Journalistik, wäre diese reiche Grube, 'das Californien der geistig-vagabundischen', in jenen Tagen geöffnet gewesen. Der arme erloschene Faßmann, man entdeckt zuletzt eine Ader schwacher Genialität in ihm, hie und da wirklichen menschlichen Sinn und Einblick, unter diesen seltsamen Bedingungen, und seine armen, nun zur Fadheit vermoderten Bücher haben etliche winzige Samenperlen für den ernsthaften Leser zurückgelassen. Wenn er leider 'geistig-vagabundisch' ('geistig' und auch sonst) werden sollte, mochte es nicht etwa heilsam für ihn sein, daß jenes Californien nicht entdeckt war? —

Faßmann war keineswegs ein solcher Narr wie Gundling, aber er hatte auch viel vom Narren an sich. Er war um diese Zeit[1] nach Berlin gekommen, in der Hoffnung, im König oder sonst Jemanden einen Gönner zu finden; mochte wohl bei sich sagen: "Bin doch wahrhaftig mehr als Gundling werth, wenn der berliner Hof Augen hat." Vom König ward er, auf irgend eines weisen Generals Fürsprache, vorläufig wenigstens in die Tabagie eingeführt. Hier ist der berühmte Gundling, dort der berühmte Faßmann. Positive leydener Flasche gegenüber der negativen; einem jeden dieser beiden Menschen wohnt eine vollgeladene feurige elektrische Kraft des Eigendünkels inne, die eine zerstörend für die andere, — fände sich ein Leiter. Es finden sich Leiter, fehlt nicht an Leitern: und mannichfaltig sind die Explosionen zwischen diesen gegenseitig-zerstörenden menschlichen Abarten, — begrüßt mit lustigem, etwas leerem, ungeheurem wieherndem Gelächter, in diesem Tabacksparlament und Synode der Houyhnms.

Hier ist ein äußerstes Beispiel, mit dem wir schließen wollen. Faßmann, ein Mensch nicht ohne Sarcasmus und Schärfe, wie man noch sehen kann, hat eines Abends Gundling bis zur Ueberschwenglichkeit gereizt, wo Worte schwach sind und nur Thätlichkeit genügt. Gundling, auf den Explodirpunkt getrieben, ergreift plötzlich sein holländisches Rauchpfännchen mit Torfkohlenasche und glühend heißem Sand und wirft es Faßmann ins Gesicht, der natürlich schrecklich darüber erstaunt ist, und dem sogar die Augenbraunen verbrannt sind, von anderen Beschädigungen nicht einmal zu reden. Wehrt Euch, Faßmann! Faßmann wehrt

[1] 1726, wie er selbst sagt (oben S. 459).

sich mit Macht, denn er ist der Stärkere ebensowohl als der Satirischere; packt Gundling beim Kragen, zerrt ihn herum, legt ihn zuletzt über seinen Schooß, das Gesäße zu oberst, schlappt besagtes Gesäße (das arme Gesäße, welches das Eis zu Wusterhausen einbrach) mit dem heißen Pfännchen, — ja Einige sagen: legt es bloß und schlappt. Unter dem unauslöschlichen wiehernden Gelächter (aufrichtig aber leer) des houyhnmschen Olymp.

Nach diesem giebt Seine Majestät, als Epilog zu einem solchen Stücke, zu verstehen: daß Handlungen dieser Art nicht geziemend seien zwischen Ehrenmännern; daß wenn Ehrenmänner einen Streit hätten, es einen andern Weg gebe, ihn auszumachen. Hierauf fordert Faßmann Gundling heraus, Gundling nimmt es an, man bestimmt Zeit und Ort, Pistolen die Waffe. Zur festgesetzten Stunde steht demgemäß Gundling am übereingekommenen Ort mit der Pistole in der Hand da; beim Anblick Faßmann's aber wirft er die Pistole von sich, will keinen Menschen erschießen und sich von keinem erschießen lassen. Faßmann schreitet finster vor, schießt sein Pistol (bloßes Pulver) auf Gundling's sublime Ziegenhaarperücke ab: die Perücke schlägt in helle Flamme aus, Gundling stürzt kreischend zur Erde wie todt, und sie dämpfen und beleben ihn mit einem Eimer Wasser. Hat man je solches Kurzweil gesehen? Schallendes Gelächter, mächtig, derb und etwas leer, wie jenes der nordischen Götter bei ihrem Ael zur Yulzeit, — wie wenn das Antlitz der Sphynx sich zum Lachen verzöge oder die fabelhaften Houyhnms selber mit dabei wären, um auf ihre eigene Art zu necken.

Seine Majestät schenkte Gundlingen am Ende ein entsprechend angestrichenes Weinfaß, 'schwarz mit einem weißen Kreuz', welches als Memento-mori in seiner Stube stehen und sein Sarg werden sollte. Es stand so zehn Jahre lang da, und Gundling saß und schrieb oft darin, ein guter Schirm gegen Zugluft. Und das arme Ungethüm ward wirklich in seinem Faß begraben;[1] Faßmann hielt eine Leichenrede, und die orthodoxe Geistlichkeit stieß aus der Entfernung nur einen dumpfen Seufzer aus. "Der Herr Baron von Gundling war ein Mann von vielen Würden, von vieler Buchgelehrsamkeit, ein Mann von großem Gedächtniß," giebt Faßmann zu, "aber ohne Urtheil", deutet er an, — "auf das Urtheil wartend (expectans judicium)", witzelt Faßmann mit Laune. Faßmann trat in all seine Emolumente und Ehren ein, behielt sie aber nicht, zog es vor, nicht lange darauf wegzulaufen: und auf ihn

[1] Starb am 11. April 1731, Alter 58 Jahr. Beschreibung der Bestattung 'zu Bornstädt bei Potsdam', in Förster I. 276.

folgte Dieser und Jener, mit denen der Leser hier nicht belästigt werden soll. Genug, wenn der geduldige Leser ein wenig in diesen Hintergrund von Friedrich Wilhelm's Dasein geblickt und, als didaktischen Theil, einen Begriff von dessen eigentlichen Ansichten oder Instinkten über geistige Phosphorescenz oder Dummheit, die stimmreich geworden, gewonnen hat, welche viel richtiger sind, als die meisten von uns wohl ahnen.

Dies waren die Kurzweile des Tabacksparlaments, und sein eigentlicher Zweck war allezeit Kurzweil, Erholung: aber es ist kein Zweifel, daß es auch eine ernsthafte Function hatte. Geschäftssachen, fügt Beneckendorf, der gute Gelegenheit hatte, sich zu unterrichten, hinzu,[1] waren oft ein Gegenstand der Unterredung im Tabackscollegium. Nicht daß man sie da abfertigte, entschied oder entscheiden wollte, ‘aber Friedrich Wilhelm lenkte ‘oft die Rede auf solche Dinge, um die Meinungen seiner Ge‘neräle und Hauptpersonen unvermerkt darüber zu erforschen,’ — und kurz, um so von der Gesammtweisheit Nutzen zu ziehen.

Achtes Capitel.

Seckendorf's Drohwort gegen ihre Majestät.

Der Vertrag von Wusterhausen war der Königin Sophie, ihrem Vater Georg und aller äußern Creatur noch unbekannt: aber jenes offene Wanken und allmälige Zurückziehen von dem hannöverschen Vertrag war nur zu wohl bekannt und bedeutete nichts Gutes für ihr Lieblingsprojekt. Weibliche Seufzer, männliche Verstockungen und andere häusliche Phänomene in Folge davon kann man sich denken. “Eine gewaltig grandiose britanische Majestät und sehr stolzer Vater gegen uns, Madame, seitdem er König von England geworden ist. Stolzirt einher mit der Nase hoch in der Luft; würdigt uns nicht der mindesten Beachtung, außer als ein Ding, das man allenfalls für sich fechten lassen kann! Und er unterschreibt den Doppelheirathsvertrag nicht, Madame, spricht blos vom Unterschreiben, — wie wenn wir ein verhungerter Gaul wären, den man mit einem

[1] Beneckendorf: Karakterzüge I. 137—149. VI. 37.

Bündel Heu an der Deichselspitze, der immer vor ihm ist, antreiben könne!" — "Jarni-bleu!" näselte Seckendorf mit tugendhaftem Eifer oder blickt es, und die Dinge sind nicht angenehm an der königlichen Tafel.

Excellenz Seckendorf, finden wir zu dieser Zeit, 'bewirthet Seine Majestät oft an seiner Tafel': und welche Bewirthung! alles genau nach unserm Geschmack, — keine Kosten gescheut (die in der That der Kaiser trägt, wenn wir es wüßten). Und in Erwiederung speist Excellenz häufig bei Seiner Majestät, wo das Gespräch, wenn es auf England kommt, wie das häufig geschieht, immer verletzender für die Königin wird. Seckendorf bestrebt sich, höflich, zurückhaltend vor der Königin Majestät an ihrer eigenen Tafel zu sein; jedoch manchmal lispelt er in seinem garstigen näselnden Tone halbe Anspielungen, Aeußerungen über unsere königlichen Verwandte, die höchst erbitternd sind. Die Königin Sophie, die höflichste der Frauen, verlor doch einmal, sagt Pöllnitz, über irgend eine zu weitgehende Stichelei dieser lispelnden näselnden Unausstehlichkeit ihre königliche Geduld und flammte auf. Mit menschlicher Freimüthigkeit und ungemein leuchtenden Augen bedeutete sie Seckendorf: Niemand, der nicht selber eine Art von Schuft wäre, könne dergleichen Gedanken von Königen und Ehrenmännern hegen! Welche harte Rede die steifrückige rheumatische Seele Seckendorf's (Excellenz trug auch Zorn im Gemüthe, tief unten) entzündete, welcher erwiederte: "Ew. Majestät, dafür hält mich niemand. Sollte aber unglücklicher Weise Jemand so von mir denken, so würde ich es ihm gewiß gereuen machen!" Und wahrlich, er hat seine Drohung in diesem letzteren Punkte gehalten, sagt Pöllnitz.[1]

Wie die Sachen nun stehen, wird es in der Natur der Dinge unwahrscheinlich, daß die projectirte Doppelheirath, oder sonst eine Verbindung mit England, sich für die Königin Sophie und ihr Haus je verwirkliche. Der Kaiser hat verfügt, es soll nie geschehen. Hier ist der König bereits aufgebracht, eingenommen dagegen; hier ist des Kaisers Seckendorf, mit außernatürlichem Apparate, gekommen, ihn bei dieser Stimmung festzuhalten. Der Königin Sophie selbst, die nur die Außenseite von Seckendorf und seinem Apparat sah, erschien die Sache ohne Zweifel voller Schwierigkeiten; aber uns, die wir das Innere sehen, sind die Schwierigkeiten augenscheinlich hoffnungslos. Es sei denn, daß der Kaiser seinen Sinn ändert, daß manche ausgemachte Dinge sich ändern, anders ist die Doppelheirath unmöglich.

[1] II. 244.

Eines nur ist ein Jammer, und dies hat sich als ein unermeßlich Solcher bewährt: Daß man es, daß Königin Sophie unter solchen Umständen es nicht frei heraus aufgab. Doppelheirath ist kein Naturgesetz, es ist nur ein Project zu Hannover, das wieder auseinander gegangen. Es wird ein Leben für unseren Kronprinzen und unsere Prinzessin auch ohne Heirath mit England geben! — Es ist höchlich weise, das Unmögliche, das übermäßig Schwierige zu erkennen, wenn es sich darbietet: aber wer unter Männern, wieviel mehr wer unter Frauen, ist dies immer im Stande?

Königin Sophie Dorothea will diese Doppelheirath haben, und sie soll möglich sein. Die arme Dame, sie war sehr eigensinnig, und ihr Gemahl war sehr willkürlich. Ein rauher Bär von einem Gemahl, jedoch keineswegs ein unliebender, ein Gemahl, den man hätte leiten können. Sie beging augenscheinlich einen argen Irrthum, indem sie beschloß, diesem Manne nicht zu gehorchen, wie sie es einmal gelobt hatte. Durch vollständigen, fertigen Gehorsam hätte sie ein sehr erträgliches Leben führen können mit dem ungeschlachten Brummbären, der ihr zum Loose gefallen und der ein sehr rechtschaffenes Geschöpf war. Dazu hätte sie noch ein prächtiges Stück Frauenwerk vollbringen können, indem sie ihren Bären zähmte; hätte ihn beim Maulkorb in der Stille weit genug führen können, — durch Gehorsam.

Aber durch Ungehorsam, durch offene oder geheime Empörung? Friedrich Wilhelm war ein Eheherr, Friedrich Wilhelm war ein König, und der imperativste Mensch, der damals athmete. Ungehorsam gegen Friedrich Wilhelm war etwas, welchem, im preußischen Staate, wieviel mehr erst im berliner Schlosse und lebendigem Innersten des besagten Staates, die Gesetze des Himmels und der Erde keinem Manne und keiner Frau zu Liebe, Duldung gestatteten. Das weite Himmelsgewölbe blickt auf keinen unbeugsameren souverainen Menschen herab, als jenen in dem rothaufgeschlagenen blauen Rock und weißen Stiefeletten, mit dem Bambus in seiner Hand. Ein friedliebender, viel gehaltsamer, nichts Böses wollender souverainer Mensch, wenn man ihn gehen läßt. Aber ihm in den Weg treten, ihn bei der Nase seiner königlichen Souverainetät zupfen und ihn schimpflich auf einen andern Weg hinzwingen: das ist ein Unterfangen, womit es kein Mensch oder Teufel, keine Anzahl von Menschen oder Teufel zu versuchen braucht. Seckendorf und Grumbkow im Tabacksparlament wissen es besser anzugreifen. Dieser Versuch ist unmöglich, ein für allemal. Der erste Schritt in einem solchen Versuche müßte sein: Ermordung Friedrich Wilhelm's; denn Du kannst Dich darauf verlassen, königliche Sophie, so lange er lebt, ist

die That nicht thunlich. O königliche Sophie, o hübsches Fiechen, was für einen Handel richtest Du an!

Dieses Jahr 1726 war durchgehends ein verdrußvolles für Königin Sophie. Seckendorf's Erscheinung, König Georg's Manifesterlassungen, Befürchtung eines bevorstehenden allgemeinen Krieges, ja anfangendes wirkliches Sprühen desselben (Gibraltar cernirt von den Spaniern, bereit, es zu belagern, heißt es), und das war noch nicht einmal Alles. Sophie's arme, so lange im Schloß Ahlden festgehaltene, zur tragischen Megäre gewordene Mutter geht mit wilden Fluchtplänen um, mit Hülfe von Secretairen, Geld in der amsterdamer Bank, und ich weiß nicht was; mit all welchen Dingen Sophie, unter doppeltem und dreifachem Geheimniß correspondirend, ihre eigenen Schrecken und Besorgnisse hat, und sie zu bemeistern sucht. Und nun, tief im Jahr, stirbt die arme alte Mutter plötzlich.[1] Ausgebrannt, stürzt sie zu Asche und langer Ruhe zusammen und beschließt so ihre namenlose dreißigjährige Tragödie: — welch eine Blaubartkammer in Sophien's Gemüth! Ja es entstehen Streitigkeiten über Beerbung der Erblaßten, welche sich als ein neuer Kummer bewähren.

[1] 13. November 1726: Memoirs of Sophie Dorothea, Consort of George I. (I. 386), — wo man auch einige ihrer schließlichen Briefe ('edirt' wie vom Alp) lesen, aber kaum einen Sinn herausbringen kann.

Ende des ersten Bandes.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

64
72 67
69
76
~~77~~
78

Carlyle, Thomas

Geschichte Friedrichs II. von Preußen, genannt Friedrich der Grosse

Bd.: 1

Berlin 1863